Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Der ganzen Reihe zehnter Band.

Erste und zweite Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1907.

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Dritte Abteilung:

Neueste Zeit.

Zeitalter des subjektiven Seelenlebens.

Dritter Band.

Erste und zweite Auflage.

85731
11/2/08

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1907.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Diesem Bande habe ich nur wenige Worte vorzusetzen: Worte des Dankes. Wie mein lieber Schüler und Freund Herr Dr. Rudolf Wustmann die literärgeschichtlichen Partien des achten Bandes, so hat der mir in verwandter Weise nahestehende Herr Dr. Friedrich Schulze die entsprechenden Teile dieses Bandes in der Korrektur mitgelesen. Andere Abschnitte wissenschaftsgeschichtlichen und politischen Inhalts sind von den Herren Geheimrat Professor Dr. Ostwald und Professor Dr. Des Coudres, sowie Herrn Dr. Armin Tille durchgesehen worden.

Das Register hat, wie bei früheren Bänden, Herr Dr. Martens bearbeitet.

Allen diesen freundlichen Helfern weiß ich herzlichen Dank.

Leipzig, 1. November 1907.

K. Lamprecht.

Inhalt.

Vierundzwanzigstes Buch.

Erstes Kapitel. Frühromantik.

Seite

I. Innerer Verlauf und Wesen der Romantik . . 3—32

Einleitendes. Rückblick auf den Verlauf der Entwicklung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Abgrenzung gegen die zweite Periode des Subjektivismus. Allgemeiner Charakter und Perioden der Romantik. Die Frühromantik: Wesen und Auswüchse: innerer Verlauf; Verhältnis der Zweige der Phantasietätigkeit und der Philosophie in ihr.

II. Die Philosophie der Frühromantik . . . . . 32—62

Verlauf der Philosophie des 16. bis 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf die mystische Denkrichtung; Kant. Die Systeme Fichtes und Schellings. Mystischer Charakter des frühromantischen Denkens. Geschichtliches Verhältnis dieses Denkens zur früheren Entwicklung der Mystik: seine Fruchtbarkeit, seine Konsequenzen. Religiöse Wandlungen im extremen Subjektivismus. Die Weltanschauung der Dichter.

III. Die Dichtung . . . . . 62—82

Die subjektive Frühromantik. Das Drama: Märchendrama, Stimmungsdrama, Zauberdrama; genereller Charakter; Lesedrama, Bühnendrama; Schauspielkunst. Die Erzählung: Charakter der Szenenbildung, Wesen des Romans. Die Lyrik: allgemeiner Charakter; schwäbische Anfänge; Novalis; der Schlegel-Tieckſche Kreis. Die objektive Frühromantik: Ballade, Volkslied; Historismus und Regionalismus.

Seite

IV. Die bildende Kunst. — Romantik und Klassizismus . . . . . 82—116

Entwicklungsschwierigkeiten: Führerschaft der Malerei. Ästhetik des Klassizismus und der Romantik. Die Nazarener in Rom und in Deutschland: subjektive Frühromantik. Objektive Frühromantik: Schwind. Verhältnis der bildenden Kunst zu Dichtung und Weltanschauung. — Gegensatz und Übereinstimmung von Klassizismus und Romantik. Allgemeines Verhältnis der Großen der früheren Periode zur Romantik. Die Helden jenseits dieses Gegensatzes: Beethoven; Goethe (Wilhelm Meister, Faust, Greisenalter); Vermächtnis beider an die Nation.

Zweites Kapitel. Spätromantik.

I. Die Musik der romantischen Zeit . . . . . 117—143

Die Formengebung und die Seele der romantischen Musik; Verhältnis zum Klassizismus. Die Entwicklung des Liedes: Anfänge in der Zeit des Klassizismus; Schubert; die Ballade (Zumsteeg, Löwe): Fortentwicklung bei Weber, Mendelsohn, Schumann, Franz. Die Entwicklung der Oper: Vorstufe, Spohr; Weber; Marschner, Lortzing, Kreutzer; Nicolai. Instrumentalmusik: Mendelsohn, Vollreife bei Schumann, Ausläufer: Bruch, Rheinberger.

II. Die bildende Kunst . . . . . 143—160

Das Zeitmaß der Entwicklung in der musischen und der bildenden Kunst während der Spätromantik. Die Malerei: Umrißstil (Cornelius, Kaulbach); unmittelbarer romantischer Kolorismus am Rhein und an der Elbe (Ludwig Richter); Anerkennung der Selbständigkeit von Farbe und Licht und Übergang zu realistischen Neigungen (Düsseldorfer Schule, Wilhelm Schadow). Die Bildnerei. Die Baukunst: protestantische Gotik; katholische Gotik der Kölner Dombauschule.

III. Die Dichtung . . . . . 160—191

Das Drama: Schicksalsdrama: Versuche historischer Dramen: Grillparzer und Raimund (besondere Stellung Österreichs in der literarischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts). Die Erzählung: die objektive Romantik früher Zeit (Ritter-, Räuber- und Schauerroman); die literarisch-subjektiven Romane der Frühromantik und späterer Zeit: der historische

Seite

Roman: die Novelle. Die Lyrik: literarische Bedeutung der Lyrik der Freiheitskriege: griechisch-gelehrte Lyrik: die Lyrik Chamissos und Eichendorffs: die Landschaftsschulen in Schwaben, im Elsaß, am Mittelrhein und in Österreich: Rückschlag und Abschluß der romantischen Lyrik (Lenau, Annette Droste, Heine).

IV. Die Wissenschaft im Zeitalter der Romantik . 191—258

Allmähliches Erstarken der rationalen Motive in der Entwicklung: Verhältnis von Verstandes- und Phantasietätigkeit im Verlaufe der Romantik. — Die Naturwissenschaften: Entwicklung im 18. Jahrhundert: Physik und Chemie sowie organische Naturwissenschaften bis in die Zeiten der Romantik: Entfaltung und Blüte der Naturphilosophie von Goethe bis Schelling: Einfluß der Naturphilosophie auf die Naturwissenschaften. — Die Geisteswissenschaften: quantitative und qualitative Erbreiterung des Materials: Entwicklung der Quellenkritik: Verlauf der höheren kritischen Methoden in Motivenlehre, Ideenlehre und den ersten Anfängen kulturgeschichtlicher Methode: Entwicklung der romantischen Geschichtsphilosophie, Hegel: zunehmend wissenschaftlicher Charakter des philosophischen Denkens.

Drittes Kapitel. Beginnender Realismus.

I. Die bildende Kunst . . . . . 259—282

Übergang zum Realismus. Änderung der Stellung der bildenden Kunst im Bereiche des ästhetischen Schaffens: wachsende Anteilnahme des Bürgertums. Vervielfältigende Künste: Lithographie, Holzschnitt, Radierung, Kupferstich, Stahlstich. Anfänge des Realismus in der Malerei: Militärbild, Landschafts- und Bauernmalerei, Italienmalerei, Porträt. Erste Vermählung des Realismus mit den akademischen Traditionen vornehmlich auf dem Boden der Düsseldorfer Schule: Sittenbild: Landschaft: Historienbild: Ästhetik und Kunstgeschichte im Verhältnis zur ausübenden Kunst: Lessing, Rethel. Verhältnis von Phantasietätigkeit und Entwicklung der Wissenschaft.

II. Die systematisch-anorganischen Naturwissenschaften . . . . . 282—303

Übergangsmotive von der Romantik zum Realismus. Differenzierung der Naturwissenschaften im Beginne des 19 Jahrhunderts. Entwicklung der physikalischen Wissen-

Seite

schaften: Mechanik, Akustik, Optik: Magnetismus, Elektrizität, Galvanismus. Entwicklung der Chemie: quantitative Lehre von den Elementen, Anfänge der modernen Atomlehre. Die Anschauungen von dem Zusammenhange der Naturkräfte: Entwicklung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, seine Bedeutung.

III. Die historisch-anorganischen Naturwissenschaften . . . . . 303—316

Astronomie. Geophysikalische Disziplinen. Mineralogie und Geologie (Paläontologie). Zusammenfassung des Bedeutenden der Periode in Alexander von Humboldt: Kosmos. Die Geographie als synthetische Wissenschaft der historischen Naturwissenschaften unter dem Gesichtspunkt der Menschheitsgeschichte: Ritter.

IV. Die Geisteswissenschaften . . . . . 316—349

Gesamtverlauf der Naturwissenschaften: ihr Verhältnis zu den Geisteswissenschaften. Die Geisteswissenschaften und die Psychologie: Elemente einer eigenständigen Psychologie in den Frühzeiten des Subjektivismus, Beneke, Herbart: Wirkung beider auf pädagogischem und völkerpsychologischem Gebiete. Einwirkung metaphysischer Anschauungen und Methoden der Romantik: die Ideenlehre, Ranke und Gervinus: das Hegelsche System, seine Triadenmethode und die historischen Disziplinen, Übertragung des Systems auf die sogenannte materielle Kultur durch Marx. Die freie Entwicklung der Geisteswissenschaften: politische Geschichte: klassische Philologie und Altertumskunde. Geisteswissenschaftlicher Realismus und Politik.

Viertes Kapitel. Politische Restauration: wirtschaftliche Fortschritte.

I. Die auswärtige Lage: europäische Politik von 1815 bis 1840 . . . . . 350—380

Allgemeines über die Grundlagen der europäischen Politik nach dem Wiener Kongreß. Ihre Entwicklungsphasen bis etwa 1840. Stellung der europäischen Mächte um 1816. Italienische Revolutionen bis 1821. Spanische Bewegungen bis 1823. Verselbständigung des romanischen Amerikas, bis 1825. — Stellung der Mächte in der Heiligen Allianz um 1820. Der griechische Freiheitskampf bis zum Fall von Missolunghi, 1826. Wendung der russi-

Seite

schen und englischen Politik: diplomatische Sprengung der Heiligen Allianz. — Liberale Wendung in England; französische Julirevolution. Europäische Wirkungen der Julirevolution. Frankreich und England im Laufe der dreißiger Jahre. Französische Orientpolitik: erste Erregungen auswärtigen politischen Interesses in Deutschland: Stellung der europäischen Großmächte um 1840.

II. Entwicklung der innerpolitischen Lage in Deutschland von 1815 bis 1840 380–409

Ausbau und Mißbrauch der deutschen Bundesverfassung, bis 1834: Allgemeines über die internationale Lage in dieser Zeit; Begründung des Deutschen Bundes: erfolglose Versuche eines Ausbaues der Heeresverfassung durch Preußen: reaktionäre Bundestätigkeit der Jahre 1815—1824: voller Verfall des Bundestages, 1824—1834. — Verfassungsleben in den Einzelstaaten: Begründung des politischen Lebens in den Südstaaten: die Verfassungsfrage in Preußen; revolutionäre Ereignisse infolge der Julirevolution: Unterdrückung des Verfassungslebens in den Einzelstaaten seit Ende der dreißiger Jahre, der hannoversche Staatsstreich von 1837 und seine Folgen.

III. Selbständige Entwicklung freierer Formen der Unternehmerwirtschaft . . . . . 409—425

Erste Entfaltung moderner Wirtschaftsformen des Subjektivismus auf dem platten Lande und in den Städten: Großgutswirtschaft, Fabrik: soziale Anfänge des bürgerlichen Unternehmertums. — Die preußische Zollgesetzgebung des Jahres 1818: Vorbereitungen und äußere Lage, die eigentliche Zollgesetzgebung, Schiffahrtsverträge und Verwandtes.

IV. Die Anfänge des Zollvereins . . . . . 426—437

Entwicklung des Zollvereins bis zu den Jahren 1834 bezw. 1841: Vorbereitungen, das Prinzip und seine erste Durchführung durch Preußen, Anfänge der Ausdehnung gegenüber verwandten Vereinen, Sieg mit dem 1. Januar 1834, Zunahme des Verkehrs, Verselbständigung des Transportwesens.

Fünftes Kapitel. Fortschritte des politischen Denkens.

I. Anfänge des konservativen, klerikalen und protestantisch orthodoxen Denkens bis etwa zum Jahre 1840 . . . . . 438—460

Seite

Der Gedanke des Organismus in der Romantik und seine enthusiastische und philosophische Grundlegung. Verhältnis zu Christentum und Kosmopolitismus. Schließlich christlich-religiöse Basis. Der katholische Zweig: großdeutsch, klerikal, österreichisch. Der protestantische Zweig: kleindeutsch, im Sinne des 19. Jahrhunderts pietistisch, nordostdeutsch-preußisch. Beziehungen der beiden Zweige zueinander.

II. Primitiver Liberalismus und Junges Deutschland bis etwa 1835 . . . . . 460—486

Meinungen und Stimmungen des frühesten Liberalismus: Verhältnis zu den einzelnen Phasen des Frühsubjektivismus. Radikalismus des zweiten Jahrzehnts. Börne und Heine. Das Junge Deutschland: literarische Form der Opposition; Inhalt und Ziele; Beiträge der einzelnen Dichter: Unterdrückung und Resignation seit 1835 und 1838.

III. Entwicklung eines kirchlich und religiös extremen Liberalismus . . . . . 486—504

Lage der Kirchen um 1830; die Konfessionen und der Ablauf der geistigen Strömungen des Frühsubjektivismus. Entwicklung der Bewegung bis 1835: Das Junge Deutschland; die historische und philosophische Theologie, Strauß' Leben Jesu. Die kirchlichen und religiösen Schicksale der romantischen Philosophie, insbesondere der Spekulation Hegels; Hegelsche Rechte und Junghegelianer. Feuerbach und seine Wirkung. Sektenbildung innerhalb der protestantischen und der katholischen Kirche.

IV. Politischer Radikalismus; politische Lyrik vor 1848 . . . . . 505—517

Liberalismus und Rationalismus. Entwicklung der Vaterlandsliebe und des Einheitstraumes bis 1840. Aufschwung in den vierziger Jahren. Die neue Lyrik: Becker, Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Prutz, Herwegh, Freiligrath, Heine, Geibel. Fortschritt von einer Dichtung des Affekts zu einer Dichtung der Tat.

I. Sachregister . . . . . 518—525
II. Personenregister . . . . . 526—539

Vierundzwanzigstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Frühromantik.

I.

Die einzelnen Kulturzeitalter eines großen nationalen Verlaufes sind nicht durch steile, unübersteigbare Schranken voneinander getrennt. So wenig es in der Natur den absoluten Gegensatz von Bewegung und Ruhe gibt, jede Gleichgewichtserscheinung vielmehr nur auf einem zeitlichen Ausgleich lebendiger Kräfte beruht, deren Spannung alles andere bedeutet denn Stillstand, und so wenig in der Welt der physischen Erscheinungen sich überhaupt Sprünge von Vorgang zu Vorgang ereignen, so wenig kann in der Welt des Geistes von ruckweiser Bewegung und unzusammenhängender Entfaltung die Rede sein. Große geschichtliche Katastrophen sind wie Erdbeben; sie treten zwar plötzlich ein, sind aber im Grunde durch kontinuierliche Veränderungen uralter Zustände unter der Einwirkung ständig tätiger Kräfte veranlaßt.

So wäre es eine Errungenschaft von größter Tragweite, gelänge es, ein Universalmittel oder eine Summe von Formeln ausfindig zu machen, die es gestatteten, jede geschichtliche Bewegung als stetig leise vorrückend so darzustellen, wie sie sich in diesem Zustand in jedem Augenblicke zu der unendlichen Fülle anderer gleichzeitiger, ebenfalls leise fortrückender Bewegungen verhält. Man weiß, wie in den Naturwissenschaften von der Mechanik her eine solche Möglichkeit entwickelt worden ist, sobald sich an Stelle statischer Grundanschauungen lang-

sam eine dynamische Auffassung einzufinden begann; in der Flurionslehre der Newton-Leibnizischen Zeit liegt ihr erster Versuch vor, und das Problem ist fortbearbeitet worden bis zu den Mannigfaltigkeitslehren der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts und jenen kühnen Bestrebungen einer allgemeinen mathematischen kinetischen Kombinatorik, die sich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts als selbstverständlicher Ausdruck der Tatsache einfand, daß die Naturwissenschaften nun gänzlich und grundsätzlich dynamischen Anschauungen zu folgen begannen. Im Gebiete des Seelenlebens, im Bereiche der zahlreichen Disziplinen, die man seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts, da man Geist gleich Seele setzte, Geisteswissenschaften zu nennen anfing, ist es aber zu einer so weitgehenden Entwicklung prinzipieller Grundlagen noch in keiner Weise gekommen. Selbst die psychische Statik ist im Bereiche der hergebrachten Psychologie noch nicht so weit durchgebildet, daß sie der Anwendung auf dem Gebiete der praktischen wie der historischen Geisteswissenschaften etwa so unbedingt generelle und von allen Forschern gleichmäßig aufgenommene Unterstützung gewährte, wie sie die mechanische Statik den Naturwissenschaften schon des 17. und 18. Jahrhunderts geleistet hat. Eine dynamische Psychologie aber, die nichts anderes sein könnte als eine Lehre von der Psychogenese, sei sie nun aus der Kinderpsychologie abgezogen oder aus der Völkerpsychologie, besteht einstweilen erst in leisen Anfängen und ist noch weit davon entfernt, allgemeinste Entwicklungstatsachen, geschweige denn schon allgemeine Beobachtungen über Form und Charakter des Verlaufes, und diese nun gar wieder in der kondensierten Gestalt leicht brauchbarer Formeln zur Verfügung zu stellen.

Hier bestehen Aufgaben, des Schweißes der Edlen wert; und wer sich ihnen widmet, sei es auf dem Gebiete ontogenetischer Kinderforschung, sei es auf dem phylogenetischer Entwicklungsgeschichte, der darf sicher sein, bei seinem Wege nicht nur auf allgemeine Ergebnisse von höchster Bedeutung, sondern auch auf zahlreiche und glänzende Goldstufen von Einzelfunden zu stoßen.

Für die Darstellung einer nationalen Entwicklung aber namentlich hoher Kulturstufen, in einer Gegenwart, die der allgemeinen kulturgeschichtlichen Hilfsmittel noch so bar ist wie die heutige, muß man sich wenigstens den Grundsatz immer wieder ins Gedächtnis rufen, daß alle geschichtlichen Veränderungen von tieferer Bedeutung kontinuierlichen Charakters sind und daher eine Unsumme eng miteinander verbundener Einzelvorgänge aufweisen.

Das gilt auch für die deutsche geistige Bewegung während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie läßt sich gewiß ohne jede Schwierigkeit in Zeiten der Empfindsamkeit, des Sturmes und Dranges und des Klassizismus zerlegen. Schon die Zeitgenossen haben dies der Hauptsache nach getan: so augenscheinlich sind die Einschnitte. Dennoch: sieht man ihr Ganzes aus weiterer Ferne, so erscheint es in der Tat auch als ein Ganzes, wie eine ungeheure Sinfonie mit Steigerungen von tausend Takten: und während die groben Einschnitte der triadischen Periodisierung verschwinden, tritt statt dessen ein leises Kontinuum der Veränderung hervor, dessen feinste Schattierungen man eher fühlen als aussprechen kann: denn die Sprache ist einstweilen noch unvermögend, mit dem kurrenten Zahlgeld ihres Wortschatzes so zarte Nuancen zu decken.

Über die Form des Gesamtverlaufs aber kann kein Zweifel sein, zumal sie sich Gesetzen der Anfänge neuer Kulturzeitalter, einer Mechanik gleichsam des kulturgeschichtlichen Geschehens fügt, die sich auch schon im früheren Verlaufe der deutschen Geschichte beobachten lassen.

Bereits für das 8. bis 10. Jahrhundert kann aus dem für eindringlichere Forschungen noch recht schwachen Bestande unserer Quellen dennoch festgestellt werden, daß starken wirtschaftlichen und namentlich auch sozialen Veränderungen eine Wandlung des Seelenlebens folgt, in der, namentlich auf dem Gebiete der für uns am besten überschaubaren Frömmigkeitsentwicklung, zunächst Formen einer fast unerträglich zu nennenden Dissoziation auftreten: in der Askese schon des neunten, namentlich aber des 10. Jahrhunderts: bis dann ein höheres System

christlichen Glaubens und frommen Vertrauens gewonnen wird, dessen weite Verbreitung die psychische Grundlage des Verlaufs des Investiturstreites im 11. Jahrhundert bildet.

Viel deutlicher tritt die Mechanik des kulturgeschichtlichen Verlaufs schon im 12. und teilweise 13. Jahrhundert, in den Zeiten des Übergangs vom typischen zum konventionellen Zeitalter, hervor. Wieder haben wir es hier zunächst mit starken wirtschaftlichen und sozialen Momenten zu tun; auf dem platten Lande nähert sich die Grundherrschaft des früheren Mittelalters ihrem Abschluß und teilweisen Verfall und entläßt aus sich eine ganze Anzahl neuer sozialer Bildungen, vor allem die der Ritter; in den Städten entfalten sich die Anfänge der Geldwirtschaft und mit ihnen die sozialen Kreise der Geschlechter und der Zünfte. Und dem folgt dann ebenso wieder eine Dissoziation der alten Seele der typischen Zeit, und ein neues Seelenleben entwickelt sich zunächst stark naturalistisch in der kontemplativen Frömmigkeit der ersten Hälfte des Jahrhunderts wie in den ritterlichen Abenteueridealen der frühstaufischen Jahre und einer entsprechenden Poesie: bis Mäze und Kirchenideale des 13. Jahrhunderts die Schößlinge der neuen Kultur beschneiden und in einem idealistischen Abschlusse zusammenfassen.

Steht es aber in den Zeiten des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit, vom Konventionalismus zum Individualismus anders? Muß noch angeführt werden, was damals die wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen des 15. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bedeuteten: Großhandel, primitives Unternehmertum, Umbildung der zünftlerischen Industrie in quantitative Produktionsformen, Bauernrevolution auf dem Lande und Revolution des Proletariats in den Städten? Und kennt man nicht den geistigen Gehalt dieser Zeiten? Ein grober Naturalismus gebar in der Dichtung die neuen Formen der Satire und des Dramas, wirkte sich in vergeblichen Frömmigkeitssehnsuchten des 15. Jahrhunderts aus, schuf in der bildenden Kunst einen unerhörten Realismus; bis der religiösen Sehnsucht ihre Fülle in der Reformation, der Phantasietätigkeit wenigstens in der Kunst

Dürers, Holbeins und Vischers ein neuer Idealismus, nicht ohne Beihilfe der Antike, beschert wurde.

Es sind Zeiten, in deren Antlitz und Seele die große Anzahl der Quellen schon tiefer zu schauen gestattet. Aber weit übertroffen werden sie in dieser Hinsicht doch durch die Menschenalter des Überganges von Individualismus zu Subjektivismus. Und da ist es denn nicht zu verwundern, daß der Verlauf der seelischen Entwicklung damit wiederum noch deutlicher, sozusagen in allen seinen Nuancen, hervortritt.

Doch ist es nicht die Aufgabe, ihn hier in dieser Hinsicht nochmals auch nur zusammenfassend zu verfolgen[1]. Wir haben vorwärts zu schauen und nicht hinter uns. Und da ist das Problem vielmehr dies, den Unterschied in der Entwicklung der ersten Periode des Subjektivismus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegenüber der Entwicklung der zweiten, um etwas mehr als ein Jahrhundert später liegenden Periode festzustellen und dadurch Grenzwerte zu gewinnen, welche in das allgemeinste Verständnis der dazwischenliegenden Zeiten, vor allem und zunächst der Romantik, einzuführen geeignet sind.

Die äußere Entwicklung des jungen subjektivistischen Zeitalters war natürlich die eines Naturalismus neuen Schlages bis hin zu einem ersten Versuche, diesen in ideale Werte zusammenzufassen und dadurch abzulösen; und der naturalistischen Dissoziation ging wie der Regel nach eine wirtschaftliche und soziale voraus: langsam und leise stellten sich seit der zweiten Hälfte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus bis zu den Zeiten der Auflösung des alten Reiches die Formen eines primitiven Wirtschafts- und Gesellschaftslebens der Unternehmung ein. Allein eigenartig war diesen Zeiten doch, daß neben den ökonomischen und sozialen in sehr beträchtlichem Maße auch geistige Faktoren das neue Zeitalter und die besonderen Summen von Reizen, aus denen es hervorging, vorbereiten halfen: so die neue mechanische Naturwissenschaft, wie sie seit Galilei und Newton sich entfaltet hatte, so die außer-

[1] Vgl. die eingehende Darstellung im achten Bande.

ordentliche Erweiterung des kosmischen Horizontes durch die Astronomie seit den Zeiten der Kopernikus, Kepler und wiederum Newton, so die Erbreiterung des Erdhorizontes durch die Unsummen neuer geographischer und namentlich völkerkundlicher Tatsachen, die seit etwa 1700 auf das Publikum eindrangen, so nicht zum geringsten die Wirkung der ersten großen, vom Christentum freien Weltanschauungen von Descartes bis auf Leibniz. Dabei ist leicht zu sagen, welches das Ergebnis dieser besonders starken geistigen Verursachungen sein mußte: die neue Zeit trat auch als Ganzes zunächst vornehmlich auf geistigem Boden in Erscheinung.

Eine zweite Besonderheit kam dazu, diese Seite der Entwicklung zu verstärken. Kein größerer geistiger Zusammenhang ist unabhängig von den geistigen Konstellationen, die vor ihm bestanden, auch wenn er nicht eigentlich aus ihnen hervorgeht: wie tragen nicht neue Systeme des Dichtens, Denkens, Bildens, Schaffens schon deshalb den Stempel ihrer Vorzeit, weil sie zunächst nur mit den durch diese Vorzeit bereit gestellten Mitteln verwirklicht werden können. Die Kulturzeitalter aber sind vornehmlich auch dadurch miteinander verbunden, daß bei ihrer Bildung in besonders hohem Maße Reaktionsgefühle gegen das vorhergehende Zeitalter eine Rolle spielen. Vielleicht niemals indes hat dies Element in der deutschen Geschichte stärker gewirkt als um 1750. Und der Grund dafür scheint von der Art zu sein, daß er sich vermutlich in der Entwicklung gerade der hohen Kulturstufen jeder nationalen Entwicklung wiederholen wird. Das Zeitalter des 16. bis 18. Jahrhunderts schloß mit einem ganz ausgeprägten Intellektualismus: weit trat hinter den Auswirkungen des Verstandes die Bedeutung aller anderen Tätigkeiten des Seelenlebens zurück. Es war zunächst der Ausdruck der Entwicklung dieses individualistischen, die Einzelperson isolierenden und darum verstandesmäßig sterilisierenden Zeitalters selbst. Daneben aber wurde wohl noch ein anderes Motiv wirksam. Hohe Kulturen, wie sie auf besonders starker Entwicklung der Verstandestätigkeit beruhen, neigen an sich zur Intellektualisierung der ihnen angehörenden Erscheinungen: und

so mußte denn um 1750 der Individualismus wieder noch einmal als besonders verstandesmäßig erscheinen.

Nun wissen wir, wie die neue Zeit nach 1750 eben hiergegen besonders starke Gegenwirkungen liebte; was bezeichnen nicht auch nur die Worte Empfindsamkeit und Sturm und Drang in diesem Zusammenhange! Aber auch als sich aus diesen der Klassizismus des ausgehenden 18. Jahrhunderts entwickelte, blieb es bei diesem besonderen Wesen. In dem zarten Bereiche der geistigen Keime und Blüten, die diese Zeit vornehmlich aufwies, entwickelte sich die bildende Kunst am wenigsten; schon ihr Naturalismus war sehr schüchtern gewesen; ihre Mittel, selbst die Farbe, waren zu spröde gegenüber dem spezifisch spiritualistischen Wesen; und in der abgezogenen Form der Kartons mit ihren blassen Umrissen ist sie wohl der Zeit selbst etwas gewesen, hat aber zum Unterbau einer neuen, subjektivistischen Kunst wenig beigetragen. Wie ganz anders stand es dagegen mit der weit spiritualistischeren Dichtung. Sie beherrschte bis zum Schluß des Jahrhunderts große Teile der Entwicklung überhaupt; und ihr Werkzeug, die Sprache, wurde neuen Zielen und einer edleren Phantasie in einer Weise dienstbar gemacht, die über die Neubildung bloßer Mittel der bildenden Kunst unendlich hinausging. Dennoch ist in der Gesamtentwicklung auch der Dichtung noch nicht der höchste Preis zugefallen, sondern der Musik. Schon das war für sie von besonderem Vorteil, daß sie in Rhythmus wie Harmonie und Tonbildung sich ganz allein angehörte; die Antike hat auf sie nur vorübergehenden Einfluß gehabt. Dann aber kamen die Zeiten, da sie, mit Beethoven vor allem, nicht bloß die Führung der Künste übernahm, nicht bloß, sogar in politischen Dingen[1], Zeitausdruck von höchster Bedeutung wurde, sondern in einem immer reißender vorwärts stürmenden Gefühlsleben selbst Empfindungsformen der zweiten subjektivistischen Periode schon vorwegnahm.

Und so wahrte denn eben die Musik die Reaktionsgefühle

[1] S. Band IX S. 333 f.

gegen den trockenen Intellektualismus der Aufklärung besonders stark, so wunderlich sich auch gelegentlich Aufklärung und Musik, z. B. in Mozarts „Zauberflöte", durchdrangen; denn eben auf ihrem Gebiete blieben erregtere und ruhigere Momente des neuen Seelenlebens untrennbar, waren naive und sentimentale Strömungen, waren Empfindsamkeit und Klassizismus aufs innigste in Eins verknüpft.

Fassen wir jetzt zusammen, so ergibt sich: das neue Zeitalter war in seinen Anfängen bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts nicht bloß besonders spiritualistisch, es war auch besonders empfindungsreich: fern stand es bis zu den Freiheitskriegen der Massivität politischer Begeisterung und kriegerischen Handelns, fern bis um 1830 der brutalen Ingerenz von wirtschaftlichem Gewinn und Vorteil, fern bis zum Ausgange fast seiner ersten Periode starken sozialen Kämpfen.

Dabei hatte es zwar, trotz seines Empfindungsreichtums, immer und immer wieder an der Gefahr kultursatter Verständlichkeit zu leiden — ständig drängte sich dies Element hervor, wenn es auch erst mit der notwendigen Intellektualisierung der neuen Kultur nach Klassizismus und Romantik siegte —: indes noch wurde dies Element bis weit über die Wende des 18. Jahrhunderts hinaus auf dem charakteristischen Wege einer spekulativen Mystik bewältigt.

In all diesen besonderen Zügen waren nun diese Anfänge der ersten subjektivistischen Periode denen der zweiten entgegengesetzt. Dennoch treffen wir dabei noch nicht auf die tiefsten Unterschiede beider Perioden. Diese erhellen vielmehr, insoweit die Perioden überhaupt vergleichbar sind — was natürlich auf dem Gebiete der Formentwicklung ihrer speziellen Naturalismen und Idealismen nicht der Fall ist, denn durch diese unterscheiden sie sich ja eben fundamental — am besten aus den für jede Periode besonderen Äußerungen, welche an die Grundvorgänge der psychischen Mechanik anknüpfen. Da ist denn beiden Perioden, ähnlich wie den Kulturzeitaltern überhaupt, in ihrem Anfange gemeinsam ein starker Andrang neuer Reize, Empfindungen, Vorstellungen und infolgedessen eine

gewisse seelische Gleichgewichtsstörung der am Fortschritte besonders beteiligten Individuen wie schließlich der ganzen Zeit: die alten geistigen Zusammenhänge gehen verloren; neue stellen sich nicht alsbald ein; man geht in der bloßen naturalistischen Aufnahme des Neuen auf. Solche Zeiten sind nun stets von hoher Suggestibilität, wie Zeiten neuer Dominanten und Idealismen nach ihnen Momente der Synthese, der Konzentration zu sein pflegen. Suggestiv wirken kann aber das Werdende wie das Gewordene: und so gibt es eine suggestive Begeisterung für das Alte, einen konservativen Fanatismus, wie einen Neologismus, der, mit Läßlichkeit gepaart, schön findet, was kommen mag.

Fanatismus und Neologismus sind Wesenserscheinungen der Anfänge der ersten wie der zweiten subjektivistischen Periode gewesen. Allein wie verschieden haben sie sich doch in beiden Fällen geäußert! Im 18. Jahrhundert waren die fanatischen Elemente dünn gesät; erst seit der Romantik sind sie in Staat und Kirche stärker hervorgetreten; dagegen herrschte die Läßlichkeit eines optimistischen Kosmopolitismus, der sich sogar zur Vaterlandsliebe nur langsam bekehrte. Wie erweitert erscheint dagegen die Suggestibilität der jüngst verflossenen Zeiten, der Anfänge der zweiten subjektivistischen Periode! Da tritt uns auf kirchlichem Gebiete der Klerikalismus, auf staatlichem und nationalem der Chauvinismus entgegen, ganz zu geschweigen von den politisch-wirtschaftlichen und politisch-sozialen Egoismen, von der Unduldsamkeit auch, die in künstlerischen und wissenschaftlichen Kreisen als etwas Selbstverständliches gilt. Und leise nur regt sich erst ein jüngster Optimismus anknüpfend an alle Bestrebungen, eine neue ideale Kultur zu entwickeln; und reiner Sinn für die Größe der alten Zeiten wie ein alle Erdenräume siegreich umfassender Kosmopolitismus dienen ihm als Stütze.

Aber auch wenn wir die Suggestibilität, einen sehr umfassenden Begriff, in ihre Teilvorstellungen zerlegen, ergeben sich bemerkenswerte Unterschiede.

Gewiß ist die Autosuggestion beiden Perioden gemeinsam;

weit verbreitet sind pathologische Unbescheidenheit und Eitelkeit und ein Größenwahn, der noch vielfach auf dem Wege der individuellen und nationalen Erziehung genährt wird. Aber wie liebenswürdig und naiv erscheint doch diese Übertreibung der eigenen Bedeutung noch im 18. Jahrhundert, ganz abgesehen davon, daß sie weniger als soziale, denn als individuelle Krankheit auftritt und zumeist nur auf ihrem freilich auch heute noch eigensten Gebiete, dem literarischen, wuchert. Mit der zweiten Periode des Subjektivismus dagegen haben sich viel bewußtere und unerfreulichere Formen der Autosuggestion eingestellt, und zwar vornehmlich in voller sozialer Ausbildung auf den Gebieten des praktischen Lebens: Reklamesucht, Parvenugefühle, Protzentum, und ganz allgemein etwas, was man „Imposanz" heißen möchte oder vielmehr den albernen Versuch, durch unzureichende, oft rein äußerliche Mittel zu imponieren. Es sind Eigenschaften, die geeignet sind, unserer Zeit in der Anschauung der Nachfahren einmal einen lächerlichen Zug zu verleihen, während eine solche Lächerlichkeit kulturgeschichtlicher Charaktere dem ganzen 18. Jahrhundert und selbst den Männern des Sturmes und Dranges erspart blieb.

Von noch höherem Interesse sind die Formen von Autosuggestion, in denen diese einen krankhaft neologistischen Zug annimmt. Es sind Formen, die namentlich neuen Entwicklungsarten der Frömmigkeit naheliegen, denn eben auf dem Wege der Suggestion sucht diese ins Unerforschliche vorzudringen. Im 18. Jahrhundert waren auch diese Formen im ganzen nur in milden Bildungen entwickelt: ja zwischen den mystischen Frömmigkeitsübungen des Pietismus und der spekulativen Mystik der Identitätsphilosophie fehlen sie beinahe; es sei denn, daß man den Mesmerismus und sonst vornehmlich an vitalistische Vorstellungen anknüpfende praktische Übungen von Mystik hierher rechne; doch waren diese gänzlich doch erst für die Romantik bezeichnend. In unserer jüngsten Vergangenheit und Gegenwart dagegen welch rohe und zahlreiche Formen eines weit verbreiteten Mystizismus: von dem mystischen Symbolismus der Kunst, der jetzt ziemlich überwunden ist, über

Theosophismus und Spiritismus, Medianismus und Okkultismus tief tief hinab bis zum Satanismus und zum Gesundbeten der Christian science! Dazu neben dem mystischen Neologismus noch eine besonders unangenehme Form der Autosuggestion, die Sensationsmacherei nicht aus Bedürfnis, die auch das 18. Jahrhundert schon kannte, sondern aus Geschäft! Und dementsprechend ein Haschen nach Originalität um jeden Preis, das, namentlich in den ausübenden Künsten der Mimik und Musik, in ständiger Begriffsverwechslung von Genial und Gesucht dahintaumelt.

Prüfen wir weiterhin die negativistischen Formen der Autosuggestion vom einfachen satirischen Hange bis zum Herostratentum, so treten uns verwandte Beobachtungen nochmals entgegen: hier die gutmütige Satire eines Rabener und Lichtenberg, die kaum überhaupt in diesen Kreis zu ziehen ist, daneben erst in den Zeiten der Romantik Ironie und Weltschmerz, doch noch ohne vitalen Pessimismus: dort dagegen voller Pessimismus und zerstörender Anarchismus, zum Charakterzug gewordene Lust am Zweifel, grundsätzliches Behagen am Relativieren und Zersetzen ja Unwerten womöglich aller Werte — und, zu den Zeiten des vollen Naturalismus, das gänzliche Versagen fast von einfacher Satire und von Humor als zu harmlosen Äußerungsformen des Negativismus.

Gehen wir endlich noch einen Schritt weiter hinein in jene wunderliche psychische Welt, in der sich Neologismus und Negativismus im Schaffen bisher verworfener Werte, in der Ausprägung vor allem des Perversen treffen, so ist das Repertorium der hierher gehörigen Erscheinungen der ersten Periode erst recht mit wenigen Worten umschrieben. Was sich findet, gehört zudem fast ganz erst der Zeit jenseits des Klassizismus, an erster Stelle der Romantik an. Hierhin läßt sich schon der Umstand ziehen, daß in der romantischen Dichtung, namentlich der Frühzeit, die Form so häufig über den Inhalt siegt: also das Unwesentlichere über das Wesentlichere gesetzt wird. Diese auf den ersten Blick vielleicht befremdliche Einschätzung wird wohl doch als zutreffend erscheinen, sieht man, wie formale

Klangwirkungen der Romantik in der zweiten Periode des Subjektivismus geradezu ins Musikalische gesteigert werden: also die Vermischung von Poesie und Tonkunst unmittelbar erstrebt wird. Es ist damit jene Form der Perversität erreicht, die als Vermischung der Perzeption von Reizen, audition colorée und Verwandtes, also in mehr elementarer Entwicklung, auch schon der Frühromantik, wenngleich längst nicht in dem Umfange und in der Häufigkeit wie der jüngsten Vergangenheit bekannt war. In diesen mehr elementaren Rahmen gehört es denn auch, wenn schon die Frühromantik Grenzwerte, die sich an sich näher liegen als Musik und Dichtung, vermischte: so hat sie eine dichterische Philosophie, so dramatische Märchen erzeugt. Indes auch in diesem Punkte ist sie später weit überholt worden: nun wurde eine gemeißelte, gemalte, in Töne gesetzte und gedichtete Philosophie hervorgebracht; man denke z. B. an die philosophische Wissenschaft, wie sie heute die Schule Windelbands vertritt, denke an Klingers Brahmskomposition als Beispiel des Ineinsgehens von Musik und bildender Kunst, und innerhalb der Malerei, Plastik und Architektur überhaupt an die Idee des modernen Gesamt-Kunstwerks. Freilich sind auch hier noch nicht alle jene Erscheinungen der Perversität vereinigt, in denen sich der moderne Naturalismus von dem früheren unterscheidet: denn immer handelt es sich noch nur um Formdinge. Das eigentlich Moderne auf diesem Gebiete ist aber vielmehr das Schaffen perverser Werte: der ästhetischen Häßlichkeit, der sittlichen Grausamkeit, der widerwärtigen Anmut usw. Diesen Gebieten hat sich die Romantik höchstens durch genauere Durchbildung des Archaischen, Kapriziösen, überhaupt Seltsamen genähert; und nur einer ihrer Dichter kann, noch über Jean Paul hinaus, dessen Schüler er freilich war, als Poet des Perversen bezeichnet werden: E. T. A. Hoffmann.

Neben der Autosuggestion steht als charakteristisches Merkmal der kulturgeschichtlichen Suggestibilität die Fremdsuggestion. Und auch das weite Feld ihrer Geltung zeigt sich in den beiden Perioden, deren Psyche wir vergleichen, sehr verschieden entwickelt.

Sucht man die Fremdsuggestion auf dem fatalen Gebiete

auf, auf dem wir die Autosuggestion zuletzt kennen gelernt haben, so ist augenscheinlich, daß die Sucht, Neues zu erfahren, also das Sensationsbedürfnis im objektiven Sinne, im Naturalismus der zweiten Periode wie nicht minder in der Gegenwart schon an sich um vieles stärker entwickelt ist als im 18. Jahrhundert: unsere ganze seelische Konstitution ist, infolge ständiger Zufuhr überaus großer Massen von Reizen seit zwei Menschenaltern, gleichsam auf deren stetige Aufnahme in dem herkömmlichen Übermaße nunmehr eingerichtet: und bedarf daher dieses Übermaßes. Besonders charakteristisch zeigt sich diese Entwicklung in ihren Auswüchsen, in der Neugier gegenüber dem Schamlosen und dem Ungeschmack oder, wie man es auch ausdrücken kann: in der Prostitution der hergebrachten sittlichen und ästhetischen Persönlichkeit. Gewiß ist auch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie jede Zeit einer Dissoziation älterer Kulturzustände, von Kultur der Fäulnis keineswegs frei gewesen; und der Reiz, Häßliches zu sehen, hat schon den Hund des Aubry auf die Bühne gebracht. Was bedeutet das aber gegenüber den Erscheinungen der Gegenwart: gegenüber der gesteigerten seruellen Perversität, gegenüber der Brutalität in der Behandlung seruelle Fragen überhaupt, gegenüber der Grausamkeitswollust, gegenüber den Mord- und Selbstmordepidemien! Spezifisch ist dabei noch, daß diese in solchen Dingen so rohe Zeit doch zugleich, freilich ebenfalls aus Perversität, nicht aus Verehrung, einen feministischen Zug angenommen hat, wie er freilich auch der zunehmenden Willensautomatie vor allem der Männer verdankt wird. Oder ist vielleicht eben in ihm eine der ältesten Erscheinungsformen dieses ganzen Stimmungs- und Charakterkomplexes zu sehen? Schon in der Romantik scheinen einige Anfänge vorhanden gewesen zu sein, wie denn in ihr zugleich auch die ersten gesunden Züge geistiger Emanzipation der Frauen hervortreten.

Im übrigen ist auch die unbedingte Nachahmung anderer, der bloße Willensautomatismus, als Form der Fremdsuggestion in den Anfängen der zweiten subjektivistischen Periode viel stärker vertreten als im Beginne der ersten; wie er denn

zugleich viel breitere Schichten trifft und in ungleich stärker differenzierten Formen auftritt. Um nur die letzte Behauptung zu belegen, so sind die Zeitungsklientelen, die Dichtergemeinden, die Anhänger von Eintagsheilanden für Religion und Heilkunde, die mit einseitigem Korpsgeist dem Nichtigen zugewandten und darum Wichtiges vorgebenden Sportkreise, die Parteien in ihrer heutigen Durchbildung, die anarchistischen und sonstigen terroristischen Zusammenhänge solche differenzierte Formen der Gegenwart. Nun läßt sich ja allerdings sagen, daß auch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts schon in mancher Richtung Anfänge verwandter Erscheinungen aufwies: sehr bezeichnend ist z. B. in diesem Zusammenhange die Tatsache, daß sie an einer außerordentlichen Überschätzung der öffentlichen Meinung litt: allein nirgends vermag man doch schon so viel unbewußtes Aufgeben eigener Meinung zu beobachten, wie es z. B. der heutige Byzantinismus mit sich bringt; und nicht entfernt so stark war die Zahl der Personen, die, der Autosuggestion und der Fremdsuggestion zugleich unterliegend, Objekte also und Subjekte der Suggestibilität zugleich, die Nation nur auf die Spanne einer Sekunde oder Minute beschäftigten, um dann im Nichts wohlverdienten Vergessens zu verschwinden.

Sucht man dagegen die milderen Formen der Fremdsuggestion auf: die Geschmacksautomatie und die Urteilsautomatie, so ist verwunderlich zu sehen, wie sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und namentlich in den Anfängen des Subjektivismus, zum Teil wenigstens ohne Frage stärker entwickelt waren als heute. So bedingt z. B. die Übersättigung mit Kunstgenüssen heutzutage, wie sie namentlich der „Betrieb" der aufdringlichsten aller Künste, der Musik, mit sich bringt, einen ziemlich starken Herdengeschmack; indes kann man im Zweifel sein, ob nicht die Züchtung literarischer Meinungen durch die Wochenschriften schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit noch größerem Erfolg betrieben worden ist. Und sicher steht, daß wir für die einfache Urteilsautomatie so milde Formen von kulturgeschichtlicher Bedeutung, wie sie der beginnende Subjektivismus aufwies, überhaupt nicht mehr besitzen. Wie liebenswürdig ist z. B.

die Heldenverehrung der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges gegenüber der von der Geschichtswissenschaft noch dazu intellektualistisch aufgeputzten Forderung des *Εἷς κοίρανος ἔστω* der Gegenwart; wie mangelt, charakteristisch genug, zu dem innigen Freundschaftskulte des 18. Jahrhunderts im ausgehenden 19. Jahrhundert und in der Gegenwart fast jegliche zutreffende Parallele!

Forschungen wie die, auf denen die soeben kurz durchgeführte Vergleichung der beiden subjektivistischen Perioden beruht, werden heute erst selten angestellt, wenn sie überhaupt schon eingeleitet worden sind: wertvolle methodische Behelfe werden sie erst für eine Kulturgeschichte der Zukunft bilden[1]. Dann wird man ihnen auch sehr genaue Einzelheiten zur Charakteristik der verschiedenen Kulturzeitalter verdanken. Einstweilen wird es vorsichtig sein, ihnen nur die allergröbsten und unwiderleglichsten Schlüsse zu entnehmen. Gleichwohl ergibt sich auch so schon eine beträchtliche Anzahl von Leitmotiven für die Charakteristik der beiden Perioden.

Kein Zweifel zunächst, daß die zweite Periode gleichsam als ein Komparativ der ersten erscheint: die Ausschlagsstellen des Seelenlebens arbeiten sozusagen mit ausgesprocheneren, über den Bestand des 18. Jahrhunderts hinaus entwickelten Formen. Und kein Zweifel auch, daß die Entwicklung in der zweiten Periode härter, gewaltsamer verläuft, so sehr man sich hüten muß, in Dingen, die wir nach unserer heutigen Sprache kaum anders als mit Worten ausdrücken können, die eine levis nota enthalten, alsbald auch schon Krankheiten an sich und nicht bloß Entwicklungskrankheiten zu erblicken. Aber beruht die akzessorische Eigenschaft des Brutalen und Gewaltsamen nicht

[1] Zum begrifflichen Gerüst der vorgetragenen Ansichten vergleiche man die Psychologie von Lipps, außerdem den Anfang von Lipps, Zur Psychologie der Dekadenz, in Graf Hoensbroechs Deutschland, 1904. Für die Methodik ist auch von Interesse R. Baerwald, Psychologische Faktoren des modernen Zeitgeistes (Schr. der Ges. f. psycholog. Forschg. Heft 15). Im übrigen s. des Verfassers Moderne Geschichtswissenschaft, namentlich S. 51 ff.

auch mit auf der ungeheuren Schnelligkeit, mit der sich die Entwicklung in der zweiten Periode vollzogen hat und vollzieht? Und ist sie insofern nicht durch die Rapidität unserer modernen wirtschaftlichen — und auch sozialen — Geschichte wenigstens mit in hohem Grade veranlaßt? Es erhebt sich hier ein universalgeschichtliches Problem, das die Wissenschaft weit entfernt ist schon zu beherrschen: das nach dem Zeitmaß, dem Tempo des kulturgeschichtlichen Verlaufes. Nur so viel ist auf diesem Gebiete einstweilen sicher, daß das Zeitmaß in der Entwicklung der einzelnen großen menschlichen Gemeinschaften sehr verschieden war und ist. Aber was sind die Ursachen dafür? Ist die Frage in der Tat mit dem bloßen Hinweis auf den Verlauf des Wirtschaftslebens erledigt? Oder lauern hier noch Geheimnisse analog dem nun über ein Jahrhundert ungelöst gebliebenen Geheimnis der chemischen Katalyse?

Kehren wir in den engeren Kreis unserer Erzählung zurück, so ergibt sich, daß die Vergleichung der beiden Perioden zugleich bestimmte Entwicklungsvorgänge innerhalb der ersten Periode besonders sicher erkennen läßt. Da gibt es zunächst keine elementare Erscheinung der zweiten Periode, die ihre Vorstufe in der ersten jenseits der Romantik gefunden hätte: mit der Romantik also schließen die entwicklungsgeschichtlich schöpferischen psychischen Vorgänge der ersten Periode der Hauptsache nach ab. Wohl aber läßt sich eine ganze Anzahl solcher Vorgänge noch als in der Romantik zum ersten Male auftretend beobachten. Oder mit anderen Worten: die Romantik birgt in sich noch immer erst emporkeimende Naturalismen der ersten subjektivistischen Periode — natürlich solche, die sich denen der zweiten Periode am meisten nähern —: sie ist mithin noch nicht bloß eine idealistische Erfüllung dessen, was Empfindsamkeit und Sturm und Drang naturalistisch errungen hatten: sie ist in mancher Hinsicht noch deren einfache, geradlinige Fortsetzung.

Und doch liegt dieselbe Romantik hinter den Jahrzehnten des Klassizismus! Und ist in so vielen Dingen bereits idealistisch durch und durch: Synthese des Früheren, Erfüllung des Ersehnten, und insofern Parallelerscheinung zum Klassizismus!

Man muß sich mit der Vorstellung dieser eigenartigen Stellung der Romantik, die natürlich im einzelnen tausend Verwicklungen zur Folge hat, ganz erfüllen, will man ihren Verlauf verstehen.

Dabei ist die äußere Chronologie dieses Verlaufes einfach genug, namentlich wenn man sich dafür zunächst an das Gebiet der literarischen Entwicklung, als das am leichtesten übersichtliche, zu halten sucht. Eine Vorperiode kann man durch Matthissons (Gedichte 1787), auch wohl durch Jean Paul, insofern dieser einige Eigenschaften der Romantik vorwegnimmt, bezeichnet sehen. Man würde damit allerfrühestens auf etwa die Mitte der achtziger Jahre als auf den literarischen Anfangstermin gelangen. Damit würde sich vertragen, daß in einigen Gegenden, vor allem in Schwaben, die Romantik unmittelbar aus Sturm und Drang hervorgewachsen ist.

Voll setzt dann die Zeit der Frühromantik mit dem Denken der großen Philosophen ein: Fichtes Kritik aller Offenbarung vom Jahre 1792, und vor allem seine Wissenschaftslehre von 1794 eröffnen da den Reigen; auf die Höhe führen Wackenroders Herzensergießungen (1797), Friedrich Schlegels Griechen und Römer (1797), die Bücher Schellings zur Philosophie der Natur (1797) und über die Weltseele (1798) sowie Schleiermachers Reden über die Religion (1799); der über Novalis Schriften (1802) erfallende Abschluß wird durch Hegels erstes entscheidendes Buch, die Phänomenologie des Geistes, vom Jahre 1807 gekennzeichnet. Inzwischen aber hat sich denn auch die volle frühromantische Dichtung eingestellt: Tiecks Volksmärchen 1797, Franz Sternbalds Wanderungen 1798, Friedrich Schlegels Lucinde 1799, Tiedges Urania 1801; und schon übt die neue Form der Phantasietätigkeit ihren Einfluß auch auf die älteren Großen, auf Schiller, Beethoven, Goethe.

Etwa mit dem Jahre 1808 ist dann in der Entwicklung der Frühromantik ein stärkerer Einschnitt wenn nicht schon etwas wie ein Abschluß wahrzunehmen; die Schwere der äußeren Zeitereignisse wirkt ein; schon gibt Ernst Moritz Arndt seit 1806 seinen Geist der Zeit heraus und hat Fichte seine Reden an die deutsche

Nation gehalten; die bisher räumlich eng verbundenen Träger der literarischen Bewegung zerstreuen sich; leise naht die Zeit ihrer Erfüllung mit dem Geiste des Nationalen und Fromm-Christlichen, noch ehe der Chor der Freiheits- und Vaterlandslieder erschallt, und auch in der eigenen Produktion beginnen Motive des Volkstums stärker anzuklingen; 1807 erscheint die Ausgabe des Nibelungenliedes von von der Hagen, 1806—1808 des Knaben Wunderhorn, ins Jahr 1812 fällt die Ausgabe der Märchen der Brüder Grimm.

Inzwischen aber hatten die ungeheuren Vorgänge der politischen Geschichte, der Fall und die Verjüngung Preußens, die Erhebung der Nation und die Freiheitskriege läuternd und dem Hart-Tatsächlichen zuführend eingegriffen, und mit ihrem Abschluß erscheint die Romantik verwandelt: die Zeit der Spätromantik beginnt, um sich bis gegen das Jahr 1830 und noch darüber hinaus zu erstrecken.

Räumlich ist dabei der ganze Verlauf von den achtziger Jahren des 18. bis zu den dreißigern des 19. Jahrhunderts durch eine immer weitere und intensivere Verbreitung über die deutschen Gaue hin gekennzeichnet. Geht man auch hier wesentlich wieder von der Beobachtung der literarischen Erscheinungen aus, so ergibt sich, daß die Romantik im Grunde die erste ganz Deutschland schließlich gleichmäßig durchdringende Bewegung des Subjektivismus gewesen ist. Denn die bürgerlich aristokratische Übergangskultur vom Individualismus zum Subjektivismus war im Grunde nur in einigen großen Städten, in Hamburg, in Leipzig, in Basel-Zürich zu Hause gewesen; Empfindsamkeit und Sturm und Drang hatten nur in Königsberg, Straßburg, Darmstadt, Frankfurt, Göttingen sowie in Schwaben geherrscht; der Klassizismus jeder Art endlich hatte seine Heimat in Königsberg, Wien und Weimar, der literarische sogar fast nur in Weimar gefunden. Und wie eng waren dabei die Wellenringe gewesen, die gerade die letzte Phase der Entwicklung vor der romantischen, die klassizistische, zunächst warf! Das Schicksal von Schillers Horen, von denen nur drei Jahrgänge (1795—1797) erscheinen konnten, hatte gezeigt, wie gering der innerliche Anteil der Gesamtnation

an ihnen war, so sehr man wenige Jahre darauf den Dramatiker Schiller feierte. Nun waren die Anfänge der Romantik gewiß auch nicht hoffnungsreicher; mag sich auch das Athenaeum über die Tatsache, daß man für einen kleinen Kreis, ja oft nur für sich selber schrieb, mit den Worten trösten: „Das ist recht gut. Dadurch wird die deutsche Literatur immer mehr Geist und Charakter bekommen. Und unterdessen kann vielleicht ein Publikum entstehen." Was aber das Merkwürdige war: das Publikum entstand! — wenigstens seit 1815 war es vorhanden. Und es war bald nicht bloß in einzelnen Ländern Deutschlands zu Hause, sondern überall, sogar in Bayern und Österreich.

Die Tatsache, daß die Romantik die erste seelische Strömung des Subjektivismus war, welche die Gesamtnation traf, ist politisch wie kulturgeschichtlich von ebenso großer Bedeutung, wie sie aus der Perspektive noch unserer Zeit und beim heutigen Stande unserer Kenntnisse schwer abzuleiten bleibt. War die Ursache in einer starken sozialen Fundamentierung gegeben? Gewiß sind manche Erscheinungen der Frühromantik, und vornehmlich die auffallendsten, besonders das Auftauchen dessen, was man eine Nervenperiode, eine beginnende Reizsamkeit nennen könnte, in den Verhältnissen der Keimorte der Romantik, Berlins, Jenas, wie in der literarischen Umwelt, namentlich in dem Einflusse eines in Emanzipation begriffenen Judentums, sozial bedingt gewesen. Aber nicht eben sie, erste Vorposten gleichsam der kommenden zweiten subjektivistischen Periode, kennzeichnen den allgemeinen Verlauf der ersten aufs stärkste. Und das Bürgertum der Zeit, das man am ehesten als sozialen Träger der ganzen Bewegung ansprechen könnte, bereitete um 1800 bis 1820 in schwerem Ringen allerdings eine neue seelische Phase des Zeitalters vor, aber dies war nicht die romantische mehr, sondern die spätere des Realismus.

Darüber hinaus könnte man mit mehr Recht die sogenannten Gebildeten als eine um 1800 etwa vollentwickelte, nunmehr fertige Klasse besonderer Art, als die geistigen Interessenten gleichsam der Nation ansprechen und von ihnen behaupten, daß sie als reines und großes Gefäß sozialen und geistigen Lebens

die Romantik aufgenommen hätten. Aber wäre das noch eine dynamische und das heißt historische Erklärung? Am Ende sieht man sich zu einer noch allgemeineren Motivierung hingedrängt. Der Subjektivismus als Ganzes war in den frühen Stufen der ersten Periode nicht ein Ferment, das schon die Gesamtnation durchdrungen hätte: so sehr uns die Lebenserscheinungen dieser Stufen auch heute grundlegend erscheinen, so wenig wurden sie in der Zeit ihrer Entwicklung selbst so empfunden. Erst dann, als die ganze Bewegung des Subjektivismus, eben mit der Romantik, auf die volle Höhe einer ersten Entwicklung gelangt war, ging ein Gefühl des vollen Werdenden durch die Nation und fand schließlich in einem Gastesrechte Ausdruck, das nun dem neuen Geiste überhaupt, zunächst aber vor allem in seiner jüngsten Gestaltung, gewährt wurde. Dazu kam wohl auch noch, daß eben erst diese Gestaltung den Gegensatz der Konfessionen übersprang, während die früheren Phasen des Subjektivismus noch immer, gleich den geistigen Strömungen des 16. bis 18. Jahrhunderts, im ganzen protestantisch charakterisiert gewesen waren: auf die Romantik hat sich später die Orthodoxie nicht minder wie der Klerikalismus berufen.

Wie dem aber auch sei: gewiß ist, daß die romantische Bewegung in Deutschland zu einer allgemeinen wurde, daß sie darum mehr als ein Menschenalter und somit viel länger als jede frühere Phase des Subjektivismus währte: und daß sie eben dadurch wieder um vieles weiter über die Grenzen des Vaterlandes gewirkt hat als Empfindsamkeit oder Sturm und Drang oder zunächst selbst Klassizismus.

Das Fundamentale, wenn man will Radikale, das die Romantik hierin aufweist, war auch die Begleiterscheinung ihrer inneren Geschichte: selbst ihre normalen Entwicklungswerte sind Grenzwerte gewesen.

Und da ist denn der erste Grenzwert die absolute Freistellung des Subjekts. „Der Mensch gebe sich selbst wie ein Kunstwerk, welches im Freien aufgestellt jedem den Zutritt verstattet und doch nur von denen genossen und verstanden wird,

die Sinn und Studium mitbringen. Er stehe frei und bewege sich seiner Natur gemäß, ohne zu fragen, wer ihn ansieht, und wie." Es ist ein Begriff des Subjektivismus, der über das Subjektive des Klassizismus noch hinwegführt. Dabei läßt sich aber dennoch, auf literarischem Gebiete, seine Ableitung aus den Vorstellungen des Klassizismus verfolgen. Da hatte Schiller, der den Romantikern wegen klassizistischer Orthodoxie bald so verhaßte, den Unterschied zwischen Naiv und Sentimental gemacht: im Grunde doch zugunsten des Naiven, Goethes und der Antike. Aber das ließ die Romantik nicht gelten. Sie setzte Naiv gleich Objektiv und Subjektiv gleich Sentimental und entwickelte dabei, nach gewissen Andeutungen bei Schiller, für das Subjektive das Kennzeichen des Interessanten. Und nun ließ sie sich den breiten Strom der ihr eigenen Empfindungen hinabtreiben. Interessant wurde ihr gleichbedeutend mit Willkürlich, Ungebunden: Begriffe, die nun ebenso ihr ethisches wie ihr ästhetisches Leben zu decken geeignet schienen.

Dabei konnte die neue Ungebundenheit sehr wohl ein tiefes Versenken in sich selbst, eine starke Entwicklung der Innenwelt und eine genaue Beobachtung ihrer seelischen Zusammenhänge bedeuten. Sie hat in diesem Sinne der Dichtung der Zeit so wenig gefehlt wie der bildenden Kunst, und die Philosophie insbesondere der Frühromantik beruhte am Ende auf dem Anspruche der Einzelperson nicht bloß auf Selbsterkenntnis, sondern unmittelbar auf ein subjektives Bild der Welt überhaupt.

Nicht minder aber mußte sich bei einer solchen Ausweitung des Persönlichen das Universale im höchsten Sinne als Grenzwert einstellen: das Universale in jederlei Begriff und Anschauung, das Universale der Zeit und des Raumes. So wird der Sinn schon der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges für das geschichtlich Nationale, so die Neigung des Klassizismus zur Antike noch einmal und in dieser zweiten Entstehung noch kräftiger geboren und jetzt als universaler Historismus zur interessanten Durchstöberung jeglicher geschichtlicher Welt; so entgeht das Reizvolle keines Raumes und

keines Klimas mehr der reproduzierenden Aufnahme: und mit einer feministischen Leichtigkeit, die weit abliegt von dem männlichen Charakter mindestens des Klassizismus und des Sturmes und Dranges, wird empfangen, angeeignet, wiedergeboren, was die Überlieferungen der Weltgeschichte und die räumlich verteilten Schätze des Erdreichs darbieten.

War da aber nicht zu fürchten, daß eine solche Extensität der Interessen, die wenigstens auf dem Gebiete des Denkens und Dichtens sehr früh neben deren Intensität trat wenn nicht sie überwucherte, schließlich zum Selbstverluste eben der allzu souveränen Persönlichkeit führen werde? Ahnend schon kündigt es das Athenaeum, diese Fundgrube früher romantischer Weisheit, an: „Universalität ist Wechselsättigung aller Formen und Stoffe. Zur Harmonie gelangt sie nur durch Verbindung der Poesie und Philosophie; auch den universellsten vollendetsten Werken der isolierten Poesie und Philosophie scheint die letzte Synthese zu fehlen; dicht am Ziel der Harmonie bleiben sie unvollendet stehen. Das Leben des universellen Geistes ist eine ununterbrochene Kette innerer Revolutionen." So war denn in der Tat ein nie in sich gefestigtes Dasein das deutlich vorhergesehene Ziel; bitter rächte sich der Aufbau des Lebens an den letzten Grenzen, den trügerisch gleitenden Abgründen des Subjektiven. Denn der Mensch soll sich nicht so radikal subjektivieren, daß er, nur auf sich gestellt, sich von den natürlichen Banden der Gemeinschaft löse, in die hinein er geboren ist; vielmehr hat er die allem wahrhaft Menschlichen eingeborene Pflicht, die Errungenschaften seiner subjektiven Durchbildung eben dadurch zu sichern, daß er sich der Gemeinschaft, der er angehört, mit reifer entwickelten Kräften erst recht zurückgibt.

Indem aber diese Grenze, vorerst und vornehmlich in der Frühromantik überschritten wurde, entwickelte sich ein Zustand, der in eine krankhafte Überreife des neuen Seelenlebens entartete. Da wurde zunächst, in der Erforschung des Seelenlebens, das eigene Innere und das anderer bis auf jene Tiefen abgegraben, in denen das Unbewußt-Nervöse drohend zutage trat, und all jene Erscheinungen einer rettungslosen Suggesti-

bilität tauchten auf, von deren für die Romantik charakteristischem Emporkommen schon erzählt worden ist. Da hob, wie stets in solchen Zeiten, eine Umwertung der Werte an, vor allem der sittlichen. Denn längst schon hatte man das alte Glückseligkeitsideal des Rationalismus verlassen; jetzt aber verließ man auch und vielleicht noch lieber den Rigorismus des kategorischen Imperativs. Daneben kokettierte man gelegentlich wohl mit allgemeiner Tugendstrenge, und ergoß sich gelegentlich auch archaisch in Empfindsamkeiten des Herzens. Theoretisch versuchte man dabei wohl noch dem Imperative Kants das angebliche höhere Recht der „Stimme der Natur" im Menschen im Sinne Jacobis entgegenzusetzen oder mit Schiller die Strenge der christlichen und Kantschen Forderungen durch das Streben nach einer sittlich-ästhetischen Kultur zu mildern; oder man hob sich endlich durch Schwelgen in einem möglichst universalen Begriffe der Humanität über alle greifbaren Forderungen hinweg. Das Endergebnis aber war natürlich immer dasselbe: ein haltloses Schwanken auf den dunkeln Wässern des eigenen Ichs. Oder wie man es auf romantisch ausdrückte: „Der sittliche Mensch bewegte sich aus eigener Kraft frei um seine Achse." Natürlich aber war diese Achsenbewegung neologistisch. Und deutlich erkannte man auch hier wiederum selbst das Ende: „Die erste Regung der Sittlichkeit ist Opposition gegen die positive Gesetzlichkeit und konventionelle Rechtlichkeit, und eine grenzenlose Reizbarkeit des Gemüts. Kommt dazu noch die selbständigen und starken Geistern so eigene Nachlässigkeit und die Heftigkeit und Ungeschicklichkeit der Jugend, so sind Ausschweifungen unvermeidlich, deren nicht zu berechnende Folgen oft das ganze Leben vergiften." Gab man aber darum den Weg der praktischen Umwertung der Werte auf? Es war der Gang der Dinge, daß dies nicht geschehen konnte. Sittsamkeit war nach Schlegel, und nicht bloß in der „Lucinde", das, was die Menge Schamlosigkeit nennt; und Brentano hat die „Philistermoral" nicht nur Unmoral genannt, er, und mit ihm Zacharias Werner, Tieck, Arnim und andere, haben auch nach diesen Maximen, wenn auch unter sehr verschiedenen Intentionen, zu leben gesucht.

Dabei fiel ihnen diese „Exzentrizität der Tugendhaftigkeit", wie sie vor allem in den Verhältnissen der Liebe und Ehe hervortrat, mit Poesie zusammen. „Es gibt unvermeidliche Lagen und Verhältnisse, die man nur dadurch liberal behandeln kann, daß man sie durch einen kühnen Akt der Willkür verwandelt und durchaus als Poesie betrachtet. Also sollen alle gebildeten Menschen im Notfalle Poeten sein können, und daraus läßt sich ebensogut folgern, daß der Mensch von Natur ein Poet sei, und daß es eine Naturpoesie gebe, als umgekehrt."

In der Tat drang, merkwürdig genug, aus dieser Welt eines sittlichen Anarchismus, aus der es schwer ist immer den an sich vielfach berechtigten Ruf der Reform klar zu vernehmen, ein stiller Einfluß hinein nicht nur in die Inhalte, sondern auch in die Form der Dichtung. „Auch die Sprache begegnet der Sittlichkeit schlecht. Sie ist nirgends so roh und arm, als wo es auf die Bezeichnung sittlicher Begriffe ankommt." „Ein gewisser Mystizismus des Ausdrucks, der bei einer romantischen Phantasie und mit grammatischem Sinn verbunden etwas sehr Reizendes und etwas sehr Gutes sein kann, dient oft als Symbol schöner Geheimnisse." Gewiß kann die Genesis des Pittoresken und Farbigen im Stil und im Wortschatze unserer Sprache, die wesentlich der Romantik verdankt wird, nicht allein oder auch nur vorwiegend aus diesem Zusammenhange erklärt werden, ist vielmehr zunächst Ergebnis eines immer noch fortgebildeten Naturalismus. Aber lehrreich bleibt es doch, von einer so selbstbeobachtenden Natur wie Friedrich Schlegel so ganz allgemeine Kombinationen wie die erwähnten bezeugt zu sehen.

Indes Selbstvergötterung des Herzens und zuchtlose Freiheit der Sitten waren nicht die letzten Erlebnisse romantischer Naturen. Vielmehr stellte sich bald heraus, daß es auch in diesem Zustande einer gewissen Autorität bedurfte. Und diese wurde gefunden in der mehr oder minder schmerzhaften Selbstobjektivierung des Ichs: dem nunmehr die Führung des eigentlichen Ichs, jetzt gleichsam seines Schattens, zufiel. Es ist eine Wandlung, die sich in der Literatur durch eine sonderbare Art

der Stimmungsmalerei bemerklich macht: und äußere Gestalt gewinnt in einer bald überladenen, bald mageren Sprache, in einer gewissen Disharmonie der Anordnung, in eitler Kramerei mit allerlei Persönlichem und gelegentlich auch Sachlichem, in geschmackloser Verbindung von Extremen: kurz im Gegensatze zu aller Regel, im Anarchismus der Form. Dabei hat diese eigenartige Selbstbindung des souveränen Ichs verschiedene Phasen von stolzer Selbstüberhebung bis hin zum ergreifenden Gefühl der Verlassenheit durchlaufen können. Die erste Stufe der Entwicklung war dabei wohl allenthalben das, was ganz allgemein als notwendige Mitgift des schöpferischen romantischen Geistes gedacht wurde: göttliche Ironie. „Opfere den Grazien," ruft Schlegel aus, „heißt, wenn es einem Philosophen gesagt wird, so viel als: Schaffe dir Ironie und bilde dich zur Urbanität." Und das Wesen des poetischen Gefühls konnte vom Standpunkte der Ironie darin gesehen werden, „daß man sich ganz aus sich selbst affizieren, über nichts in Affekt geraten und ohne Veranlassung phantasieren kann". Aber gelang es stets, diese göttliche Ironie festzuhalten? Nur zu häufig, wenn nicht immer wich sie dem Humor. Der Humor aber hat es schon mit Sein oder Nichtsein zu tun; „sein eigentliches Wesen ist Reflexion. Daher seine Verwandtschaft mit der Elegie und allem, was transzendental ist; daher auch sein Hochmut und sein Hang zur Mystik des Witzes." Wie aber, wenn auch der Humor versagte? Dann wurde das Stadium des Weltschmerzes erreicht.

Aber dem Weltschmerze der deutschen Romantik wurde es anfangs nicht so leicht, sich mit Betrachtungen, wie sie Byron in berühmten Strophen niedergelegt hat, über den Schmerz selbst zu trösten, oder mit Leopardi bitter zu rufen:

E il naufragar m'è dolce in questo mare.

Erst in den Verfallszeiten unserer Romantik erwächst diese Lösung, und immer hat sie etwas Exotisches behalten. Das regelmäßige Ende auf deutschem Boden war, daß der phantastisch gewordene Subjektivismus in sein Gegenteil, in starke und stärkste Gebundenheit, umschlug. Die Betrachtung geschichtlich

weit zurückliegender Zeiten, anfangs spielend geübt im berauschenden Suchen nach neuen Werten und Motiven, führte wohl bisweilen zu ernstem Studium, gewöhnlich aber zum reaktionären Schwelgen eben in dieser Vergangenheit selbst. So wollte Görres mittelalterliche Politik lieben lernen und trieb sie; so begann die Christusschule der bildenden Kunst nach Fra Angelico zu malen; so verhalfen die Boisserées der Kölner Domgotik zur Rolle des einzigen Stils der Welt: es schien, als wollte man ins Mittelalter gänzlich zurücktauchen. Und ließ sich der kühne Sprung nicht wirklich vollführen? Noch gab es in der katholischen Kirche eine Institution von ungebrochen mittelalterlicher Prägung. Ihr darum drängte man zu, und eben die subjektiv Frischesten aller Romantiker verloren ihr Willkürdasein in den Weihrauchsnebeln der Messe und in der Litaneinarkose der Andacht zur allerseligsten Jungfrau. Und unter ihnen wiederum am meisten die, die als Protestanten geboren waren. Denn die innigsten Anhänger der katholischen Kirche sind immer die gewesen, die, fromm geworden, eine große Sünde oder einen großen Irrtum hinter sich zu haben vermeinten.

Doch gab es noch eine andere Rettung aus dem gefährlichen Abwege, den die Entwicklung aus den Grenzwerten des Subjektivismus heraus zu gehen drohte. Neue, eigene Idealismen zu entwickeln, das war die eingeborene Aufgabe, welche der Frühromantik und nicht minder, wenn auch wesentlich im Sinne eines Ausbaues, der Spätromantik verblieb. Und mit jener genialen Sicherheit der Beobachtung, mit der er die Geschichte seiner Zeit begleitete, hat der alternde Goethe sie bezeichnet. „Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und voneinander abgesondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum vorstellen und aus sich darstellen; aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Überlieferte, das, was andere geleistet, in sich aufzunehmen genötigt.“ Denn zunächst vom Naturforscher gesagt, galten diese Worte doch für die Zeit überhaupt und im weitesten Sinne.

Das, was rettete, war die anfangs unbewußte, später immer bewußter werdende Flucht zum Objektiven: nicht um sich ihm zu beugen, sondern um durch seine Beherrschung selber zu herrschen. Es ist der Weg, den die deutsche Kultur bis zum Schlusse der ersten subjektivistischen Periode Stufe für Stufe, in tausend leisen Fortschritten vom Objektiven des Geistes hin bis zum Objektiven der Natur gegangen ist; und es gehört zu den reizvollsten Aufgaben der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts, ihn in seinen einzelnen Phasen zu verfolgen und in seiner jeweiligen Vollendungshöhe zu deuten.

Was zunächst zur Bildung eines neuen, konzentrierten und souveränen Ichs hinüberleitete, war die Stärkung der vereinheitlichenden Kraft des Selbstbewußtseins, insofern dieses sich auf die Vorstellungen bezog, welche der Zeit und ihrer wesentlich ideologischen Anschauung am nächsten lagen: war der Versuch, auf dem Wege der Universalphilosophie und der geschichtlichen Betrachtung der Menschheit zu einer Reihe beherrschender Werte zu gelangen. Dabei war nichts vielleicht eigentümlicher als die gleichsam germanische Renaissance, die Selbsterneuerung aus der Vergangenheit des eigenen Volkes auf dem Wege der praktischen Umdeutung der in ihr beruhenden ästhetischen, ethischen und politischen Werte, die sich erst spekulativ und dichterisch, darnach wissenschaftlich und antiquarisch-geschichtlich vollzog. Es war ein Erneuerungsprozeß besonderer Art, wie er sich wohl ausnahmslos in der Geschichte jeder hochkultivierten Nation verfolgen läßt und einmal eingehender vergleichender Beleuchtung bedürfte, um die typische Tiefe seiner Vorgänge zu erfassen. Es war bei weitem mehr als der „Reflex des erfolgreichen Rückstoßes der historischen Mächte gegen die Revolution", wie die politische Historie den Vorgang zu deuten pflegt: und seine Wichtigkeit hat schon vor zwei Menschenaltern der Maler Wilhelm Kaulbach weit gründlicher erfaßt in den Worten: „Geschichte müssen wir malen, Geschichte ist die Religion unserer Zeit."

Indem aber auf dem Wege geschichtlicher Kontemplation und Forschung ein erstes Verhältnis zu den objektiven Mächten der Zeit

und der Welt gewonnen wurde, gelang es für den immer noch zunehmenden Reichtum nicht bloß neuer Reize, sondern nun auch schon neuer Zwecksetzungen und neuen praktischen und schließlich sittlichen Handelns allmählich auch eine neue Synthese praktischer Weltanschauung zu entwickeln: wir werden sehen, wie die scheinbar so abstrakten Spekulationen der Jugend Fichtes schon unbewußt von historischem Instinkt durchsetzt waren, wie dann die von dem genetischen Gedanken tief durchtränkte Philosophie Schellings emporblühte, und wie beiden schon, noch mehr aber allen späteren, zumeist christlich durchfärbten Spekulationen der Romantik bis hin zum Hegelschen System die Durchbildung ebenso einer historischen Weltanschauung wie einer neuen Form des Gewissens zugrunde lag.

Daneben wurden freilich die enthusiastischen Überlieferungen der Frühzeit des Subjektivismus noch keineswegs aufgegeben. Wie im klassizistischen Idealismus Schiller, als der Hauptdolmetsch und Herold der hierhergehörigen Empfindungsreihe, den Einzug in das Land einer neuen Sittlichkeit nur durch das Morgentor des Schönen als möglich vorstellte, so war auch noch der romantische Idealismus überzeugt, daß Wirklichkeit ohne Poesie nicht bestehen könne. „So wie es trotz aller Sinne ohne Phantasie keine Außenwelt gibt, so auch mit allem Sinn ohne Gemüt keine Geisterwelt. Wer nur Sinn hat, sieht keinen Menschen, sondern bloß Menschliches: dem Zauberstabe des Gemüts allein tut sich alles auf. Es setzt Menschen und ergreift sie; es schaut an wie das Auge, ohne sich seiner mathematischen Operation bewußt zu sein." In der Tat, das war es: die Abklärung des leidenschaftlichen Enthusiasmus der Frühzeit zu einem alles einhüllenden und alles durchdringenden Odem des Gemüts: was die Zeit kennzeichnete. Aber immer klarer und durchsichtiger, wie ein fließender Hauch reinster Abendluft, wenn Wald und Feld ein letztes Wehen durchzieht, kommt dies Gefühlsmoment zum Vorschein. In ihm wird damit, im Bereiche der Dichtung, die Seele zum Schauplatz wechselndster Gefühle, und neben eine Lyrik von tiefem Pathos stellt sich eine Gedankendichtung, welche die dichterische

Philosophie der Dioskuren würdig fortsetzt. In ihm erwächst dann, und je mehr die Klarheit überhand nimmt, um so sicherer, vor allem auch das praktische Leben zu reicher Betätigung: die assoziativen Triebe erwachen, zuerst auf dem Gebiete der geistigen Gesellschaft, dann selbst auf dem der sozialen Bildungen: jene ungeheure Entwicklung des Genossenschaftslebens, die das deutsche Leben der zweiten Periode des Subjektivismus kennzeichnet, senkt ihre geist- und gemütreichen Keime bis in die mittleren und die Schlußzeiten der Romantik. Und selbst die Wissenschaft, insbesondere ihre historischen Zweige, wie nicht minder die Naturphilosophie ist von der Macht des Gemütes beherrscht: bis eben auf diesem Gebiete zuerst die Herrschaft der Verstandesanschauungen Boden gewinnt.

Doch war dies schließlich der Gang der Dinge überhaupt. Nicht bloß in der Wissenschaft folgten auf Schelling und Oersted Liebig und Mayer und auf Creuzer und die Gebrüder Grimm Lachmann und Waitz: ganz allgemein wurde der Horizont schärfer und schneidender gezeichnet; und das, was man nun Mystizismus des Gemütes zu nennen begann, verschwand. Es sind die Anfangszeiten des Realismus; noch werden sie zunächst von einem immer trockener werdenden Historismus beherrscht, der sich später teils archäologisch-antiquarisch umwandelt, teils, durch die politischen Leidenschaften der Zeit in ein unsachliches oder wenigstens unwissenschaftliches Pathos umgestaltet, in der politischen Geschichtschreibung erhält; schließlich aber, im Übergang zum Epigonentum der fünfziger bis siebziger Jahre, werden sie doch im öffentlichen Interesse durch den Sieg der Naturwissenschaften abgelöst, und dem populären Naturalismus der Jahre politischer Reaktion erwächst in einer nochmaligen Umformung endlich eine der eigenen Tendenz nach noch realistischere Philosophie des Materialismus.

Da hatte man denn sozusagen die Vollendung der Entwicklung vor sich: an Stelle der spekulativ-mystischen Synthese war erst die Fähigkeit zur Analyse, dann eine raffinierte Praxis dieser Analyse bis zu einer neuen radikal-intellektualistischen Synthese getreten — diese als eine Schlußeigenschaft

der ersten subjektivistischen Periode, welche einen neuen Naturalismus und damit den Anfang einer neuen, zweiten Periode vorbereiten mußte.

II.

Das Gefühlsmäßige des Denkens ist es gewesen, das auch die romantische und vor allem die frühromantische Philosophie in hohem Grade beherrscht hat: ja man kann sagen, daß die starke Betonung eben dieses Elementes und damit eine besondere Mystik das eigentlich Bezeichnende für das Denken dieser Zeit war.

Freilich: war dies Element an sich in der deutschen, ja in der allgemeinen abendländischen Philosophie selbst des individualistischen Zeitalters etwas so Unerhörtes? Metaphysik ist ohne Phantasie- und Gemütserregung nicht denkbar. Von eigentlichem Interesse ist daher vornehmlich nur die Beobachtung, in welchen Formen und Übergängen sich dies Element aus Individualismus und Rationalismus heraus zu der Mystik der frühromantischen Weltanschauungen steigerte.

Das deutsche Denken des 16. und 17. Jahrhunderts war der Hauptsache nach in zwei Richtungen verlaufen.

Im inneren Deutschland hatte man in kühner Abwendung von den unfruchtbaren Syllogismen der Scholastik, in deren Gestrüpp sich die Theologie beider Konfessionen anscheinend unlösbar verwickelt hatte, den Flug in höchste Höhen genommen und mit Eins einen neuen Inhalt des Denkens zu ergreifen gesucht. Es war in dem völlig mystischen Zuge pandynamistischer Systeme geschehen[1].

Aber hatte nun die Gedankenwelt dieser Mystiker, selbst die des besten und größesten unter ihnen, Jakob Boehmes, wirklich den Segen der Beruhigung gespendet? In der Entfaltung animistischer Naturphantasien an die Wissenschaft eines Paracelsus und seiner Jünger angelehnt, mußte sie allem

[1] Vgl. Band VI S. 115 ff.

schon mit der glänzenden Entwicklung der mechanischen Naturwissenschaften seit spätestens der Mitte des 17. Jahrhunderts zugrunde gehen. Dazu begann ihr um diese Zeit auch ihr subjektiver Nährboden entzogen zu werden, die mystische Sehnsucht des religiösen Gemütes. Denn jetzt löste sich das Christentum der Frommen immer mehr aus der orthodoxen Umschlingung; schon hatte Arnd erbaut und Spee gesungen; bald wurden die eigentlichen pietistischen Strömungen lebendig, und empfindungsvolle Seelen, die früher pandynamistischen Lehren zugefallen sein würden, fanden ihre Ruhe jetzt in der Beschaulichkeit frommer Zirkel[1].

Aber auch der andere Zweig des deutschen philosophischen Denkens, der niederländische, hatte inzwischen, wenn er sich auch ganz anders entwickelte, kaum zu einem andern Ergebnis geführt.

In den Niederlanden war im Verlaufe des 16. Jahrhunderts die Neigung der freien Geister nicht minder mystisch gewesen als in Binnendeutschland: neben den großen evangelischen Konfessionen hatte die Sektenbildung der Täufer gewuchert. Und wenn neben ihnen eine Richtung auf die Ausbildung einer rationalistischen Naturreligion aufgetreten war, so war sie doch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts so wenig erstarkt, daß sie ihre Vollendung schließlich nur in England finden konnte. Der mystischen Haltung der freieren Geister war dann gegen Mitte des 17. Jahrhunderts nicht minder und immer mächtiger das System des Descartes entgegengetreten, des französischen Adoptivkindes der Republik. Denn indem es nicht so sehr auf eine abgeschlossene Metaphysik und ein mit ihr gegebenes Verständnis der Welt ausging, wie auf eine scheinbar klare Methode des Denkens, nämlich die der mathematischen Analogie, förderte es zunächst das Selbstbewußtsein als die eine deutlich feststehende Tatsache des Denkens zutage und behauptete Gott und Welt als von ihm aus deduktiv beweisbar. War nun aber dieses System frei

[1] S. Band VI, 116 ff., 202 ff.; VII, 167 ff.

von Mystik? Nach dieser Methode hätte man anscheinend erwarten können, daß auch die cartesianische Schule zunächst die erkenntnistheoretische Seite der Philosophie pflegen und Charakter und Verlauf des Denkens untersuchen würde, ehe sie sich zur Aufstellung neuer metaphysischer Systeme entschlösse. Allein weit gefehlt! Es zeigte sich, daß die Anregungen von Descartes sich nicht nur zu ferneren erkenntnistheoretischen Erörterungen, sondern fast noch viel besser zur spekulativen Konstruktion eines neuen allgemeinen, nunmehr als vollendet betrachteten Denkinhalts benutzen ließen. So wuchsen die Systeme der Okkasionalisten heran, und so vor allem das System Spinozas. Und sie waren, wie das einzige große cartesianische System auf französischem Boden, das des Malebranche, im Grunde wiederum mystisch.

Wie konnte es auch anders sein? Beruhte denn die Erkenntnistheorie des Descartes wirklich auf wesentlich induktiven Untersuchungen über den menschlichen Verstand? Und war seine Beweismethode tatsächlich die deduktive der Mathematik? Wenn Spinoza, in der Beweisart durchaus ein Schüler Descartes', aus der Tatsache, daß der Raum Dimensionen habe, den Schluß zog, daß Gott Attribute haben müsse: hatte er dann wirklich „more geometrico" bewiesen? — Oder handelte es sich bei ihm, wie bei Descartes, nicht vielmehr nur um Vergleiche mit mathematischen Schlußweisen: war das Verfahren nicht im Grunde nur eine dem Zeitalter wegen des Heranziehens der Mathematik besonders einleuchtende Anwendung des Analogieschlusses? Aber selbst wenn diese Anwendung richtig gewesen wäre, so hätte sie zur absoluten Gültigkeit des Inhalts der mit ihrer Hilfe gezogenen Schlüsse noch vorausgesetzt, daß der deduktive Charakter des mathematischen Beweises über allen Zweifel erhaben sei. Das stand nun freilich dem 16. bis 18. Jahrhundert durchaus fest: erst das 19. Jahrhundert hat die bloß empirische Gültigkeit der mathematischen Urteile in eingehenden Untersuchungen anscheinend nachgewiesen und jedenfalls behauptet. Allein selbst wenn das Zeitalter des Individualismus in diesem Punkte

fest zu fußen glaubte, so wurden die Deduktionen des Descartes und der ihm folgenden Philosophen dennoch nicht dem mathematischen Verfahren, sondern bloßen Analogieschlüssen zu den im mathematischen Verfahren ergründeten Zusammenhängen verdankt, waren also im allgemeinen willkürlich.

War dies aber der Fall, so blieb die Lage eigentlich dieselbe wie im 16. Jahrhundert; nur auf dem Wege tiefsinniger Spekulation, mit unzureichenden Mitteln des Denkens, waren Selbstbewußtsein und Gottesbewußtsein, jene Pole der individualistischen Welt, auch hier wieder miteinander verknüpft worden. In der Tat: wie anders als auf dem Wege der Intuition, der überzeugt gehandhabten und nicht selten unmittelbar in mystischer Verzückung gefundenen Prämissen waren denn die großen Rätsel des Daseins zu lösen, mochte die Darstellung des Errungenen selbst im Panzergewand mathematischer Beweise glänzen?

Und so treffen denn der binnendeutsche wie der niederländische Zweig der nationalen Philosophie im 16. und 17. Jahrhundert darin zusammen, daß in beiden das Denken deduktiv und in den entscheidendsten Fällen zugleich mystisch verlief.

Stand es aber mit der Philosophie Leibnizens, in der in gewissem Sinne die beiden genannten Zweige ihre Fortsetzung fanden, etwa anders? Faßt man die Monadenlehre als eine Vermittlungsentwicklung des binnendeutschen Pandynamismus und des niederländisch-cartesianischen Panmechanismus des 16. und 17. Jahrhunderts, so tritt als wesentlich hervor, daß Leibniz von dem physikalischen Begriffe des Atomes das Materielle abstreifte und es zu der Monas, richtiger zu einem Systeme von Monaden verdichtete, als deren Substanz eine innen wirkende Kraft gedacht wird. Erschien nun eine solche Bildung nicht etwa schon als mystisch? Sie war es so offenkundig, daß Wolff, der korrekte Rationalist, in seinen Lehrvorträgen des Leibnizischen Systems gerade diesen antimaterialistischen und dynamischen Charakter nach Möglichkeit abstreifte.

Als Motiv der Entwicklung aber ergibt sich bis hierher,

daß die Mystik der älteren Systeme tunlichst verdeckt erschien, verdeckt womöglich unter der Last mathematischer Beweise, während bei Leibniz der mystische Charakter im Grunde gar nicht geleugnet wird. Natürlich war damit auch zugleich eine Entwicklung der Schattierung der Mystik selbst verknüpft. Die ältere Mystik lebt noch an Beweise gebunden, wie die mittelalterliche an die Offenbarung: bei Leibniz regt dagegen die Mystik, so namentlich in der Theodicee, zum ersten Male als eine Macht des Geistes an sich ohne fremdes Gängelband Glieder und Flügel.

Wir werden sehen, wie diese Bewegung sich fortsetzt: und die Frühromantik wird sich als die eigentliche Befreiungsepoche der Mystik, als ihre Emanzipationszeit zum eigenen Leben und damit als die Zeit ergeben, da man zum ersten Male über ihr Wesen als solches nachdachte.

Einstweilen aber nahm Kant als Sieger das Feld der Philosophie voll in Anspruch. Dabei bot er der Welt nicht eigentlich ein abgeschlossenes System der Philosophie; schon die Art, in der er arbeitete, das Erscheinen einzelner, durch längere Zeiträume getrennter Darlegungen, legte ihm eine letzte Kompilation seines Denkens nicht nahe. In der Tat blieben auch schon aus diesem Grunde eine Menge von Widersprüchen in seinem Denken bestehen: was zur Folge hatte, daß ihn bei Lebzeiten und noch länger hin die einen für einen Leibnizianer, die andern für einen Anhänger Lockes, die meisten aber für einen der damals zahlreichen Verschmelzer Leibnizscher und Lockescher Lehren hielten; ja daß auch der Dogmatismus, unter anderen selbst die Orthodoxie beider Konfessionen, wie der Skeptizismus ihn gleich freundlich begrüßten: und daß er, als gewaltigster Anreger, schließlich der Allbesieger aller wurde. Dabei lag es aber in der Natur der Dinge, daß bei der praktischen Unerfüllbarkeit seiner Ethik, die leicht einzusehen war, doch vor allem der Phänomenalismus als die ihm eigene Lehre betont wurde: dieser hat daher vor allem eingewirkt, zumal er zugleich dem spiritualistischen Empfinden und Denken der Zeit entsprach.

War nun aber Kant auf diesem Gebiete frei von Mystik? Eben hier hat man ihm dogmatischen Rationalismus nachgewiesen: eine geistige Haltung also im Bereiche der von Cartesius her verlaufenden Linie der Mystik. Freilich: von der unbewußten Stärke der cartesianischen Zeit war diese Mystik Kants nicht mehr; sie war aber auch noch nicht von jener durch Selbsterkenntnis genährten Freiheit, die bald von Schelling erreicht wurde; sie war nur ermäßigt und gleichsam erzogen durch eine nicht geringe empirische Skepsis.

Da versteht sich denn, daß ihr Inhalt im höchsten Grade geeignet war, einem nun wirklich freien Mystizismus die Wege zu ebnen. Es ist der Zusammenhang, durch welchen das Verhältnis Kants zur Frühromantik gekennzeichnet wird.

In der theoretischen Philosophie Kants finden sich im Grunde zwei miteinander nicht vermittelte Elemente: ein realistisches in den Dingen an sich, das auf uns wirken muß, damit Erfahrung möglich wird, und ein idealistisches, das der in uns liegenden aprioriſchen Anschauungs- und Denkformen, durch welche die Erfahrung erst zustande kommt[1]. Da war nun klar, daß eine veränderte Weltanschauung, wie sie das neue Seelenleben der Romantik unbedingt erzeugen mußte, an sich sowohl an das idealistische wie an das realistische Element anknüpfen konnte.

Allein zugleich war doch auch augenscheinlich, daß die Frühromantik ihrer ganzen Art nach nur von der idealistischen Seite ausgehen konnte; hatte doch schon die Philosophie der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges stark phänomenalistische Neigungen entwickelt[2]. Vor allem aber wies in diese Richtung die psychologische Grundtatsache der Periode, der extreme Subjektivismus.

Das Mittelalter hatte den Vorteil gehabt, einem absoluten und unbezweifelten Anthropozentrismus huldigen zu dürfen: ihm hatte der Mensch wirklich noch Mittelpunkt der objektiven

[1] S. Band VIII 2 S. 344 f.
[2] S. Band VIII 1 S. 233—34.

Welt sein können. Dann aber hatte die Lehre des Kopernikus eine solche Auffassung für alle Zukunft ausgeschlossen; und nur mühsam und in sich schließlich auch unhaltbar waren dafür die optimistischen Anschauungen jener Teleologie des Rationalismus eingezogen, welche die Welt trotz ihres eigenen Ganges doch als von Gott nur zugunsten des Menschen eingerichtet betrachteten. Im ganzen mußte man seit Mitte des 18. Jahrhunderts beginnen, sich darüber klar zu werden, daß sich die Weltanschauung eines objektiven Anthropozentrismus nicht mehr halten ließ, welcher Art auch immer sie im einzelnen sein mochte.

Da begründete Kant einen neuen, subjektiven Anthropozentrismus. Denn nach seiner Erkenntnistheorie richtete sich die Erkenntnis eines Gegenstandes und damit der Charakter der Erscheinungswelt überhaupt, so, wie wir sie auffassen, nach den Gesetzen unserer vor aller Erfahrung liegenden inneren Vorstellungen, der Stammesanschauungen, der Stammesbegriffe: und so war die Welt in dieser Hinsicht unser Erzeugnis: wir stehen zu ihr nicht exzentrisch, sondern sie dreht sich konzentrisch um uns. Es ist ein Zusammenhang, in welchem sich Kant selbst als den Kopernikus der Erkenntnistheorie bezeichnet hat: wie Kopernikus die anscheinende Drehung des Himmelsgewölbes aus der tatsächlichen Bewegung der Erde und ihrer Bewohner erklärt habe, die die Erscheinung jener Bewegung veranlasse, so erkläre er Charakter und Verlauf der Welt der Erscheinungen überhaupt aus dem Wesen der inneren Konstruktion unseres Geistes.

Noch mehr aber stellte Kant das Subjekt in den Mittelpunkt einer anderen Welt, der moralischen: man weiß, daß er auf diesem Gebiete den ganzen sittlichen Kosmos als ein Werk eben unseres Selbstbewußtseins, unseres Gewissens entstehen ließ, und daß er außer dieser subjektiven eine objektive Sittlichkeit als ursprünglich überhaupt nicht anerkannte.

Waren das nun nicht Lehren, die dem maßlosen Subjektivitätsgefühl der Frühromantik selbst wenn zu extremsten Formen gesteigert höchst willkommen sein mußten? Mit mehr als vollem Herzen nahm es sie auf und gab damit dem ihnen

zugrunde liegenden Idealismus der Kantschen Lehre einen einseitigen Vorzug. Und indem dies geschah, entwickelte es eine Richtung des Denkens, die darauf hinauslief, durch Verschmelzung des reinen Ichs und der Dinge an sich mit dem Absoluten einen Pantheismus zu begründen, in welchem die Trennung der Erscheinungswelt und der jenseitigen Kantschen intelligibeln Welt aufgehoben erschien, und dessen Aufbau rein aprioriſch aus der Logik erfolgte.

Der erste große Philosoph der frühromantischen Zeit war Fichte. Fichte schon sah ursprünglich das subjektive Weltbild, das jede Person sich macht, als das eigentlich Seiende an und ließ erst aus ihm die objektive Welt hervorgehen.

Fichte war am 19. Mai 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz als Sohn eines armen Webers geboren; mit ihm zuerst schob sich jenes junge philosophische Geschlecht in den Vordergrund, das über Kant hinauswollte; er hat es gewagt, Kant einen Dreiviertelskopf zu nennen. Nach schweren Kämpfen um Leben und Unterhalt, nach einer erzieherischen Tätigkeit von neun Jahren, die ihn vornehmlich nach Zürich geführt hatte, und nach persönlichen Beratungen mit Kant im Jahre 1794 übernahm Fichte eine Professur in Jena, legte sie infolge von Zwistigkeiten mit der Regierung, die sich an die Veröffentlichung einer Gott und den sittlichen Weltwillen gleichsetzenden Schrift knüpften, nieder und lebte seitdem bis zu seinem Tode im Jahre 1814 meist in Berlin, seit 1810 als Professor an der neubegründeten Universität. So war sein Leben äußerlich bewegt, und es war es auch innerlich, um so mehr, als er früh in anregenden Verkehr mit den dichterischen und religiösen Führern der Romantik, mit Friedrich Schlegel, mit Schleiermacher, mit Tieck u. a. getreten war und vor allem auch mit den gewaltigen politischen Ereignissen seiner Zeit mitfühlte, an den Peripetien der französischen Revolution innerlich teilnahm und, lebhaften Staatsgefühls, ein glühender Patriot, auch in den Jahren der deutschen Befreiungszeit unvergleichlich gewirkt hat[1].

[1] S. Band IX S. 334 ff., 364.

Dies Interesse am politischen Leben wie am Geistesleben seiner Zeit überhaupt hat ihn denn auch in seiner philosophischen Entwicklung während der Frist von nicht einem Vierteljahrhundert, von 1790 bis zu seinem Tode, mehrere in sich ziemlich abweichende Phasen philosophischen Denkens durchlaufen lassen: eine um so bemerkenswertere Tatsache, als er in vieler Hinsicht zu den festest angelegten Charakteren seiner Zeit gehört hat. Freilich bezogen sich diese Wandlungen vornehmlich auf seine Sitten- und Rechtslehre, also mehr Einzelgegenstände philosophischen Denkens. Fichtes Gedanken auf diesem Gebiete, wenigstens auf dem der Staatslehre, sind im Zusammenhange mit den sozialistischen Theorien später wichtig geworden; auf die philosophische Strömung seiner Zeit dagegen wirkten, und zwar im höchsten Grade durchschlagend, mehr die Prinzipien seiner Wissenschaftslehre ein, die, wir wissen es schon, zum ersten Male im Jahre 1794 erschienen ist.

Die Wissenschaftslehre war nach Fichtes Absichten nur ein notwendiger Vorläufer seiner praktischen Philosophie, und das hieß eben einer Neugestaltung der Sittenlehre und der Rechtsanschauung: für diese sollte in einer Untersuchung unserer Erkenntnis der theoretische Untergrund gelegt werden. Fichte ging hierbei, nach der Art seines Vortrages, im Gegensatz zu Kant, zugleich aber in Übereinstimmung mit Ideen, die auch sonst in seiner Zeit, z. B. bei Reinhold und Schulze, zum Ausdruck gelangten, von der Anschauung aus, daß es unumgänglich notwendig sei, die gesamte theoretische Philosophie aus Einem Grundsatze abzuleiten. Und indem er von dieser Forderung aus das Kantsche Denken untersuchte, kam er zu dem Satze, daß die Entwicklung unserer Vorstellungen nicht, wie Kant lehrte, von einer doppelten Seite her vor sich gehe, nämlich durch Affektionen, die die Dinge auf das Subjekt ausüben, und durch eine Tätigkeit des Subjekts, welche diese Affektionen unter Anschauungs- und Denkformen ordne: sondern daß sie vielmehr einfacher Natur sei: denn sie beruhe ausschließlich auf der Tätigkeit des Subjekts, das an die Affektionen nicht bloß die Anschauungs- und Denkformen heranbringe,

sondern darüber hinaus auch das Mannigfaltige der Affektionen, der Erfahrung selbst produziere. Der Gedanke von einem Dinge, das an sich, unabhängig von irgendeinem Vorstellungsvermögen, Existenz und gewisse Beschaffenheiten haben solle, erschien also Fichte als eine Grille, ein Traum, ein Nichtgedanke. Es gab nach ihm kein Nicht-Ich, das nicht einem Ich entgegengesetzt wäre. Daraus folgte ihm dann, da das Ich eine tätige Kraft sei, daß es auch kein Ich gebe, das sich nicht alsbald ein Nicht-Ich entgegensetze: der Thesis trat also alsbald die Antithesis gegenüber. Da aber aus diesem Vorgang erhelle, daß das Nicht-Ich auch ein Ich sei — wie könnte es sonst von diesem gesetzt werden? — so seien Ich und Nicht-Ich als Gegensätze in dem Einen Ich gezwungen, sich gegenseitig einzuschränken, und in dem Vorgang dieser Einschränkung liege eine Synthese ihres Gegensatzes.

Thesis, Antithesis, Synthesis sind demgemäß nach Fichte Vorgänge, die sich in unserem Dasein ausschließlich und ständig zusammenfinden: folglich muß sich aus ihnen alles, was zum System des menschlichen Geistes gehört, also ein Kreis allgemeinster Prinzipien ableiten lassen. Diese Ableitung nahm nun Fichte in seiner Wissenschaftslehre vor, indem er aus Thesis, Antithesis und Synthesis zunächst die drei Kategorien der Identität, des Widerspruchs und des Grundes entwickelte und von hier aus nach dem Vorbilde der Kantischen Tafel der Kategorien weiter fortfuhr, z. B. aus dem Satz des Grundes Relation, Kausalität, Substanz ableitete usw.[1]

[1] Man vergleiche zu der oben gegebenen Darstellung Wundt, Logik II, 2 (2. Aufl.) S. 638—39: „Schon die Kritik Kants ist eine ebenso einseitig rationalistische, wie diejenige Humes eine empiristische gewesen war. Wie dieser von allen transzendentalen Bedingungen der Begriffe abstrahiert, um bloß deren empirische Elemente zurückzubehalten, so abstrahiert Kant umgekehrt von diesen, um bloß jene einer Untersuchung zu unterwerfen. Die Empfindung ist ihm ein gegebener Stoff, nach dessen Entstehung und nach dessen Beziehungen zu den Erkenntnisformen nicht weiter gefragt wird; sogar bei diesen wiederholt sich das einseitig rationalistische Interesse: nachdem die weitere kritische Scheidung in Anschauungs- und Begriffsformen vollzogen ist, beschränkt sich der Versuch einer Deduktion ganz und

gar auf die letzteren. Diese Deduktion benutzt für die Ordnung der Kategorien die antithetische Methode, von der Kant überdies in sinnreicher Weise und unter Herbeiziehung der apagogischen Beweisform in den Antinomien seiner transzendentalen Dialektik Gebrauch macht. Zugleich ist es die Deduktion der Kategorien, in der die folgenreiche Ergänzung der Antithese durch die Synthese zum ersten Male in Anwendung kommt. Aber die Ausgangspunkte dieser Deduktion ermangeln bei Kant noch der dialektischen Notwendigkeit. Die Urteilsformen werden lediglich als tatsächlich vorhanden aufgegriffen, ohne daß nach ihrem Zusammenhang mit den allgemeinsten Gesetzen des Denkens gefragt würde. Auf diese selbst, auf die Sätze der Identität, des Widerspruchs und des Grundes, in dieser ihrer logisch notwendigen Reihenfolge zurückzugehen, ergab sich daher als eine unmittelbare Forderung. Mit ihr verknüpfte Fichte alsbald den Gedanken, jene logischen Grundsätze mit den einzelnen Akten des antithetisch-synthetischen Verfahrens in Beziehung zu bringen. So wurde das Identitätsaxiom zur ursprünglichen These, die durch die Kraft der Verneinung von selbst den Satz des Widerspruchs als die Antithesis aus sich erzeuge, worauf sich endlich beide in dem Satz des Grundes als ihrer logischen Synthesis vereinigen. Zu diesem ersten Prinzip der Methode, das auf die Platonische Dialektik zurückgeht, tritt aber als ein zweites das Postulat der ontologischen Methode, daß es einen ursprünglichen Begriffsinhalt geben müsse, der durch sich selbst Evidenz besitze. Fichte bestimmte als diesen Begriff zuerst das reine Ich, Hegel setzte an dessen Stelle den allgemeineren des reinen Seins. In beiden Fällen ist es eine absolute Abstraktion, die das Resultat herbeiführt. Dort soll von jedem zufälligen Inhalt des Selbstbewußtseins, hier von jedem wechselnden Merkmal des zu Denkenden abstrahiert werden. So kann denn nur das reine Selbstbewußtsein oder das bestimmungslose Sein zurückbleiben. Diese ersten ontologisch notwendigen Begriffe werden nun die Anfangspunkte einer antithetisch-synthetischen Begriffsentwicklung, in der durch eine den Begriffen selbst immanente Dialektik das System der Begriffe entstehen soll." — Für die Entstehung der Trichotomie der These, Antithese und Synthese ist namentlich die Einleitung zur „Kritik der Urteilskraft", letzte Note, von Interesse; man vgl. hierzu, wie zu weiteren Zusammenhängen zwischen Kant und vornehmlich Fichte Heinze-Überweg III, 1, 286. Übrigens lagen schon dem Klassizismus Anschauungen, wie sie die romantische Durchführung der Trichotomie beherrschten, nicht fern. Man vgl. z. B. Wilhelm von Humboldt (Kittel S. 91): „Wie der menschliche Geist nur durch Reflexion sich deutlich werden und diese nur durch Gegenüberstellen der objektiven und der subjektiven Welt geschehen kann, so bringt sich auch die Kraft des Universums auf der Stufe, auf der wir sie kennen, nur dadurch zur Klarheit, daß sie sich in Objekte zerspaltet und in diesen durch Gegenüberstellen derselben erkennend, fühlend und wollend wiederfindet".

Bewegten wir uns bisher nur auf erkenntnistheoretischem Gebiete, sah auch Fichte in seiner Wissenschaftslehre zunächst nichts als eine Verbesserung der Kritik der reinen Vernunft, ja ein nun erst wirklich vorhandenes System der reinen Vernunft, so erweiterte sich doch diese bloße Erkenntnistheorie sehr rasch zu einer ganzen Weltanschauung. Denn früh schon führte Fichte aus, daß die vom Ich gesetzte These und Antithese nun wirklich und an sich so beschaffen sei, wie man sie denke, mithin die logische Wahrheit für unseren Verstand und jede von uns denkbare Intelligenz zugleich reale Wirklichkeit sei. Von da war es dann allerdings nicht mehr weit zu dem Satze, daß unserem in These, Antithese und Synthese verlaufenden Denken der Verlauf der Dinge an sich und in der objektiven Wirklichkeit entspreche. Und es versteht sich, daß damit die objektive, außer uns befindliche Welt restlos der Welt unseres Innern einverleibt wurde und als Schöpfung dieser erschien; es war der absolute Sieg einer Weltanschauung, die nur den Geist als im Grunde seiend anerkennt, es war die Ausbildung eines in sich völlig folgerichtigen idealistischen Monismus.

Aber verflüchtigten sich in dem Augenblicke, da der Philosoph mit der Betonung der absoluten Souveränität des Verstandes Ernst machte, nicht zugleich alle sittlichen Prinzipien? In der Tat verwarf Fichte auf sittlichem Gebiete die drei Postulate der Freiheit, der Unsterblichkeit und Gottes, die Kant als Warner und Erzieher menschlichen Willens noch aus den Zeiten des Rationalismus übernommen hatte: nach seiner Lehre mußte sich das sittliche Bewußtsein zur Durchführung seiner selbstgesetzten Zwecke lediglich selbst genügen, und die menschliche Freiheit bedurfte zum Guten keinerlei göttlicher Hilfe.

Indes nachdem Fichte gegen Ende des 18. Jahrhunderts diese radikalste aller Lehren vom absolutesten sittlichen wie intellektuellen Absolutismus des Ichs aufgestellt hatte, trat ihm doch bald die Frage entgegen, wie sich denn mit dieser Auffassung die tatsächliche Mehrheit des Ichs in der Erscheinungswelt vertrage? Mußte denn seine Philosophie nicht alle Individuen außer mir als nur von meinem Bewußtsein realisiert,

alle Willensstrebungen außer mir mithin als unzulässig betrachten? Hob eine solche Betrachtung nicht die Welt der Erscheinungen, ja nicht noch viel mehr die sittliche Welt aus den Angeln?

Fichte war ein Mann von viel zu sicherem sozialen Empfinden, als daß er diese Konsequenzen zugelassen hätte. Wie seine Schriften in blitzartig wirkenden Zwischensätzen immer wieder die innere Erregung verraten, mit der er schreibt, wie ihn stets ein warmes Pathos für alles menschlich Große leitete, so war er nicht in der Lage, mit einem System des Solipsismus oder des Anarchismus zu schließen. Er gab vielmehr seiner Lehre jetzt eine weitere Stütze und zugleich einen tieferen Hintergrund, indem er zur Erklärung der Vielheit der Individuen und deren wesentlich gleicher Haltung einen ewigen und unendlichen Willen und Verstand als ihnen zugrunde liegend annahm und in den sozialen Gemeinschaften besondere Projektionen dieses souveränen Ichs erblickte: indem er somit zum idealistischen Sozialisten und noch mehr, zum mystischen Pantheisten wurde. In der Schrift „Anweisung zum seligen Leben" (1806) erscheint diese Wandlung vollzogen. Denn nunmehr besteht für Fichte höchste Weisheit und höchste Religiosität in dem unmittelbar gläubig empfundenen Zusammenhange der individualen Endlichkeit mit dem einen Unendlichen, Ewigen, Göttlichen. In diesem Zusammenhange aber wird dem Philosophen die Erkenntnis aktiv und setzt sich in Willen um, in eine Liebe Gottes, die fern ruhender Beschaulichkeit vor allem tätige Menschenliebe sein soll.

Man sieht, es ist eine Wendung, die in ihrem letzten Schlusse zugleich von dem quiesizierenden, in sich satten romantischen Subjektivismus hinwegführt zu den gemeinen Pflichten sozialen Zusammenlebens: hier war der Punkt, von dem aus Fichte weiter fortschritt, die Spuren der frühen Romantik verließ und zu jenem glühenden Patrioten der deutschen Freiheitsbewegung gegen französische Unterdrückung wurde, als den wir ihn kennen.

Fichtes philosophische Entwicklung ist ein Vorgang, zu

dem sich Parallelen in dem Verfalle der frühromantischen Geister in allerlei Gebundenheiten, insbesondere in die Geistesherrschaft des Katholizismus, ohne weiteres darbieten. Sie zeigt zugleich einen Verlauf, der nach allem, was schon erzählt worden ist, unvermeidbar war: sie bedeutet einen ersten großen Schritt zur Objektivierung der subjektiven Persönlichkeit. War aber in diesem ersten Falle schon eine von der Selbstherrlichkeit der frühromantischen Persönlichkeit ausgehende Betrachtungsart schließlich in den Ruhm der Selbstherrlichkeit des Absoluten und seiner Auswirkung wie in der Welt der Erscheinungen, so in den Einzelpersonen umgeschlagen, so war klar, daß der Weg der Philosophie, bei aller Freiheit des Denkens, in der Richtung stärkerer Entschleierungsversuche des Wesens und der Aktualität des Absoluten weiterführen mußte.

Dies ist nun in der Tat der Pfad, den die Philosophie Schellings eingeschlagen hat. Schelling, 1775 als Sohn eines württembergischen Landgeistlichen geboren, frühreif, 1798 auf Goethes Veranlassung zum Professor in Jena berufen, 1803 Professor in Würzburg, dann, seit 1806, in München in hohen Ehren lebend, 1841 durch Friedrich Wilhelm IV. als Prophet gegen den neuen Zeitgeist nach Berlin erbeten, ist im Jahre 1854 auf einer Reise in der Schweiz gestorben. Für die Entwicklung des deutschen Denkens war er aber schon seit seiner Übersiedlung nach Würzburg von geringerer Bedeutung; und bereits gegen Schluß des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts erlag er den rettungslosen Wirrnissen einer immer ungezügelter verlaufenden theosophischen Spekulation. Seine große Zeit war mithin die Jenenser, und seine einflußreichsten Werke blieben die ersten naturphilosophischen Bücher, welche er schrieb, nachdem er Herdersche und Fichtesche Ideen passiert hatte: die Ideen zu einer Philosophie der Natur (1797), das Buch von der Weltseele (1798), der erste Entwurf eines Systems der Naturphilosophie (1799) und auch noch das System des transzendentalen Idealismus (1800).

In diesen Schriften ging Schelling von einem Gedanken aus, für den die damals im Vordergrunde des wissenschaftlichen

Interesses stehenden galvanischen und magnetischen Experimente nicht ohne Bedeutung gewesen zu sein scheinen[1]. Er fand nämlich in der Natur den Drang, aufs Intelligente zu kommen; eine vollendete Theorie der Naturwissenschaft würde daher nach ihm alle Natur in Intelligenz aufzulösen imstande sein; ja sie würde zu zeigen vermögen, daß Natur und Geist im Grunde identisch seien. So muß es denn nach ihm einen Punkt, einen Urgrund geben, ein Absolutes, von dem aus die Natur langsam bis zu dem Minimum von Geist herabsank, das wir in ihren elementaren Erscheinungen ahnen, und von dem andrerseits sich die Welt der Geschichte zu jenem Maximum des Geistes erhob, das die Menschheit kennt und erlebt hat. Dabei müssen die Stufen dieser Entwicklung im wesentlichen parallel verlaufen sein. Nach welchen Prinzipien aber entwickelte sich nun der Urgrund beiderseits? Es geschah nach Schelling, sehr begreiflich nach dem Vorgange der Fichteschen Philosophie, im Verlaufe und nach dem Grundsatze der Abfolge von Thesis, Antithesis, Synthesis. So entwickelte sich nach diesem Schema nach der Seite der Natur hin zunächst Reproduktionskraft, Irritabilität und Sensibilität, darauf Magnetismus, Elektrizität und Chemismus; weiter Licht, Klang und Wärme: bis mit Abstraktion, Repulsion und Schwere die heute elementarsten aller Kräfte der Natur erreicht wurden. Die Entfaltung nach der Seite des Geistes aber war nach Schelling gleich umfassend und wurde als in verwandten Potenzen und Stufen vor sich gehend gedacht, ist indes von unserm Philosophen nicht in gleicher Ausführlichkeit behandelt worden.

Was aber erschien Schelling nun als das eigentlich Treibende dieser ganzen Entwicklung? Unter welcher Einwirkung dachte er sich den indifferenten Urgrund zu den letzten Polen der Natur und des Geistes, zum objektiven Realen und zum subjektiven Ideellen hin organisiert und ausgewirkt? Er nahm hierfür als Kraft eine besondere Weltseele

[1] S. zum folgenden auch unten zweites Kapitel Abschnitt IV und drittes Kapitel Abschnitt II.

an, die wir freilich nicht zu erkennen vermögen, sondern nur intuitiv zu erfahren, wie Schelling sich ausdrückt, intellektuell anzuschauen imstande sind.

Deutlich zeigt sich in diesen Zusammenhängen ein schon von Anbeginn ab mystisches Element der Schellingschen Lehre; und es kann nicht befremden, wenn der sprachgewandte Philosoph unter diesem Eindrucke die Lehren seines Denkens gelegentlich auch im Gedichte vortrug:

Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüt', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt,
Ist Eine Kraft, Ein Wechselspiel und Weben,
Ein Trieb und Drang nach immer höherem Leben.

Aber auch Fichte ist, in bescheideneren Grenzen, ein Dichter gewesen! Und auch er hat, gleich manchem Dichterphilosophen vor ihm, den eigentlichen Moment seiner inneren Peripetie besungen, den Augenblick, da sich bei ihm persönlichstes Schicksal und philosophische Doktrin aufs innigste verschlangen:

Das ist's! Seit in Uraniens Aug', die tiefe,
Sich selber klare, blaue, stille, reine
Lichtflamm', ich selber still hineingesehen,

Seitdem blieb dieses Aug' mir in der Tiefe,
Und ist in meinem Sein das ewig Eine,
Lebt in mir Leben, sieht in meinem Sehen.

Vor allem aber ist es kein Zufall, daß gerade die frühromantischen Philosophen gedichtet haben. Sie waren wirklich im Grunde Dichter, und sie waren sich dieser Tatsache keineswegs so gänzlich unbewußt. Ja von diesem Punkte her erhellt dann erst völlig ihre philosophische Methode und zugleich ihre kulturgeschichtliche Stellung: sie waren es, die die Entwicklung der mystischen Formen des Denkens im Subjektivismus fortsetzten.

Der Charakter des Mystischen kann in der Ineinssetzung des Denkens mit dem zu erkennenden Gegenstande gefunden werden. Das aber ist es, was Schelling meinte, bezeichnete er als Philosophieren, wenn wir uns „aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes Selbst zurückziehen und dort unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige anschauen". Oder was Schlegel, für die Naturphilosophie, mit den trunkenen Worten ausdrückte:

Windesrauschen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht!
Freigegeben alle Zügel
Schwingt sich des Gedankens Macht:
Hört in Lüften ohne Grausen
Den Gesang der Geister brausen.

Natürlich sind die Formen dieser Selbstentäußerung zugunsten des Denkobjekts in verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen; im ganzen waren sie jeweils getreuer Ausdruck steigender kultureller Intensität und können daher in der Entwicklung der verschiedenen menschlichen Gemeinschaften gut als Leiterscheinungen zur Diagnostizierung bestimmter Kulturzeitalter verwendet werden. In der deutschen Geschichte war das Denken der Mystik des 10. Jahrhunderts durch wunderliche Formen direkter körperlicher Selbstentäußerung, durch rohe Askese gekennzeichnet; das 12. Jahrhundert dagegen schon, die Zeit des Konventionalismus, zeigte die systematische, verhältnismäßig aber noch äußerliche geistige Versenkung in der Form der Kontemplation, als deren intensivere Form dann im Bürgertum des 14. Jahrhunderts der Raptus, das Überspringen des seelischen Fünkleins in den Gegenstand der Kontemplation, in Gott hervortrat. In den Zeiten der Reformation hat darauf Luther die hergebrachten Formen mystischer Praxis an sich erprobt und in der Gotteskindschaft, dem milden Sichversetzen, sich Anvertrauen in Gott, die seiner Zeit gemäße gefunden. Und wiederum im 17. Jahrhundert, im Zeitalter des durchgebildeten Individualismus, erfolgte an dem Orte höchster Ausgestaltung desselben eine weitere Vergeistigung der mystischen Praxis, und Spinoza rühmte sich demutsvoll des amor intellectualis Dei.

Es sind die Phasen etwa, die nun, in der Frühromantik, durch eine noch neuere ergänzt und, wenigstens für die Zeit der ersten subjektivistischen Periode, auch abgeschlossen wurden.

Die Mystik der Frühromantik kann, im Gegensatze zu der individualistischen des amor intellectualis, ausgesprochenermaßen als eine solche des Gemütes bezeichnet werden: ihr „stehen Gedanken zu fern"; weitab von allem Rationalen entnimmt sie die Kriterien der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit dem Gefühl, jenem Bestandteile unserer Erfahrung also, der, sobald man ihn aus seinem Zusammenhange mit den sonstigen psychischen Elementen loslöst, sich allerdings als der unmittelbar gewisseste, zugleich aber auch als der dunkelste, am wenigsten abzugrenzende und analysierbare erweist. Es war gewißlich die zarteste aller bis dahin in der deutschen Geschichte verlaufenden Mystiken, die damit begründet wurde: sie ließ sozusagen das Subjekt trotz aller Selbstentäußerung als Ganzes frei und band es nur mit dem dunkeln Untergrunde seines Wesens an das Absolute.

Freilich könnte man nun fragen, wie denn bei alledem die rationale, denkhaft befriedigende Durchführung eines bestimmten philosophischen Systems möglich geblieben sei? Allein eine solche Frage würde nur die Schwierigkeit des Nicht-Adepten zeigen, sich in den mystischen Bereich zu versetzen. Die Mystik bedarf keines rationalen Schlusses; wie es im Athenaeum heißt: Verstand ist mechanischer, Witz ist chemischer, Genie — und das heißt: philosophische Begabung — ist organischer Geist. Ja die Mystik versagt sich sogar den eigentlich modernen, den induktiven Schluß aus sehr natürlichen Gründen. Da es sich bei ihr immer um ein Ineinssetzen von Subjekt und Objekt handelt, so kommt sie im Grunde niemals über ein die Identifikation anstrebendes Vergleichen hinaus: und somit ist das ihr familiäre Beweismittel recht eigentlich der mittelalterliche Analogieschluß. In diesem Zusammenhange ist es denn auch ganz selbstverständlich, daß sie trotz höherer Kulturperiode die mittelalterliche Dialektik, das getreue Komplement zum Analogieschluß liebt. Darum ist denn den frühromantischen

Philosophen diese Dialektik etwas ganz Selbstverständliches gewesen; und die Möglichkeit rationaler Urteile, deren Deduktion Kant als das Schwerste in der Metaphysik erklärt hatte, haben sie daher als das Leichteste von der Welt, ja als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet. Natürlich aber wurden sie durch all dies, an den allgemeinen Denkanforderungen ihrer Zeit gemessen, höchst unzuverlässige und unsaubere Denker: Kant steht an Strenge und Behutsamkeit des Schlusses mindestens um ebensoviel über ihnen, wie er an Tiefe des Vorstellens den seichten Eklektizismus der Wolffianer und der Popularphilosophen seiner Zeit überragt hat.

Aber war das in den Augen der romantischen Philosophen etwa ein Fehler? Vor allem Fichte hat gar nicht die Absicht der gemeinen Deduktion gehabt; er entfernte ja aus der Erkenntnis den empirischen Faktor; er unternahm es vielmehr, den Stoff und die besondere Form der Erfahrung ganz aus der Wunderwirkung einer sich ins Unendliche setzenden, im Grunde nichtigen, aus und mit nichts schaffenden geistigen Tätigkeit hervorzuzaubern. Demgegenüber machte dann Schelling, vornehmlich naturphilosophisch tätig, der Wirklichkeit allerdings schon wieder Zugeständnisse, aber nur halbe, ja nur scheinbare, denn er tat es nur ideologisch. Dies alles aber entsprach ganz den eingeborenen Gesetzen jeder Mystik. Das Impulsiv-Radikale, das Voraussetzungslos-Behauptende, bei stärkster Intensität des Empfindens das Hellseherische, Prophetische ist stets Erbteil mystischen Denkens gewesen. Dies aber besaß neben Fichte eben auch Schelling; und in der Geschichte der Wissenschaften wird noch zu erzählen sein, mit welch sicherer Prognose er in seiner Naturphilosophie das Wesentliche des Entwicklungsganges der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert vorweggenommen hat[1].

Da läßt sich denn die Einwirkung, welche die Philosophie der Frühromantik ausübte, freilich nicht nach der Sicherheit ihrer Schlüsse und nach dem Grade ihrer rationalen Wider-

[1] S. unten im zweiten Kapitel Abschnitt IV.

legbarkeit bemessen; stellt man sich auf diesen Standpunkt, so trifft Comtes hartes Urteil von der Liberté vagabonde der deutschen Ich-Philosophie zum Ziel. Vielmehr darauf kommt es an, die Anregungen, die von der Philosophie der Frühromantik ausgegangen sind, zu ermessen, gleichviel in welcher Form und in welchem Zusammenhange sie auftraten.

Und da ist denn das Geringste, was sich für das Gebiet der Philosophie sagen läßt, noch immer, daß durch den entschiedenen Monismus der gesamten Richtung Lehren, denen wie dem Cartesianismus Geist und Materie als verschiedene Substanzen oder Faktoren galten, auf lange Zeit, im ganzen für das ganze 19. Jahrhundert, von entschiedener Vertretung in der Philosophie ausgeschlossen worden sind. Es war eine außerordentliche schützende Wirkung: sie isolierte die Entwicklung der Wissenschaften gegenüber den Andrangsversuchen des christlichen Dualismus; sie machte die Philosophie frei, eine Metaphysik rein voraussetzungslos allein aus den wissenschaftlichen Gegebenheiten als deren hypothetischen Abschluß zu entwickeln.

Allein diese Wirkungen im engeren Bereiche, wie wichtig an sich, waren nicht die größesten. Diese lagen vielmehr auf einem Gebiete, dessen langsame Durchbildung überhaupt erst für das Zeitalter des Subjektivismus charakteristisch ist. Indem nämlich diese Zeit die einzelne Persönlichkeit frei stellt gegenüber Gott und Welt, verlangt sie im Grunde von jedermann die Durchbildung einer eigenen Weltanschauung; nicht zufällig ist es daher, wenn schon die großen Dichter der Empfindsamkeit, vor allem aber des Klassizismus ohne Kenntnis ihrer persönlichen Weltanschauung kaum verstanden werden können[1].

Wenn aber nun, mit steigender und sich verbreiternder subjektivistischer Lebenshaltung in den weiten Kreisen der Gebildeten, diese Pflicht eben seit den Zeiten der Frühromantik immer mehr empfunden wurde: konnte sie dann in der Tat

[1] S. Band VIII, 2, S. 373 ff.

so leicht geübt werden? Und geht heute, wo diese Pflicht für die schöpferischen Kreise der Nation nur noch um so dringlicher gilt, der Prozeß dieser Bildung einer persönlichen Lebensanschauung so ganz systematisch vor sich, um auf dem Wege klarer und sozusagen pedantischer, rationaler Durchbildung immer zu einem System dieser Anschauung zu führen? Wir wissen es alle: nicht ein philosophisches oder religiöses System, sondern eine an sich freilich sehr unbedingte Gefühlsgeneigtheit und Lebensbestimmung allein sind das Ergebnis. Und sie werden zum besten Teile unbewußt errungen: erlebt, erfahren in nicht selten halb mystischen Prozessen. Begann nun eine derartige subjektivistische Entwicklung von Lebenswerten eben in den Zeiten der Frühromantik: so begreift sich, wie außerordentlich, wenn auch im einzelnen schwer kontrollierbar, der Einfluß von philosophischen Systemen auf diese Entwicklung werden mußte, die schließlich verwandten Bildungsformen und Motiven ihre Entstehung verdankten. Und nur die abstruse Form der Darstellung, der vielleicht große Geistesreichtum, zugleich aber die Unverständlichkeit der Analogieschlüsse, wie die mit ihnen verbundene in langen Reihenformen verlaufende scholastische Dialektik der romantischen Systeme mögen diesen Einfluß zum Teil unterbunden haben.

Aber hier trat nun ein Zusammenhang helfend ein, der erst die ganze Breite der hier möglichen Einwirkungen offenlegt. Sollte nicht die Dichtung der Zeit dieser Philosophie der Mystik aufs nächste gestanden haben? Und nun anschaulicher und eindringlicher verkündet haben, was jene im Dickicht dialektischer Schlußreihen und im Weihrauchdufte mystischer Ineinssetzungen lehrte? Es ist ein innerlicher Zusammenhang, wenn Jena und Berlin Sitze frühromantischer Poesie und Philosophie zugleich gewesen sind, wenn die Schlegel und Novalis und Fichte und Schelling und Schleiermacher in tausend persönlichen Berührungen lebten, wenn das Athenaeum es aussprach, daß nach der Vermutung einiger die höchste Philosophie wieder Poesie zu werden bestimmt sei.

Denn tatsächlich trifft unsere Erzählung, was sie bei den

Philosophen mühsam zu deuten suchte, bei den Dichtern offener dargelegt, klarer veranschaulicht, wirksamer mitgeteilt — und ins Praktische, ins Leben hineingewendet. „Eine Idee ist", heißt es im Athenaeum, „ein bis zur Ironie vollendeter Begriff, eine absolute Synthesis absoluter Antithesen, der stete sich selbst erzeugende Wechsel zweier streitender Gedanken. Ein Ideal ist zugleich Idee und Faktum. Haben die Ideale für den Denker nicht so viel Individualität wie die Götter des Altertums für den Künstler, so ist alle Beschäftigung mit Ideen nichts als ein langweiliges und mühsames Würfelspiel mit hohlen Formeln oder ein nach Art der chinesischen Bonzen hinbrütendes Anschauen seiner eigenen Nase." Wie anders muten schon diese Worte an, als jegliche philosophische Enthüllung der Geheimnisse des triadischen Schlusses! Aber nicht bloß die Denkmethode, auch das tiefe Denkpathos der Philosophie wird im Munde der Dichter seiner dialektischen Mystik entkleidet. Läßt Fichte von der These des Ichs zur Antithese des Nicht-Ichs und von da zur Synthese des Selbstbewußtseins einen dialektischen Prozeß verlaufen, so beschäftigt ihn dieser Gedanke nicht als ein dynamischer. Und lehrt Schelling das Erfließen der Natur- und Geisteswelt aus einem geistigen Indifferenzpunkte nach links und nach rechts gleichsam bis zu den niedrigsten Grenzen der Wirksamkeit natürlicher Agentien einerseits und andrerseits bis zu den höchsten Erscheinungsformen des Geistes: so verbindet er damit nicht eigentlich den Begriff des Werdenden, des tatsächlichen Evolutionismus. Und doch ist klar, daß Fichte und mit ihm auch Schelling, der ihm folgt, die psychische Statik, von deren Grundlage aus noch Kant durchaus geurteilt hatte, aufheben, und daß Schelling dem Gedanken einer organischen Entwicklung, ja selbst eines Evolutionismus der anorganischen Natur Freunde wirbt. Wird da nicht der Historiker eben in diesem Zusammenhange ihre Bedeutung sehen: sind sie ihm nicht gerade hierin die Dolmetscher des seelischen Charakters ihrer Zeit, der eben Aktualität war und Dynamis und darum die Welt dynamisch und aktuell zu spiegeln gezwungen blieb?

Die Dichter aber fühlten, was die Historie heute kündet; und so erfolgte in ihrem Herzen und Munde, vor allem in der Verdolmetschung durch ihren philosophischen Chorführer, Friedrich Schlegel, eine Durchbildung frühromantischer Philosophie, die noch heute höchst praktisch nachwirkt. Da wurde natürlich von dem Begriffe des Kunstwerks ausgegangen; wann wäre der philosophische Dichter nicht zunächst Ästhetiker gewesen? Diesem Kunstwerke aber wurde ein dynamischer Zug eingehaucht, es erschien atmend, erschien sich belebend: war die höhere Vollendung des Organischen, ja Typ und Symbol des Organismus überhaupt. Und indem nun Geist und Natur rückwärts wirkend wiederum im Lichte des Kunstwerkes betrachtet wurden, erschienen auch sie als organisch: und der Begriff des Organismus trat in den Mittelpunkt der Anschauung der Welt. Ja weiter: indem im Kunstwerke vermöge seiner dynamischen und genetischen Eigenschaften Subjekt und Objekt, Innenwelt und Außenwelt in eins zusammenfallend gedacht wurden: ergab sich ein blühender objektiver Idealismus, der die strengen Lehren Fichtes der Welt annäherte und schließlich in wichtigsten Punkten mit Schelling zusammentraf. Denn nun mochte man wohl noch geringe Unterschiede statuieren, wie den gegen Fichte, daß die Welt nicht in den Geist, sondern der Geist in das Objekt gefaßt werde, oder den gegen Schelling, daß das Absolute der Weltentwicklung nicht so sehr mehr in die Vernunft wie in das reine Wollen, die Liebe falle: im ganzen war man doch einig, und voll und faßbar erst trat jetzt der wesentliche Unterschied der neuen Mystik gegen die individualistische Mystik Spinozas hervor: nicht mehr als Sein erschien die Welt, sondern als Werden.

Das also war die Philosophie der Dichter: die schaffende, der die Welt ein Kunstwerk ist, die schöpferische, die sich dem Werdegedanken hingibt, die Philosophie, der „in der Philosophie der Weg zur Wissenschaft nur durch die Kunst geht". Und wie hat diese Philosophie gewirkt! Aus ihrem Bereiche ging der frühevolutionistische Gedanke der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in den Wissenschaften hervor, den wir bald

kennen lernen werden[1], bis ihn der neue Realismus der dreißiger und vierziger Jahre zum mehr äußerlich Genetischen zurückschraubte und dynamische Anschauungen wieder durch mehr statische ersetzte; aus ihr erhob sich der Gedanke des Staates als Organismus und damit die reiche Blüte der konservativ-klerikalen Staatslehren[2].

Was aber vielleicht die stärkste Wirkung und Kraftprobe zugleich dieser Philosophie wie freilich der Philosophie und des Geisteslebens der Frühromantik überhaupt war: aus diesem Zusammenhange heraus erfolgte zum ersten Male der Versuch einer Subjektivierung des Christentums.

Was man auch sagen mag: der Klassizismus hat zum Christentum ein innerliches Verhältnis nicht gehabt. Man höre die harten Worte Goethes: „Der Mensch ist wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunden Menschen haben die Überzeugung ihres Daseins und eines Daseienden um sie her." In keiner Weise gegen das Christentum unmittelbar gesprochen, beweisen sie in ihrem unbedingten Greifbarkeitssinne um so mehr, wie fern ihrem Urheber, wenn vielleicht nicht völlig christliches Genie, so doch sicher christliches Pathos stand. Schillers Verhältnis zum Christentum war kaum inniger. Klassizismus und Christentum hatten keinen Bund geflochten; niemals im Grunde ließen die Götter Griechenlands den Heiland zu.

Anders stellte sich die Romantik schon wegen ihrer universalen Weite gegenüber allem Gewordenen. In ihr konnte an die spärlichen Versuche angeknüpft werden, die bis dahin die Geschichte einer Umbildung des Christentums in den Zeiten des Frühsubjektivismus aufwies.

Im ganzen, man versteht es, hatte in dieser Zeit das Christentum noch kein Verhältnis zu den neuen Lebensmächten gewonnen; seine Lehre verharrte im allgemeinen noch in den

[1] S. unten Kapitel 2 Abschnitt IV.

[2] S. den Schluß dieses Bandes.

Formen der Aufklärung, und seine Diener verfielen zum Teil der Verachtung: „Kein Mensch zieht mehr seinen Hut ab, wenn er einem Geistlichen begegnet.“ [1]

Zwar hatte schon in sehr früher Zeit ein überaus energischer Versuch zur Subjektivierung des Christentums stattgefunden, durch Zinzendorf, und er hatte auch schon zu einer klaren subjektivistischen Kirchenverfassung geführt, zur Bildung der Sekte der Herrnhuter[2]. Denn freie Kirche im freien Staate, und das heißt freie Sektenbildung, das ist das allgemeine Ideal subjektiver Frömmigkeit.

Allein der Fall war vereinzelt geblieben. Und innerhalb der Kirchen war der Katholizismus durch volles Ausruhen, wenn nicht Aussterben religiös fruchtbarer Gedanken gekennzeichnet; aber auch im Protestantismus herrschte die Stille aufklärerischer Prosabeschaulichkeit, wenn auch schon durch Annäherungsversuche an die neue seelische Welt unterbrochen. Allein was wollten die Hamannsche Personalorthodoxie, was Lavaters und Jung Stillings Wunderlichkeiten, ja was selbst der aufrüttelnde Einfluß Herders und die still überleitende Schmiegsamkeit von Männern wie Claudius für die Umgestaltung des Ganzen besagen? Die mystisch-pietistischen Kreise gegen Schluß des Jahrhunderts, die Jacobi, die Gallitzin mußten sich im ganzen ohne Vorbild mit der zunehmenden subjektivistischen Kultur, mit Klassizismus, Kant und dem modernisierten Spinoza abfinden, und da näherten sie sich nun in der Methode schon der Frühromantik: um sich zu Gott zu erheben, sei es notwendig, sich auf Fittichen des Gemütes, wie vermöge eines Saltomortale, befreit von den trügerischen Netzen der Philosophie, emporzuschwingen.

Unter diesen Umständen bedeutete es eine volle Revolution, als Schleiermacher, einer der Frühromantiker, ein um wenige Jahre jüngerer Zeitgenosse Fichtes, 1768 geboren, die erste Ver-

[1] Leipzig im Profil (Pamphlet von 1799, aber mit manchen guten Beobachtungen), S. 103—104.

[2] S. Band VIII, 1, S. 273 f.

söhnung des alten Glaubens mit dem Neugewordenen brachte; fast gleichzeitig mit den entscheidenden Schriften Schellings sind seine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern (1799), seine Monologen (1800), seine Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (1803) erschienen und haben einen neuen Christengott geschaffen und einen neuen Christenglauben begründet.

Mit Emphase wandte sich Schleiermacher gegen die einseitige Weiterbildung, welche Kants Kritizismus seit Fichte in der Richtung eines absoluten Idealismus, einer Verflüchtigung der realen Welt in Gebilde des Gedankens gefunden hatte: dieser Idealismus wird nach ihm „das Universum vernichten, indem er es bilden zu wollen scheint; er wird es herabwürdigen zu einer bloßen Allegorie, zu einem nichtigen Schattenbilde der einseitigen Beschränktheit seines leeren Bewußtseins". Vielmehr geht Schleiermacher erkenntnistheoretisch zunächst ganz konservativ von den beiden in der Kantschen Lehre gegebenen Elementen der Erkenntnis aus: dem rationalen in uns gegebenen wie dem empirischen, aus der Erscheinungswelt eindringenden: beide müßten, meint er, miteinander verbunden werden, denn andernfalls würden einseitige Rationalisten alles in starre Begriffe auflösen und einseitige Empiriker alles in Relationen, ohne daß sich ein ruhender Punkt in der Flucht der Erscheinungen fände. Allein indem Schleiermacher von diesen Betrachtungen aus fortfuhr, wurden in ihm doch alle erkenntnistheoretischen Grundgedanken der Romantik lebendig: und hinter den beiden Erkenntniselementen Kants erschien, nicht ihnen gleichgeordnet, sondern über ihnen, das romantische Absolute. Dabei war Schleiermacher dieses Absolute als Einheit des Realen und des Idealen allerdings nicht erkennbar. Wohl aber können wir es fühlen, können wir seiner gewiß werden in einer seelischen Funktion, die zwischen Denken und Wollen steht, im Gemüte. Und das Gefühl in diesem Sinne, in seiner Richtung auf das Ewige, ist nun Schleiermacher Frömmigkeit, ist Religion. Anknüpfend an Spinoza, sowie an einzelne Äußerungen Herders und Jugendeindrücke des herrnhutischen Pietismus, getragen von der Glut

und dem Pathos des Sturmes und Dranges, erklärt Schleiermacher vielmehr in einer mystisch-poetisch-rhetorischen Sprache, deren Überschwang heute teilweise fast unverständlich wirkt, die Religion als „das Gefühl für das Unendliche im Endlichen", für ein vom sittlichen Leben und reflektierten Denken getrenntes mystisches Empfinden des einzelnen: das Herz, das sich selbst empfindet, schafft sich schon dadurch eine Religion: seiner Stimmung entquellen die Gefühle der Demut, der Liebe, der Dankbarkeit, des Mitleids, der Reue; und deren verschiedenartige Abgrenzung nach Art und Bedeutung bedingt die Verschiedenheiten der Religionen.

Dieser subjektiven Verinnerlichung der Religion entsprechend ist Schleiermacher dann der Glaube natürlich nicht an irgendwelche Autorität geknüpft oder gar an sie gebunden; selbst Gott und die Unsterblichkeit sind keineswegs Voraussetzungen, sondern nur Ergebnisse der Reflexion frommen Gefühles. Noch weniger aber ist Frömmigkeit und Religion auf eine äußerliche Heilsanstalt angewiesen: die Zeit wird kommen, wo es keine Priester, kein organisiertes Lehramt, keine Tempel mehr gibt, — Einrichtungen zum Nutzen nur solcher, welche die Religion erst suchen: und an die Stelle treten wird die allgemeine Vollkommenheit des religiösen Empfindens bei allen, mögen sie aus der Religion ein Studium machen oder als fromme Brüder in werktätigem Dasein dahinleben.

Man sieht: das geschichtliche Christentum, wie jede geschichtliche Erscheinung der Religion überhaupt, entschwindet diesen Spekulationen, der menschlich-soziale Zusammenhang der Individuen, ja jeder Begriff der Gemeinschaft überhaupt nicht minder: es ist der Paroxysmus des isolierten, gleichsam in luftleeren Raum versetzten romantisch-religiös fühlenden Herzens. Und doch war dies der Standpunkt, den Schleiermacher, seit 1804 Professor der Theologie und Philosophie zu Halle, seit 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin und bald Theologieprofessor zugleich, lange Zeit hindurch in reinster Begeisterung und zäher Willenskraft festgehalten hat. Von ihm aus erschien ihm dann aber die Religion seiner Zeit, hinaus-

gewachsen über die Fetischverehrung und den Fatalismus wie den Polytheismus früherer Zeitalter, dem Verständnis des Seins als eines Ganzen zugewandt, vor allem eine einheitliche Auffassung des Absoluten in der Form sei es des Monotheismus oder sei es des Pantheismus zu verlangen; und wie er die Form des Monotheismus in dem Christentum, dem er diente, verwirklicht sah, so verehrte er doch in gewissem Sinne nicht minder den Pantheismus Spinozas. „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und sein Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unschuld und tiefer Demut spiegelte er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch er ihr liebenswürdiger Spiegel war; voller Religion war er und voll heiligen Geistes, und darum steht er auch da allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht."

Wenn nun aber Schleiermacher die Religion so auf den frommen Drang zu einem monistisch gedachten sei es theistischen sei es pantheistischen Gotte zurückführte, so war er doch weit davon entfernt, diesem Drange das Sein der Zeit, insbesondere auch den Fortschritt wissenschaftlichen Denkens unterordnen zu wollen. Schon in den Monologen hat er einen solchen Primat religiösen Empfindens verworfen: die freieste geistige Selbstbestimmung müsse obwalten; jedes Individuum habe in sich die Menschheit auf eigentümliche Weise darzustellen und dazu sei vor allem Eines nötig: Freiheit des Denkens, unabhängig von allem Gefühl, auch vom religiösen. In diesem Zusammenhange bezeichnete er es denn als das Bedürfnis gerade seines Zeitalters, „einen ewigen Vertrag zu stiften zwischen dem lebendigen christlichen Glauben und der nach allen Seiten freigelassenen, unabhängig für sich arbeitenden wissenschaftlichen Forschung, so daß jener diese nicht hindere und diese nicht jenen ausschließe". Ist aber dieser Vertrag geschlossen, bewegen sich Glaube und Wissenschaft frei nebeneinander, so bleibt dem sittlichen Menschen die Aufgabe, in der Dar-

stellung der Menschheit in sich auf die Natur organisierend zurückzuwirken, und aus ihr heraus durch innere höhere, geistigere Formen der Organisation und der Symbolisierung Sprache, Kunst und Religion zu erschaffen: Grundlagen und Grenzen zugleich einer freien persönlichen Erhebung des Gemüts zu Gott.

Man darf sagen, es sind die wichtigsten Bausteine einer romantischen, extrem subjektivistischen Gottesverehrung, die Schleiermacher auf diese Weise fast ausnahmslos zusammengetragen und zu dem Aufrisse eines Systems geschichtet hat. Und schon verbindet sich mit ihnen eine dynamisch-evolutionistische Auffassung der Religion, die, freilich gegengewogen durch eine zunehmend einseitige Auffassung des Christentums, erst in unseren Tagen von neuem gewonnen worden ist und Schleiermachers Nachwirkung von neuem erhöht hat.

War nun aber mit so extrem subjektivistischen Betrachtungen eine Kirche zu erhalten oder zu begründen? Entsprachen sie nicht in gewissem Sinne den extrem-subjektivistischen Anschauungen des jugendlichen Wilhelm von Humboldt vom Staate?[1] Noch Schleiermacher selbst hat in seinen späteren Jahren die Nation aus einer übermäßig subjektivistischen Auffassung zu einem tieferen Verständnis auch der religiösen freien Persönlichkeit hingeleitet. Das selbstherrliche religiöse Gefühl des Herzens seiner frühesten Schriften wurde nun zum frommen Gemeingefühl und suchte Anhalt an der von Christus ausgegangenen Gemeinschaft der Gläubigen.

Vollendet erscheint der Prozeß dieser Wandlung Schleiermachers in dem Werke über den christlichen Glauben nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche (1821). In ihm ist denn in der Tat zum ersten Male die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Subjektivismus und Christentum eingehender begründet. Während bis dahin alle positiven Gegebenheiten des Christentums von der dichterischen Romantik in den Nebel religiös-mystischer Empfindung, von der spekulativen Philosophie in

[1] S. Band IX S. 116 ff.

erkenntnistheoretische Allegorien aufgelöst worden waren, wußte jetzt Schleiermacher den einen wie den andern dieser beiden Wege zu vermeiden. Dabei wurde ihm der Glaube nunmehr gewiß nicht wieder die äußere Abhängigkeit von irgendwelchem Lehrsystem, wohl aber doch eine entschiedene Bestimmtheit des frommen Gefühls, eine klare Tatsache der inneren Erfahrung, ein wohlerrungener Teil unseres Selbstbewußtseins. Und diese innere Bestimmtheit glaubte er jetzt nicht mehr auf isoliert subjektivem Wege gewinnen zu können, sondern sie erschien ihm mit geschöpft und bestimmt aus der gemeinsamen Erfahrung der geschichtlich erwachsenen religiösen Gemeinschaften, der Kirchen.

Im Glauben des einzelnen traf sich also nunmehr Individuelles und Allgemeines: und so war es freilich auch jetzt noch eigentlich unmöglich, ein allgemeingültiges System dieses Glaubens aufzustellen. Dennoch wurde dies von Schleiermacher versucht, indem er von seiner eigenen religiösen Erfahrung ausging und annahm, daß diese sich im Laufe seines Lebens allmählich dem durchschnittlichen Glaubensbewußtsein der protestantischen Kirchengemeinschaft stark oder gar gänzlich genähert haben werde.

Man hat natürlich darüber gestritten, inwiefern diese Annahme zugetroffen habe und habe zutreffen können: inwiefern also auf sie hin noch die subjektivistische Belebung großer kirchlicher Gemeinschaften möglich sei. Allein nicht dies war zu Schleiermachers Zeiten schon eigentlich die brennende Frage. Sicher dagegen war, daß die von Schleiermacher gefundene Basis eines Ausgleiches zwischen Christentum und Subjektivismus eine weitgehende Toleranz der dogmatischen Arbeit gewährleisten konnte, wie sie ein außerordentliches Emporblühen der geschichtlichen Forschung über die Ursprünge des Christentums ermöglichte. Auf Grund dieser Zusammenhänge aber wurde sie zur Basis der modernen Vermittlungstheologie mit ihren verschiedenen, die subjektiven Seiten jedes hervorragenden Theologen widerspiegelnden Richtungen und gab vor allem schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts den

religiösen Gebildeten das beruhigende Gefühl von der Möglichkeit eines ihren subjektiven Bedürfnissen angepaßten religiösen Autoritarismus.

III.

Es waren Ziele und Ergebnisse, die freilich schon weit ablagen von den Ursprungsempfindungen Schleiermachers in den Jahren der Frühromantik; bereits an dieser Stelle unserer Erzählung vorgetragen können sie dem Leser rasch eine schon jetzt nicht unwillkommene ungefähre Vorstellung des Abstandes der Spätromantik von der Frühromantik vermitteln. Für Schleiermacher selbst aber ist es doch die Frage, ob er sogar in den Jahren der Frühromantik so ganz den folgenden Worten des Athenaeums zugestimmt haben möchte: „Wenn jedes unendliche Individuum Gott ist, so gibt's so viele Götter als Ideale. Auch ist das Verhältnis des wahren Künstlers und des wahren Menschen zu seinen Idealen durchaus Religion. Wem dieser innere Gottesdienst Ziel und Geschäft des Lebens ist, der ist Priester, und so kann und soll es jeder werden."

Wie man aber auch die grundsätzlich ästhetische Auffassung der Religion ansehen mag, die sich in diesen Worten ausspricht: sicher ist, daß sie der Ausdruck eines ungemeinen Ernstes und einer starken Gewissenhaftigkeit der Romantik als Kunst sind. Und damit regen sie eine Überzeugung an, die uns vor allem beseelen muß, wenn wir von der Dichtung der Frühromantik hören wollen. Denn nur zu leicht verknüpfen wir mit dieser aus den nächsten Eindrücken gewisser Erscheinungen, namentlich des Sittenlebens wichtiger Dichter her die Voraussetzung des Spielerischen.

Von den dichterischen Erscheinungen waren vielleicht die wichtigsten der Roman und das Drama. Dabei ist bekannt, daß sie beide sozusagen unvollendet blieben; daß sie den Eindruck von Blumen machen, die, aus fruchtbarstem Keime entsprossen, im Wachstum stecken bleiben, um vor der Blüte bereits elend zugrunde zu gehen. Und nichts ist für diese Auffassung vielleicht

bezeichnender als das Urteil Otto Ludwigs, eines Dramatikers und Erzählers also der nächsten Periode, daß das Grundwesen der Romantik aus der Flucht vor dem Trivialen bestanden habe: ein negatives Urteil also, das als positiv Wichtigstes doch höchstens noch das Jagen nach neuen Empfindungsweisen zuläßt.

Die Romantik war zunächst mystische Grundempfindung. Konnte sie nun von dieser Wurzel her zu so anschaulichen und greifbaren Formen der Dichtung, wie Drama und Erzählung, überhaupt in nähere Beziehungen treten? Nur ihrem Universalismus ist es zu danken, daß beide Formen überhaupt gepflegt wurden. Aber natürlich geschah das in den Grenzen der allgemeinen seelischen Lebensvoraussetzungen — und eben darum keineswegs mit Vollkommenheit.

Im Drama gelang es der Romantik nicht, das alles andere bedingende Moment der Schicksalsführung klar zu erfassen. Wir haben früher gehört[1], wie dies schon dem Klassizismus schwer gefallen war: die Tranzendenz im alten Sinne, der Christengott als Schicksalsender, ließ sich nicht aufrechthalten. Noch weniger natürlich war das in der ursprünglichen Romantik, im extremen Subjektivismus, möglich. Also hätte man statt dessen die Immanenz im neuen Sinne bevorzugen sollen. Allein das wäre der Übergang zu einem unerhörten Realismus gewesen, den im Grunde erst die naturalistischen Anfänge der zweiten subjektivistischen Periode gebracht haben: es hätte die Selbstverneinung der Mystik bedeutet. Und so blieb nichts übrig, als daß die Schicksalsidee in spielenden, träumerischen, illusionistischen, extrem subjektiven Formen gesucht wurde.

Da fand sich denn zunächst das Märchendrama ein: uralte Fabeln, in denen die Impulsivität einer vorzeitlichen Psychologie waltet, die mithin nach modernen Begriffen jeder vernünftigen Motivierung zu entbehren scheinen, waren am ehesten geeignet, sich einer Schicksalsidee unterstellen zu lassen, die im Grunde die der Willkür war. Allein ließen sich diese Fabeln, so behandelt, bis zur Höhe einer modern-theatralischen Illusion

[1] S. Band VIII, 2, S. 516 ff.

heraufzüchten? Konnten sie glaubhaft erscheinen? Es war vergebens, daß man in ihre Bearbeitung nicht selten ganz moderne Probleme einbezog und damit dem Ganzen das Ansehen einer heiteren Scheinwillkür, einer Art dramatischer Phantasmagorie zu geben versuchte: das Publikum erwartete irgendeine Stabilität des Schicksals; deren Aufhebung machte es sozusagen geistig seekrank; und das Ergebnis war stets dasselbe, mochte es sich um Brentanos „Gründung Prags", vielleicht das charakteristischste aller Stücke, oder um andere Dramen handeln: es blieb schließlich als denkbar nur das Lesedrama zurück.

Nun konnte man freilich, auch wenn man sich an Stoffe mit großer Unbeständigkeit der Schicksalsidee, und das hieß an Stoffe der Urzeit, gebunden sah, über das Märchendrama hinausgelangen. Man vermochte das Märchen zum Traum zu versubjektivieren oder ganz naiv, für Kinderseelen gleichsam, in die Gegenwart hinein zu objektivieren: dann drang man in die Traum- und Zauberspähre Goethes ein, und ein Erfolg erschien immerhin möglich.

Indes lag es in der Natur der Dinge, daß von den Traum- und Zauberdramen im Grunde nur die Traumdramen noch der höheren Kunst angehörten. Und unter ihnen auch nur diejenigen, welche die ungeheuren Stimmungsmomente des Traumes, vor allem die bangen Ahnungen ausnutzten: und so reduzierte sich denn das ganze Gebiet im Grunde auf das Drama der Ahnung. Darin ist denn freilich mancherlei geschaffen worden; noch Immermanns Merlin gehört in dieses Gebiet, und selbst bei Grillparzer, in der Ahnfrau und sonst, ist die stimmungsbildende Kraft der Ahnung festgehalten worden, bis letzte romantische Stimmungselemente in seinen Dramen, z. B. in „Des Meeres und der Liebe Wellen", nur noch als ein besonders berauschender Duft, als ein Parfüm gleichsam dreifachen Extraktes, über dem Ganzen lagern. Aber beinahe allein in einer solchen letzten Durchbildung gewann diese Art des Dramas ein Publikum; in den eigentlichen romantischen Stücken vermißte der Zuschauer, von einem widerspruchsreichen Wogenschwall willkür-

licher Erfindungen hin und her geschüttelt, den ruhigen Horizont einer festen Weltanschauung und versank damit in die Zweifel des Urteilslosen.

So war es denn schließlich die niederste Gattung, das Zauberdrama, die noch am besten gedieh. Aber auch sie doch nur da, wo eine schon recht populär gewordene Romantik an ein theatralisches Herkommen Anschluß fand, dem alte Narrenspielkünste und selbst der Hanswurst noch nicht ganz fremd geworden waren. Es war in Wien der Fall: aus dieser Kombination wuchsen schließlich, in den Zeiten der Spätromantik, die prächtigen und gemütreichen Stücke Raimunds hervor, von denen einige, wie der Verschwender, noch heute nicht selten gegeben werden [1].

Über all dies hinaus aber wäre der Romantik, insofern sie aus dem extremen Subjektivismus bald gebundenen Idealen, vor allem auch des Christentums anheimfiel, freilich auch, so sollte man denken, ein Drama mit der Schicksalsführung des 16. bis 18. Jahrhunderts, letzter christlich firmer Zeiten, möglich gewesen: und Calderon und Shakespeare, beide von den Romantikern nicht bloß gerühmt, sondern auch praktisch hoch geschätzt, hätten hier Vorbilder bieten können. Indes konnte auf diesem Boden mehr als eine künstliche Kunst erstehen? Calderon und Shakespeare hatten aus den psychischen Bedingungen ihrer Zeit gewirkt und darum ein lebensvolles Ganzes geschaffen; die neue Nachahmungskunst hatte nicht dies feste Fundament; sie schuf im Grunde doch immer aus einer gegenwärtigen Willkür. Und so erzeugte sie nur Scheinleben; ihre Technik war gemacht, ihr Wundersames übertrieben; ihre Vorbilder verflachten. Und hätte man, historisch unmöglich, selbst Calderon und Shakespeare übertroffen, so würde das Ergebnis unbefriedigend gewesen sein. Goethe hat das als Schauspieldirektor in Worte klarer Erfahrung gefaßt: „Bringt man so etwas irgendeinem Publikum, so setzt man bei demselben immer guten Willen voraus, daß es geneigt sei, auch

[1] S. darüber Genaueres unten Kapitel 2 Abschnitt III.

das Weltfremde zuzugeben, sich an ausländischem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergötzen, und aus dem, was ihm eigentlich gemäß ist, eine Zeitlang herauszugehen."

Muß im übrigen noch bemerkt werden, daß unter diesen Umständen die Romantik, namentlich in ihren frühen Formen, die Technik des Dramas nicht gefördert hat? Eine wirkliche Charakterzeichnung war in ihren Schöpfungen ja nur in Ausnahmefällen denkbar; im ganzen schwanden die Charaktere in Märchengestalten zusammen, die urzeitlich schematisch angelegt wurden; und oft waren sie noch nicht einmal dies, sondern nur dramatische Haubenstöcke, Träger gewisser Ideen, Symbole, Allegorien, wie die Figuren der sinnreichen Rederijker aus den frühesten Anfängen des deutschen Dramas im 15. Jahrhundert[1]. Und über diesen Wesen sollte sich, bei gänzlicher Abwesenheit sicherer Schicksalsführung, eine wirklich dramatische Handlung haben aufbauen können? Da klafften überall die gröbsten Sprünge in der Motivierung; von dem Universalmittel des Deus ex machina wurde fleißig Gebrauch gemacht, wenn sich letzte Klammern des Zusammenhanges zu lösen drohten; und half alles nichts, so beruhigte man sich eben ganz einfach bei dem Gedanken des Irrationellen, schlechthin Unverständlichen und Wunderlichen.

Dabei versteht sich, daß dieser böse Verfall der Technik aus dem höheren romantischen Drama auch auf die zeitgenössische dramatische Marktware zurückwirkte. Es ist ein Moment, das sich zur Entlastung von Fabrikanten, wie Kotzebue anführen läßt, wenn auch damit deren schleppender Dialog, deren alberne Spaßlosigkeit bei allen Späßen und deren stillose Wiedergabe einer unbehilflichen Alltäglichkeit nicht entschuldigt werden soll.

Im romantischen Drama aber stellte sich allmählich allerdings ein Stil ein; aber er war alles andere als dramatisch. Es entstand das stilvoll durchgebildete Lesedrama und für das aufgeführte Drama eine Schauspielkunst ohne dramatischen Nerv.

[1] S. Band IV, 301 f., VI, 251 ff.

Das Lesedrama bedarf im Grunde der Personen überhaupt nicht, denn diese sind doch wohl eigentlich zum Handeln da. Ihm genügen vollauf „Moralitäten", Prinzipien differenten Handelns. „Ich hoffe noch zu erleben," meinte später Otto Ludwig[1], „daß der philosophische rechte Held gar nicht sinnlich, d. h. persönlich im Stücke vorkommt; genug, wenn sich durch Reflexion nachweisen läßt, daß eine Person, von der zuweilen darin gesprochen wird, die philosophischen Erfordernisse zu einem tragischen Helden besitze." Nun — so weit war es noch nicht gekommen. Doch ergab sich das Lesedrama immerhin schon in steigendem Umfange den Gesetzen der epischen Komposition, bevorzugte also die Handlung vor den Charakteren, erzählte mehr, als daß es durch Aktion wirkte, wurde dem Glauben an die Wirklichkeit der Gestalten weniger gerecht und schuf rhetorisch bis zu dem Grade, daß der Dichter bisweilen an der Stelle der Gestalten zu reden schien.

Natürlich litt unter einer so allgemeinen Entwicklungstendenz auch die Schauspielkunst der aufgeführten Stücke. Die deutsche Theaterkunst, ursprünglich im Drama wie vornehmlich in der Oper dem krassesten Naturalismus ergeben, hatte durch die französischen Theoretiker der Zeit Ludwigs XIV., Vertreter eines antikisierenden Kunstprinzips, eine erste Regelung erfahren. Darüber hinaus waren dann die Naturalismen der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges in sie eingezogen. Aber inzwischen hatte Garrick in England einen neuen gemäßigten Naturalismus zur Herrschaft gebracht: und diesen hatte darauf Lessing in seinen Lehren mit idealistischen wie naturalistischen Erscheinungen der heimischen Bühne derart zu einheitlicher Wirkung verbunden, daß sie die Theater Deutschlands im allgemeinen bis auf Tieck beherrschten. Freilich mit einer überaus wichtigen Ausnahme. In Weimar hatten die Dioskuren für ihre Dramen und ihre Bühne überhaupt einen eigenen Stil entwickelt, der, mochte sich auch Schiller mehr der Leseprobe, Goethe mehr der Einstudierung der Gebärde und

[1] Werke 2, 783.

Haltung annehmen, der Hauptsache nach doch auf Goethe zurückging. Goethe hatte dabei ganz auf den französischen Konventionalismus als den dem deutschen klassischen Drama noch angemessensten überlieferten Ausdruck schauspielerischer Technik zurückgegriffen. Er hatte sich damit ausdrücklich dem deutschen Naturalismus der fünfziger bis achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts entgegengesetzt und hatte, solange er selbst als entflammender Geist hinter Schauspiel und Bühne stand, damit Außerordentliches geleistet. Allein nach Schillers Tode und nach seinem Rücktritt erlahmte die Kraft der Schauspieler, und das Ende war ein wenig erfreulicher Konventionalismus.

Konnte nun er, ja konnte selbst die mittlerweile zurückgegangene Tradition Lessings durch lebendige Werte einer neuen romantischen Schauspielkunst überwunden werden? Der Schauspieler, in so vielen Dingen ein Plastiker gegenüber der zweidimensionalen Kunst der Sprache und des Dichtens, will starke Charaktere oder zum mindesten Personen, die er vergegenwärtigen, die er marschieren und handeln lassen kann. Wo nur Umrisse stehen, da will er Farben einsetzen, wo Farben spielen, da will er Kontraste der Beleuchtung, der Tiefe in sie hineinzaubern. Gab ihm das romantische Drama hierzu Gelegenheit? Er wurde in seiner Kunst der Motivierung und Schattierung aufs schwerste durch die urzeitlich einfache Psychologie der Charaktere behindert; wollte er nicht zum bloßen Deklamator werden, so mußte er sich Stücken der Vergangenheit, des Klassizismus, des 16. und 17. Jahrhunderts, der Antike zuwenden. Allein man drängte ihn auf der schiefen Entwicklungslinie der Romantik vorwärts; das Deklamationsstück wurde, wenn auch teilweise erst jenseits der Zeiten der Romantik, geschaffen; und statt der Helden betraten Typen die weltbedeutenden Bretter.

Aus dieser Geschichte des romantischen Dramas möchte man vielleicht die Vermutung ableiten, daß sich die romantische Erzählung weit besser entwickelt haben müsse. Es würde, wenigstens für die Frühromantik, wieder ein Irrtum sein.

Die Erzählung des individualistischen Zeitalters war im Grunde noch eine Aventüre gewesen oder, im Roman, eine Sammlung von Abenteuern, die sich um eine Person gruppierten. So wollte es die Kasuistik der Erfahrung, und so schadete es auch nichts, wenn neben den Abenteuern noch ein ganzer bunter Raritätenkasten von Anekdoten, allerlei „kuriosem" gelehrtem und traditionellem Detail, Hausbackenheiten, Bauernregeln, Vorschriften bürgerlichen und höfischen Lebens in einem Roman zum Auspacken gelangte. Es war dem Leser dabei zumute, als schlüge er ein Konversationslexikon auf; das Utile cum dulci sollte ihm behagen; an eine bestimmte Tendenz, einen inneren starken Zusammenhang, eine Evolution gar der Erzählung dachte niemand. Im Simplizissimus am ehesten könnten noch solche Motive gesucht werden; allein die schließliche Besserung des Helden wird doch auch hier durch ein ganz mechanisches und für sich stehendes Mittel, das Vertreiben auf eine einsame Insel, erreicht. Freilich, dem Leser der Zeit erschien dieses Mittel immerhin als ein göttliches Wunder und somit motiviert: nach der Zuversicht des Autors wird er „die göttliche Barmherzigkeit preisen, wenn er findet, daß ein so schlimmer Gesell . . . dennoch die Gnade von Gott gehabt, der Welt zu resignieren und in einem solchen Stand zu leben, darinnen er zur ewigen Glori zu kommen verhofft": und so siegt zu guter Letzt wie im gleichzeitigen Drama der christliche Schicksalsgedanke.

Der Periode des Simplizissimus aber war dann, mit dem Zeitalter des Subjektivismus, der empfindsame Roman gefolgt, Werthers Leiden hatte die Welt erobert; und eine letzte, der Romantik sich schon nähernde Blüte war mit den literarischen Erfolgen Jean Pauls erreicht worden. Leitete da nun nicht schon die zum Himmel strebende Empfindung Jean Pauls, die bei allem innerlichen Zuge zum Mystischen dürftige, aber doch ein wenig realere Anschauung, die spielende, von Bild zu Bild gaukelnde Sprechweise mit ihren gelegentlichen Wirklichkeitsaphorismen zu höheren romantischen Formen über? Ja war Jean Paul nicht ganz schon ein Romantiker?

Man wird hier die Romantiker selber hören müssen, um die feinen Schattierungen des Übergangs nicht zu verfehlen. „Gäbe es eine Kunst, Individuen zu verschmelzen oder könnte die wünschende Kritik etwas mehr als wünschen, wozu sie überall so viel Veranlassung findet, so möchte ich Jean Paul und Peter Leberecht (Tieck) kombiniert sehen. Gerade alles, was jenem fehlt, hat dieser. Jean Pauls groteskes Talent und Peter Leberechts phantastische Bildung vereinigt, würden einen vortrefflichen romantischen Dichter hervorbringen[1]"

Aber aus dem Romane der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges hatte sich inzwischen, vertreten vor allem durch Goethe, eine erste subjektivistische Schöpfung höchster Vollendung, der psychologische Roman des Klassizismus entfaltet: durch Werther und Wilhelm Meister bis zu den Wahlverwandtschaften aus dem Individualpsychischen in das Sozialpsychische höchsten Sinnes aufsteigend, hatte er gezeigt, wie sich moderne Gesinnungen und Begebenheiten darstellen lassen in nicht minderem Sinne, wie auf dramatischem Gebiete in Iphigenie und Tasso trotz aller historischen Stoffe moderne Charaktere und Handlungen gezeichnet worden waren. Eingeleitet erschien damit eine außerordentliche Höhe der Entwicklung, die unmittelbar an Technik und Interessen der Gegenwart heranreicht. Konnte nun vor allem sie in der frühromantischen Kunst bewahrt oder gar etwa überschritten werden?

Man weiß, wie die jungen Romantiker vor allem Wilhelm Meister geschätzt haben; sein Erscheinen galt ihnen als eins der großen Ereignisse der Zeit. Und gewiß haben sie an diesem Muster gehangen; wie oft sind Situationen und Charaktere des Romans von ihnen variiert worden: das Bildungsmoment; der zielloseuntätige Held; Frauencharaktere in der Weise Mignons und Philinens; eigenartige Situationen nächtlicher Besuche; lyrische Einlagen[2].

[1] Athenaeum I, 2, S. 33.

[2] Vgl. dazu die Geschichte des Romans in der Spätromantik, unten Kapitel 2 Abschnitt III.

Allein schon das Vorbild eben Wilhelm Meisters war bedenklich; unter den großen Romanen Goethes ist er der am mindesten sicher durchkomponierte; fast zerfällt er in Szenen. Und wenn man dann nur wenigstens in der Szenenbildung bei der Anschaulichkeit Goethescher Kunst verharrt hätte! Muß nach unserer Kenntnis der zentralen Erscheinungen frühromantischen Seelenlebens noch gesagt werden, daß dies völlig unmöglich war? Selbst in der Szenenbildung herrschte unbedingt statt der objektiven Anforderung der Erzählung der Subjektivismus des Autors, sahen sich Einfall und Aphorismus im bittern Widersinn zu ihrer Bedeutung zum Stilprinzip erhoben. „Wenn die Novelle in jedem Punkte ihres Seins und Werdens neu und frappant sein muß, so sollte vielleicht das poetische Märchen und vorzüglich die Romanze unendlich bizarr sein; denn sie will nicht bloß die Phantasie interessieren, sondern auch den Geist bezaubern und das Gemüt reizen; und das Wesen des Bizarren scheint eben in gewissen willkürlichen und seltsamen Verknüpfungen und Verwechslungen des Denkens, Dichtens und Handelns zu bestehen. Es giebt eine Bizarrerie der Begeisterung, die sich mit der höchsten Bildung und Freiheit verträgt und das Tragische nicht bloß verstärkt, sondern verschönert und gleichsam vergöttlicht, wie in Goethes Braut von Korinth, die Epoche in der Geschichte der Poesie macht. Das Rührende darin ist zerreißend und doch verführerisch lockend. Einige Stellen könnte man fast burlesk nennen, und eben in diesen erscheint das Schreckliche zermalmend groß." In der Tat glaubte man, mit solchen Ingredienzien die saubere Szenenfolge eines Romans, zum mindesten aber die saubere Einzelszene schaffen zu können. Man bemerkte dabei wohl den Abgrund, der von dem einfachen Realismus der Erzählung trennte: aber man tröstete sich: „aus dem romantischen Gesichtspunkt haben auch die Abarten der Poesie, selbst die exzentrischen und monströsen, ihren Wert als Materialien und Vorübungen der Universalität, wenn nur irgend etwas darin ist, wenn sie nur original sind."

So kann natürlich der frühromantische Roman gar nicht

mit dem gewöhnlichen Maßstabe der Erzählung gemessen werden, geschweige denn, daß die Frage aufgeworfen werden darf, inwiefern durch ihn die Form der Erzählung gefördert worden sei. Gewiß schwelgen die Romane dieser Zeit in Farben und Tönen; das eigentlich Malerische des deutschen Stils, eine außerordentliche Wesensseite unserer modernen Sprache, wird vor allem in ihnen entdeckt; und das Ungewöhnliche insbesondere, das Schaurige, das Gespensterhafte wirkt mit einem ganz unerhörten Reichtum von Schattierungen. Allein daß in ihnen erzählt würde, kann nur mit Einschränkung behauptet werden, und Anschauungskraft und Gedächtnis finden zu ihnen kaum ein Verhältnis. Denn es handelt sich da der Hauptsache nach gar nicht um Schilderungen in Anknüpfung an eine gegebene Welt, sondern um Phantasmagorien aus einem höheren Dasein, aus der transzendenten Welt des Ichs: und darum blühen auf diesen Gründen nicht Schilderung und Bericht, sondern Allegorie, Symbolismus und Mystik. Und auch da, wo die Welt notwendig gemalt werden muß, wird sie nicht nach dem Lebenden skizziert, sondern „verklärt" dargestellt, wird sie zum „Wunder". Da findet sich denn in Novalis' Heinrich von Ofterdingen, dem Musterstück der Gattung, kaum die Andeutung einer Charakterschilderung, ja kaum grundsätzlich die Schilderung von Personen überhaupt; Kaufleute, die Heinrich begleiten, sprechen bezeichnenderweise nur im Chor! Und dementsprechend fehlt mit mangelnden Motivenreihen auch der innere kausale Zusammenhang der Ereignisse, und so zerflattert die Komposition: keine Spur davon, daß sie geschlossen einem bestimmten Ende zudrängte. Diese Art einer angeblichen Form aber ist für alle Romane der Zeit charakteristisch; charakteristisch also auch, daß nur wenige von ihnen vollendet wurden.

Es sind eingeborene Züge der erzählenden Dichtung; immer kehren sie wieder; sogar auf eine jüngere Generation, z. B. De la Motte Fouqué sind sie noch vererbt: denn auch er noch wirft tausend Stoffe in Romanen ohne Zeit und Ort durcheinander; auch bei ihm noch findet sich keinerlei Spur

klarer Charakteristik; und eine Schilderung der Außenwelt dominiert, welche die Natur nur in ihren gröbsten Zügen als Behausung von menschlichen und übermenschlichen Geistern zu kennen scheint.

So war denn die Erzählung der Frühromantik eigentlich etwas auf mystischem Hintergrunde Subjektiv-Lyrisches: und hieraus wäre zu schließen, daß die dichterische Phantasie der Zeit in der Lyrik gipfeln mußte. Diese Annahme wird nun auch durch die Beobachtung bestätigt; auf keinem Gebiete hat die Dichtung der Frühromantik dauerndere Werte geschaffen wie auf dem lyrischen. Aber freilich bleibt auch hier die Grundlage des Empfindens die selbe, mystische.

Das Ziel des Strebens ist ein mystisch Bild
Von sinnlich-geist'ger Harmonie gestellt.
Die Sehnsucht wird durch Sehnen noch gestillt:
Als Ort des Sehnens lieben wir die Welt.
So auch mit Sehnsuchtsdüften überhüllt
Die neue Kunst dem Menschen wohlgefällt.
Hellenisch Leben, du bist uns verloren,
Drum haben das romantische wir erkoren.

Es sind etwas ungefüge Verse Mniochs; sie sollen aber hier gleichwohl angeführt sein, weil sie mehr als tausend andere in die seelischen Voraussetzungen der frühromantischen Lyrik einführen. Da lernen wir sie kennen, die Mystik in ihrem ewig unerfüllten Suchen nach Ineinssetzung mit den Dingen in realistisch-idealistischer Ausgleichung: in jener Sehnsucht, der Sehnsucht schließlich selbst Gehalt und damit Selbstzweck wird.

Die Welt ist eine Lilie, eine blaue,
Ein Inbegriff geheimnisvoller Dinge . . . .
An dieser Lilie weitem Wunderbaue
Hängt schwebend mit der sehnsuchtmüden Schwinge
Des Menschen Geist, gleich einem Schmetterlinge,
Und lechzet durstig nach des Kelches Taue.
(Rückert.)

Freilich: läßt sich dieser Zustand mystischen Sehnens, auf die Dauer ein unerträgliches Dasein nervöser Spannung,

durch auch nur eine Generation erhalten? Schon Brentano seufzt:

Ach, wo ist Bleibens auf der Welt,
Ein redlich, ein gefriedet Feld,
Ein Blick, der hin und her nicht schweift,
Und Dies und Das und Nichts ergreift,
Der Geist, der sammelt und erbaut —
Ach, wo ist meiner Sehnsucht Braut?

Solange aber die mystische Sehnsucht fortwährte, so lange hat auch die sonderbare Blüte eigenartiger lyrischer Formen weitergeduftet, die eben dieser Sehnsucht gerecht wurde. Da stellte sich denn vor allem eine Verschärfung der Sinne für die leisen, gleichsam mystischen Bewegungen der Dinge ein, in der allmählich Farbenerscheinungen in Tonempfindungen, Tonempfindungen in Geschmäcke übergingen: kurz eine Ausgleichung aller Reize auf eine Art gemeinsamen mystischen Nennens eintrat. So wurde die Poesie „Musik für das innere Ohr und Malerei für das innere Auge; aber gedämpfte Musik, aber verschwebende Malerei", und zu den Zeiten etwa, da sich, in einem fortgeschrittenen Stadium dieser Entwicklung, der Kapellmeister Kreisler von Hoffmanns Erfindung auf ein Kleid in Cis-Moll einen Kragen aus E-Dur aufsetzen ließ, konnte De la Motte Fouqué entzückt die Vermischung aller Sinnesreize zu dem Eindrucke eines Gesamtkunstwerks besingen:

Linde säuseln kühle Lüfte,
Und im süßen Himmelsglanze
Bilden spielend sich zum Kranze
Töne, Worte, Farb' und Düfte.

Mit den Formen phantasievoller Perzeption verschoben sich aber auch deren Gehalte. Jetzt wurde der heitere Lenz Anlaß zu melancholischer Stimmung, und die braunen Töne des Herbstes ermutigten zu freudigem Eingehen in die Lust der Winterszeit. Jetzt galt das Ideal des kräftigen Mannes nicht mehr; Bildsamkeit, Weichheit, Fähigkeit anbetender Liebe der Jugend wurden gerühmt, und an der Milde des Greisenalters haftete der bewundernde Blick. Ja selbst das Verhältnis der

Geschlechter verschob sich. Wie die Zahl der dichtenden Frauen, zum ersten Male in unserer literarischen Entwicklung, beträchtlicher stieg, so erschien das Weib als der Schoß schöpferischer Fruchtbarkeit und als der Träger uralter Weisheit, und der Mann als der Barbar bloßen Schutzes. Im letzten und allerletzten aber gipfelte diese Umwertung aller Werte im Kulte der Mystik. Da tauchte die Verehrung der alten transzendierenden Meister auf von Tauler und Meister Eckhart über Thomas von Kempen bis Jakob Boehme, dem Gottseligen des Protestantismus:

Wer möchte nicht erwerben
So hohen Meisterthron?
Wer nicht aus Liebe sterben,
Wenn das des Todes Lohn?
(Max von Schenkendorf.)

Und noch einmal wieder rückwärts wirkte diese Empfindsamkeit für bisher ungekannte Werte. Die Formen der Dichtung selbst wurden jetzt sonderbar: prunkend, schmuckbeladen, sinnlich-musikalisch, auswärtigen Literaturen entnommen, Sonett, Oktave: bis es scheinen konnte, als müsse unter ihrer barocken Märchenpracht jeglicher Inhalt zusammenbrechen.

Es ist die Höhe der Entwicklung, die Poesie der Schlegel, Tiecks, auch noch von Novalis. Aber sie war vorbereitet durch einen leisen Anstieg, zum Zeichen des, daß sie organisch war. Während sich die volle Ausbildung an das preziöse Berlin mit seinen literarischen Zirkeln und an Thüringen knüpfte, das Land so vieler Reize uralten Sanges, fielen die vorbereitenden Zeiten nach Schwaben: in das Gebiet, in dem sich die Romantik, ohne vieles Dazwischentreten des Klassizismus, rein aus Empfindsamkeit und Sturm und Drang heraus gestaltet hat.

Aber vorher führte Friedrich Matthisson, schon in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, den Reigen und glänzte, noch an Klopstock und Ossian erinnernd, als gefühlvoller Dichter der Landschaft. Dann folgte ihm, als bedeutendster einer ganzen Gruppe, der unglückliche Hölderlin. Voll Ahnungen bereits der Mystik eines Schelling ja Hegel, in seinem Hyperion

selbst dem Denken Nietzsches schon verwandt, eine zarte Mimosennatur, verband er, nicht ohne Gegensatz zu Goethe, noch klassizistische Neigungen im Sinne Schillers mit vorzeitigen Empfindungen der Frühromantik; und in herrlichen Strophen, mit einer jeglichen Ausdrucks fähigen Sprache hat er heidnische Frömmigkeit christlichen Anschauungen, hellenische Naturauffassung deutschem Landschaftsgefühl vermählt:

Wenn, umdämmert von der Weide,
Wo der Bach vorüber rinnt,
Tief bewegt von Leid und Freude,
Meine Seele träumt und sinnt:
Wenn im Haine Geister säuseln,
Wenn im Mondenscheine sich
Kaum die stillen Teiche kräuseln:
Schau' ich oft und grüße Dich.

In die eigentlichen Hallen der Frühromantik aber führt doch erst Friedrich von Hardenberg (Novalis). Denn ihn zuerst charakterisiert ganz jenes Vorherrschen der Phantasie und des Gemütes über die Analyse und den Verstand, das selbst die Kritik gemütsreich gestaltet: keine Spur mehr der poetischen Empirie des Klassizismus, der Reflexion, der Naivität im Sinne Goethes und Schillers: die Deduktion siegt, es siegt das Herz und die volle, die sentimentale Empfindung. Und aus alledem heraus tritt dann eine selbsterträumte und selbsterahndete Welt, das dichterische Gegenstück des Fichteschen philosophischen Gedankens. Zur Erscheinung gelangt damit, was der alternde Goethe eine Poesie ohne Tropen genannt hat: denn der Dichter gibt nur sich, und seine Dichtung ist nichts denn das Bild seiner Seele.

Dabei erscheint diese Poesie, wie sie bei Novalis zuerst emporquillt, aber doch typisch ist für die Mehrzahl der Dichter, von einer tiefen Melancholie erfüllt: denn sie ist der Ausdruck des Unerreicht-Unerreichbaren, der Bronn tiefen Sehnens nach einem Unbewußten, Unsäglichen, Jenseits-Fremden. Novalis insbesondere aber bezaubert, weil bei ihm dies Sehnen noch einfache, ungekünstelte, aus den Grundanlagen seiner Seele

ohne jede Zwischenleitung erfließende Formen annimmt. Was ihn erfüllt, sind die einfachsten Empfindungen der Romantik, gewiß an sich Mischgefühle, doch von vollem harmonischem Ton: die frühe Todessehnsucht des Brustkranken, die Trauer um eine in den Jugendjahren dahingegangene Geliebte, zu der ihn der Wunsch innigster Vereinigung im Jenseits treibt: der Kultus der Nacht, des Todes, der Toten. Mit welch einfacher Gewalt weiß er sich in die Gefilde dieser Toten zu versetzen und verleiht er den Abgeschiedenen Sprache:

Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wollust rätselhafter Spiele,
Wir nur kennen euch . . . .
Zauber der Erinnerungen,
Heil'ger Wehmut süße Schauer,
Haben innig uns durchdrungen,
Kühlen unsre Glut.
Wunden gibt's, die ewig schmerzen:
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unser aller Herzen,
Löst uns auf in Eine Flut.
Und in dieser Flut ergießen
Wir uns auf geheime Weise
In den Ozean des Lebens,
Tief in Gott hinein;
Und aus seinem Herzen fließen
Wir zurück in unsre Kreise,
Und der Geist des höchsten Strebens
Taucht in unsre Wirbel ein.

Welch Zug tiefster Mystik spricht zudem aus diesen Versen! Dunkle monistische Triebe, als deren Kern und Umhüllung bald christologische, bald pantheistische Gefühle emportauchen, vage Phantasien des Jenseitigen, in der Körperliches und Körperloses wechselreich durcheinanderflutet: sie dringen unaufhaltsam empor. In seinen schönsten Gedichten aber und seinen besten Stunden verklärt sie der Dichter und klärt sie zugleich ab zum christlich-geistlichen Lied, zum Ausdrucke reinsten Schauens und milden persönlichen Ergriffenseins von biblischer Offenbarung:

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen, tiefen Trunk!
Aller Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Und nun fallen die schweren Tropen, fällt die Wucht einer edelsteinüberladenen Poesie: und rein von aller Schlacke, Kinder Gottes, treten Vers und Inhalt daher:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.

Die Reinheit Hardenbergs wirkt wie die Symbolik jungfräulicher Keuschheit in unseren Märchen: lilienhaft, eine Wunderblume, wurde sie nur einmal der Welt geschenkt. Alle anderen Dichter der Frühromantik stehen ihr gegenüber in der Reihe; sie werden von literarischen Interessen bewegt; sie gehören dem Diesseits; und so hoch sie steigen mögen in Form und Gehalt: man vergißt nie ihre persönliche Fühlung mit Philosophie und Konfession, mit Fichte, Schelling, Schleiermacher, man vergißt nicht ihren Zusammenhang untereinander, und Friedrich Schlegel mit seinem Bruder August Wilhelm wie mit Ludwig Tieck erscheinen als Häupter einer Schule wie als Angehörige eines bestimmten sozialen Kreises.

Dabei werden die höheren dichterischen Interessen wohl am besten durch den Gegensatz von Friedrich Schlegel und Tieck umschrieben. Steigt man dabei auf die Höhen und sieht von allem sehr Menschlichen ab, namentlich allem Sexuellen und Liebesleidenschaftlichen, das sich oft wunderlich genug zwischen Romeo und Julia und Mater dolorosa bewegt, so fordern die besten Gedichte Schlegels das höchste Urteil heraus.

Denn ein tiefes Gemüt bricht aus ihnen, wenn auch nicht in immer völlig klarer Gestaltung des Gedankens, so doch mit dem Pathos einer hohen Poesie hervor; und dem halb Elegischen, Resignierten vermählt sich eine Feierlichkeit der Form und eine Kraft der Sprache, der kaum ein Triumph versagt ist.

Wie nächtlich ungestüm die Wellen wogen,
Bald schwellend liebevoll zum Sternenkranze,
Bald sinkend zu der Tiefe hingezogen,
Sehnsüchtig flutend in dem Wechseltanze,
Bis Morgenrot emporscheint aus den Wogen,
Noch feucht in blumenlichtem Tränenglanze:
So steigen hier der Dichtkunst hohe Strahlen
Aus tiefer Sehnsucht Meer und Wonnequalen.

Freilich, diese Höhe wird nicht immer erreicht; und mit der Unrast der inneren Empfindung, die sich nur selten im Strophenbau weit ausgezogener Kantilenen und damit in philosophischer Durchbildung ergeht, stellt sich auch ein sichtliches Ermatten der Form ein:

Wenn ich still die Augen lenke
Auf die abendliche Stille
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke.

Und so sind es im Grunde doch nur wenige Edelsteine, die den Grund des poetischen Quells bei Schlegel bedecken, wenn sich auch selbst auf das Mittelmäßige noch Goethes Spruch beziehen läßt, daß das Manierierte ein subjektiviertes Ideelles sei, und ihm so das Geistreiche nicht leicht fehle.

Tieck jedenfalls bezeichnet gegenüber Friedrich Schlegel einen entschiedenen Rückgang. Gewiß denkt auch ihm Liebe in süßen Tönen, denn Gedanken stehn zu fern; aber das tiefe träumerische Sehnen der Großen der Frühromantik weicht bei ihm nur zu häufig gemachter Empfindung; das Pathos wird hohl, unplastisch, stammelnd: und der schlimmste Feind alles Hohen dieser Frühzeit erscheint, das Triviale.

Verworrenes Leben,
Was ist dir gegeben? —
Erinnern und Hoffen
Zur Qual und zur Lust —
Ach! ihnen bleibt offen
Die zitternde Brust.

Da erscheinen denn noch die einfachen, goldumränderten und durch stille Versenkung geadelten Naturschilderungen, die sich nicht selten bei Tieck finden, als Perlen: es ist wie ein letzter verglimmender, verglommener Abglanz der frühen Romantik:

Seht die Wasser, wie sie gleiten,
Und sich in der Flut die Bäume
Still beschauen; goldne Träume
Seh' ich durch die Wolken schreiten.

Bis zum Schlusse aber bleibt der Periode der Hang zur Selbstbeschauung und die Verdichtung des inneren Erlebnisses zum Vers nicht ohne Bespiegelung. Es ist bereits eine Poesie der Mischgefühle[1]; es sind schon die Anfänge zu jener Trennung des Subjekts in ein leidendes und zugleich beobachtendes, die nachmals in der Romantik der zweiten Periode des Subjektivismus so stark hervorgetreten ist: doch geben sie sich freilich noch halb naiv, verschleiert, in den schüchtern-urbanen Formen gleichsam einer noch vorsichtig tastenden neuen Welt.

[1] Zur Scholastik der Mischgefühle vgl. noch die charakteristische Stelle Athenaeum I, 2, S. 14: Naiv ist, was bis zur Ironie oder bis zum steten Wechsel von Selbstschöpfung und Selbstvernichtung natürlich, individuell oder klassisch ist oder scheint. Ist es bloß Instinkt, so ist's kindlich, kindisch oder albern: ist's bloß Absicht, so entsteht Affektation. Das schöne, poetische, idealische Naive muß zugleich Absicht und Instinkt sein. Das Wesen der Absicht in diesem Sinne ist die Freiheit. Bewußtsein ist noch bei weitem nicht Absicht. Es gibt ein gewisses verliebtes Anschauen eigener Natürlichkeit oder Albernheit, das selbst unsäglich albern ist. Absicht erfordert nicht gerade einen tiefen Kalkul oder Plan. Auch das homerische Naive ist nicht bloß Instinkt: es ist wenigstens so viel Absicht darin, wie in der Anmut lieblicher Kinder oder unschuldiger Mädchen. Wenn er auch keine Absichten hatte, so hatte doch seine Poesie und die eigentliche Verfasserin derselben, die Natur, Absicht.

Und wie man diese Poesie mit ihrer an und für sich nicht überstarken Produktion auch ansehen möge: nach der Dichtung des Klassizismus bleibt sie doch eine Poesie der Talente, und ihr pathetischer Mittelpunkt, ihr innerster Lebenskern, liegt nicht mehr in ihr allein oder auch nur vornehmlich in ihr, sondern in mystischen Gefühlen, deren vollendetster Ausdruck immerhin schon in spekulativem Denken gewonnen war. So bleibt denn dieser Poesie selbst in ihrer höchsten Erscheinung, der Lyrik, etwas vom Charakter des Abgeleiteten; und ihr Licht erlischt mit der Verdunkelung der Zentralsonne, der Mystik der Lebenshaltung und des Denkens.

Freilich war neben ihr her auch noch eine andere romantische Poesie gegangen, eine exoterische gleichsam und objektive, die Poesie des romantischen Zaubers früherer Zeiten und entfernterer Orte. Sie ist zunächst nicht eigentlich romantisch in dem Betracht, daß sie erst mit der romantischen Periode aufgekommen wäre; sie ist die einfache Folge jenes entwickelten Sinnes für Geschichte und jener Erbreiterung des räumlichen Horizonts, die mit der Entwicklung des Subjektivismus überhaupt eintraten; und nur die enthusiastische Form ihrer Anfangserscheinungen vermählt sie früh der Romantik. Und so erbreitert sich allerdings der Balladenstrom seit Bürger beträchtlich; die Romantik der Ritter, Räuber und Schmuggler tritt auf, und um 1800 erklingt Vulpius' furchtbares Lied von des Waldes tiefsten Gründen:

Rinaldini! lieber Räuber!
Raubst den Weibern Herz und Ruh.
Ach, wie schrecklich in dem Kampfe,
Wie verliebt im Schloß bist du!

Neben das geschichtliche Archaische aber hatte sich das Volkstümlich-Alte gesetzt, und mit wahrer Virtuosität hatte es schon Maler Müller nachzuahmen verstanden:

Auf dem Bachstrom hängen Weiden:
In den Tälern liegt der Schnee.
Trautes Kind, daß ich muß scheiden,
Muß nun unsre Heimat meiden,
Tief im Herzen tut mir's weh.

Es waren Richtungen, die, sich gern vermählend, zwar noch vielfach dem Objektiv-Träumerischen angehörten: wie oft ist in dieser Poesie nicht Höltys Vers variiert worden „Ich weiß eine Mär aus verklungener Zeit; es liebte der Sänger die Königsmaid"! Und so war dies Dichten insoweit auch der Romantik verwandt; und mit heller Lust hat daher erst diese ganz ihren reichen Strom entfesselt:

Das sind die alten Klänge,
Helden- und Klagesänge
Aus ferner Riesenzeit.
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen,
Der Retter ist nicht weit.

(Friedrich Schlegel.)

Im ganzen aber bedeuteten sie doch schon einen stärkeren, wenn auch noch unabgeklärten historischen und geographischen Realismus: und so sind sie weit mehr Vorboten der Zunahme des Realistischen in der Romantik und damit des Eintritts ihrer Spätzeit, ja wohl gar schon der Dichtung des Realismus selbst gewesen, als daß sie als Kronzeugen über das Wesen der Frühromantik befragt zu werden verdienten.

IV.

Überblicken wir jetzt die Entwicklung der frühromantischen Dichtung, so zeigt sich, daß im Grunde zwei Strömungen in ihr nebeneinander verlaufen: die eine davon ist wesentlich national und insofern zeitlich auf die deutsche Vergangenheit begrenzt und räumlich geneigt sich in dem Charakteristischen der einzelnen deutschen Landschaften auszuwirken; sie hat in starken Anfängen schon in den früheren Perioden des Subjektivismus bestanden und tritt nun nur vollendeter hervor: — die andere ist wesentlich universal, geht auf Raum und Zeit in der Welt, hält Fühlung mit allem Großen, das diese Erde sah, und vor allem mit dem Universalsten der Vergangenheit und Gegenwart, dem Christentum, und ist durchaus und

beinahe in jedem Betracht eine besonders frühromantische Schöpfung.

Muß nun noch betont werden, daß diese beiden Strömungen Reflexe sind der fortschreitenden Bildung der Persönlichkeit innerhalb des Subjektivismus? Empfindsamkeit und Sturm und Drang durchwebten alle zeitlichen und räumlichen Weiten des Nationalen; von daher haben sie auch schon Anfänge einer neuen Vaterlandsliebe und eines neuen Staatsideals entwickelt[1]: die Persönlichkeiten ihrer Zeit gingen in diesen Anfängen auf, um sich, so verschieden sie sonst sein mochten, in diesem Bereiche zu treffen: es ist die Periode der Klopstock, Möser, Pestalozzi. Allein nun hatte sich, mit der höchsten Vollendung des Subjektivismus in seiner ersten Periode, eine neue Erweiterung und Vertiefung zugleich des Gemeinschaftssinnes eingestellt: nicht mehr bloß in enthusiastischer Vaterlandsliebe, auch in mystischem Universalismus, ja in ihm vornehmlich ergaben sich die neuen Seelen dem Ganzen der Erde und der Welt; kosmische Stimmungen zogen herauf, mit dem Weltall identifizierte sich eine allumfassende Symbolik, um es zu beherrschen und sich zugleich daran zu verlieren; und eine Rettung schon bedeutete es, wenn der einzelne aus diesen unermeßbaren Weiten heimkehrte in das universalste Vaterhaus dieser Welt, das Haus des Christenhimmels mit seinen mancherlei Wohnungen.

Dabei verstand sich, daß der neue, zunächst mystische, dann auch christliche Universalismus den älteren nationalen Historismus und bald auch Regionalismus sehr wohl in sich aufnehmen konnte: dieser wurde zu einem Teil von ihm — blieb freilich auch zunächst eben ein Teil —; und mit herzlicher Freude konnte darum Friedrich Schlegel, der Herold und Vorkämpfer der Frühromantik, die Sänger der Vorzeit begrüßen.

Allein das hat keineswegs zur Folge gehabt, daß beide Strömungen nun nicht noch lange, ja im Grunde auf immer

[1] Vgl. Band IX S. 21 ff.

voneinander zu unterscheiden gewesen wären. Die erste, nationale, ist subjektivistisch überhaupt: sie hat als solche ungeheure Wirkungen gehabt; denn sie ist ein wesentliches Charakteristikum der subjektivistischen Persönlichkeit bis auf die Gegenwart geblieben: auf ihr beruhen u. a. die politischen Einheitsbestrebungen des 19. Jahrhunderts. Die zweite dagegen ist zunächst wenigstens spezifisch frühromantisch; und insofern ist sie das tiefste Charakteristikum eben nur dieser Zeit. Aber da mit ihr zugleich der allgemeine Höhepunkt der seelischen Entwicklung der ersten subjektivistischen Periode überhaupt erreicht wurde, denn über ihre extremen Erscheinungen ist nichts Späteres hinausgegangen, so war klar, daß auch ihre Wirkung nicht in ihrer Entstehungsperiode allein beschlossen war; vielmehr hat sie fortgewährt bis zum Schlusse der ersten subjektivistischen Periode, ja teilweise darüber hinaus bis auf heute. Und es wird nicht eine der geringsten Aufgaben unserer Erzählung sein müssen, diese Wirkung ihrem ganzen Umfange nach immer wieder aufzudecken und zu verfolgen.

Freilich erscheinen dabei die Anfänge dieses Einflusses, soweit wir sie bisher kennen, an der Geschichte der frühromantischen Dichtung gemessen, nicht eben sehr versprechend. Gewiß: auf dem weiten Felde der Genesis von Weltanschauungen hatte sich der mystische Subjektivismus bewährt: wo ist je ein einheitlicheres System des philosophischen Subjektivismus entstanden, als das Fichtes, wo ein vergeistigteres System eines kosmischen Monismus, als das Schellings? Allein in der Dichtung hatte das neue Seelenleben gegenüber allen objektiveren Formen zunächst versagt, so gegenüber dem Drama und selbst gegenüber der Erzählung; auf diesem Gebiete kamen nur Erzeugnisse höchst preziöser Natur zutage, in denen das Wesen subjektiver Willkür, vielleicht geistreich, sicherlich wahllos zu walten schien; und nur in der Lyrik ergaben sich neue Töne von unbedingter Bedeutung. Zunächst wurde hier freilich auch nur die schon bestehende Lyrik des nationalen Historismus und Regionalismus, die Ballade, das Volks- und das Gesellschaftslied, die landschaftlich symbolisierte

und motivierte Liederlyrik, angeregt und auf eine höhere Stufe gehoben: es entstand etwas, das man am besten, da in ihm die frühromantische Strömung als in einem halbfremden Körper nur reflektierte, als objektive Romantik bezeichnen kann; und wir werden sehen, wie diese Strömung immer und immer stärker verlief, indem sie sich zusehends mit gegenständlicherem Leben füllte: bis aus ihr die Poesie vor allem schon der Spätromantik, darauf aber auch zum Teil noch des Realismus hervorbrach. Aber daneben stand nun doch, auch sie noch zunächst beherrschend, die eigentliche, die hohe Lyrik der Frühromantik. Sie war symbolisch, mystisch; ganz brachte sie den neuen seelischen Gehalt des extremen Subjektivismus zum Ausdruck. Und so darf man denn sagen, daß sich der mystische Kern des frühromantischen Seelenlebens nächst der spekulativen Philosophie am unbedingtesten eben doch in dieser höchst eigenartigen Lyrik ausgewirkt hat.

Ist nun unter diesen Umständen zu erwarten, daß die bildende Kunst der Zeit, dieser noch viel anschaulichere Kreis menschlicher Phantasietätigkeit, analoge Grenzen erfüllt habe oder gar über sie hinaus gelangt sei? Konnten denn etwa Bildnerei und Baukunst den hier auftretenden innersten Tendenzen irgendwie gerecht werden? Die Plastik — schon das Wort besagt in diesem Zusammenhange alles — versagte natürlich ganz; sogar die objektive Romantik hat späterhin kaum eine originale Bildnerei entwickelt. In der Architektur aber hätte sich wohl in der Form mystisch-mathematischer Raum- und Verhältnisspielereien ein Äquivalent für den spekulativen Mystizismus finden lassen. Allein diese Art der Verobjektivierung ist einer Zeit hochentwickelter Naturwissenschaften nicht mehr zugänglich und, wo sie als voll entfaltete Erscheinung vorkommt, ein wohl ganz unbedingtes Kennzeichen junger Kulturen.

So blieb die Malerei. Und sie allerdings noch am meisten konnte Beziehungen zu den inneren Strömungen der Frühromantik entwickeln: steht sie doch von allen bildenden Künsten der Dichtung, und insbesondere der Lyrik, am nächsten, und ist sie doch zudem auch noch aus kulturgeschichtlichen Gründen,

die schon früher entwickelt worden sind[1], in den Zeitaltern einer höheren Kultur recht eigentlich die geschichtlich-repräsentative Formauswirkung der bildenden Phantasie überhaupt.

In der Tat hat die Zeit der Frühromantik eine mystisch-symbolistische Malerei zu entwickeln gesucht. Wir haben da schon von dem Universalkünstler Philipp Otto Runge gehört[2]: er hat in Öl und Fresko gemalt; er kannte und beherrschte zum Teil auch die künstlerischen Reproduktionsarten seiner Zeit; er war ein Meister im Silhouettenschneiden; er schuf eine neue Ornamentik oder wandte sie wenigstens glänzend an, falls Eugen Neureuther ihr Erfinder gewesen sein sollte; er war kunstgewerblich tätig: was Wunder, daß er auch komponierte und schriftstellerte; im Jahre 1842 hat sein Bruder seine „Hinterlassenen Schriften" herausgegeben. Runge hat nun, namentlich während seines Aufenthaltes in Dresden, auch eine romantische Zeit gehabt, wie denn er mit Tieck und Wilhelm Grimm in Verkehr stand. Und da ist er in der Tat zu einer merkwürdigen, tiefer ästhetischer und optisch-physiologischer Bemerkungen vollen Farbensymbolik fortgeschritten und hat deren Prinzipien auch eine Zeitlang in seiner Malerei zur Anwendung gebracht. Es war zur selben Zeit, da er auch die neue Ornamentik, eine stilistisch hochstehende Reduktion der realistischen Umrisse vor allem der den Romantikern teuren Pflanzen, Lilien, Aurikeln, Maßliebchen, pflegte: und in seiner Konzeption der vier Tageszeiten wie in einem Bildnis seiner Braut mit symbolischer Umrahmung kamen all diese Momente zu entzückendem Ausdruck. Dabei stand Runge mit seinen Bestrebungen keineswegs allein; in Dresden z. B. wirkte in verwandter Richtung auch noch der Landschafter Kaspar David Friedrich, ein impressionistischer Symbolist, der mit der modernen Konzeption des Landschaftlichen schon den Gedanken verband, in dessen Darstellung auf Befriedigung des persönlichen Seelenlebens, vor allem natürlich einer tiefsten Stimmung, auszugehen.

[1] S. z. B. Band VII S. 216.
[2] S. Band VIII, 2, S. 607 ff.

Indes im ganzen blieben das doch vereinzelte Versuche. Zu stark war die Kluft, die sich zwischen dem Mystizismus der Philosophen sowie der dichterischen Denker und der Anschaulichkeit der Malerei auftat, als daß sie so auf eins hätte überbrückt werden können. Und wurde das nicht eben von den Philosophen, den Hohepriestern zunächst der verfeinertsten Romantik, selbst empfunden? Schelling hat in seiner Rede „Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur" von dem Künstler nur erwartet, daß er das Ganze im Auge habe und das Einzelne danach entwerfe und ausführe: mithin von der Natur des Einzelnen nur das behalte, was es auf das Ganze bezieht. Gewiß war das eine an sich deutliche Vorschrift. Dennoch: welcher Maler hätte imstande sein sollen, augenblicks und selbst höchst überlegter Weise nach ihr zu schaffen? Da war es denn gut, daß schon beizeiten die literarische Romantik selbst deutlichere Winke gegeben hatte: ja bereits jetzt begannen Kunsttheorien, die von der Spekulation und Poesie in die Werkstatt der Künstler verliefen, eine führende Rolle zu spielen. Ein Jahr, bevor der Klassizist Carstens gestorben war, 1797, waren Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" erschienen, und hatten, zum Teil wiederum auf Grund von Betrachtungen in der Dresdener Galerie, wie einst Winckelmann von Dresden ausgegangen war, gelehrt, daß nur „aus den zusammenfließenden Strömen von Kunst und Religion sich der schönste Lebensstrom ergieße". Man sieht: es war eine, übrigens bald noch vollkommener entwickelte Parallele zu der teilweise schon in der Poesie gefundenen Lösung; und der Glaube an sie wurde allgemein, als Wilhelm Schlegels Dichtung jenen Bund der Kirche mit den Künsten feierte, dem Overbeck nachmals den Gedanken seines tiefsinnigsten Bildes vielleicht, des „Triumphes der Religion in den Künsten", entnommen hat. Denn das war in der Tat, was die Zeit zu bezeichnen begann: der Sieg des Christentums in der Malerei, und zwar eines mystisch-romantischen Christentums von leise asketischem und insofern archaischem Charakter.

Soll aber verstanden werden, wie sich dieser Zug nunmehr formell in der bildenden Kunst entfaltete, so wird unsere Erzählung eines Rückblickes in die früheren Zeiten des Subjektivismus hinein bedürfen.

Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatten sich in der Formengeschichte der bildenden Künste Andeutungen all der Richtungen der Phantasietätigkeit eingestellt, die nachher im 19. Jahrhundert zur Entwicklung gelangt sind: vor allem der Zug zu einer naturalistischeren Wiedergabe der Außenwelt, als sie bisher gewohnt gewesen, sowie Spuren eines künftigen Impressionismus in der Malerei und in der malerischen Behandlung der Architektur und Plastik[1].

Aber es waren doch eben nur Spuren gewesen. Weit weniger, als auf literarischem Gebiete, war auf dem der bildenden Kunst das Element des neuen Seelenlebens rasch und offenbar wirksam geworden. Es ist auch die Rede davon gewesen, welche Ursachen diesem verschiedenen Verlaufe zugrunde lagen; hier hat uns nur das Ergebnis zu beschäftigen. Dies aber bestand, allgemein ausgedrückt, darin, daß zwar die Neigung zu fortgeschrittener naturalistischer Behandlung bestehen blieb — vor allem die Vertreter der führenden Kunst, der Malerei, sind im Grunde alle Naturalisten in der Richtung auf den Impressionismus hin gewesen —, daß sich aber diese Neigung nur in Studien, in der intimen künstlerischen Beschäftigung auslebte. Für das sozusagen offizielle, das vollendete Kunstwerk dagegen wurde dieser Naturalismus stilisiert, in gebundene Form gebracht.

Und hierbei war nun das Charakteristische, daß diese Form nicht unmittelbar durch Vereinfachung und zugleich menschliche Verinnerlichung der errungenen naturalistischen Eindrücke in irgendeinem Sinne gefunden wurde, sondern durch Anwendung und Einführung einer fremden Bindung. Man war gleichsam in dem Ausdrucke des neuen Seelenlebens auf künstlerischem Gebiete noch nicht sicher, nicht erzogen genug, um seine reife

[1] S. dazu wie zum folgenden Band VIII, 2, S. 572 ff.

Form aus ihm selber her zu gestalten; man suchte statt dessen nach einer fremden Anleitung, einer äußeren Vormundschaft. Es war ein Vorgang, wie er teilweise ja selbst auf dem viel lebensfreieren Gebiete der Literatur eingetreten war: und wie dort, so unterwarf man sich auch hier zunächst der Regelung der Antike.

War damit aber eine befriedigende Lösung gefunden? Es ist klar, daß diese schließlich nur aus der Selbstbegrenzung der neuen Kunst allein aus sich heraus zu einer eben nur ihr eigentümlichen Freiheit hervorgehen konnte. Was aber jede andere Lösung besonders störend machte, war der Umstand, daß bei ihrer praktischen Durchführung schließlich doch nicht bloß ein fremdes Formenideal in Frage kam, sondern auch noch Ideale fremden Inhaltes mit in Kauf genommen werden mußten: daß der jungen Kunst des Subjektivismus nicht bloß fremde Gebundenheit, sondern auch fremde Objekte der Darstellung, beim Klassizismus z. B. die der antiken Welt als wesentlich mit vermittelt wurden. Das Ergebnis war damit nicht nur eine nach antiker Form, insbesondere dem Kanon der Bildnerei geregelte naturalistische Kunst, sondern eine auch äußerlich möglichst antikisierende künstlerische Produktion.

Und in diesem Zusammenhange lebte denn bis zu einem gewissen Grade noch immer auch das alte rationalistische Ideal von der Erlernbarkeit der Kunst fort, wennschon in abgeschwächter Wirkung: denn jede Kunst mit inhaltlichen, nicht bloß Formenidealen wird besonders leicht als erlernbar gelten.

Zugleich aber war damit die Möglichkeit gegeben, daß nicht bloß die Antike, daß unter Umständen auch eine andere Kulturgewalt die Gängelung der neuen Kunst übernehmen konnte. Und sie fand sich nun, wir hörten schon in welchem Zusammenhange, im Christentum ein, in der ästhetisch besonders hervorragenden Verkörperung desselben, in der katholischen Kirche, und speziell wieder in deren romantischer Ausprägung.

Die allgemeine Lehre der Romantik von der bildenden Kunst wich nach alledem im Grunde nicht so sehr von der des Klassizismus

ab: sie lief darauf hinaus, daß die anschauliche Natur durch die Idee zu meistern sei, und daß diese Idee sich dem Künstler in mystischen Momenten schöpferischer Verzückung als ein höchstes Moment seines inneren Schauens offenbare. Aber in der näheren Charakteristik des Konzeptions- und Geburtsvorganges der Idee gingen doch Klassizismus und Romantik auseinander. Der Klassizismus hatte für diesen Prozeß immer antike Momente geltend gemacht, ihn mit antikem Inhalt möglichst weitgehend erfüllt. Anders die Romantik. Da lehrte nach Wackenroders mehr enthusiastischen Ausführungen auch August Wilhelm Schlegel in dem Gespräch „Die Gemälde" schon 1798: die Reformation habe den Mystizismus zu vernichten gesucht; wer sich aber der Kunst und damit dem künstlerischen Schöpfungsvorgang ergeben wolle, der müsse den kirchlich-katholischen Elementen Raum geben: hier allein lebe für den Künstler jene Welt heiliger und reiner Symbole, auf die sein Seelenzustand hindränge; ihnen, den göttlichen und heiligen Personen eines noch wirksamen Glaubens, sei zu huldigen. Und so änderten sich denn die Inhalte, denen man Raum geben zu müssen glaubte: und die antike Kunst wurde durch eine christliche abgelöst.

In welcher Zeit aber hatte die Kunst jenen kirchlich-katholisch-mystischen Charakter gehabt, den die Romantik ersehnte? War es in den letzten Jahrhunderten, war es selbst in den klassischen Zeiten der italienischen Kunst des 16. Jahrhunderts gewesen? Nimmermehr: Heidentum sprach aus den Werken eines Michelangelo und Raffael, ja selbst eines Lionardo. Weiter zurück also mußte man greifen in die Zeiten jenseits der Reformation, in das italienische Quattrocento und diesseits der Alpen auf die frommen Gemälde Meister Wilhelms und seiner Nachfolger sowie der Niederländer des 15. Jahrhunderts; und auch Dürer durfte sich allenfalls noch dem heiligen Kreise nähern.

Die Kunst aber, die man so fand, war natürlich nicht bloß katholisch und religiös, sie war vor allem in der Form auch mittelalterlich gebunden; sie kannte noch nicht die volle Meisterung der Farbe, geschweige denn kühne Versuche der

Beherrschung des Lichtes. Im Umriß vornehmlich ging sie auf und in der Lokalfarbe, und ihre Raumvorstellungen begnügten sich mit einer noch wenig virtuos gehandhabten und selbst theoretisch noch nicht völlig klaren Peripektive der Linien. So war denn diese Kunst freilich auch dem reinen Formengehalte nach recht geeignet, jenen Gefahren allzu naturalistischen Schaffens zu begegnen, denen das malerische Studium unter dem Einflusse des erwachsenden modernen Auges unterliegen konnte.

Und hier war nun der Punkt, in dem sich die Romantik mit dem Klassizismus nochmals traf. Das, was die Malerei des Quattrocentos für die Gängelung der modernen Kunst leistete, das hatte man früher schon formell nicht minder durch den Einfluß der antiken Plastik zu erringen gesucht. Und auch inhaltlich standen sich doch Antike und selbst katholisches Christentum um das Jahr 1800 nicht so fern, als man zunächst vermuten könnte. Waren denn nicht evangelische wie katholische Kirche seit dem 16. Jahrhundert von der Stützung durch den Humanismus abhängig, hatte sich nicht neben der Philologia profana eine Philologia sacra für beide Kirchen entwickelt? Und noch sah man die Antike nicht mit dem bloß historisch sondierenden Auge der Gegenwart und in der ganzen nackterhabenen Blöße ihres Heidentums; noch hatte man die ungeheure Tiefe der geistigen Kluft, die uns von den Alten trennt, nur wenig ausgemessen; selbst über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus haben noch Generationen feingeistiger und überlegsamer Menschen in dem Glauben leben können, daß sie antike und christliche Weltanschauung im Innersten des eigenen Lebens zu verschmelzen vermöchten.

So erklärt es sich, wenn Romantik und Klassizismus auf dem Gebiete der bildenden Künste formell wie inhaltlich gelegentlich den engsten Bund eingingen, wenn selbst in großen Künstlerpersönlichkeiten etwas wie eine Verschmelzung der Elemente beider eintrat. So war Overbeck gewiß reiner Romantiker und Thorvaldsen reiner Klassizist; wer aber wollte selbst bei ihnen trotzdem gemeinsame Elemente verkennen, und

wer vor allem etwa Cornelius in eine der beiden großen Strömungen so ohne weiteres einordnen?

Im ganzen indes erlebte man, daß seit dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die romantische Strömung langsam über die klassizistische siegte.

Die entscheidenden Tatsachen des Übergangs zur Romantik vollzogen sich an der Stelle, wo Antike und katholisches Christentum im Anfange des 19. Jahrhunderts in bei weitem eindrucksvollster Anschaulichkeit nebeneinander wirkten, in Rom. Overbeck, der Sohn eines Lübecker Bürgermeisters, hatte den Umgang des damals in religiöse Grübeleien versunkenen Philipp Otto Runge in Hamburg genossen, hatte dann seine eifrigen Naturstudien gleichsam idealisiert wiedergefunden in den Präraffaeliten, deren Werke ihm in Kopien in Hannover zugänglich geworden waren, und war schließlich, nach längerem Aufenthalte in Wien, mit dem frühvollendeten, für Dürer begeisterten Pforr im Jahre 1810 nach Rom gewandert. Rom aber war damals so recht derjenige Ort der Welt, der ihre stillen Bestrebungen entfesseln, ihren Neigungen Halt gewähren konnte. In ununterbrochener Folge hatten sich in der ersten Hauptstadt der westlichen Welt bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts die Denkmäler der Antike, des Mittelalters, der Neuzeit gehäuft: ein Gips hatte sie schließlich alle durchdrungen herab bis zu den jüngsten Bauten Clemens' XIV. und Pius' VI.: und mit jener erhabenen Monumentalität, deren Dolmetscher für die Deutschen Winckelmann geworden war, hatten sie als ewig, als zeitlos gleichsam und doch unmittelbar sinnlich gewirkt. Dann aber war dieser sozusagen dogmatische und kanonische Zustand durch das Eingreifen der revolutionären Mächte von Frankreich und Oberitalien her beseitigt worden: und zum ersten Male erhob sich in den jungen Zeiten des 19. Jahrhunderts die Frage nach dem Schicksal der ewigen Stadt außerhalb der uralten Gleise der weltumspannenden Politik des antiken und des päpstlichen Roms. Schließlich war dann freilich das Erbe Petri aus dieser Krise scheinbar unversehrt hervorgegangen. Aber die alten Zeiten blieben ent-

schwunden. Der Zusammenhang mit der Vergangenheit wenigstens der Antike war bewußt geworden, der Apfel vom Baum der Erkenntnis gepflückt: die Wissenschaft zog ein und begann die Antike zu sondieren und zu analysieren: ihr vollster künstlerischer Zauber war gebrochen. Um so mehr trat aber damit für den Künstler das christliche Mittelalter hervor: die Zeiten, da der seraphische Fra Angelico, da Signorelli und Duccio, da Gozzoli geschaffen hatten. Dies eben waren die Meister, die die deutschen Ankömmlinge mit hungriger Seele suchten; und ihre Werke bildeten für sie den reichsten, längere Zeit hindurch fast den einzigen Inhalt der alten Urbs imperialis, der Hauptstadt des modernen Konservatismus. Und so ließen sie sich denn, zusammen mit anderen Gesinnungsgenossen, die ihnen, so namentlich Cornelius im Jahre 1811, folgten, am heiligen Orte, in dem kürzlich aufgehobenen Kloster San Isidoro nieder und begannen, bald durch eine Reihe junger Berliner, die der literarischen Romantik eng verwandt waren, Philipp und Johannes Veit und die beiden Schadows, Söhne des alten Gottfried, verstärkt, ein besonderes künstlerisches Leben zu führen. In frommer Beschaulichkeit malten sie nur heilige und Legendengeschichten nach dem Vorbild der alten italienischen Künstler zwischen Giotto und Raffael und allenfalls der Deutschen vor 1520. Dabei verzichteten sie in ihren strengen Tafeln auf alle Vorteile der Ölmalerei; durchaus zeichnerisch war ihre Darstellung gehalten, und das Gezeichnete wurde nur durchkoloriert: der Hintergrund meist hell, der Vordergrund in tieferen Farben, die Modellierung teils im helleren Ton der Lokalfarben, teils ins Weiße hinein. So verblieb die Tiefenwirkung wesentlich der Linearperspektive: aber auch diese nahmen sie im Sinne des späteren Mittelalters und verstärkten ihre Bedeutung nicht etwa durch Zuhilfenahme einer stärkeren Perspektive der Luft: jeder Gegenstand wurde wie in nächster Nähe gesehen gemalt, so daß die scharfen Umrisse volle Kulissenwirkung ergaben. Dabei wollten sie je länger je mehr nichts wissen von den einschmeichelnden Farbenspielen des Rokokos, von Graugrün etwa und Graurot, von Graublau und Graugelb;

hart, doch unter Wahrung eines blauen Gesamtcharakters des Tons, stellten sie die Farben in schreiender Behandlung nebeneinander, so daß sie gleichsam asketisch wirkten, und erhöhten die Seltsamkeit der reflex- und übergangslosen Eindrücke noch durch Goldgründe und goldene Glorien, durch Goldsäume an der Gewandung und durch Engelsgestalten, die goldhaarig etwa auf goldenen Harfen spielten. Auch gaben sie im wesentlichen nur Figurenbilder; nebenher vorkommendes Landschaftliches wurde seiner geologischen Grundlage nach in hohem Grade zeichnerisch stilisiert und in der Vegetation so behandelt, als wären deren Teile in nächster Nähe gesehen: was dann die Individualisierung, zugleich aber auch eine der Zahl der wiedergegebenen Pflanzenexemplare nach spärliche und zerstreute Behandlung des vegetativen Wuchses zur Folge hatte.

Im Jahre 1815 aber gelang den Genossen dieser Kunst zum ersten Male auch eine größere Tat; sie begannen in dem Hause des preußischen Konsuls in Rom, Bartholdy, die jetzt in der Berliner Nationalgalerie befindlichen Fresken zu malen, acht Bilder aus der Geschichte Josephs. Und diesen Fresken folgten später Wandgemälde in der Villa des Fürsten Massimi, der mit einer sächsischen Prinzessin vermählt war: Szenen aus Ariost, dem Lieblinge später Böcklins, dessen Verherrlichung in Goethes Tasso damals hell in den Ohren der deutschen Zeitgenossen klang. Es waren Arbeiten von mühseligster Technik; doch wurde man sich in ihrem Verlaufe darüber klar, wie sehr sich die neue Auffassung gerade für Wandgemälde eigne. Indes nicht allzulange Zeit verging, so hatte man auch über den Tafelgemälden alle Schulung des Rokokos vergessen und Mengs hassen gelernt, ja erblickte selbst in Carstens nur noch einen Vorläufer der neuen Kunst der Gegenwart: die Romantik hatte gesiegt.

Eins der Häupter, wenn nicht das Haupt der Frühzeit dieser Entwicklung war Overbeck (1789—1869). Er ist der in besonderem Sinne religiöse Maler des Kreises, ein wiedergeborener Fra Angelico gleichsam, wie Meister Wilhelm mild, andächtig, lauter, bis zu seinem Tode trotz römischen Aufenthalts

ein mystisch schwärmender Deutscher, schaffend und rüstig eigentlich nur in der Stärke des Gebets. Sein Stofftreis blieb der Hauptsache nach begrenzt durch Bibel und christliche Legende, auf diesem Gebiete aber war er Herr und Meister im Sinne moderner katholischer Frömmigkeit. So hat seine Kunst eine Verbreitung gefunden, wie kaum die eines andern Meisters des 19. Jahrhunderts: wo nur mystisch gewandte Seelen der verschiedensten christlichen Konfessionen den Herrn anriefen in ihrer Weise, da trat dieser in der Idealgestalt Overbecks unter sie: hunderttausende von Öldrucken des gekreuzigten Heilands und der schmerzensreichen Jungfrau, die die christlichen Kirchen der Gegenwart bergen, gehen auf Overbecks Bilder oder wenigstens auf Overbecks Auffassung zurück, und Originalgemälde von ihm erbauen die Gläubigen in England und in Mexiko, in Lübeck und in Köln, auf protestantischen wie auf katholischen Altären.

Dabei fehlte es dem Meister nicht an einem reichen Kranze von Schülern und Nachahmern. In seinem Bannkreis bewegte sich die Malerei der Deger und Ittenbach und Andreas und Karl Müller und Pfannschmidt und Plockhorst und Kupelwieser; und wie einst, zu Beginn der Romantik, das Nazarenertum der overbeckschen Genossenschaft zum ersten Male in einem Zyklus von Wandmalereien bedeutend hervorgetreten war, so fand dieselbe Kunst in der Überreife ihrer Erscheinung noch einmal einen Gesamtausdruck in den 1839 begonnenen Wandmalereien der St. Apollinariskirche zu Remagen am Rhein: Deger, Ittenbach und die beiden Müller waren hier in Demut und Gottesfurcht tätig. Im übrigen aber trug der Einfluß der neuen Kunst auch schöpferisch noch weit hinweg über den Rhein und über die deutschen Grenzen; in ihrer Strömung bewegten sich Hippolyte Flandrin und Ary Scheffer in Paris, William Dyce und Armitage in London und Paton in Edinburg; und auch in Schweden wie in Italien war ihre starke Wirkung zu spüren.

Groß war indessen auch die Zahl selbständiger Meister, die unmittelbar neben Overbeck und mehr oder minder in gleicher Richtung mit ihm schufen, als eine Schule gleichsam, der man

den Namen der Nazarener gab. Da war Philipp Veit (1793 bis 1877), dem im Vergleiche mit Overbeck ein etwas weltlicherer Zug eignete, der Schöpfer des Freskenkreises im Westchor des Mainzer Domes, und neben ihm Eduard Steinle (1810—1886), der größte Kolorist der Gruppe, vornehmlich in Frankfurt und am Oberrhein tätig. Die bedeutendsten aber blieben doch wohl Führich und Schnorr von Carolsfeld. Von diesen war Joseph Führich (1800—1876) Overbeck verwandter, wenn er auch, jünger als dieser, dem kommenden Realismus vor allem in der Lebendigkeit der Komposition, weniger in der Farbe Zugeständnisse gemacht hat. Zudem hatte er Dürer mehr studiert; das warf ihn ins Markige und Deutsche und gab ihm auch die Neigung, für den Holzschnitt zu schaffen, zumal er den Stift besser führte als den Pinsel: und gerade seine großen Holzschnittfolgen, der Bethlehemitische Weg, der Verlorene Sohn, die Illustrationen zu Thomas von Kempen sind mit als die innerlichsten Offenbarungen des Nazarenertums in weite Kreise der Nation gedrungen. Aber auch Schnorr (1794—1872) folgte mit seinen besten Eingebungen gern dieser volkstümlichen Richtung. Im übrigen war er einer der wenigen Meister der Gruppe, die Protestanten blieben. Und dementsprechend war ihm allerdings auch ein weiteres Arbeitsfeld und ein mehr weltlicher Zug eigen. Gewiß knüpfte er dabei in seinem Alter mit der Bibel in Bildern (1860) noch einmal ganz an die christlichen Ideale seiner Jugend an; doch übertrug er den Stil der Nazarener, nicht ohne Zugeständnisse an den wachsenden Kolorismus der Zeit, auch auf die deutsche Heldensage und sogar schon auf das Geschichtsbild, und insofern sind der Nibelungenzyklus in den Sälen des Münchner Königsbaus und die Szenen aus der mittelalterlichen Kaisergeschichte in den Festsälen des Kaiserhaus (1827 f.) seine bezeichnendsten Werke.

War er aber nicht mit alledem zugleich der Künstler, der aus den rein religiösen und gleichsam christologischen Bahnen des romantischen Subjektivismus hinüberführte in die Welt des historisch und landschaftlich Nationalen: dessen, was wir

schon als objektive Romantik kennen gelernt haben? Es ist eine um nicht weniges umgewandelte Welt, in die schließlich ein letzter und spätestgeborener Sohn frühromantischer und auch schon spätromantischer Empfindung entzückend und geistreich, fromm und doch auch wieder heidnisch-national einführt: Moritz von Schwind (1804—71). Schwind verfügte kaum über die Farbensattheit Schnorrs, der allmählich wie die Kompositionsweise so auch die Palette der vorraffaelischen Kunst derjenigen Raffaels und Michelangelos hatte weichen lassen; in der Komposition macht er manchmal den Eindruck des begabten Dilettanten, und sein Farbensinn war gering: Zeichnung und Aquarell sowie Fresko lagen ihm besser als Ölbild. Dabei ist für ihn bezeichnend, daß er das mit den Worten ausdrücken konnte: „Die Malerei, der ich folge, ist die deutsche, und als Grund derselben die Glasmalerei anzunehmen": die Farbe war ihm sogar hier Nebensache, und er liebte nur den besonderen Stil, wie der ihm formell verwandte Präraffaelismus in England später die Glasmalerei wieder zu einer nationalen Kunst gemacht hat. Aber mit welcher Zartheit des Empfindens hat der Meister die feineren Gestalten seiner zeichnerischen Phantasie erfüllt! Er war das Sonntagskind der Romantik: er lebte in der Welt der Geister und Elfen, er war daheim auf den taufrischen Wiesen des Mondlichts; er glaubte nicht bloß an diese Schönheitswelten, er war von ihnen selbst ein Teil. Und diese seine besondere Mit- und Umwelt gab er mädchenhaft frisch, wie sie war, in keuscher Grazie wieder; holdselig, wie ein mittelalterlicher Dichter; in halb ornamentalen Formen namentlich des Pflanzlichen, wie die späten Meister urzeitlicher Ornamentik im Zeitalter der Staufer, dabei sinnlich weich und doch gänzlich fern jener schwülen Lüsternheit der präraffaelitischen Neuromantiker, deren Kunst er noch erlebt hat. So war er namentlich der Verkörperer, ja man darf sagen der Zeichner von Stimmungen und wußte mit seiner Kunst selbst musikaliche Gefühle anzuregen, hierin seinem Wiener Landsmann Steinle verwandt, dessen stärkeres koloristisches Gefühl freilich leichteres Spiel hatte.

Am stärksten ist Schwinds Begabung im Märchenerzählen; hier erreicht er den vollen Zauber der Übereinstimmung von Form und Dichtung; so in den schönen Bildern zum Aschenbrödel (1855), in den Zeichnungen zum Märchen von den sieben Raben (1857) und von der schönen Melusine (1870), denen die Fresken aus dem Leben der heiligen Elisabeth auf der Wartburg angeschlossen werden können: da klingt und singt es aus ihm wie aus einer fernen, schönen Welt; und eine Stimmungsstärke duftet empor, in die auf dem Gebiete der romantischen Dichtung wohl höchstens Raimund und Grillparzer, auch sie Wiener, zu versetzen vermochten.

Mit dem Wirken Schwinds erlosch der letzte verklingende Zauber der frühromantischen Kunst. Und war sie nicht eben durch ihn noch zu guter Letzt auf die volle Höhe einer idealistischen Kunst des Subjektivismus überhaupt gehoben worden? Schwind hat gelegentlich auch impressionistisch gemalt; er war im Vollbesitze des naturalistischen Künstlerauges seiner Zeit. Allein was er in seiner eigentlichen, seiner hohen Kunst schuf, lief nicht auf eine mechanische Wiedergabe der Erscheinungswelt von größerer oder geringerer Treue hinaus, sondern war der Ausdruck seines besonderen Wesens, das mit eigenem Auge Form, Raum und Farbe empfand und darnach persönlich zu stilisieren wußte.

Indes mit dieser Art innerer Anlage und schöpferischen Auswirkens reichte Schwind doch schon weit über den künstlerischen Charakter der eigentlichen Frühromantik hinaus. Bei ihm war das naturalistische Wiedergabevermögen schon das Grundlegende, und so hing von ihm auch die schöpferische Kraft letzthin ab. In der Frühromantik dagegen, und zwar in ihren eigentlichen Zeiten wie bereits im Klassizismus, wurde das Verhältnis von Stilisierung und Naturwiedergabe umgekehrt gedacht. Erst die Idee, hieß es da, und dann die Anschauung, das Bild. Und so malte man Wirkungen, ehe man Ursachen kannte: malte bei aller Reinheit der subjektiven Stimmung Effekte. Es war gewiß zugleich Inhaltsmalerei; aber nicht immer, ja selten sogar leuchtete die Idee schließlich als ein

Unvergängliches aus dem Kunstwerke klar hervor; und nur zu häufig blieb es beim Wollen.

Gewiß hat es an Versuchen einer rein realistischen, und das hieß bei dem immer noch fortgesetzten Steigen des künstlerischen Sehvermögens naturalistischen Kunst nicht gefehlt. Selbst die reinen Nazarener haben eine Zeitlang starke Anläufe ins Farbige gemacht, um sich dann freilich um so entschiedener in das Gebiet der farblosen Zeichnung zurückzuziehen. Und zur selben Zeit, da Goethe die Pflanze an sich suchte und fand, begann Runge seine wunderbar naturalistischen Pflanzensilhouetten auszuschneiden und malte Baum und Strauch unter dem Hauche des Impressionismus. Ja selbst das künstlerische Porträt, wie es der Klassizismus unter Weglassung der „Zufälligkeiten der realen Erscheinung" zu pflegen begonnen hatte, und wie ihm seit der Wende des Jahrhunderts in der Lithographie ein erster, anfangs zumeist banausischer Konkurrent erwuchs, ist doch noch von Runge und anderen Hamburgern wie von der regionalen Malerei der meisten Landschaften und Großstädte in achtenswerten Erzeugnissen gepflegt worden.

Aber nicht eben dies war die große, die führende Malerei. Man mag heute die Überreste der zerstreuten Tätigkeit zahlreicher Meister mit Liebe aufsuchen als Spuren, die einen neuen Naturalismus vorherverkünden: schon die Tatsache, daß mit der eigentlichen romantischen Malerei auch die malerische Technik früherer Zeiten, insbesondere des Rokokos, verloren ging, beweist, in welcher Richtung sich die Zeitströmung auf dem Gebiete der bildenden Kunst bewegte.

Und trat die Fresko- und Kartonkunst der Frühromantik wie ihr farbenmageres Bild und ihre oft so anziehende Zeichnung mit eben diesem Charakter nicht gerade erst recht in den Reigen des geistig Zeitgemäßen ein? In der objektiven Romantik, in der von Inhalten geredet werden durfte, blühte vor allem Volkssage und Märchen. Es ist aber von Malern wie Knille schon längst bemerkt worden, daß man diesen Stoffen nicht mit Farbe und Tonstimmung, sondern mit der Form, im Zeichnerischen, am besten beikommt. Was aber die Formgebung

der subjektiven Romantik anlangt, entsprach da nicht das Lesedrama ganz der Kartonmalerei, ja auch dem ausgeführten frühromantischen Fresko? Und wenn selbst in den an Blut volleren Dramen der Zeit ein Schicksal voller Willkür nur Schemen und Typen statt Charaktere und Personen zuließ: wiederholte sich diese Erscheinung nicht in den gleichsam formelhaften Gestalten der religiösen und mythologischen Zyklenmalerei, deren Erzeugnisse die Wände von Palast und Kirche zu füllen begannen? Man mag dabei anführen, daß die deutsche Kunst von jeher etwas Gedankenhaft-Poesievolles gehabt habe, daß schon das deutsche Mittelalter angeblich dichtende Maler erzeugt habe, daß unserem Volke bereits seit dem 15. Jahrhundert in sehr charakteristischer Weise die kraftvollste Ausbildung einer räsonnierenden und phantasierenden Griffelkunst eigen sei: all diese Elemente, deren Dasein zum Teil nicht bestritten wird, trugen in den Anfangszeiten des 19. Jahrhunderts nur dazu bei, einer an sich gedankenhaften und in diesem Sinne idealistischen Kunst noch eine immerhin bedeutende Wirkung und erstaunliche Lebenskraft zu verleihen. Und, um schließlich das Letzte und Höchste zu betonen: spricht aus der keuschen und zarten Umrißwelt der Nazarener nicht derselbe Geist, der Weltanschauung und Dichtung beherrschte, der Geist der Mystik? Und wird nicht eben erst durch ihn diese Kunst ganz charakterisiert, und keineswegs schon durch ihre mehr äußere Abhängigkeit von den Künstlern des Quattrocentos?

Ganz parallel standen in den eigentlichen Tiefen der Entwicklung die idealistische Kunst und die deduktive Spekulation der frühromantischen Weltanschauung wie der Paroxysmus der Dichtung; sie alle drei blieben in bewußter Entfernung von der Wirklichkeit, sie alle drei suchten das Pathos der Distanz, um die Wirklichkeit zu meistern: und mystische Herrschaftsneigungen eines extremen Subjektivismus waren ihr Keim, ihr Wirkungsmittel und ihre Krönung.

* * *

Und so war denn doch, alles in allem betrachtet, mit der Entwicklung der Frühromantik eine neue Kulturhöhe, ja im Grunde die Kulturhöhe überhaupt erst der ersten Periode des Subjektivismus gewonnen: und unendliche Wirkungen haben sich aus der zunächst noch unentwickelten Kraft ihrer Kernerscheinungen in die Seelen der kommenden Menschenalter gesenkt.

Es ist, neben dem starkentwickelten Klassizismus des Endes des 18. Jahrhunderts, eine in hohem Grade merkwürdige Erscheinung: fast wie Rivalen muten sich um 1800 diese beiden großen Idealismen, der klassische und der romantische, an: und geistig unendlich reich erscheint die Zeit eben in diesem Wettbewerb.

Doch war seit spätestens etwa dem Jahre 1810 kein Zweifel mehr, welche der beiden Strömungen die tiefere, die zu nationaler Herrschaft weiterhin berufene war. Herder hat schon 1767, in den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur", geäußert: „Wäre Deutschland bloß von der Hand der Zeit an dem Faden seiner eigenen Kultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt: aber unserem Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen." Inzwischen hatten sich die eingeborenen Tendenzen geltend gemacht: während der Klassizismus, von nationalen Trieben eines noch nicht zu vollster Reife und Überreife entwickelten Subjektivismus getragen, groß und gewaltig am Ende nur durch fremde Hilfe, in raschem Verfalle abstarb, ohne die Gesamtentwicklung gerade in ihren nächsten Phasen mehr als oberflächlich zu furchen, erhob sich immer wirksamer aus extremster Selbstentfaltung der Nation heraus die Romantik: freilich nicht alsbald in sich gerundet, mehr Gärungsmittel einstweilen als Vollendung, mehr Zukunft als Gegenwart, geschweige denn Vergangenheit trotz aller historischen Tendenzen.

Mit diesem außerordentlichen Wechsel aber wandelte sich zugleich auch das Schicksal der bisher führenden Personen, mochten sie den Umschwung noch als Zeitgenossen schauen oder bei seinem Eintritte wenigstens noch als bestimmende geschichtliche

Mächte fortleben. Und da zeigte sich denn bald, wie sie beinahe alle doch der vorromantischen Entwicklung so fest eingeschrieben waren, daß ihre Einwirkung zurücktrat und dem Einflusse der anfangs kleinen, aber kräftigen Gesellschaft der Romantiker fast bedingungslos Platz machte. Wer schuf da noch in den Spuren der Musik Mozarts, so gern man die Musik des Meisters hörte? Rückwärts, in das Rokoko der Italiener und Franzosen, schien er zu weisen. Und erging es den Werken Schillers besser? Sieht man auch ganz von dem Gegensatze Schillers und der Romantiker auf dem Gebiete der ästhetischen Lehren ab: im Leben der Dichtung gingen Schillers Spuren vielfach auf lange verloren, und ein neues Geschlecht dichtete in anderer Sprache, anderen Lauten. Dabei blieb kaum zu verkennen, daß auch noch Nesterscheinungen des individualistischen Zeitalters eben Mozart und Schiller von den neuen Jahrzehnten trennten: beide Meister waren stärker im Bewältigen des einzelnen, im gegenständlichen Ausdrucke, schwächer dagegen im Pathos der Gesamtkomposition trotz aller Geschlossenheit des Aufbaus: Schiller hat kaum irgendwo eine abgeklärte Schicksalsidee folgerichtig walten lassen, Mozart ist weder in seinen zyklischen Werken noch gar in seinen Opern Symphoniker. So blieben sie denn beide gerade im Innersten ihres Schaffens gegenüber den Anforderungen der romantischen Zeit zurück und büßten das durch halbe Vergessenheit.

Aber auch Kant und Herder, die Denker der abgelaufenen Perioden des Subjektivismus, hörte man weniger. Besonders wenig bald Kant. Kants noch recht enge Beziehungen zum rationalistischen Denken schreckten jetzt ab; und die Kraft seiner Phantasie, vornehmlich moralischen Problemen zugewandt, versagte gegenüber den philosophisch-mystischen Anforderungen, die sich an die frühromantische Ineinssetzung des Ichs und der Welt knüpften. Besser in gewissem Sinne erging es Herder. Schon der literarische Streit, in den er eben mit Kant verwickelt worden war, kann hier als symptomatisch gelten: was zutage trat, war der Gegensatz des Denkens von Empfindsamkeit und Sturm und Drang und des Philosophen des

mehr rationalen Klassizismus; und die romantische Folgezeit entschied sich für Herder. Dennoch gewann Herders Denken, so sehr es in den historischen Wissenschaften noch fortlebte, zu den leitenden Ideen Fichtes und Schellings kein inneres Verhältnis, und selbst in Hegels System erscheint es noch unverarbeitet, ja ist es beiseite geschoben. Denn ein anderer Entwicklungsgedanke hatte sich inzwischen im Denken der Romantik zu entfalten begonnen, und die Zeit war noch nicht im Besitze eines geschichtlichen Denkens, dem die Klarlegung der feinen Unterschiede zwischen dem frühsubjektivistischen Evolutionismus Herders und dem romantischen Evolutionismus in seiner Entfaltung von Fichte bis Schelling oder bis Hegel als Pflicht gegolten hätte[1].

Und so konnte es denn scheinen, als wenn mit dem Szenenwechsel zwischen Klassizismus und Romantik auch ein voller Personenwechsel verbunden wäre. Wie an Meeresstellen, in denen entgegengesetzte Strömungen in ewigem Wechsel gegeneinander prallen, sich Wellenberge türmen, deren zu Wasserwänden emporschießende Wogenkämme in jähem Niederfall zu töten scheinen, was sich ihnen von animalischem Leben nähert, so daß diesseits und jenseits dieser Strudel verschiedene Welten des Lebens hausen: so konnte man meinen, daß der Übergang vom Klassizismus zur Romantik eine alte Generation ganz ausscheiden und eine völlig neue zur Herrschaft berufen werde.

Dennoch hat es zwei Genien gegeben, die über diesen Wechsel gesiegt haben: Adlern gleich schwebten sie über den Tiefen des Abgrunds, kaum berührt von dem Gischt ewig wiederholter Gegenwirkungen, die Welten des Alten und Neuen zugleich umfassend und verbindend: Beethoven und Goethe. Es war eine wunderbar einzige Stellung; das Größte, was Menschen dieser Jahre zu erleben vergönnt war: und nur besonderen Umständen höchster Begabung und glücklichster Fügung wurde sie verdankt.

Schon Herder hat der Musik jene zentrale Stellung unter

[1] Vgl. dazu unten Zweites Kapitel Abschnitt IV.

den Künsten der Zukunft geweissagt, die sie heute in manchem Betrachte erreicht hat. Dabei ist die Musik zugleich auch die eigentlich populäre Kunst geworden: ein höchster Ruhm und ein stärkster Triumph in demokratischen Zeiten. Die deutsche Sprache hat für die Unempfindlichkeit gegen die Wirkungen der Dichtung oder der bildenden Kunst kein Wort; für die Unempfindlichkeit gegenüber der Musik dagegen hat sie, eben im Zeitalter des Subjektivismus, das Wort unmusikalisch geprägt: und schon Goethe meinte, daß einem Unmusikalischen die Hälfte des Daseins verloren gehe. Ist es da nicht begreiflich, daß, was nur immer dem Heldentum der Phantasietätigkeit im 19. Jahrhundert zugehörte, Maler, Architekten, Bildhauer, Dichter, fast ausnahmslos in der Welt des Musikalischen heimisch war? Schon für Schiller sprach die Seele nur Polyhymnia aus, und bereits Goethe hat in seinen Sprüchen in Prosa den Satz geprägt, daß die Würde der Kunst bei der Musik wohl am eminentesten erscheine: denn sie habe keinen Stoff, der abgerechnet werden müßte, sie sei ganz Form und Gehalt und erhebe und veredle alles, was sie ausdrücke.

Diese allgemeine Stellung der Musik in subjektivistischen Zeitaltern, die ihren Meistern ohne weiteres eine zentrale Wirkung auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit zuweist, wurde aber innerhalb der deutschen Entwicklung nochmals erhöht durch die von niemand bestrittene besondere musikalische Begabung der Nation und durch den Umstand, daß nur die Musik eine durch fremde Gewalten ungebrochene Entwicklung schon während der gesamten subjektivistischen Frühzeit erlebt hatte. Da war sie schon mit so wunderbaren Übergangserscheinungen in das neue Zeitalter eingetreten, wie mit Bach und Händel: Meistern, die die technischen Hilfsmittel zur Wiedergabe späterer musikalischer Empfindungen bereits sehr eingehend entwickelten. Da hatte sie rasch in Homophonie und Lied die ersten Kunstformen des neuen musikalischen Seelenlebens entfaltet und hatte die frühe Krönung dieser gesamten Entwicklung noch im Laufe des 18. Jahrhunderts im musikbegleiteten Drama wie in den zyklischen Konzertarten, in der Oper wie in der Sym-

phonie erlebt. Und da war sie in der Reihenfolge einer großen Anzahl gottbegnadeter Meister rasch in einem ganz besonderen Lande deutschen Wesens heimisch geworden, hatte sich in dem alten klassischen Südosten, im heiteren Österreich konzentriert: auf katholisch-sinnlichem Boden, wo sie sicher war vor den Auswüchsen des neuen Geisteslebens, sicher auch vor ihren für sie vielleicht allzurationalen Früchten: und umschlossen von einer uralten musikalisch-geistlichen Tradition wie getragen von dem munteren Naturell einer sangesfreudigen Bevölkerung. So hatte sie denn Förderung auf Förderung erfahren; bis zu den heitren Höhen Haydns, bis zu den sonnigen Horizonten Mozarts.

Das war die Lage, in die Beethoven, der vlämische Fremdling vom Rhein hineinwuchs, nachdem er, wie so oft seine kaufmännischen Landsleute im Mittelalter auf Handelsfahrten, auf der Suche nach dem musikalischen Ideale ganz Deutschland von Nordwest nach Südost durchmessen hatte. Und er erst vollendete die frühesten Ideale subjektivistischer Musik, indem er alle Weiten der neuen Gefühle im künstlerischen Spiele restlos zu Tönen umschuf.

Hielt er sich aber, indem er die Welt in seiner Kunst begrub, in den engen Grenzen des Klassizismus? Oder ward er, der scharfe Meister der Form, indem er in der Mystik der Musik seine Seele in die Dinge und die Dinge in seine Seele versenkte, zum Romantiker? Man mag von Zeiten reden, in denen romantische Stilelemente bei ihm besonders anklangen, wie man bei Goethe von einer romantischen Periode zu sprechen pflegt: dennoch haben ihm diese Elemente niemals anders als zu höher liegenden, gegenüber Klassizismus und Romantik im Grunde indifferenten Zwecken gedient. Und wohl mag man anführen, daß in der Gewalt des Meisters, auch das Außer- und Übersinnliche zu versinnlichen, eine Kraft sich äußere, die in das Gefühl des Mystischen und Metaphysischen eingeht: wie denn die Neunte Symphonie sichtbarlich aus den Qualen der Zerrissenheit, des inneren Aufgewühltseins, der Verzweiflung zur siegesjauchzenden Prophezeiung einer höheren Welt

emporführt. Gleichwohl würde es schwer sein, in dem Walten solcher Kraft speziell frühromantische Gefühle, ja eine romantische Disposition überhaupt zu entdecken. Denn was sich hier äußert, ist allgemein menschlicher Art, wenn auch zu höchsten Höhen gehoben; und für diese Musik gelten die vom Romantischen zum Universalen überleitenden Zeilen Schlegels:

Musik ist die Kunst der Liebe,
In der tiefsten Seel' empfangen
Aus entflammendem Verlangen
Mit der Demut heil'gem Triebe; —
Daß die Liebe selbst sie liebe,
Zorn und Haß sich ihr versöhnen,
Mag sie nicht in raschen Tönen
Bloß um Lust und Jugend scherzen:
Sie kann Trauer, Tod und Schmerzen,
Alles, was sie will, verschönen. —

Beethoven aber wurde an Universalität der Stellungnahme, an Schweben gleichsam über dem Abgrunde der Zeiten noch einmal übertroffen durch Goethe.

Wie ist doch das Leben Goethes im Verlaufe dreier Menschenalter harmonisch dahingeflossen! Die Geburt des Dichters leitete das neue große Zeitalter des Subjektivismus ein, dem sein Leben angehören sollte, und seine Lebensperioden fielen mit Empfindsamkeit und Sturm und Drang, mit Klassizismus, mit Romantik, ja beinahe noch mit der Periode des Realismus zusammen. Wie mögen wir jemand glücklich preisen, der 1848 als Jüngling, 1866 und 1870 als reifer Mann und darauf die erste Glorie des neuen Reiches als Greis erlebt hat. Ein reiner Wohllaut, Akkorde gleichsam vom selben Klang und doch von stets höherem Reichtum und größerer Vollendung scheinen uns sein Leben erfüllt zu haben. Und doch verlief sein Leben mit dem Goethes verglichen noch flach im Strome der Zeiten, war sein Dasein nur auf ein Instrument des ungeheuer reichen menschlichen Orchesters, das politische, gestimmt: und weit blieb er damit zurück hinter dem Sonntagskinde des Jahres 1749. Denn diesem bot der Zeiten vollste Fülle alles, dessen es jeweils im

weiten Bereiche des Menschlichen bedurfte; und auf den Bühnen, die es betrat, wurden in unablässiger Aufeinanderfolge eben jene Stücke geprobt und aufgeführt, in denen ihm die ersten der Rollen zufielen. So hat sich Goethe den verschiedenen Perioden und Zeitaltern seines Jünglings- und Manneslebens voll und voller hingegeben:

Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden
Dämonisch-genialen jungen Scharen:
Dann sachte schlossest du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weisen, göttlich milden.

Und als das Greisenalter sich meldete, da wurde selbst der milden Griechenwelt ein wenig der Abschied gegeben, und andere zur Romantik führende, ja ihren Kern erfassende Erwägungen stellten sich ein. „Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie. Das Kind erscheint als Realist, denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel als von dem seinigen. Der Jüngling, von inneren Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Ursache; er tut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher über eine falsche Wahl sich zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint; das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war und der da sein wird."

Allein ist der Dichter jemals in einer dieser reichen Perioden seines Lebens, und sei es selbst in der mystisch-romantischen des Greisenalters völlig aufgegangen? Schon in den ersten, jugendlichen Zeiten war das nicht der Fall: Werther führte nicht zur Versenkung in die Empfindsamkeit, sondern zur Befreiung von ihr. Und auch den Klassizismus betrachtete

der Dichter immer und immer wieder objektiv: „Stehen uns diese weiten Falten zu Gesichte, wie den Alten?" Und war es denn wirklich nur die Form, die Goethe auch in diesen Zeiten immer wieder der Heimat zuführte?

Allerlieblichste Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben,
Und schwerfälligste Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entsteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laß die Reime lieblich fließen,
Laß mich des Gesangs genießen
Und des Blicks, der mich versteht!

So hat, in höheren Jahren schon, die Romantik erst recht nicht das Herz des Dichters völlig gefesselt. Gewiß: wie er im Werther sich ganz subjektiv gegeben hatte, so hat er in Wilhelm Meister ein objektives Bild und damit einen vollständigen Umriß dessen zu entwerfen gesucht, was er sein konnte. Allein mit nichten ging er darum in dem Werke auf. Schon die Kritik Schillers zeigt das Gegenteil, und früh schon war sich Goethe bewußt, daß er in der Form eines Romans überhaupt trotz aller Formmittel der Erzählung die Unendlichkeit seines Seins wie überhaupt einer bestimmten Idee nicht zu erschöpfen vermöge. Und daran änderte es nichts, daß in diesem Kunstwerk fast zum ersten Male recht eigentlich romantische Stimmungen, süße Schwermut, pathetische Innigkeit, sinnbildliche Züge zum Ausdrucke kamen: Züge, die sich in den Wahlverwandtschaften noch weiter bis ins Symbolische und in den Wanderjahren ins Allegorische, ja Schematische steigerten. Wohl mochte die kritische Begeisterung der Romantiker den Meister hier auf der Höhe der Ironie sehen und in der wunderbaren Verwebung von Lustigem und Ergreifendem, Geheimem und Lockendem das Muster ihrer Art zu komponieren und das Vorbild ihres malerischen Stiles erkennen, bis sie sich mit Mignons Exequien in das Innerste des neuen Tempels versetzt fühlte und in dem heiligen Kinde das letzte Geheimnis des großen Werks verehrte. Goethe aber

zeigte in ihm im Grunde etwas völlig Anderes, als die „Willkür eines bis zur Vollendung gebildeten Geistes". Was ihm am Herzen lag, war die Erziehung einer schönen Seele zur Harmonie: und diese Harmonie schien ihm nicht erreichbar ohne eine gewisse Resignation, die den Romantikern ursprünglich fern lag: die aber dem wirkenden Menschen des subjektivistischen Zeitalters im Blute liegen muß, will er gesund bleiben.

Es sind Gedanken und Tendenzen, die hinüberführen zum Faust. Der erste Teil der Tragödie ist 1808 erschienen, mitten im romantischen Treiben, während Abschnitte aus ihm schon 1790, in seinem Beginne, veröffentlicht worden sind; der zweite Teil wurde vollständig erst nach Goethes Tode, 1832, veröffentlicht: nahezu zwei Menschenalter hatte der Dichter immer und immer wieder an dem Werke gearbeitet.

Wir ahnen, was das bedeutete. Nicht wie ein abgezirkeltes Kunstwerk mutet die Dichtung an oder wie ein rasch gereiftes Erzeugnis, das einheitlich empfangener und unbedingt durchgeführter Phantasie und Überlegung sein Dasein verdankt; wie ein Mensch ist sie vielmehr, ein ganzer Mensch mit seinem Widerspruch und seinem Geheimnis; ja mehr noch: wie das künstlerisch geformte Schicksal einer Nation, einer Welt in einem ganzen Zeitalter; neben das Nibelungenlied als ein Erzeugnis des Mittelalters stellt sie sich damit, eine moderne dramatische Epopöe, und neben die homerischen Gedichte als das poetische Spiegelbild einer noch ferneren Urzeit.

Denn in ihr lebt sich das Walten des Subjektivismus überhaupt aus, wie er im raschen Zeitmaße einer fast ausschließlich geistigen Entwicklung von sentimentalen Anfängen zu der mystischen Vollendung der Romantik, ja über sie hinaus zu dem Wirklichkeitsdrange des Realismus fortschreitet: und nach seinen Phasen wechseln in ihr Stil und Empfindung, Komposition und Formgebung des einzelnen. Denn wie Hans Sachsische Knittelverse die eigentliche Tragödie eröffnen, ein Zeugnis frühester Patriotismen des Sturmes und Dranges, wie die Sprache einzelner Szenen des ersten Teils bald rückwärts

weist in die flutenden Gefühlswellen der Empfindsamkeit und bald vorwärts in die Periode zusammenfassender Typisierung des Klassizismus, wie Alexandriner und spanische Trochäen und fünffüßige reimlose Jamben im zweiten Teile den Universalismus des Alters verkünden, während Helena aus den jambischen Trimetern des griechischen Dramas da, wo sie mit der nordischen Welt in Berührung tritt, zum musikalischen Wohllaut des Reimes vorbricht: so flutet und wallt es durch das Ganze von einem ungeheuren Wechsel der Stilelemente und höchster Kompositionsweisheit: unerschöpflich, ein quellender Born; und nicht geschaffen, sondern erlebt, ja ein Leben selber erscheint die Dichtung. Und wie ist dabei zugleich der Inhalt geschürzt und zu den engsten Formen eines psychologischen Dramas, weit über Iphigenie und Tasso hinaus, im ersten Teile gedichtet: kurze Szenen, Mischung von Ernst und Heiterkeit, ideale Behandlung von Ort und Zeit, Ausklingen der Stimmung trotz allem und poetisches Sichgehenlassen des Gehaltes: es sind Shakespearische Eigenschaften, es sind die Zeiten der Jugend. Und wie wiederum stellt sich dem, bei aller Buntheit der Geschehnisse, die strengere Stilreinheit, das Gehaltene des zweiten Teiles gegenüber: trotz aller Romantik, die manches Mal an einen Raimund höherer Sphäre gemahnt, trotz alles Graezismus, in dem sich die Zeiten des Sophokles zu erneuern scheinen, dennoch ein folgerichtig festgehaltener typischer Realismus, das starke Sichzusammenraffen und Sichbezwingen einer erfahrenen Männlichkeit: bis Mystik und Allegorie des Greisenalters Personifikationen und Symbole einwebt.

Ein Pandämonium der poetischen Formenwelt des Subjektivismus ist damit gleichsam aufgetan: keine Empfindung dieses Zeitalters, die nicht ihre Wortmusik, kein Gedanke, der nicht sein sprachliches Kleid erhalten hätte. Und diese Formen verschönen einen Inhalt, der das typische Schicksal, die Genesis, die Nöte, den erfolgreichen Ausgang des subjektivistischen Menschen typisch darlegt. Wie brausen da die Jugendmächte der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges in dem verjüngten Faust! Und schon vor dieser Verjüngung hat er

die romantischen Empfindungen durchkostet: die Schalheit eines Lebens, das das All in sich verschlingen möchte, die höchste Ironie und Melancholie, Todesgedanken, ja Todesentschluß: bis ihn das Christ ist erstanden der Kinderzeit zu neuem Leben rief. In diesem neuen Leben aber schreitet er nun durch alle Formen des Genusses und der geistigen Aneignung: er genießt in Gretchen die Liebe einer naiv-nationalen Welt wie in Helena die bewußte Hingabe einer sentimental-klassischen: bis er der großen Wahrheit des neuen Zeitalters inne wird, daß nicht der Genuß, sondern die Arbeit das Leben vollende.

Und nochmals vertieft sich in diesem Zusammenhange der Gedanke. Die Figur Fausts ist keine Schöpfung subjektivistischer Zeiten; keineswegs war sie von Anbeginn und so, wie Goethe sie dem Puppenspiel und der Tradition des Volksbuchs entnahm, dahin gemünzt, die Weiten menschlicher Aktualität und eben damit das Spezifische wenigstens der Willensseite der subjektivistischen Persönlichkeit zu durchmessen. Faust hat im ersten Drittel etwa des 16. Jahrhunderts gelebt; der Drang nach dem Idealen, den man allenfalls in seinem Leben finden könnte, hat von der Sage der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts deutlich pandynamistische Züge erhalten; im 17. Jahrhundert sind seine Taten, zunächst in der englischen Dramatisierung Christopher Marlowes, auf die deutsche Bühne gelangt und von dieser fort- und bis zum Puppenspiel herabgebildet worden; dann hat die ausgehende Aufklärung, insbesondere Lessing die Figur wiederum dramatisch höher zu werten begonnen, doch beinah stets noch in dem alten Sinne, daß Faust für seine zauberischen Neigungen vom Teufel geholt wird: so war er denn durch und durch eine literarische Figur des individualistischen Zeitalters geworden und hat alle denkbaren poetischen Entwicklungsphasen fast eines solchen Charakters durchwandert.

Er war damit eine Figur, die gründlicher Umgestaltung bedurfte, sollte sie dem neuen Zeitalter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auch nur interessant sein. Und alle wahren Dichter, die sich nun mit ihm beschäftigten, ein Maler Müller,

ein Klinger, haben dies durchgefühlt. Goethe aber blieb es vorbehalten, den Zug unersättlichen Tätigkeitsdranges in ihm als die Kerneigenschaft des eigenen Zeitalters zu entdecken und zum erwärmenden Lebensinhalt zu gestalten. Allein indem der Dichter dies vollbrachte, verlor darum sein Geschöpf nicht jeden Zug eines höheren Alters und eines anderen Ursprungs. Auch jetzt noch erinnern zahlreiche Einzelheiten an ihm an die Zeiten des Individualismus: und heben dadurch sein Wesen hinaus über den subjektivistischen Zufall in die reinere Sphäre des Universalen. Denn das ist das Geheimnis der großen literarischen Stoffe, die fortdauern hin durch die geistigen Welten der Völker, daß sie, immer und immer wieder bearbeitet, in sich das Menschliche aller Zeiten und Kulturen in schließlich durchgeschliffenster, reinster Form enthalten: bis sie vollendet erscheinen und aufnahmefähig in den kristallenen Kreis des bloß Humanen selbst. Dies ist der unendliche Reiz unserer Märchen, dies die Tiefe der Sittlichkeit der Weltreligionen, dies die Vollendung des Kosmopolitismus und das Siegel der Einheit des Menschentums.

Nicht bis zu solchen Höhen ist die anfangs so einfache Geschichte Faustens gehoben worden. Andere Lösungen hat das große Problem der Seligkeit dessen, der immer strebend sich bemüht, in früheren Zeiten unserer Geschichte empfangen, im Parzival Wolframs, und selbst noch im Simplizissimus Grimmelshausens. Denn da fehlt niemals neben dem unbewußt Strebenden der treue Mentor; und in diesen noch geistig gebundenen Zeiten führt schließlich doch das Absolute selbst, die Hand Gottes, erzieherisch hin zu sich selbst und damit zugleich zu sich selbst zurück. Faust dagegen ist selbst strebend; und selbst, aus eigener Macht, fällt er in hartem Lebenskampfe das böse Prinzip vor Gott als zuschauendem, wenn auch wissendem Richter. Keine Frage: das ist subjektivistisch: und unverständlich früheren Zeiten. Doch darf man es auch romantisch oder klassizistisch oder sentimental nennen? Darf man innere Beziehungen oder auch nur Harmonien suchen zu Kant oder Fichte oder Schelling? Nein: die reine Höhe jener

Konzeption des Subjektivismus ist erreicht, die auch uns noch heute voranleuchtet, vor der es keine Schuld gibt als Selbstaufgabe, vor der auch der gefallenen Liebe Gretchens, weil sie Liebe ist, nicht irgendwelche Verzeihung, sondern die Gerechtigkeit des reinst Menschlichen winkt.

Und dies ist es denn, was unser in solchem Besitze glückliches Volk als das Höchste an seinem größten Dichter verehren darf: die unbedingte, erhabene Universalität des modernen Menschen. In ihr hat Goethe leben und sterben wollen.

Dabei war aber der Dichter jeder Verblasenheit des Denkens, jeder Verwaschenheit der Empfindung fern. Er sah es wohl: „wir leben in einer Zeit, wo wir uns täglich mehr angeregt fühlen, die beiden Welten, denen wir angehören, die obere und die untere, als verbunden zu betrachten, das Ideelle im Reellen anzuerkennen und unser jeweiliges Mißbehagen mit dem Endlichen durch Erhebung ins Unendliche zu beschwichtigen." Aber darum blieb er doch einem kosmopolitischen oder gar rein mystischen Ausruhen in den Spekulationen etwa Schellings fremd, so sehr er sie und ihren Autor schätzte. Und wohl meinte er, in einem engeren Bereiche des Denkens, es gäbe keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft: beide gehörten, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an und könnten nur durch freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden. Und so traten ihm neben die Götter und Mythen Griechenlands die Heiligen und die Künste des abendländischen Mittelalters und späterer Zeiten, und zur Seite indischer Weisheitslehren sang ihm Hafis, der Dichter des persischen Ostens.

Aber durchaus irren würde, wer diese Weite des Blickes bei Goethe mit Kurzsichtigkeit für das Nähere gepaart wähnte. Im Gegenteil: die Anteilnahme des Greises gehörte je länger je mehr auch dem Nachbar, dem Landsmann, dem Vaterland. „Sehen wir unsere Literatur über ein halbes Jahrhundert zurück, so finden wir, daß nichts um der Fremden willen geschehen ist." „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen,

der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl tun, dieser Warnung nachzudenken." Und immer schärfer, immer mehr auf den Mikrokosmos des Einzelnen richtet sich des alternden Dichters Blick. „Der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden." „Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben oder vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht."

Es ist der Moment, in dem der scheinbar so theoretische Universalismus Goethes ins Praktische umschlägt. Wer denkt sich nicht den greisen Heros leicht nach den einschmeichelnden Versen Friedrich Schlegels:

Rede heiter, denke milde,
Schwebe still im sanften Gleise,
Blühend nach der Blumen Weise:
Wie sie duften im Gefilde,
Lebe linde, liebe leise.

Und in den Jahren, da Schlegel diese Verse sang, traten allerdings für Goethe schon leise Alterserscheinungen auf; verhältnismäßig früh ist er von ihnen heimgesucht worden. Man hat beobachtet, daß schon seit 1803 bei ihm Erfindungsgabe und Phantasie mindestens zeitweise abnahmen und die Rezeptivität zu überwuchern begann; der Tod Schillers im Jahre 1805 hat ihm dann den ersten großen Schmerz seines Lebens gebracht, dessen er nicht recht Herr werden konnte; und in den Annalen dieses Jahres verzeichnet er selbst, daß ihn der künstlerische Blick nach und nach zu verlassen drohe, und erhofft Ersatz in den Reizen wissenschaftlicher Beschäftigung.

Allein mochten die Eigenschaften des Dichters nicht mehr die alten bleiben: die Eigenschaften des Mannes wuchsen. Je älter Goethe wurde, um so mehr drang er auf die Energie der Tat, von der er mit dem Freiherrn vom Stein und manchem anderen bedeutenden Zeitgenossen meinte, daß seine Zeit ihrer besonders bedürfe und besonders ermangle. Und er

tat es schließlich hart, wie so oft jene religiösen Idealisten des Mittelalters, die als hochbetagte Greise den Stuhl Petri bestiegen: an den herben Ausdruck der Glasmalerei beginnt seine geistige Gestalt zu mahnen, und seine Worte fallen wie asketische Predigt. Schon im Wilhelm Meister hatte er den Übergang vom empfindenden zum tätigen Leben als heilsam, als notwendig hingestellt; bald zog er ein Leben der Tat, insbesondere der Kulturwerte schaffenden und der politischen, dem künstlerisch-ästhetischen Dasein vor: und in den Sprüchen in Prosa erteilt er den Deutschen den Rat, in einem Zeitraum von dreißig Jahren das Wort Gemüt nicht auszusprechen: denn jetzt bedeute es nichts als Nachsicht mit Schwächen, eigenen und fremden. Voll zur Theorie ausgeprägt aber tritt diese Lehre in den Wanderjahren, und noch einmal zu höchster Dichtung verkörpert im zweiten Teile des Faust hervor. Denn was Faust schließlich rettet, ist die Tat: sie ist es, die nun am Anfang steht, und nicht das Wort. Aber nicht die egoistische Tat ist gemeint, ja nicht einmal die Tat bloß persönlicher Aufopferung; und nichts hat Goethes Ansicht gemein mit den Leidensidealen des Evangeliums. Vielmehr die unmittelbar positiv schaffende, die politische Tat ist gemeint: die Tat des Tages, die Kontinuität einer freien Tätigkeit:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Und eben sie, in allen und jedem lebendig, ist das Geheimnis der politischen Freiheit, bedeutet das eigentlich öffentliche Dasein des neuen Zeitalters, enthält die Gewähr einer herrlichen Zukunft. So schafft Faust, um mit freiem Volk auf freiem Grund zu wohnen; so wird in den Wanderjahren visionär und doch konkret der jungfräuliche Boden Amerikas umworben: von dorther wird sich jene universale Kultur erheben, die jedem den angemessenen Anteil an den Gütern dieser Erde und die ungemessene Freiheit geistiger Entwicklung gewährleistet.

Es sind letzte Gedanken, besser letzte Ahnungen und Empfindungen, in denen sich noch einmal die beiden Größten

der Zeit, Beethoven und Goethe, treffen. Ist Faust das Evangelium tätiger Manneskraft, so ist Fidelio das Hohelied alles wagender Frauenliebe. Und schuf Goethe in tausend Stellen seiner reifen Dichtung immer wieder das Ideal des modernen Menschen von kraftvoller, seiner selbst sicherer Bescheidenheit, wie er es lebte, so pries Beethoven dies Ideal in den tausend Zungen seiner Symphonien und weissagte in deren letzter und größester seine nahe Verwirklichung.

Es waren das nicht die Ideale der Zeit, am wenigsten die der Romantik. Weit wies, was Goethe und Beethoven meinten, über die geistigen Strömungen ihrer Gegenwart hinweg in die Zukunft, in die Zeiten des Realismus, ja noch mehr in die Jahre späterer politischer Vollendung des Deutschtums: in jene Jahre, in denen auch ihre Urheber erst von klar begeisterter, weil nun endlich ganz verständnisvoller Anteilnahme der Nation gefeiert wurden.

Auf diesen Höhen aber begegneten beide dem Glauben und dem Wesen der Großen aller deutschen, ja aller germanischen Zeiten überhaupt: denn wo hätten Germanen der Frühzeit wie Deutsche des Mittelalters, wo ein Luther und Dürer wie ein Rembrandt und Leibniz wahrhaft Großes geschaffen ohne die lodernde Leidenschaft der Begeisterung?

Zweites Kapitel.

Die Spätromantik.

I.

Rufen wir uns, ehe die Erzählung in der Geschichte der Romantik fortschreitet, eine in Einzelheiten schon hier und da angedeutete Gedankenreihe nochmals mit zwei Worten ins Gedächtnis.

Extremer Subjektivismus, Frühromantik: — man kann sie wohl kurz mit dem Namen Mystik bezeichnen. Aber irrtümlich würde es sein, daraus ihre Unfruchtbarkeit ableiten zu wollen. Was gibt es, ließe sich sagen, in fortgeschritteneren Zeiten schließlich für ein fruchtbareres Prinzip zur Erkenntnis der Dinge und zur Herrschaft über sie, als sich, wie es nur in mystischer Vereinigung möglich ist, mit ihnen in Eins zu setzen? Das Ergebnis eines solchen Verfahrens ist dann allerdings sicherlich nicht Wissen, sondern Ahnen, nicht Erkenntnis, sondern Hypothese: als heuristisch kommt es vor allem in Betracht. Indes, wenn wir die Wahrheit immer zu suchen und nie zu erreichen bestimmt sind: ist da mit einem solchen Ergebnis am Ende nicht viel, wenn nicht das Höchste gewonnen? Unzählig jedenfalls sind die Anregungen, die von der Frühromantik ausgegangen sind auf alle Gebiete des Lebens, und eben auf die dem ersten Anschein nach mystischem Trieb und Treiben am wenigsten verwandten: vor allem in der Wissenschaft und selbst in der Politik werden wir ihnen noch begegnen. Und fortgewährt haben sie zäh durch die ganze erste Periode des Subjektivismus,

wenn auch in langsamer Abnahme der Intensität ihres Einflusses: bis sie in der Zeit erster idealistischer Regungen der zweiten Periode sogar nochmals zu einem stärkeren neuen Leben erwacht sind, das uns noch heute umfängt: nun freilich nicht in unmittelbarstem Einflusse mehr, sondern verquickt mit den Einwirkungen, welche die Kenntnis analoger Vorgänge in früheren Perioden im Sinne einer Renaissance gestattet.

Für die nächste Auswirkung der Romantik aber, unmittelbar aus dem Wehen des neuen Geistes heraus, ergab sich bei alledem ein Merkwürdiges. Mystik ist höchste Poesie; als solche wenigstens wurde sie von den Frühromantikern empfunden. Gestattete diese dann aber noch, an sich schon eine Aktualität und ein geschlossener Zustand, die höchste Ausbildung für sich lebendiger dichterischer Formen? Erschien nicht selbst die Dichtung schon nur noch als ihr Ausfluß, als ihre Projektion, ihr Objekt? So betrachtet hat sich die Poesie der Frühromantik nicht zu den freien Höhen der Dichtung des Klassizismus emporflügeln können: sie diente; und sie gewann selbst Form nur in Beziehung auf einen höheren, im Grunde über ihr stehenden Inhalt.

Es scheint in diesen Zusammenhängen der Grund zu liegen, warum der eigentlichsten, der Frühromantik eine besonders ausgebildete musikalische Periode überhaupt und vollkommen nicht entsprochen hat. Denn die Musik des Subjektivismus wollte von vornherein souveräne Beherrscherin der Gefühle sein: wie hätte sie sich da in mystische Dienste zwingen lassen? Soweit die Frühromantik des musikalischen Ausdrucks bedurfte, hat sie ihn in der Sprache gesucht: ihr dachte Liebe in süßen Tönen; und dicht an das Musikalische streiften viele unter Friedrich Schlegels, Tiecks, Novalis' Gedichten der Frühzeit.

So kam die Musik gleichsam erst zu Worte, sobald die Grundergebnisse der Frühromantik in einem aus ihnen, wenn auch ziemlich unmittelbar erfließenden allgemeinen Stimmungsgehalte vorlagen: sie kam zu *Worte*, indem sie Interpretin einer schon abgeleiteten, wenn auch noch so lebendigen, einer

schon der Sprache zugänglichen Gefühlswelt wurde. Und sie ist insofern, als der klassischste Ort vielleicht schon der ersten Ableitungen und der unmittelbarsten Emanationen der Frühromantik, eine der entwicklungsgeschichtlich frühesten Erscheinungen des späteren Romantismus.

In diesem Zusammenhange versteht sich denn auch, daß die musikalische Romantik nicht eigentlich durch eine starke Fortbildung der absoluten Musik charakterisiert sein konnte; sie folgte vielmehr dem poetischen Empfinden der Dichter und damit der Sprache oder mindestens einem dichterischen Grundgedanken:

Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraum
Ein leiser Ton gezogen
Für den, der heimlich lauschet.

Es sind Worte Friedrich Schlegels, die man mit Recht zur Erklärung vor allem noch von Schumanns C-Dur-Phantasie herangezogen hat, jener wunderlichen Vielheit von bizarren, wilden und großen oder intimen und weichen Zügen. Und doch war Schumann, der größte Instrumentalist noch unter den Romantikern, bereits in vieler Hinsicht schon ein Vorläufer der Musik der zweiten Periode des Subjektivismus, der musikalischen Künste der Liszt und der Wagner!

Indem aber so die Musik zur Poesie in enge Beziehungen trat, und zwar nicht bloß in interpretatorische, sondern sehr bald auch in dem Sinne, daß sie den Gefühlsausdruck der Dichtung reinigte, genauer faßte und dadurch überhöhte, wurde sie zugleich an die Spitze mindestens der darstellenden Künste, ja in gewissem Sinne sogar auch schon der bildenden Künste der Romantik und erst recht noch späterer Zeiten gestellt. Es war der Beginn einer Richtung in der Entwicklung, die schließlich in dem Gesamtkunstwerk Richard Wagners gipfelte.

Ehe indes die Musik damit zum Ausdrucke nicht bloß mehr einer gegebenen Poesie, sondern aller Sehnsuchten, auch der religiösen und philosophischen, wurde und sich, von

einem neuen instrumentalen Stile aus, und somit von der Architektonik ihrer eigensten, innersten, absoluten Entwicklung her in der Dekoration und der Darstellung des musikalischen Dramas auch Plastik und Architektur, Mimik und Malerei einverleibte, hatte sie sich zunächst doch dem romantischen Gedanken und damit der Dichtung in viel engerem Anschlusse zu fügen. Und das geschah nicht bloß durch Aufnahme der objektiven Romantik, der romantischen Inhalte. Gewiß, auch sie wurden für die musikalische Empfindung maßgebend: die ganze bunte Märchenwelt, der Leben und Dichtung zusammenfiel, zog in das Reich der Töne ein; Mondnächte und Träume vergangener Herrlichkeit; Zauber ferner Feenländer und Wetterstürme tosender Meere: Poesie des Mittelalters und der Urzeit, stoffliche Anregungen aus Indien und Persien, aus den Wüsten der Sahara und von den verblauenden Horizonten der Levante. Aber wichtiger wurden doch die Einflüsse der subjektiven Romantik: die Tatsache, daß das Moment der musikalischen Schöpfung aufs engste mit dichterischen Vorstellungen verknüpft war. Sie drückte sich schon äußerlich darin aus, daß, wie die Dichter der Romantik der Musik aufs nächste traten und in der Lyrik namentlich musikalische Wirkungen der Sprache erstrebten, so die großen Musiker der Zeit fast alle poetisch empfanden: so daß sie vielfach schon Dichter ihrer Librettos gewesen sind, und daß neben E. Th. A. Hoffmann Weber und Schumann geradezu als erste musikalische Literaten bezeichnet werden müssen. Innerlicher aber trat dieselbe Tatsache darin hervor, daß als bevorzugte Formen der Musik durchaus solche der Vokalmusik erschienen: Lied und Oper: auf ihrem Gebiete daher vor allem vollzog sich der Fortschritt.

Es war ein Zusammenhang, der dann, in gewissem Sinne wiederum nochmals tiefer, im Bereiche der Entwicklung der musikalischen Formensprache dahin gewirkt hat, daß vornehmlich nur die Formenwelt der Vokalmusik, und die der Instrumentalmusik wesentlich nur vom Standpunkte des sie begleitenden Gesanges her fortgebildet wurde.

Man muß sich das gegenwärtig halten, will man die auch

heute noch immer wieder erhobene Klage über die Formlosigkeit der Romantik besonders auch auf dem Gebiete der Musik richtig würdigen. Allerdings: die alten großen Formen des Klassizismus wurden nicht mehr streng beobachtet oder verfielen: so die Sonate, die Symphonie: hat doch Tieck im Beginne des Lustspiels „Die verkehrte Welt" gar den Versuch gemacht, eine Symphonie in Worten zu komponieren. Aber es waren Formen der Instrumentalmusik, wie sie der Klassizismus eben aus seinem Bedürfnisse heraus, zur Belebung der musikalischen Empfindung etwa gegenüber dem im bel canto der italienischen Oper erstarrten Gesange, geschaffen hatte. Jetzt handelte es sich um ein anderes, um die Belebung eben des Gesanges wiederum selbst; denn in ihm vor allem empfand sich die Musik als der Sprache und Dichtung verbunden. Und auf diesem Gebiete sind gerade von den Musikern der Romantik zwei ebenso biegsame wie andrerseits wieder strenge Formen erst recht geschaffen und durchgebildet worden: das Lied und die deutsche Oper; mit welch reichem und steigendem Erfolge, wird bald zu erzählen sein. Freilich läßt sich auch für sie wieder sagen, daß es nicht eigentlich bloß musikalische Formen sind; sie sind nicht Gehäuse von strengster, rein architektonischer Fügung einer absoluten Musik; das Moment der Poesie klingt in ihnen auf; und das Lied verhält sich als einfachste Komponente, als Zelle gleichsam zur Oper, wie in der dichterischen Epik die Szene zum Roman und im Drama Monolog und Szenenbildung zum Akt und zum Ganzen der Akte. Allein enthält das Wort Friedrich Schlegels, daß die Baukunst eine „gefrorene" Musik sei, nicht eine tiefe Wahrheit? Die Zeit der Romantik jedenfalls lebte in den geschilderten Zusammenhängen, ja suchte sogar die Instrumentalmusik ganz in sie hineinzuziehen. „Wer Sinn für die wunderbaren Affinitäten aller Künste und Wissenschaften hat," heißt es im Athenaeum[1], „wird . . eine gewisse Tendenz aller reinen Instrumentalmusik zur Philosophie an sich nicht unmöglich finden. Muß die reine Instrumentalmusik sich nicht

[1] I, 2, S. 144.

selbst einen Text erschaffen, und wird das Thema in ihr nicht so entwickelt, bestätigt, variiert und kontrastiert, wie der Gegenstand der Meditation in einer philosophischen Ideenreihe?"

Wie man aber auch über die Verwandtschaften der Künste untereinander und der Künste und „Wissenschaften" — die Wissenschaft ist der Romantik freilich im Grunde Mystik, „Meditation" — denken möge: gewiß ist, daß die romantische Musik die Elemente ihrer bevorzugten Formen, des Liedes und der Oper, man könnte auch sagen die Formelemente, welche mit einem dichterischen Grundgedanken im Bereiche menschlicher Stimmwirkung verknüpft werden können, im einzelnen wie im ganzen nicht wenig gefördert hat. Im Grunde handelte es sich dabei natürlich um die musikalische Abschattierung neuer Empfindungen und Empfindungsnuancen, mithin um das, was musikalisch mit einer Vermischung der für Malerei und Musik charakteristischen Reizbenennungen, die in der Romantik selbst schon häufig zu beobachten ist, am besten als Kolorismus bezeichnet werden kann. Kolorismus der Töne, das ist es, was man vor allem ausbildet, so wie in der Dichtung der Kolorismus der Sprache gefördert wird.

Und auch die Mittel, die dazu in der Musik angewendet werden, entsprechen in vieler Hinsicht unmittelbar den sprachlichen. Da werden archaische Formen aufgesucht und neu belebt: so übermäßige und verminderte Akkorde, Trugschlüsse, Vorhalte und dergleichen; und es wird gelegentlich auch gern auf die noch ältere naive Monodie des Volksliedes zurückgegriffen. Da wird nicht minder fremde Erfindung nachgeahmt und tributär gemacht: nicht nur, daß gelegentlich unerwartet bekannte und doch verpönte fremde Melodien anklingen, wie etwa die Marseillaise in Schumanns „Frühlingsschwank"; schon bei Schubert erscheint ungarische und Zigeunermusik; und Spohr und Weber haben bereits das Kolorit morgenländischer Musik zu benutzen gesucht, freilich ohne es wirklich zu treffen. Viel wichtiger, als diese mehr mechanischen Bereicherungen, war aber auf diesem Gebiete doch die Fortbildung des Eigenen. Und welchen neuen, steigend aufgehäuften Schätzen

begegnet man hier! Jetzt wird die Instrumentationskunst, vor allem für die Begleitmusik zum Gesange, zum ersten Male überhaupt Gegenstand ernstester Studien: um sie jeder Empfindung, vor allem aber allen romantischen Regungen des Gefühls dienstbar zu machen, wird zum ersten Male steigend die Dissonanz in den Mittelpunkt der musikalischen Satztechnik gestellt: es tauchen, nicht als einzelne Erscheinung, sondern als ständiger Ausdruck von Halbempfindungen chromatische Ton- und Akkordfolgen sowie weite Lagen dissonierender Klänge auf, und ganz allgemein werden tonale Schwankungen, wird ein Mangel an tonaler Einheit bemerklich. Dabei greift die Entwicklung bald über die Durchbildung dieser noch einfachsten neuen Charakterisierungsmittel hinaus. Auch die Motive erfahren eine andere Behandlung; ihre mehr melodische Bildung hört auf; und an die Stelle tritt eine rhythmische von viel größerer Kürze und Bestimmtheit des Ausdruckes, bis schließlich schon bei Weber in zunehmender Deutlichkeit das Leitmotiv hervorspringt und damit eine Bildung, in welcher die Ausgestaltung des Melodischen dem Sprachlich-Dichterischen so viel als möglich genähert erscheint. Indem nun aber all diese Wandlungen zusammenwirken, indem die Charakterisierungskunst in Tönen durch sie wesentlich gefördert, die modulatorischen Kräfte der Musik gesteigert, die Rhythmik stärker belebt und das ganze Neue malerischen und poetischen Absichten dienstbar gemacht wird: nimmt die Wandlung und Fortbildung Dimensionen an, welche weit über Gesang und Begleitung, über Lied und Oper hinaus auch auf die absolute Musik völlig umbildend einwirken: und als letzter der großen Musiker der Romantik erscheint ein auch in der Instrumentalmusik höchst schöpferischer Meister, der in seiner Behandlung der Formenwelt freilich schon in weitere Entwicklungen überleitet: Robert Schumann.

Verfolgen wir nun die Entwicklung der romantischen Musik im einzelnen, so braucht wohl kaum noch bemerkt zu werden, daß sie mit der Geschichte des Liedes eröffnet werden muß.

Auf diesem Gebiete drängte die Romantik zunächst überall auf ein dem einfachen lyrischen Gedicht entsprechendes musikalisches Gebilde: die Franzosen haben in diesem Sinne die Romanze entwickelt. Lied und Romanze aber bezeichnen ganz allgemein den Unterschied der französischen und deutschen Romantik, ja fast könnte man sagen des deutschen und französischen Geistes. Wie tritt doch schon der Charakter des älteren deutschen Volksliedes und des älteren französischen Gesellschaftsliedes, der Strophen etwa über den Bon roi Dagobert bis hin zu dem Singsang von Marlborough s'en va-t-en guerre, grundsätzlich auseinander! Dort Herz und Gemüt, flutende Melodie bis oft zu sentimentaler Kantilene; hier Esprit und jene leise Ironie, die fast jedes französische Gespräch durchscheint, und in der Musik dann tatsächlich auch, nach deutscher Empfindung, ein starker Einschuß trällernden Gesprächstons! In Romanze und neuerem deutschen Lied aber erscheinen diese Gegensätze fast noch ebenso verschärft als vergeistigt: bis zu dem Grade, daß der französischen Sprache ebensowenig eine Übersetzung für Lied zur Verfügung steht wie der deutschen für Romanze, und daß es in beiden Sprachen langer und doch ungenügender Interpretationen bedarf, um beide Begriffe wechselsweise auch nur verständlich zu machen.

Die neuere französische Oper aber, die Spieloper der Opéra comique wie die Große Oper der Académie nationale de Musique sind ebenso auf die Romanze aufgebaut wie die deutsche Oper der Weber und Marschner, der Nicolai und Lortzing auf das Lied.

Dies neue deutsche Lied ist nun allerdings nicht erst ein Erzeugnis der Romantik. Mit Sturm und Drang, ja bereits mit der Zeit der Empfindsamkeit hatte es seine Schwingen gehoben, ein echtes, noch heute jugendfrisches Kind subjektivistischer Zeiten überhaupt. So hat schon Gluck die schönsten Oden Klopstocks liedmäßig komponiert und Hiller mit seinen Liedern sogar bereits das erste deutsche Singspiel, den Vorläufer von komischer Oper und Operette, geschaffen. Und schon Schulz zeigte sich in der Einführung seiner „Lieder im Volkston, bei dem Klavier

zu singen", die 1785 erschienen, über das Wesen der neuen Kunstgattung klar: durch Melodie und Gesang sollten die Worte des Liederdichters allgemeinere und erhöhte Aufmerksamkeit erregen. Dann hat Mozart in der Zauberflöte mehr als einmal das Arioso zugunsten des Liedmäßigen fallen lassen, und von seinen Einzelliedern leben heute noch „Komm, lieber Mai, und mache" und „Brüder, reicht die Hand zum Bunde" fort, wie von Haydn „Gott erhalte Franz den Kaiser" („Deutschland, Deutschland über Alles"). Beethoven aber hat in den Liedern an die ferne Geliebte schon den ersten Liederzyklus komponiert.

Dennoch entband erst die Romantik gänzlich die neue Form. Denn jetzt erst verschwindet das Arienmäßige, gedrungen Kunstartige, „Vornehme". Jetzt erst bedarf es nicht mehr der gelegentlich noch bei Beethoven gegebenen Weisung: „mit der innigsten Empfindung vorzutragen". Jetzt vor allem erst wird das Lied populär und Eigentum breitester Schichten.

Nichts aber ist dabei für den Umschwung charakteristischer, als daß nun neben dem neuen Gesang auch all die alte Liederlust der Nation wiederum erwacht. Wenige Jahre nach dem Erscheinen von „des Knaben Wunderhorn", dessen reiche Sammlung das Liederarchiv der Vergangenheit erschloß, gründete Zelter in Berlin, im Jahre 1809, die erste Liedertafel; und ihr folgte ein Jahr später in der Schweiz, in Zürich, auf Anregung Nägelis der erste Männergesangverein. Und wie rasch verbreiteten sich diese Organe einer nationalen Pflege des Liedes! Wie griff man eifrig nach der „Sammlung deutscher Volkslieder", die Silcher veranstaltete, und wie sang man dessen eigene Kompositionen, von denen noch heute „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Ich hatt' einen Kameraden", „Morgenrot, Morgenrot", „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein" und manch andere frisch wie am ersten Tage leben. Und neben den süddeutschen Silcher trat im von jeher sangesfreudigen Thüringen und seinem Kolonialgebiete, in Leipzig, Zöllner, der „Sängervater"; im Jahre 1833 hat er den ersten „Zöllner-Verein" gegründet.

Es war eine volkstümliche Pflege der Kunst, die nicht

ohne politische Bedeutung geblieben ist; solange mindestens und so stark wie das Deutsche Reich der Gegenwart durch Handel und Verkehr zusammengeschweißt worden ist, ist es auch von tausend und abertausend Kehlen zusammengesungen worden.

Doch über den Fluten des nationalen Gesanges ertönte alsbald auch der edlere Flügelschlag des Kunstlieds.

Der erste große Meister des Kunstliedes war Franz Schubert (1797—1828): ein Sänger, wie ihn die romantische Phantasie fahrender Schüler kaum besser hätte erfinden können, ein Bohémien vor der Zeit, doch von gemildert wienerischem Wesen; der Vogel, der von den Zweigen sang gleichgültig selbst, ob auch nur Gott ihm lohne, der Mann eines stetigen milden Enthusiasmus, Optimist durch und durch, niemandem untertan und niemandes Herr, auch nicht seiner selber.

Das schönste Liederjahr Schuberts ist wohl das Jahr 1814 gewesen, damals und da herum hat er als Schulgehilfe seines Vaters, eines armen Lehrers mit vierzehn Kindern und vierhundert Gulden Gehalt, in dessen Brot — und was für einem Brot! — den „Wanderer" und den „Erlkönig", die Mignonlieder, den „Fischer" und das „Heideröslein" — darüber auch noch Opern und Singspiele, Messen und Kirchenchöre, die erste Symphonie, Sonaten, ein Streichquartett und tausend andere Dinge geschaffen.

Am unerschöpflichsten aber war er doch als Liedersänger. Es genügte für die Komposition oft, daß er ein Gedicht las; denn er las es mit der aufquellenden Melodie zugleich. Und er schrieb die Eingebungen nieder, wo er sich eben befand, bei Freunden, im Wirtshaus; Speisekarten, Papierschnitzel empfingen nicht selten unsterblichen Gehalt. So war er auch in der Form nicht ängstlich. Er ging wohl von der strengen Art Beethovens aus, den er kindlich verehrte, so sehr sich der Meister gegen seinen liebenswürdigen und einschmeichelnden Genius bei aller inneren Anerkennung spröde verhielt. Aber im Grunde stand zwischen beiden doch der Gegensatz von Heroismus und Romantik; und so war es Schuberts Aufgabe,

dem Liede selbständig seine Form zu geben. Und dies bedeutete eine Freiheit, die er reichlich nutzte. Er hat „Am Brunnen vor dem Tore" und „An Schwager Kronos", er hat „Die junge Nonne" und die „Grenzen der Menschheit" komponiert: keine der möglichen Liedformen, die bis zur Gegenwart hin entwickelt worden sind, ist ihm schon völlig fern geblieben. Da ordnen sich denn die Lieder gelegentlich wohl zu Zyklen, wie in der „Winterreise" und in dem sogenannten „Schwanengesang"; das Volkstümliche paart sich mit dem Kunstmäßigen früherer Zeiten; das Ganze schließt sich, und der Meister erscheint fast als ein Symphoniker des Liedes. Da wird in anderen Fällen die geschlossene Form durchbrochen und der Klavierapparat fast zur Programmmusik erweitert. Da zeigt sich wohl auch der sichere Stil und die Tabulatur des Volkslieds: und das Heideröslein entsteht. Da bringt endlich ein Opus 1 — die Nummern bezeichnen bei Schubert, der sich um seine musischen Kinder nicht im geringsten, am wenigsten etwa durch Reihezahlen kümmerte, freilich nicht sicher die relative Zeit des Entstehens — da bringt also ein Opus 1 alsbald den „Erlkönig" und in ihm die Vollendung der musikalischen Form der Ballade. Da erweitert sich manches Lied sogar zur dramatischen Skizze von gedrängtester Empfindung; und der Dichter steht beschämt vor dem Gefühlsreichtum des Komponisten.

Doch wie auch die Form moduliert wird: eins bleibt bestehen, die Klarheit und auch noch die wenngleich künstlerisch gewandte Volkstümlichkeit des Ganzen. Schuberts Lieder hauchen Erdgeruch aus gleich dem gesunden Brodem der Pflugfurche, sie sind nicht „vornehm"; raffinierte Halbempfindungen parfümierter Kreise, etwa Schlegels „Windesrauschen, Gottes Flügel", vermag der Meister nicht befriedigend in Töne zu fassen. Denn dazu sagen seine Lieder von vornherein viel zu deutlich und zu genau, was sie wollen; die ersten Takte schon schlagen die richtige Stimmung an; durchsichtig ist die Melodie geführt, und die Klavierbegleitung zeichnet breit, oft mit enormer, kaum je übertroffener Kunst der Malerei die festesten Umrisse der Umwelt.

Da begreift sich denn auch, daß Schubert keineswegs nur Liederkomponist gewesen ist. Er hatte das Bedürfnis, sich allseitig auszuleben. Er hat tiefsinnige Sonaten für Klavier geschrieben, nicht ohne sie in „göttliche Längen" auszuspinnen, mit heute vielfach veraltetem technischen Apparate, aber auch schon mit leisen Übergängen zu den Umwälzungen Liszts und Wagners. Denn er konnte wenn auch nicht grübeln, so doch gründlich reflektieren, und er meinte, daß die Sonate hierfür ein geeigneter Ort sei, mochte sie auch unter dieser Zumutung einiges von der alten Geschlossenheit ihrer Form verlieren. Wollte Schubert aber leicht sein und spielerisch, mehr Weaner als Wiener und weniger Musiker als Musikant, so vertraute er sich dem Tanze und Marsche an, und kam's hoch, so griff er zur Ouvertüre. In seinen Quartetten dagegen begegnete er sich noch mit Beethoven; und was kann man von der schweren Philosophie seiner anscheinend unvollendeten herrlichen H-Moll-Symphonie Besseres sagen, als daß sie würdig war des Zusammenlebens mit diesem Größten aller Großen, der nur ein Jahr vor ihm starb, und verwandt erscheint mit dem spätgeborenen Werk eines Brahms?

Das Lied aber entwickelte sich nach Schubert immerhin noch in vollere Breiten. Wie neben die Lyrik des Sturmes und Dranges schon, als Ausdruck rapider, dramatischer Epik, nicht ohne lyrische Empfindungsbeigaben, die Ballade getreten war, so entfaltete sich neben dem musikalischen Liede auch eine besondere Musik der Ballade: wir haben schon gesehen, wie sie bei Schubert wenn auch nicht mit zahlreichen, so doch um so mehr mit bedeutenden Stücken vertreten war. Aber bereits vorher hatte Zumsteeg, seit 1792 Hofkapellmeister in Stuttgart, Balladen komponiert, und eben die großen Anfangswerke der literarischen Bewegung, Bürgers „Leonore" und anderes, waren von ihm in Musik gesetzt worden. Der eigentliche Balladenkönig der späteren Zeit ist dann aber der Sachse Karl Loewe (1796 bis 1869) geworden. Er war vornehmlich in den zwanziger bis vierziger Jahren fruchtbar; aber noch immer singt man seinen „Erlkönig" oder „Heinrich der Vogler", seinen „Fridericus Rex"

oder „Archibald Douglas“: Stücke, welche alle Vorteile der Kompositionen Loewes zeigen: die Zerlegung des Stoffes in eine Art Liederreihe, ihre Unterbrechung durch rezitativartige Partien und ihre Verbindung durch eine Begleitmusik, in der neben symphonischem Charakter schon Spuren einer Musik des Leitmotivs auftauchen.

Indes nicht eigentlich auf dem Gebiete der Ballade hat sich das Lied fortentwickelt: zu sehr wies hier, vor allem in romantischer Zeit, der epische Gehalt von den breiten Bereichen des Stimmungsvollen hinweg. Es macht sich das namentlich auch in Loewes Musik geltend; zu oft schon hat sie etwas Hartes, Realistisches und bewahrt darum auch strengere Form: ein Moment, das sie nach rückwärts wiederum mit dem Klassizismus und der Technik Zumsteegs verbindet.

In der Hauptströmung der Geschichte des Liedes waren es natürlich die großen Musiker der Romantik überhaupt, die Epoche machten: Weber, Mendelssohn, Schumann; und nur Franz würde neben ihnen noch als ein Meister von vollster Eigenart zu nennen sein. Weber war dabei nicht so sehr der Held der subjektiven als schon der objektiven Romantik; in keinem seiner Lieder verleugnet sich seine allgemeine Stellung als größter Komponist der romantischen Oper. Er nähert sich darum ähnlich wie im Freischütz dem Volkston; und was in dessen Liedern sangbar war seit Jahrhunderten, das lebt in ihm auf und fort. Doch gelang ihm auch die Weiterbildung dieses Tones in Anwendung auf moderne Verhältnisse: vor allem die Kompositionen der Lieder aus Körners „Leier und Schwert“ beweisen es: wie lange haben sie, in den Chören der Männergesangvereine pietätvoll gepflegt, wenn nicht die volle Stimmung, so doch das Andenken der Freiheitskriege erhalten helfen. Weicher, mehr auf das Bedürfnis des mittlerweile ganz entwickelten Männergesanges eingestellt, ist die Kunst Mendelssohns: selbst seine schönsten Kompositionen, „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ oder „Wer hat dich, du schöner Wald“ bedeuten nicht eigentlich mehr Sturm, sondern Dünung, sind mehr anempfunden als erlebt. Sie waren darum auch nicht

eben schwer nachzuahmen; und es ist vielleicht ihr herbstes Schicksal gewesen, daß ihre Art von Abt, von Gumbert, von Kücken und anderen Helden versucht werden konnte.

Die vollste entwicklungsgeschichtliche Höhe erreichte das spezifisch romantische Kunstlied erst in Schumann. Besonders wenn sich Schumann mit dem Spätling der dichterischen Frühromantik, mit Heine traf. Welche Deutung Heinescher Lieder in ihrer tiefen Melancholie gibt nicht vor allem der Zyklus der „Dichterliebe"! Was dem Poeten Erlebnis gewesen war, das wurde dem Komponisten Schicksal. Und nun ergießt sich über den Hörer trotz stetig festgehaltener gedrückter Stimmung ein unglaublicher Wechsel der Stimmungen von den noch halb hoffnungsvollen Tönen des wunderschönen Monats Mai bis hin zu dem in Verzweiflung gebrochenen „Ich grolle nicht", und von dem breit hingeworfenen „Im Rhein, im heiligen Strome", dessen Harmonien sich wie Quadern aufbauen, bis zu dem Idyll des leuchtenden Sommermorgens, das leise Töne aus einer nicht mehr irdischen Formenwelt umhauchen. Hat der Dichter seinen Liedern wie seiner Liebe das groteske Begräbnis in einem Riesensarge gewünscht, den Träger stärker wie der St. Christoph des Kölner Doms im Ozean betten sollen —: in Schumanns Töne gefaßt haben sie mehr als dieses Wunsches Erfüllung erlebt, werden sie noch Menschenalter deutschen Lebens erschüttern.

Gewiß wird man Schumann schon auf Grund dieses einen Zyklus als den charakteristischsten Liederdichter der Romantik ansprechen dürfen. Ob auch als den an sich größten? Mehr als sonst jemand hat er das Pathos der Romantik; aber wo Schubert zu sinnen scheint, da brütet und starrt er bisweilen: es ist manchmal, als kündigte sich das unheilvolle Ende seines Lebens, der Sprung von der Düsseldorfer Brücke in die Rheinflut eines eisigen Wintertages, die Nacht der letzten wahnsinnigen Jahre verderbenhauchend an. Es fehlt das schöne, naive Maß Schuberts: der Meister weicht der Stimmung, eilt ihr nach, läßt sich von ihr fortreißen, und sie flutet in langen Vor- und Nachspielen aus. Zugleich malt er nicht selten al fresco

trotz reichster Mittel — denn weit übertrifft seine Harmonik an Umfang und Intensität die Schuberts —: aber Schubert zeichnet mit weniger Mitteln feiner und setzt der Wandmalerei eine fast plastische, reliefartige Kunst entgegen. So ist Schumann in der Form breiter, die Begleitung wächst zu orchestraler Fülle und deckt bisweilen im Suchen nach Wohlklang die Stimme; doch schwingt sich die Stimme im allgemeinen frei über ihr auf: während bei Schubert Stimme und Begleitung mehr als Freunde zusammenwandeln und sich in einer Prägnanz des Gesamtausdruckes ergehen, die Schumann der Regel nach versagt ist.

Im übrigen weiß man, daß das deutsche Lied mit der Romantik keineswegs abgestorben ist. Auf Schumann folgte nicht bloß Robert Franz in seiner vornehmen Herbheit; neue Zeiten brachten neue Meister; wir werden noch von Brahms und Rubinstein, von Liszt und Cornelius, von Strauß und Wolf vernehmen; und noch heute wallt und quillt es im deutschen Liederbronnen wie vor alters. Was aber für die Romantik zum ersten Male bezeichnend war, das war der Umstand, daß die großen Meister nicht isoliert standen und nicht für eine exklusive Gesellschaft schufen: ihr Hörerkreis war die Nation, wie sie seit 1815 erwacht war; und unzählige Trabanten und Halbtalente vermittelten die neue Liedkunst den Massen.

Man muß sich das anschaulich machen, will man den außerordentlichen Aufschwung der Oper in und seit der Zeit der Romantik verstehen.

Schon in den Jahrzehnten des Klassizismus hatte das Lied auf die Oper Einfluß gewonnen. Läßt sich nicht schon die Gluckſche Reform als ein Vorläufer gleichsam der Liedentwicklung in der Oper bezeichnen, insofern sie das Expressive anstrebte? Darauf ist nicht bloß das Singspiel fast ein Produkt der Entwicklung des Liedes gewesen; Mozart hat mit dem Singspielartigen auch das Liedartige in die „Entführung aus dem Serail", hat das Lied in seiner ernsten Ausbildung in die „Zauberflöte" eingeführt. Und wie nahe trat in dieser Hinsicht

Beethovens „Fidelio" der letzten Weisheit Mozarts. Gleichwohl war damit noch nicht alles versucht, geschweige denn erreicht. Beethovens Werk hat auf die Bühnenpraxis der Oper geringen Einfluß gehabt, da es erst in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts beliebter zu werden begann; bei Mozart war trotz allem noch zu viel vom italienischen Schema zurück geblieben. Und die klassizistischen Epigonen, Winter, Lindpaintner, auch Franz Lachner, haben daran wenig geändert. Ja selbst Ludwig Spohr (1784—1859) gelang es noch nicht, sich von den Schwierigkeiten einer Zwischenentwicklung völlig zu lösen. Er war sich deren zwar bewußt; und er wollte romantisch schaffen. Allein in seinen Opern, deren wichtigste Faust und die auch heute noch aufgeführte Jessonda waren, trieb doch mehr eine klassizistisch objektive als eine subjektive Romantik ihr Wesen: Geister und Hexen traten zwar auf, wie ein exotisches Kolorit gesucht wurde, allein genügten diese Requisiten schon an sich zum romantischen Charakter? Und gewiß zeigten sich daneben auch schon Symptome einer mehr innerlichen Abwandlung; die Chromatik wird bevorzugt, die Modulation wird sprunghaft, und als persönliches Element findet sich eine gewisse Sentimentalität bei aller zurückhaltenden Vornehmheit der Tonsprache. Aber daneben bleiben die alten strengen Formen der Oper — wie in der heute vergessenen Instrumentalmusik Spohrs die Formen der Symphonie, des Oratoriums, des Quartetts — erhalten: und das Talent des Meisters erweist sich nicht als stark genug, um sie in elementarem Neuguß zu wandeln.

Der Held, der hier siegte und damit zum eigentlichen Schöpfer der romantischen, nunmehr zugleich völlig deutschen Oper wurde, war Karl Maria von Weber (1786—1826). Weber war Theaterkind und in der Musik bis zu einem gewissen Grade Dilettant; unstät in der Welt umhergeworfen, hatte er die verschiedensten Lehrer gehabt und sah sich im Grunde der allgemeinen Zeitströmung und seinem eigenen Talente überlassen. Diese aber ergriff er mit jener starken Energie, die ihm überhaupt eigen war und ihn alsbald auf das Dramatische verwies, hierin

Haydn unähnlich, mit dem sich die Art seines musikalischen Emporkommens im übrigen in mancher Hinsicht vergleichen läßt. So war es eigentlich selbstverständlich, daß er weniger in den technischen Kleinformen der Musik als ins Große hinein ein Neuerer war. Stellt man seine Klaviermusik, der so unverwüstliche Stücke wie die „Aufforderung zum Tanz" angehören, neben diejenige Beethovens, so ist harmonisch eigentlich kein großer Unterschied; manche Stellen könnte man geradezu für Eigentum Beethovens ansprechen. Allein das Gigantische fehlt; der Titan schläft; und auch technisch wird der Einfluß der Instrumentalmusik vermißt: das Klavier Webers ist kein kleines Orchester. Dagegen treten romantisch objektive Momente neu hervor: Volkstum, Märchenwelt, Zeichen und Wunder: und ihnen entspricht eine besondere Behandlung des Klaviers. Doch ist damit Webers Musik noch nicht gänzlich erklärt: sie ist zugleich auch dick, packt zu, operiert mit gewaltigen Spannungen und großen Griffen, wie denn Weber über Finger von übernormaler Länge verfügte: kündet den Dramatiker an.

Die neue romantische Oper hat Weber in Dresden geschaffen, wo er seit 1816 ein stetigeres, wenn auch nicht unbestrittenes Heim fand; als Dirigent der deutschen Oper mußte er sich erst gegen die von Hof und Adel geliebte italienische Konkurrenz unter Morlacchi durchsetzen; als Komponist der Freiheitslieder Körners war er politisch verdächtig. Es war fast wie eine Vorwegnahme der Erfahrungen Richard Wagners in Dresden. Und wie eine Vorstufe der Tätigkeit Wagners erscheint auch sonst die Dresdner Zeit des Meisters. Wie dieser nutzte er in seiner amtlichen Stellung die Erfahrungen einer der Bühne nicht fernstehenden Jugendzeit aus: griff in die Rechte des Regisseurs ein, drillte die Sänger zu Schauspielern. Und all die Ergebnisse, die sich bei solchem Tun einstellten, wurden in seinem musikalischen Schaffen für die Bühne doppelt lebendig. Damit schwand denn die alte, noch immer herrschende Vorstellung, daß die Arie das konstituierende Element der Oper sei; an ihre Stelle trat Lied und Szene; und die damit

eingeleitete Annäherung an das Drama wurde fortgesetzt, indem die Musik den letzten Abglanz des Absoluten verlor und allein der Charakterisierung dienen sollte. So ergab sich eine ganz andere Art der Instrumentation; die Instrumente suchten nicht mehr zu schmeicheln, sondern ein jedes trat nur dann hervor, wenn es etwas eben in seinem Tone zu sagen hatte: und indem sie so zusammen nicht mehr einen simultanen, sondern einen sukzessiven Chorus bildeten, wurden sie zugleich zu Schöpfern einer ersten, mehr symphonischen Einheit des Ganzen. Es war eine Bewegung, die sich sozusagen rein technisch ergab, die aber der Komponist bewußt aufnahm. Indem Weber die Liedmelodien der fünf Akte zu dem Kranz einer neuen Art von Ouvertüre zusammenband, die, ein Programm gleichsam, die harrenden Hörer von vornherein in die musikalische Stimmung der Oper einführte, brachte er deren Einheit alsbald auch innerlich zum Bewußtsein; und indem er das System der Leitmotive wenn auch noch nicht zu vollster Folgerichtigkeit entwickelte, hielt er den Zusammenhang des ganzen Verlaufes in der stetigen Erinnerung der Hörerschaft. Eine neue Form der Oper war damit geschaffen, die Form eines ausschließlich deutschen, auf das Lied konstituierten musikalischen Dramas symphonischen Charakters selbst da, wo das bloße gesprochene Wort die Musik noch unterbrach: die Form, aus der später das vollendete Musikdrama Wagners, das Musikdrama der Gegenwart überhaupt hervorging.

Weber hatte noch um 1812 in der Form der italienischen Buffo-Oper geschaffen. Aus dem Dresdner Aufenthalt erwuchs dann die Musik zur Preziosa und die „Drei Pintos", in deren heiter graziösen Rhythmen sich noch einmal das 18. Jahrhundert auslebt, in deren liedartigen Arien sich aber auch schon der Komponist der Aufforderung zum Tanz und der Meister des Freischützen ankündigt: selbst die Jungfernkranzszene findet sich, wenn auch nur äußerlich, vorgeahnt. Vorgeahnt wenigstens für das große Publikum und die Öffentlichkeit: denn als die Szenen der niemals ganz zu Ende geführten Oper komponiert wurden, harrte auch das Hauptwerk der

Dresdner Frühzeit, der Freischütz, Webers vollendetstes Werk überhaupt, schon der Aufführung. Sie fand im Sommer 1821 zum ersten Male statt: unter beispiellosem Beifall der Hörer. Was bot aber auch dies musikalisch und dramatisch revolutionäre Werk unserem Volke! Was ist nicht alles schon in der Ouvertüre enthalten, die im übrigen die strenge Form der Sonate noch nicht sprengt: Waldesweben und die stille Poesie der Mondscheinnacht, Jägerfrohsinn und der rauhe Ton des Bösen, Liebesglück und Verzweiflung, das Erzittern vor der dämonischen Macht der Sünde und der Siegesjubel eines rein liebenden Herzens. Und wie schlägt aus der Oper selbst, die ihr Meister mit Recht eine romantische genannt hat, das Herz des Volkes heraus, soweit es unter der Stimmung einfacher bäuerlicher Zustände und der Wirkung ursprünglicher Gefühle der Liebe und des Hasses, der Abhängigkeit von guten und bösen Mächten steht. Und erstaunlich ist auch noch für unser Empfinden die Durchdringung und die Veredlung zugleich dieser volkstümlichen Welt.

Auf den Freischütz folgte, 1823, die „Euryanthe". Es ist ein Werk, das der später durch Wagner bezeichneten Periode besonders nahe tritt. Die Musik erscheint hier dem dichterischen Gedanken völlig untergeordnet; grundsätzlich und in allen wichtigen Fällen auch praktisch gibt sie das Gesetz ihrer herkömmlichen Organisation, ihres Formenbaues auf, wenn dies durch den Fortschritt des dramatischen Gedankens gefordert wird. So springt unzählige Male die geschlossene Form ungescheut in das Rezitativ über; so stellen sich Beugungen und Unterbrechungen durch Leitmotive ein; aus deklamatorischen Elementen erheben sich ariose Formen, deren Koloraturen ganz dem Ausdrucke der Stimmung dienstbar gemacht sind; das gesamte musikalische Wesen wird akzentreich und pathetisch; und Steigerungen von außerordentlicher Langatmigkeit werden gewagt und veranlassen die Stimmen der Sänger wie des Orchesters zu nie zuvor erhörter Anspannung. Gleichwohl sind in der Euryanthe die Pforten einer neuen Zeit noch nicht ganz erreicht, geschweige denn überschritten. Denn obwohl sich im einzelnen schon di:

Formenwelt des späteren Musikdramas vorgezeichnet findet oder zu leiser Bildung ansetzt, so fehlt doch im ganzen noch dessen seelischer Gehalt, — und damit auch noch dessen eigentlichste, nervenspannende Sprache. Zugleich macht sich ein Mangel im höchsten Grade fühlbar, den ebenfalls erst Wagner als Dichter und Komponist des musikalischen Dramas zugleich überwunden hat. Weber ist zwar in gewissem Sinne noch vor Schumann musikalischer Literat gewesen, hat indes die Textbücher seiner Opern nicht selbst geschaffen. Helmine von Chézy aber, die Verfasserin des Librettos zur Euryanthe, war alles andre als Dichterin, ja auch nur als geschmackreiche Anordnerin eines gegebenen Stoffes und Zusammenhalterin von musikalisch verwertbaren Empfindungsmomenten. Der Text ist unzusammenhängend, formlos, sprunghaft; und so ließ sich auch eine Zerstückelung der Musik an vielen Stellen selbst bei der Meisterschaft Webers nicht vermeiden. Eben an diesem Ausgang wurde es klar: die neue Oper forderte als Künstler einen Dichter-Komponisten, dessen weitausschwingendes Pathos großgearteten Stoffen in jeder Hinsicht gerecht wurde.

Webers letzte Oper war der Oberon. Todkrank, brustleidend, hat er ihn im Jahre 1825 für das Coventgarden-Theater in London verfaßt; es war etwas Außerordentliches, daß der Ruhm seiner Werke das Monopol der Pariser Oper auf Versorgung der nichtfranzösischen Welt mit Opern durchbrach; am 12. April 1826 wurde das Stück im Beisein des Meisters unter starkem Erfolge zum ersten Male gegeben; am Morgen des 5. Juni fand man ihn entseelt, einem Schlaganfalle erlegen, im Bette.

Der Stoff der Oper ist noch einmal echt romantisch im objektiven und subjektiven Sinne des Wortes: ja im objektiven mehr als irgendein Werk Webers zuvor. Der Gegenstand umspannt verschiedene Welten des geographischen und des seelischen Milieus, umspannt auch Geschichte zugleich und Märchen: und so ist er von solcher Ausdehnung, daß sich die Personen in dessen weiten Falten fast verlieren, daß die psychologische Motivation in ihrem Tun, ja ihren Bewegungen ver-

schwindet und an deren Stelle die ständige Leitung durch eine romantische Welt, eine Welt der Elfen tritt. Dementsprechend ist denn auch die ganze Handlung willkürlich, von dem ersten Motiv des Zwistes Oberons und seiner Gemahlin und dem Gebot Kaiser Karls an Hüon an bis hin zu der Abwehr des Feuertodes Hüons und Rezias durch die Tanzwirkungen des Wunderhorns. Aber eben dieser Charakter des Librettos erlaubte eine ungeheure Beweglichkeit der Musik: der Orient in seinen verschiedenen Farben in Bagdad und Tunis zieht in charakteristischen Tönen an uns vorüber, wenn auch an der Wiedergabe des tunesischen Milieus spanische Farben teilnehmen — und daneben stellt sich die Elfenmusik mit ihren huschenden, lieblichen Melodien, die christlich-romantisch-musikalische Einkleidung des Ganzen, die grausige Malerei des Sturms und der virtuos geschilderte Stimmungswechsel des bald still erglänzenden, bald zornig erregten Meeres. Dabei sind auch noch die Personen wenigstens ihrer besonderen Umwelt nach scharf erfaßt: wie unterscheiden sich z. B., mit wenig Strichen auseinandergehalten, die Herrscher des Orients und Okzidents, Karl der Große, der Bey von Tunis, der Kalif von Bagdad!

Entwicklungsgeschichtlich aber steht der Oberon nicht auf dem schon weiter fortgebildeten Niveau der Euryanthe: so liegt beispielsweise noch eine Welt zwischen dem Gesange der Meermädchen auf der Insel, da Hüon und Rezia landen, und den Sängen der Rheintöchter in Wagners Nibelungen. Zwar fehlt auch im Oberon nicht das Leitmotiv; von der einfachen Tonfolge des Zauberbechers hinauf bis zu dem kräftig akzentuierten, verwickelten Motive des allgegenwärtigen Pucks findet es sichere Verwendung. Und auch die spielenden Motive der Violinen bei Wagner und das gewaltige Anschwellen der Stimmungen bis zum Einsetzen des Blechs — überhaupt das tiefe Pathos späterer Zeiten kündigt sich an. Aber all dies wird doch noch überrieselt von den springenden Wässern niemals versagender und breit ergossener Melodien.

Weber hat als Opernkomponist der romantischen Zeit

seinesgleichen nicht gehabt. Neben ihm mochte wohl Marschner (1795—1861) im „Vampyr“ und im „Hans Heiling“ die Märchenmotive ins Grausige und die Geisterwelt ins Dämonische ziehen oder in „Templer und Jüdin“ die Ritterromantik ins Abenteuerlich-Exzessive, wie der glücklich-unglückliche Lortzing (1801—1851) in der philiströsen Spieloper seines „Zar und Zimmermann“, seiner „Undine“ und seiner „Beiden Schützen“ eine deutsche Eigentümlichkeit entwickelte, in der sich Komisch und Sentimental zu einem Ganzen verschmolzen, das in seiner liebenswürdigen und doch bühnentechnisch ziemlich raffinierten Einfalt auch auf uns noch immer behaglich wirkt. Aber keiner von beiden, und auch Kreutzer nicht in seinem „Nachtlager von Granada“ oder Nicolai in seinen viel höher stehenden „Weibern von Windsor“, die freilich schon einer etwas späteren Zeit angehören, ist so sehr Repräsentant und Meister der Periode zugleich. Und nur auf dem Gebiete der Instrumentalmusik, nicht in dem eigentlich weit mehr romantischen Bereiche der Oper, hat es für Weber ebenbürtige und siegreiche Rivalen gegeben.

Die Behauptung läßt sich verteidigen, daß eine neue romantische Instrumentalmusik von Schubert noch nicht geprägt worden sei, und daß als großromantisch in so frühen Zeiten weit eher gewisse Werke Beethovens angesprochen werden müßten, will man sie überhaupt der Romantik einrechnen. In diesem Falle würde dann also Beethoven, freilich nur für eine Periode seines Lebens und für wenige Seiten allein seines Schaffens als der einzige wahrhaft große Schöpfer einer frühromantischen Musik zu bezeichnen sein.

Die Entwicklung der romantischen Instrumentalmusik im ausgesprochenen Sinne führt jedenfalls in eine verhältnismäßig späte Zeit und sofort zu einer nicht einfachen Erscheinung, zum Wirken Mendelssohn-Bartholdys (1809—1847). Mendelssohn war der Sproß einer reichen und einer literarisch erlauchten deutschen Judenfamilie, der ersten dieser Art, der die Emanzipation im Staate Friedrichs des Großen freien Ellenbogen verschafft hatte; sein Großvater war der Berliner Popularphilosoph

gleichen Namens. Mit Mendelssohn erscheint der jüdisch-deutsche Genius auf musikalischem Gebiete zum ersten Male nicht bloß ausübend, sondern auch schaffend. Und er offenbart alsbald sein Charakteristikum: die Virtuosität des Vereinigens von Eignem und Fremdem, die ungemeine Kraft der Rezeption von Erziehungs- und Zeitmomenten neben biegsamer persönlicher Zutat. Musikalisch höchst sorgsam gebildet, wurzelte Mendelssohn in der Tradition der Klassiker, wenn er auch ohne den Vorhergang Webers nicht zu denken ist. Historisch und ästhetisch auf der Höhe der Zeit, brachte er die alte Musik, vor allem Bach, wieder praktisch zu Ehren und überschritt, war dies romantisch, doch niemals mit romantischen Exzessen die Grenze des guten Geschmackes. Dazu kam ein eigenes, bedeutendes, doch wesentlich formales Talent, das sich früh äußerte und siegreich durch die Bewunderung der nächsten Umgebung hindurchwuchs. Und aus alledem ging eine Mischung hervor, welche die Zeit begeisterte, ohne sie doch meisternd zu überwinden.

Am stärksten und weitesten bewundert wurden wohl des Meisters „Lieder ohne Worte". Die Form war nicht völlig neu, wohl aber der Titel; inhaltlich brachten sie jedenfalls auch eine Verfeinerung des Liedes, trieben sie die Phantasie des Hörers, der zum Ton des Klaviers den Gesang, ja das Wort zu ergänzen hatte, in einen höheren Bereich. Und selbst diejenigen dieser Lieder, die so Eigenartiges nicht leisteten, waren doch Malereien in entzückendem Pastell. Die Gabe, pittoresk zu wirken, zeigten vor allem einige Symphonien, so die früh entstandene schottische vom Jahre 1829, auch die italienische, obwohl hier die Fähigkeit, den schärferen Auftakt südlichen Volkslebens und südlicher Landschaft zu schildern, schon versagt. Noch mehr ist das in der Musik zur Antigone und zum Ödipus auf Kolonos wie zur Athalia Racines der Fall; das Heroische lag jenseits der Grenzen jenes geschmackvoll abgezirkelten Schönheitssinnes des Meisters, dem Beethovens machtvolle Musik mit ihren schweren Akzenten kein „Pläsier" war. Darnach ist es denn auch ohne weiteres verständlich, daß

Mendelssohn die Stimmung des Shakespeareschen Sommernachtstraumes besonders lag: Elfenspuk, mimosenhafte Zartheit, Leidenschaften ohne Ecken und Spitzen, dazu ein historisches Anempfinden aus sehr verschiedenen fremden Kulturen zumal: das war eine Aufgabe recht eben für ihn geschaffen; schon siebzehnjährig hat er, 1826, die Ouvertüre, und in wie hoher technischer Vollendung bereits, geschaffen. In den späteren Werken seiner Manneszeit, in den Oratorien Elias und Paulus (1846 und 1836), denen sich ein Christus anschließen sollte, zeigten sich dagegen wieder die Grenzen seiner Begabung. Die Musik entsprach der Gotik dieser Zeit: sie ist weichlich, bisweilen aber doch noch kirchlich, namentlich da, wo ein altjüdischer Funke durchschlägt: aber sie bleibt zu schön, um in deutschem Sinne charaktervoll zu wirken.

Muß nach alledem noch gesagt werden, daß dem Meister die Oper, die frühe große Form der Romantik, im Grunde fern lag? Aber auch eine neue Formenwelt ihrer Instrumentalmusik hat Mendelssohn nur in engen Bezirken angebaut. Groß dagegen und in seiner Zeit unübertroffen war er als Dirigent. Mit welchem Stolze sieht der Leipziger noch heute auf das Jahrzehnt seiner Tätigkeit am Gewandhaus zurück! Und es war nur eine Ausdehnung dieser reproduzierenden Wirksamkeit, daß Mendelssohn im Jahre 1843 zu Leipzig das erste Konservatorium der Musik schuf. Es war zugleich der innerste Ausdruck seiner Veranlagung. Nun zum ersten Male wurde die Musik des 19. Jahrhunderts modern-akademisch gepflegt und ihre Formenwelt darum nicht mehr so sehr fortgebildet als geschlossen. So hat denn die Leipziger Schule Großes gewirkt in den Jahren ihres frühesten Bestehens, solange die Bewegung, von der sie getragen war, auch noch außerhalb ihres Kreises lebte; später hat sie wesentlich nur noch mittlere Talente dressiert und zu guter Letzt sogar noch einen Historismus gezüchtet, der sich der Gegenwart verschloß.

Der eigentliche Vollender der romantischen Musik, ihr fortgeschrittenster instrumentaler Meister war Robert Schumann (1810—1856). Schumann stammte aus Zwickau, aus einer

trostlosen Bergwerksgegend, in der Rauch und Gase das Grün der Wiesen zu Grau entstellen; er war von Natur in sich gekehrt, schweigsam, verschlossen: früh schon überschattet von melancholischen Stimmungen. So wurde ihm zunächst, bei literarisch und musikalisch gleich starker Begabung, Jean Paul zum Herzensfreund; bis zum Verlust seiner selbst versenkte er sich in ihn: „er hat mich oft dem Wahnsinn nahe gebracht, aber der Regenbogen des Friedens schwebt immer sanft über allen Tränen und das Herz wird wunderbar erhoben und mild verklärt". Neben Jean Paul war es, in sonderbarem Gegenspiel, die blühende Melodik Schuberts, welche die Leipziger Studentenjahre Schumanns — er sollte Jurist werden — verschönte: er zuerst eigentlich hat den fast verhungert Gestorbenen ganz gewürdigt.

In den dreißiger Jahren des Jahrhunderts rang sich Schumann zur Musik als Lebensaufgabe durch; zunächst mehr literarisch, mehr aneignend; er versuchte sich als Klaviervirtuose, wobei er nur durch eine wahnwitzige anatomische Behandlung seiner Finger den Beruf verfehlte, und er begründete im Jahre 1834 zu Leipzig die Zeitschrift für Musik. Es war ein frühgeborenes Gegenstück gleichsam zu dem um ein Jahrzehnt später entstandenen Konservatorium Mendelssohns: wollte dieser recht eigentlich konservieren, so drängte Schumann vorwärts. Da ging er und ging seine Zeitschrift, die bis in die vierziger Jahre von seinem Geiste beseelt war, mit der flachen Musik der Rossini und Bellini ins Gericht, da wetterte er gegen die Klaviermusik der Czerny und Hünten, gegen welche die Weber, Marschner, Chopin noch nicht aufgekommen waren, da prophezeite er die „Vorbereitung eines neuen poetischen Zeitalters". Und hielt es bald für seine Aufgabe, dieses Zeitalter selbst mit heraufzuführen. Denn, ein zwiespältiger Charakter, war er traumhaft und schroff und vereinigte mit aller literarischen Kontemplation das leidenschaftliche Stürmen und die tiefe Ruhmessehnsucht des schaffenden Künstlers.

Schumann hat die entwicklungsgeschichtliche Höhe seiner Kunst schon in den Klavierwerken der dreißiger Jahre und in

einigen anschließenden Stücken erreicht[1]. Dabei war der Zwanzigjährige des Neuen, das er sehnend schuf, früh auch bereits Herr: so schon in der Fis-Moll-Sonate von 1833 bis 1835, die man freilich nach dem Rezept des Meisters spielen muß: „Betrachten Sie sie liebevoll, so wird sie Ihnen antworten; es hängt viel altes Herzblut daran." Unter den späteren Kompositionen dieser Zeit sind die Phantasiestücke (Opus 12), die zartsinnigen Kinderszenen, auch die durch E. Th. A. Hoffmann inspirierten Kreisleriana besonders bekannt geworden. Die außerordentliche Gewalt des Neuen tritt aber in den Etudes symphoniques vom Jahre 1834 am deutlichsten hervor. Und das Wesen dieses Neuen hat wohl niemand früher erkannt als Liszt, der schon 1837 in der Pariser Gazette musicale auf den jungen Deutschen aufmerksam machte. Die Werke Schumanns aus dieser Zeit sind im Grunde mehr oder weniger symphonisch gehaltene Zyklen von außerordentlich gespanntem Stimmungsgehalt: sind Vorbereitungswerke der späteren impressionistisch-symphonischen Musik eben Liszts und Wagners. Dabei wird freilich die neue Form noch nicht grundsätzlich gesichtet oder wenigstens vollkommen erreicht. Denn Schumann hatte in seinem Wesen etwas Verschwommenes, das seine Seele am allerwenigsten zur kristallhellen Bildnerin einer neu abschließenden Formenwelt bestimmte: ihm fehlte die Herbheit, die Härte, auch wohl die rücksichtslose und leidenschaftliche Energie der Selbsterziehung Beethovens. Und so blieb er denn in der Formentwicklung, und damit auch in der Durchbildung der technischen Mittel, auf halbem Wege stehen, fand und erfand wohl manches Neue, den häufigen Gebrauch geteilter Stimmen, Arpeggien und dergleichen, verharrte aber doch im ganzen im Verworrenen einer wesentlich passiven Stimmungswelt. Aus alledem heraus war er denn im ganzen doch auch in dieser Frühzeit Romantiker; und schon war es ganz wesentlich die Neigung zum Bizarren und Grotesken, die ihn beherrschte.

[1] Dies die Ansicht meines lieben Schülers und Freundes Dr. Barge, die ich teile.

Die spätere Zeit aber bedeutete eher einen Rückschritt auf der Bahn des Pfadfinders, so herrlich, rein ästhetisch oder vom Standpunkte persönlichen Geschmackes aus betrachtet, ihre Blüten gewesen sind. Schumann war gegen die vierziger Jahre hin noch unbekannt; er konnte noch 1839 in Leipzig von sich schreiben: „Die Welt weiß eigentlich so gut wie nichts von mir.“ Und neben ihm schuf am gleichen Orte, in der Sonne des Ruhmes, Mendelssohn-Bartholdy! Man versteht um so mehr, daß Schumann ihm nachzueifern begann, als es sein persönliches Verhängnis war, dadurch gelegentlich den Glauben an sich selbst zu verlieren, daß ihn die am wenigsten verstanden und schätzten, die ihm im äußeren Leben am nächsten traten. Seit seinem Verkehr mit Mendelssohn und noch mehr seit seiner Verheiratung im Jahre 1840 wandte er sich vokalen und instrumentalen Kompositionsformen zu, die seinem Genius nicht entsprachen; und schuf er sich im Liede noch ein neues, ihm kongeniales Ausdrucksmittel — wie fruchtbar war er darin anfangs, allein im Jahre 1840 sind mehr als hundert Lieder entstanden —, so verfiel er doch im ganzen, statt sich fortzuentwickeln, dem Zwange eines formalen, eines epigonenhaften Klassizismus.

Es ist der Hauptsache nach zugleich auch der Ausgang der romantischen Musik, so sehr noch bedeutende Nachzügler, wie Max Bruch und Joseph Rheinberger (beide gegen Ende der dreißiger Jahre geboren), in ihrem Geiste und aus ihrer Stimmung geschaffen haben.

II.

Die Musik war in gewissem Sinne die Kunst, die der Romantik am meisten entsprach: denn der Ton schafft ins Leben eingeführt die fernsten Möglichkeiten zu Wirklichkeit um: der leise Klang des Wunderhorns im Oberon lullt bald alle Handelnden mitten in ihrer letzten Bewegung in einen Dornröschenschlaf, bald bannt er jedermann zur Verzückung im Tanze. So versteht es sich denn, daß die Musik auch am längsten romantisch blieb; ja ihre dem Natura-

lismus jeder Anschauung an sich fernstehenden Ausdrucksmittel erhielten sie dauernd im Kreise ausgesprochenster Stimmung.

Rascher schon welkte die Blüte der Romantik auf dem Felde der darstellenden Kunst.

Wir erinnern uns, daß auf diesem Gebiet die Malerei führte. Aber war die Malerei der Frühromantik nicht vielmehr Zeichnung gewesen? Es war ungefähr die Zeit, da ein geistvoller Franzose meinte, wenn Gott die Farbe mit der Form habe auf eine Linie stellen wollen, so würde er sicherlich sein Meisterwerk, den Menschen, mit dem Kolorit des Kolibri bedacht haben.

Aber nicht einmal den eigentlich realistischen Umriß hatte die Frühromantik in der für sie vorwiegenden und charakteristischen Malerei gekannt; Nachahmerin vielmehr war sie gewesen noch jenes Konventionalismus der Konturen, der in den Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts für die europäische Kunst bezeichnend gewesen war und nunmehr, freilich in gewissen Abwandlungen, wie sie der malerische Ausdruck der frühromantischen Mystik nahelegte, und unter asketischer Anwendung nur der Farbe wieder auflebte.

Bedeutete es da nicht schon einen Fortschritt, wenn die malerisch darstellende Kunst sich statt auf den konventionellen Umriß vornehmlich der Italiener des Quattro- und Cinquecento vielmehr auf die realistischere Zeichnung des 16. Jahrhunderts und auf deutsche Kunstübung überhaupt zu stützen begann? Es war der entwicklungsgeschichtliche Zug, mit dem sich die erhabene Kunst des Cornelius der Geschichte der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts einordnete.

Peter Cornelius (1783—1867) ist erst achtundzwanzigjährig, 1811, in den Kreis der Nazarener in Rom getreten: und damit innerlich fertiger als manch anderer der Genossen, die mit ihm in der Casa Bartholdy und der Villa Massimi gemalt haben. Er hatte sich schon in Düsseldorf, seiner Heimat, von dem Direktor der dortigen Akademie, Langer, sagen lassen müssen, daß ihm die Welt der Farbe im Grunde verschlossen sei, und er hatte sich deshalb um so eifriger dem energischen

Studium des größten Deutschen der Zeit vollendeter Wiedergabe des Umrisses, Dürer, wie auch der Kleinmeister des 16. Jahrhunderts hingegeben. In ihnen wurzelte dann zeitlebens seine Kunst, nur daß er sich aus dem Realismus des Umrisses heraus doch immer wieder dem besonderen Zuge zum Stilisiert-Erhabenen hingab. Da konnte ihm denn Rom, das er auf Goethes Rat aufsuchte, auch neben den deutschen Meistern noch unendlich viel bieten: die Antike und Thorvaldsen, Raffael und vor allem Michelangelo begannen auf ihn zu wirken. Das Ergebnis war eine Auffassung, die sich im Sinne erweiterter und romantisch beeinflußter Stildurchbildung an Carstens anzuschließen schien; nur daß Cornelius Carstens an der Hand größerer Aufgaben wie auch innerlich, im gedanklichen Auswachsen überholte. Das um so mehr, als er den ganzen Ernst und Eifer der Nazarener teilte: „Wie rein und heilig war das Ziel," hat er noch im Greisenalter von diesen Zeiten sagen können, „wonach wir rangen! Unerkannt, ohne Aufmunterung, ohne Hilfe, als die des liebenden Vaters im Himmel!"

Von Rom wurde Cornelius schon frühzeitig heimwärts gerufen. Hatte er in einem Brief an Görres gemeint, die Kunst müsse zur Veredlung und Verherrlichung des öffentlichen Lebens dienen und als Bedingung hierzu, zugleich zur Entwicklung einer volkstümlichen Bildung, die Freskenmalerei bezeichnet: so schienen König Ludwig I. von Bayern und später König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bereit, in diesem Verstande die Kunst zu fördern. Und an Mitteln hierzu, wie überhaupt zu fürstlichem Mäcenat, fehlte es wenigstens in Bayern nicht: König Ludwig hat in 23 Jahren mehr als 37 Millionen Gulden aus seiner Privatschatulle geopfert, um München zur Kunststadt zu machen.

Aber war das Zeitalter für eine öffentliche Kunst auch reif? Und konnte eine solche Kunst jetzt eben das Fresko sein oder werden? Ja vermag eine öffentliche Kunst überhaupt zugleich volkstümlicher „Bildung" zu dienen?

Cornelius kehrte im September 1818 nach Deutschland

zurück, übernahm 1820 die Direktion der Düsseldorfer Akademie und begann zugleich in der Münchner Glyptothek im Auftrage König Ludwigs zu malen. Darauf wurde er 1825 als Akademiedirektor nach München berufen und schuf weiter im Sinne und Auftrage des Königs. Die Fresken der Loggien in der Pinakothek waren schon begonnen; hierzu kamen als Münchner Hauptwerk die Malereien der Ludwigskirche, vor allem das Jüngste Gericht, das 1840 vollendet wurde. In diesem Jahre zog Cornelius dann desselben Wegs wie Schelling, der letzte noch lebende große idealistische Philosoph; König Friedrich Wilhelm IV. hatte ihn nach Berlin berufen. Hier hat er dann noch im alten rastlosen Eifer, seinen Idealen reinen Herzens dienend, die Kartons zu den Wandgemälden des geplanten Campo santo und des Doms geschaffen, die jetzt den großen Oberlichtsaal der Nationalgalerie füllen; Kompositionen, die so großartig gedachte Stücke wie die apokalyptischen Reiter enthalten; zur Ausführung ist er nicht mehr gelangt.

Die Fresken der Glyptothek schildern das Leben in der Natur, wie es sich im Gestaltenkreis des hellenischen Olympes auswirkt; die Wandgemälde der Ludwigskirche den Kreis der christlichen Offenbarung als etwas Ganzes; die Entwürfe für den Berliner Campo santo „die allgemeinen und höchsten Schicksale des Menschengeschlechts, das Walten der göttlichen Gnade der Sünde der Menschen gegenüber, die Erlösung von der Sünde, Verderben und Tod, den Sieg des Lebens und der Unsterblichkeit". Es waren Stoffe, deren Bewältigung durch Cornelius einen Teil der Zeitgenossen mit höchster Begeisterung erfüllte; Vergleiche mit Michelangelo schienen angebracht, wenn sie nicht gar als zu mager galten. Und sicherlich fühlt man dieser Kunst auch heute noch das Tiefe, Einfältige und Große nach, das Niebuhr ihr zusprach. Dennoch erweist sie sich schon in der Konzeption nicht von der dauernden Wirkung des gänzlich Großen. Die Beziehungen der Figuren und Gemälde untereinander erscheinen ausgeklügelt; es war ein unbewußt richtiges Urteil, wenn nicht eine Verurteilung, wenn der philosophische Ehrendoktor Cornelius mit ihnen den Begriff

der Dissertation verband. Das spiegelt sich denn auch in der Komposition wider: sie ist zu gedrungen, sie erscheint gezwungen, gemacht. Denn wie sollte es schließlich möglich sein, nicht etwa noch anschauliche Ideen, nein ganze abstrakte Begriffssysteme und Ideenkreise zu malen? Cornelius' Kunst scheiterte an der gerade in seinem Kopfe bis zu durchsichtigster Energie und Wirkungsfähigkeit entwickelten Auffassung, die Kunst sei eine Magd der Vorstellung, das Anschauliche ein Diener des Gedankens: die tiefste Antinomie der kunstgeschichtlichen Entwicklung des Zeitalters trat eben bei dieser höchsten und klarsten künstlerischen Kraft auch am deutlichsten zutage.

Und wenigstens die jüngeren Zeitgenossen des Meisters vermißten bereits durchweg auch etwas anderes: die Farbe. Schon König Ludwig hatte vor dem Jüngsten Gericht das verhängnisvolle Wort ausgesprochen: „Er kann nicht malen." Und tausendmal ist es seitdem variiert worden. Feuerbach aber hat es noch mit einer anderen berechtigten Beobachtung verbunden[1]: „Ist das Cornelius, der große Cornelius? Bei näherer Betrachtung wird es immer schlimmer; man entdeckt immer mehr mangelhafte Stellen der Zeichnung, grobe Zeichnungsfehler — von Kolorit keine Spur."

Doch man werte Cornelius vor allem von seinem Standpunkte aus! Da bleibt seine Malerei trotz allem groß; es sind gewaltige Schöpfungen einer monumentalen Kunst des Umrisses: und alles ist auf dessen Rhythmus gestellt. Farbe vertrug diese Kunst eigentlich überhaupt nicht, denn farblos war sie empfunden. Fand eine nachträgliche Auffüllung mit ihr statt, so hatte diese nur einen wesentlich symbolischen Wert. Erhob man gleichwohl die Forderung nach Farbe und wurde die Farbe dann naturgemäß realistisch angewandt, so ergab sich bald, daß damit der Rahmen dieser Kunst gesprengt wurde. Es war gewiß auch ein Weg zum Realismus. Aber konnte auf ihm Großes erreicht werden?

Diesen Weg ist Wilhelm Kaulbach (1805—74) gegangen.

[1] Vermächtnis[3], 30—31. (c. 1848).

Kaulbach tat den entscheidenden Schritt in der Hunnenschlacht (1834—37) und in der Zerstörung Jerusalems; beide Kompositionen hat er später den sechs Wandbildern im Treppenhause des Berliner Museums (1847—66) einverleibt. Alle diese Bilder zogen die Farbe, anfangs schüchtern, dann kräftiger, bald nicht ohne sinnlichen Zug, in die Monumentalmalerei des Cornelius. Das Ergebnis trat alsbald zutage: technische Auflösung der festen Form und geistige Zerstörung des herb idealen Inhalts; und übrig blieben trostlose süßliche Geschichtsphilosophien rein beschreibenden Charakters. Kaulbach war ein reflektiert-moderner Mensch von starkem Sarkasmus und von einiger Lüsternheit — kein Prophet wie Cornelius —: die Karikatur und die seit den vierziger Jahren aufblühende Illustrationskunst lagen ihm näher. Aber auch hier hat er Tüchtiges nur in der Karikatur geleistet — so geschätzt auch sein Reineke Fuchs und seine Goetheschen Frauengestalten lange Zeit in den Kreisen der künstlerisch Armen blieben.

Die Bedeutung aber der alten Umrißkunst des Klassizismus und der Romantik und der aus ihr hervorgehenden idealistischen Farbenbehandlung war allerdings mit Kaulbach noch keineswegs erschöpft. Gleichzeitig mit der Verbreitung des vlamischen Kolorismus durch das innere Deutschland im Verlaufe der vierziger Jahre ging eine Bewegung umgekehrten Zuges durch die südlichen Niederlande und hob die Namen Overbecks, Veits, Cornelius' und auch Kaulbachs noch einmal auf den Schild; und noch 1862 hat in Brüssel eine Ausstellung deutscher Kartonmalerei mit günstigem Erfolge stattgefunden. Ja aus diesem Zusammenhange ging dann nochmals eine besondere belgische Monumentalmalerei hervor, die vornehmlich in den vlämischen Kirchen und Rathäusern des Landes wichtige Denkmäler hinterlassen hat, der auch die Fresken im Sankt Veitsdom in Prag angehören, und deren hervorragendste Meister zwei Antwerpener, Guffens und Swerts, gewesen sind.

Für die deutsche Entwicklung indes starb mit den Gemälden Kaulbachs ein wichtiger, der konturistische Zweig der romantischen Malerei so gut wie völlig ab. Und fragt man

sich, was ihn eigentlich vernichtet hat, so war es im Grunde doch nicht eigentlich oder gar allein die emporquellende Farbe. Was zugleich und in noch viel tieferem Sinne verloren ging, war der Geist der Romantik. Wie hatten doch die Gemälde eines Overbeck in ihrem religiösen Zuge bei aller Unbeholfenheit der Darstellung, ja gerade ihretwegen zu den Herzen der Frommen gesprochen: Keime waren sie und duftende Blüten tiefster Stimmung. Ließ sich ein gleiches noch von Cornelius' Gemälden sagen? Und doch spricht auch aus ihnen trotz aller Gedankensystematik ein herbes Pathos dramatisch-ethischen Zuges. Kaulbachs große Repräsentationsbilder dagegen wenden sich mehr an den kombinierenden Verstand als an Empfindung und Phantasie; mit Recht ist über sie geurteilt worden, daß ihr Meister, was er darstellen wollte, ungleich präziser, besser und wahrer in Worten hätte sagen können. Denn tatsächlich ist Kaulbach mehr mit den literarischen Gedanken der ausgehenden dreißiger Jahre und deren mehr wissenschaftlichem und politischem als poetischem und philosophischem Charakter vertraut, als mit dem Empfindungskreise der Nazarener und selbst noch Cornelius'. Und so war denn der Verfall unvermeidlich; die blaue Blume war abgeblüht unter den sengenden Strahlen einer hereinbrechenden Zeit des Verstandes; die Poesie der Konturmalerei endete in dürrem Intellektualismus.

Natürlich war das Schicksal eines zweiten Zweiges der romantischen Malerei, der inzwischen erwachsen war, kaum ein anderes.

Die Romantik mußte, sobald sie sich des rein subjektiven Momentes des bloßen Mystizismus entschlug, zur Farbe leicht ein inniges Verhältnis entwickeln. Denn Farbe hieß bunte Mannigfaltigkeit, hieß Darstellungsmöglichkeit unzähliger neuer Reizempfindungen, hieß Schattierung der Eindrücke: und dem Kolorismus der Musik und des Orchesters entsprach ein nicht minder starker Kolorismus der Malerei und der Palette.

Dieser Kolorismus aber konnte sich schwerlich irgendwo früher und leichter bilden als auf dem Gebiete der Landschaft; denn hier drängte schon das Objekt der Darstellung selbst mit

seinen Wirkungen des Unbestimmten, der Luftperspektive zumal, über den Umriß hinaus. In der Tat ist darum auch schon ein Klassiker wie Rottmann, oft in fast theatralischem Sinne, etwa in seinen Landschaften in der Münchner Pinakothek, und einigermaßen an Turner erinnernd, Koloriſt gewesen. Zwar löste er die Landschaft in ihre einfachsten linearen Elemente auf: betonte die geologische Formation, vereinfachte die Reflexe fast niemals fehlender Wasserflächen, führte die Vegetation auf das zur Charakteristik Notwendigste zurück. Aber daneben waltet in seinen Bildern eine idealistische Beleuchtung über dem Ganzen, die sich den gelben Tönen frühherbstlicher Sonnenuntergänge und dem blauen Weben beschatteter Landschaftsteile nähert. In den Zeiten der entwickelten Romantik aber wurden dann diese Elemente in dem Sinne umgebildet, daß der Umriß viel weicher genommen und daß die koloristischen Stimmungselemente in hohem Grade gesteigert wurden. Dazu kam die objektive Romantik der dargestellten Gegenstände. Schon der junge Mann, der in Tiecks Sternbald Maler werden will, läßt seine Einbildung sich in ihnen ergehen: „Dann würde ich einsame schauerliche Gegenden abschildern, zerbrochene Brücken, über zwei schroffen Felsen, einem Abgrunde gegenüber, durch den sich ein Waldstrom schäumend drängt, verirrte Wandersleute, deren Gewänder im feuchten Winde flattern, furchtbare Räubergestalten aus dem Hohlweg heraus, angefallene und geplünderte Wagen, Kampf mit den Räubern.“ Das war es denn, was auch wirklich gesucht wurde: nicht die Heimat in den leisen Reizen der Flachlandschaft und des Wassers, denen die Stimmung mehr innerlich und intimer innewohnt, sondern die deutsche Landschaft des Mittelgebirges, vor allem am Rhein, und der Alpen mit ihren noch fester sich aufdrängenden Umrissen, und doch schon hineingetragen in die Stimmung durch besondere atmosphärische und menschliche Ereignisse. Daneben wurden Mondscheinbilder modern und Landschaften düstrer Wolkenbildung und wogenden Sturmes: elegisch und sentimental vor allem sollten die Zauber der Palette wirken.

Am Rhein, namentlich in Düsseldorf, war es eine ganze

Anzahl von Malern, die in diesem Sinne vornehmlich die Gegend zwischen Mainz und Koblenz zum Vorwurf wählten; in Bacharach, in Sankt Goar, in Lorch, in Boppard allenfalls noch fühlten sie sich heimisch. Daneben entdeckte hier Karl Friedrich Lessing in seinen düsteren Eifellandschaften, nach einem ersten Aufstieg in dies geologisch so mannigfaltige Bergland im Jahre 1832, das eigentliche Mittelgebirge, und mit ihm schon das Objekt einer mehr realistischen Schilderung. Doch entfaltete sich daheim, auf der Staffelei der Werkstatt, auch noch die idealistisch-romantische Landschaft an sich weiter; sie hat noch so große Meister gehabt, wie Schirmer, der mit seinem „Deutschen Urwald" im Jahre 1828 zuerst Aufsehen erregte, und Franz-Dreber (1822—1875); und sie hat auf späte Klassizisten, wie den älteren Preller, noch bedeutenden Einfluß geübt, wie sie auch der Entfaltung des impressionistischen Frühidealismus in der zweiten Periode des Subjektivismus Vorschub geleistet hat: Böcklin war, wie Franz-Dreber, ein Schüler Schirmers.

Neben dem Rheintal waren es namentlich die Mittelgebirgspartien des Elbtals in Böhmen und teilweise noch in Sachsen, welche die romantischen Maler anzogen: und in der Tat haben diese Teile des Elbtals, namentlich in Nordböhmen, bei allen Abweichungen manche Ähnlichkeit mit dem Mittelrhein zwischen Bingen und Andernach oder Königswinter, ja übertreffen ihn an Größe des Landschaftlichen, wenn ihnen auch die reichste Romantik einer großen Vergangenheit vielfach fehlt.

Der größte Meister der Elbromantik war Ludwig Richter (1803—1884). Auf einem der besten Bilder Richters, der Überfahrt über die Elbe am Schreckenstein bei Aussig (1837), ist im letzten Abendlicht unter dem schüchternen Erscheinen der Mondsichel — im Hintergrund verblauende Berge, mitten im Vordergrund der schroff ragende Schreckenstein mit seiner Burgruine — ein Kahn zu schauen, der auf dem Strome durch einen Greis leise von einem Ufer zum andern getrieben wird, mit mannigfachen Insassen: einem alten grauen Harfner, der in die Saiten schlägt und dem ein Jüngling still erschauernd

lauscht; einem Handwerksburschen, der in begeistertem Wanderdrang zur Burg aufschaut; einem jungen Paar, Bauern der Gegend, mit Magd und Kind, die Futter für die Kühe daheim geholt haben und nun über den Fluß setzen —, das alles in der selig-ruhevollen Stimmung abendlicher Dämmerung. Das Bild, ein wahres Musterblatt romantischer Requisiten, erklärt zugleich auch Richter den romantischen Landschafter, und Richter den feinen Stilisten des Volkslebens. Schon beinahe alle seine Staffeleibilder sind voll von Staffage, mag es sich nun um einen Brautzug durch Frühlingswald oder um einen Abendsegen bei sinkendem Sommertag unter dem schwingenden Glöcklein des Einsiedels handeln. In der bloßen Zeichnung, deren Technik der Meister von jeher liebte und später immer mehr bevorzugte, tritt dann die Staffage noch viel, viel mehr hervor. Und hier erst erscheint denn eigentlich des Meisters ganz persönliche Art, wie sie dem Inhalt das Siegel einer idealisierenden, ruhig-verklärenden Erinnerung im Sinne einer Spätröte der Romantik aufdrückt: Gemüt und Sehvermögen, Schauen und Sinnen sind eins, und traulich, subjektiv wahrhaftig und engelrein, dabei ein wenig philiströs wird uns vom engen Familienkreise des deutschen Hauses berichtet, von frommer Sitte und gutem Brauch, von harmloser Freude an der Natur und wohligem Behagen am häuslichen Herde bei wärmendem Ofen und in der Ofenröhre singendem Apfel. Richter ist damit in seinen Holzschnittfolgen, wie sie erst vornehmlich in den fünfziger und sechziger Jahren erschienen („Fürs Haus" z. B. 1851—61), der Verklärer vornehmlich des mittleren Bürgertums der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden: und so endete in dieser Hinsicht der stolze Umrißstil des Klassizismus und der Romantik, der bei Heroen und Heiligen, wenn nicht bei Göttern und Gott begonnen hatte, in den Winkeln der Welt, im Kreise jener Kleinen, welche, dieweil sie sanftmütig sind, das Erdreich besitzen. Ist es da nicht selbstverständlich, daß er auf diesem Wege bei aller stilistischen Kunst doch weit realistischer wurde?

Eine dritte Richtung der romantischen Malerei aber, der

zweiten freilich am Rheine vielfach verwandt, führte gleichzeitig mit den Jugendjahren Richters schon zu noch vollerer Farbe —: bis schließlich auch sie in einer gemäßigteren, aber nun fast schon rein realistisch zu nennenden Palette aufging.

Wilhelm Schadow, der Sohn Gottfrieds, des Berliner Bildhauers, einer der Nazarener, wurde im Jahre 1826 Direktor der Malerakademie in Düsseldorf. Er hatte von seinem Vater eine Neigung auf technische Gediegenheit geerbt; und er war der einzige in der Maljugend deutscher Nation in Rom gewesen, der sich den Einflüssen der dortigen, schon stark koloristischen französischen Malerkolonie zugänglich erwiesen hatte. Zum tüchtigen Lehrer gereift und mit der Verantwortlichkeit der Akademieleitung betraut, meinte er jetzt wenigstens die schwächeren seiner Jünger zu energischem Naturstudium anhalten zu müssen: die Begabteren freilich würden dessen wegen ihres stärkeren Formengedächtnisses nicht bedürfen. Gewiß war er dabei noch der Ansicht der Nazarener, wie sie Schelling vielleicht am besten formuliert hatte, daß die schöne Form nur Wert habe, insoweit sie Ausdruck des Inhaltes sei; der Gedanke war ihm noch die erste, dessen Verwirklichung in Form und Farbe erst die zweite Tat des Künstlers. Allein deshalb lehrte er doch, daß der Künstler zwar zuerst einen poetischen Gedanken im zeichnerischen Entwurfe niederlegen müsse. Aber dann müsse diese Komposition mit Modellen behandelt werden. Und darauf sei eine Farbenskizze unter Prüfung der Licht- und Schattenverteilung wie des Tones und der Farbe an einem Ensemble von Modellen, gleichsam wie an einem lebenden Bilde herzustellen: worauf erst dann die Ausführung beginnen solle.

Es war ein Verfahren, das freilich einem lebhaft vorwärts gerichteten Künstler wie z. B. Anselm Feuerbach schon in den vierziger Jahren unerträglich war: „Schadow verlangt immer großartige Ideen in der Komposition, und die Ausführung will er nach gewissen Regeln haben, die er mit dem Lineal anzugeben weiß." In den zwanziger und dreißiger Jahren jedoch führte Schadow seine Schüler in der begeisterten Annahme seines Verfahrens noch vorwärts. Und

das Ergebnis war nach dem Urteil der Zeitgenossen außerordentlich: da endlich habe man die schmerzlich gesuchte echte deutsche Kunst: und die Berliner Kunstausstellung schon des Jahres 1830 brachte den Düsseldorfern volle Triumphe. In der Tat war schon viel erreicht, ließ Schadow seine Schüler, eine größere rheinische Gruppe und eine Gruppe von meist wohlhabenden Berlinern, die nach Düsseldorf gekommen waren, darunter Lessing und Bendemann, die stärkeren farbigen Prinzipien und realistischeren Züge auch nur auf den gewohnten Vorstellungskreis der klassizistischen und frühromantischen Kunst anwenden. Bald aber wurde dieser Kreis auch im Sinne einer objektiven Romantik erweitert: Poesie und Geschichte wurden Inhalt der neuen Malerei. Dabei wurde zunächst die Poesie bevorzugt: wie oft ist in diesen Jahren nicht Romeo und Julia, sind nicht andere Gestalten und Szenen Shakespearischer Dramen gemalt worden! Daneben wurden die romantisch anmutenden Dichtungen der Italiener und Spanier der Illustration in Zeichnung und Ölbild unterworfen, Dante, Ariost, Cervantes; und neben ihnen spielten persischer Orient und deutsches Mittelalter ihre Rolle. Die eigentliche Historienmalerei dagegen predigte Schnaase erst im Kunstblatt des Jahres 1834 als Ziel der Zeit. Doch wußten die Maler die Forderungen der Poesie und der Geschichte noch sehr wohl zu vermählen; das Alte Testament mit seinen Helden war da Mode; und gern sah man jetzt „lyrisch-historische" oder gar „sentimentalisch-historische" Personen, wie Boas und Ruth, oder Bendemanns Trauernde Juden im Exil (1832) oder desselben Meisters „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems" (1834). Doch fiel daneben der ursprüngliche Verstand romantischen Inhalts noch nicht fort; noch immer fanden edle Räuber und sentimentale Wilddiebe, Schleichhändler und Vagabunden und der ganze Troß der „romantisch Freien" Käufer; und noch immer wurden sie mit den einfachen koloristischen Mitteln Schadowschen Rezeptes bewältigt: bis sich der Eine Nethel über all diesen Requisitenkram hinweg zu stilvoller Größe und geschichtlicher Hoheit emporschwang.

Inzwischen aber hatte sich die allgemeine Malweise immerhin insoweit schon ins mehr Realistische umgesetzt, daß sie mit zunehmender koloristischer Freiheit neuen Gebieten zudrängte: dem Sittenbild, dem tendenziösen Historienbild und der stimmungsvollen Landschaft. Dabei lag namentlich die Bearbeitung der ersten beiden Gebiete sehr nahe, denn die Nation, und das hieß künstlerisch die Bourgeoisie, begann sich selbst interessant zu werden und noch mehr alle bäuerlichen Zustände als von ihrer Gegenwart abweichend und darum interessant zu finden, während zugleich eine mehr wissenschaftliche Betrachtung der Vergangenheit historischen Enthusiasmus zu entfesseln wußte. Unter diesen Einflüssen gelang es Schadow im Verlaufe der dreißiger Jahre nicht mehr, seine Schüler inhaltlich und selbst auch formell am alten Programme festzuhalten: sie gingen über ihn hinweg, und eine neue Phase der nationalen Malerei, die realistische, begann zu erblühen.

Halten wir jetzt noch über Bildnerei und Baukunst der Romantik Umschau, so bedarf es wohl kaum erst der Bemerkung, daß über die Bildnerei nicht viel zu sagen ist. Denn schon der Begriff der Plastik widerspricht in seiner prägnanten Fassung dem der Romantik; und so wenig es ein romantisches Drama von Bedeutung und namentlich von Bühnenwirksamkeit gegeben hat, so wenig wußten, mit geringen Ausnahmen, romantische Skulpturen zu fesseln. Doch ist die Entwicklung an sich und eben in diesem Zusammenhange betrachtet nicht ohne Interesse. Ihr Verlauf begann damit, daß man sich von der süßlichen Manier Canovas, aber auch von der konventionell-antikisierenden Kunst Thorvaldsens abwendete. Vor allem das christliche Motiv in der Romantik widersprach da. Bald war man sich infolgedessen dahin einig, daß der segnende Christus in der Kopenhagener Frauenkirche so wenig ein tiefes wie ein christliches Ideal des Welterlösers verkörpere, geschweige denn, daß die im reichsten Statuenkranze um ihn versammelten Apostel genügen konnten. Und es bestärkte diese Auffassung, daß auch Rauch und Rietschel, Meister der sterbenden Klassizistik und des erwachenden Realismus, in den Denk-

mälern der Frauenkirche nicht viel mehr als bärtige Männer sahen.

Wie nun aber romantische Ideale finden? Sie aus Eigenem zu schaffen, erzeigte sich der auf plastischem Gebiete formlose Zeitgeist als unfähig. Ließ sich aber nicht wie in der Malerei an das italienische Quattrocento anknüpfen? Dann ging die Fahrt allerdings unfehlbar schließlich zu dem eben erst vermiedenen heidnischen Hellenismus. Oder sollte man weiter zurückgreifend die Plastik der gotischen Blütezeit wieder aufnehmen? Sie war zu wenig bekannt, das spätgotische Material aber in seinen stilistischen Übertreibungen mißfiel der Anschauung romantischer Anmut, und eine hier und da versuchte Adaption an die Milde der Gegenwart gelang nicht. So kam es zu spärlicher Kunstübung und zum Eklektizismus; und Künstler wie Achtermann (1799 bis 1884) in seiner Münsterchen Pietà suchten frommen Sinnes eine Vermittlung des christlichen Kunstideals mit der Antike unter Anlehnung an einige Kompositionsgedanken der Gotik. Schließlich aber entwickelte sich bei der regen Nachfrage namentlich nach religiösen Werken der Bildnerei im Grunde nichts als eine Art bildnerischen Kunsthandwerks von süßlichen Formen: wobei man sich an die Antike anlehnte, den modernen Sinnen durch Bemalung genugtat und Massenwiederholungen geringwertiger Originale in Kirchen und frommen Häusern umtrieb.

Im Grunde konnte ein Fortschritt für die Plastik nur in einem geläuterten Realismus und im Anschluß an die Anfänge einer wirklich zeitgemäßen Baukunst gefunden werden. Allein durfte man, während spätestens der Ausgang der dreißiger Jahre eine Wandlung zum Realistischen brachte, so leicht auf die Verwirklichung der zweiten Voraussetzung hoffen?

Der Klassizismus hatte eine moderne Umbildung der Bauformen des griechischen Gerüststils gezeitigt: in vollster innerer Übereinstimmung mit der Entwicklung der Malerei: denn bei jedem Gerüststil überwiegt der Umriß, die Linie, und malerische Effekte werden nicht so sehr den Einzelgliedern des Baues wie deren Gesamtwirkung verdankt. So vor allem in

der Gotik. Wer wird die einfachen Pfeilerformen besonders der Frühgotik, ja selbst auch die Bekrönungen, die Wimperge, die Fialen, an sich malerisch finden? Aber wie reich in diesem Sinne wirkt das steinerne Dickicht eines durchgebildeten Strebesystems, wie groß und einheitlich der Pfeilerwald eines Kircheninnern, vielleicht noch dazu in der magischen Beleuchtung eines Sonnenlichts, das durch alte Glasmalereien bricht!

Als die Romantik den Sinn aufs Historische, Vaterländische, Fromme wandte, da lag es nahe, den antiken Gerüststil durch den mittelalterlichen Gerüststil der Gotik zu ersetzen: zumal es dann bald als möglich erschien, den Charakter der Linienführung der Malerei der Nazarener auf die Architektur zu übertragen: denn dieser Charakter war zum Teil aus den Staffeleibildern des Quattrocentos abgeleitet, und damit aus wichtigen Denkmälern einer Zeit gotischer Architektonik.

Von diesen Tendenzen wurden die an erster Stelle genannten auch zuerst wirksam; und so versteht sich, daß sich schon in der Vorzeit romantischen Empfindens, in den Jahren der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges, wenigstens literarische Regungen finden, die auf die Gotik hinweisen. Es ist die Periode, in die Goethes Würdigung des Straßburger Münsters und Schlossers begeisterte Worte über den Kölner Dom fallen: es ist eine Zeit, der der gotische Stil noch schlechthin als der nationale, der deutsche erscheint. Diese Auffassung und dieser Enthusiasmus ging dann freilich in den Jahren der klassischen Dichtung verloren; Schiller hat das Wort gotisch im Sinne von ungeheuerlich gebraucht. Indes eine Unterströmung für die Gotik blieb gleichwohl wirksam; ihr entstammte z. B. das Werk Friedrich Gillys über die Marienburg vom Jahre 1794. In den Tagen der Romantik aber gewann diese Strömung dann wieder Obergewalt; man sieht sie etwa seit Beginn des neuen Jahrhunderts wachsen; damals entwarf der jugendliche Schinkel seine großartigen gotischen Bauphantasien, und seit 1807 forderte der praktischere Sulpice Boisserée am Rhein den Ausbau des Kölner Domes. Doch erst im Verlaufe der Freiheitskriege wurde die Bewegung recht

gesteigert und befruchtet. Gewaltig trat jetzt Görres, seit 1814, für den Kölner Dombau ein als ein nationales und katholisches Werk zugleich, während man in protestantischen Kreisen den Sieg in der Völkerschlacht durch einen deutschen Dom auf Leipziger Boden zu verewigen dachte.

Bezeichnend war dann freilich, daß die protestantischen Bestrebungen keinen Erfolg hatten, so wenig wie der großartige Plan Schinkels, einen gotischen Dom auf dem Leipziger Platze in Berlin als Dankesmonument der wiedererlangten Freiheit zu errichten: diese Blüten welkten rasch unter Restauration und Autoritarismus. Allein war ihr Verdorren nicht auch ein wenig mit durch den Stand der architektonischen Kenntnisse über die Gotik bedingt? Sieht man die Pläne Schinkels ein oder schlägt man Stieglitzens Lehrbuch altdeutscher Baukunst vom Jahre 1820 auf: der Eindruck ist der gleiche; der innere Charakter selbst der frühmittelalterlichen Gotik ist noch wenig erkannt; welch ein Abstand gegen die an sich auch noch sehr unvollkommenen Publikationen Heideloffs, die mit dem Jahre 1838 begannen! Schinkel aber hat schließlich, während er im übrigen zum Klassizismus überging, eine magere und billige Backsteingotik als einen geistlichen Ausnahmestil gleichsam im allgemeinen nur noch für Kirchen verwendet; und seine bekanntesten Schöpfungen auf diesem Gebiete, die Werderkirche und als bedeutendste wohl die Nikolaikirche in Potsdam (seit 1830) gehören sogar dem klassizistischen Stile an, mag dieser auch von Traditionen evangelischer Baukunst des 16. Jahrhunderts und Erinnerungen an moderne Kirchenbauten eines angeblich hellenischen Gerüststils, so denen der Pariser Madeleine, durchtränkt sein.

Die Ausbildung einer Schule praktischer Gotik knüpfte der Hauptsache nach an die Wiederherstellung und Vollendung des Kölner Domes an.

Die Forderung, den Ausbau des Domes als ein nationales Werk zu betrachten, war seit den Freiheitskriegen nicht mehr verstummt; 1821 wurde Köln von neuem Sitz eines Erzbischofs; 1823 wurde mit den Arbeiten am Dom begonnen; neue Frische

kam in die Fortsetzung des Werkes, als sich Friedrich Wilhelm IV. seiner als König alsbald mit Begeisterung annahm; 1880 wurde der Dom vollendet. In den sechzig Jahren der neuen Arbeit an ihm lassen sich, sieht man von dem noch recht unverständigen Wirken des ersten Dombaumeisters Ahlert ab, vornehmlich zwei Phasen unterscheiden, die sich an die Namen der Dombaumeister Zwirner und Voigtel knüpfen. Voigtel hat den Dombau zu einer Zeit abgeschlossen, da man die Formen der Frühgotik — der Dom ist im Jahre 1248 gegründet — wissenschaftlich schon gut kannte, in der allgemeinen Bewegung der Baukunst aber frühgotischen Formen schon ferner getreten war. Für die Zeit, die uns hier beschäftigt, ist Zwirners Tätigkeit von höchster Wichtigkeit gewesen; seine Blütezeit waren die zwanziger und dreißiger Jahre. Zwirner hat der Linienführung der Nazarener und ihrer Nachfolger parallel und unter einem gewissen Einfluß auch noch des klassizistischen Baugedankens eine Gotik besonderer Art entwickelt. Sie ist von einer Symmetrie, einem Einflusse des Zirkels und einer mechanischen Gleichmacherei beherrscht, wie sie das Mittelalter niemals, auch nicht in den Zeiten der Frühgotik, gekannt hat; und da in ihr die Formenwelt des Mittelalters, vielleicht unter der Einwirkung Winckelmannscher Ideen von der stillen Größe der Alten, auch noch beschränkt und vereinfacht wird: so tritt eine weiblich-graziöse, in der Tat der romantischen Malerei stilistisch gut zur Seite gehende Kunst ans Licht, von deren gefälligen, etwas süßlichen Formen die Fassade des südlichen Querschiffs des Domes mit ihrem überreichen Portalbau, ganz eine Schöpfung Zwirners, vielleicht die beste Anschauung gibt. Wurden diese Formen dann an kleineren und weniger wichtigen Bauten in reduziertem Maße angewendet, so erhielt man die Gotik der Apollinariskirche bei Remagen, eines Werks Zwirners aus den dreißiger Jahren: Formen, die gleich leicht auf Schloßbau, Villenbau und bürgerliche Architektur übertragbar waren und in diesem Sinne tatsächlich auch in zahlreichen Bauten der vierziger und fünfziger, ja noch sechziger Jahre Verwendung gefunden haben. Es ist eine etwas gemacht-anmutige, eine auf gelegentlich recht

philiströse Wirkungen vereinfachten Linienwerks gestellte Gotik, die denn auch den Kirchenstil namentlich der Katholiken lange beherrscht hat, ja von einflußreichen Laien gefühlsmäßig noch bis vor kurzem als der eigentliche Stil des katholisch-mittelalterlichen Christentums betrachtet worden ist.

Im Verlaufe der architektonischen Entwicklung dagegen war dieser Stil seit etwa Anfang der vierziger Jahre spätestens erledigt. Das zu Perzeption und Genuß stärkerer malerischer Eindrücke fortschreitende künstlerische Auge verlangte jetzt kräftigere Formen und statt kahler, mit mißverstandenem Maßwerke aufgeputzter Wände die pittoresken Innen- und Außenwirkungen des vollendeten gotischen Gerüststils; und die zunehmende Kenntnis der mittelalterlichen Bauformen aus der Zeit der vollendeten und der späten Gotik vermochte diesem Drängen gerecht zu werden, wie sie aus ihm hervorging; bereits seit etwa 1840 lehrte Heideloff die Gotik des Ulmer Münsters und noch späterer Zeiten verstehen, schätzen und nachahmen.

III.

Ist schon die bildende Kunst in der spätromantischen Zeit wesentlich durch Übergangserscheinungen gekennzeichnet, die von der verhaltenen oder der enthusiastischen Mystik der frühromantischen Tage dem Realismus der dreißiger und vierziger Jahre zuführen, so gilt das noch mehr von der Dichtung. Die frühromantische Dichtung hat noch eine internationale Bedeutung gehabt; man darf sagen, daß durch sie Deutschland noch, wie das letzte halbe Jahrhundert zuvor in steigendem Maße durch Empfindsamkeit, Sturm und Drang und Klassizismus, die Weltliteratur kommandiert hat. Jetzt dagegen, nach den großen kriegerischen Erfolgen der Jahre 1813 und 1815, rücken die Männer der Literatur auf die gewöhnlicheren Abmessungen zurück; und Frankreich und England gelangen zur literarischen Führung.

Auf dem Gebiete des Dramas hatte schon die Frühromantik,

im Grunde rein lyrisch gestimmt, ihr Unvermögen zu konkreten Schöpfungen gezeigt; wie wunderlich *lesen* sich sogar die Buchdramen von Tieck oder Brentano oder Arnim. Nunmehr, in den zwanziger Jahren und schon zuvor, zeigte sich erst recht der Verfall der dramatischen Entwicklung; und keinerlei Surrogate dramatischer Bewegung konnten darüber hinwegtäuschen.

Die Schicksalstragödie hatte eigentlich bereits die Versuche, die dramatische Handlung irgendeiner durchgreifenden Weltanschauung subjektivistischen Charakters zu unterstellen, ad absurdum geführt. Weltanschauung und Zacharias Werners „24. Februar": das waren überhaupt fast mehr als Gegensätze, es sei denn, man hätte sich der Täuschung hingegeben, daß die thaumaturgischen Vorstellungen des früheren Mittelalters die kausal verknüpfende Begriffswelt der Gegenwart zu schlagen imstande seien. Und mit der Schicksalsführung waren zugleich auch die Einzelformen der dramatischen Kunst bis hinab zur Sprache vorzeitlicher Roheit verfallen. Im Grunde konnte man sich für die Stücke, die für die Bühne etwas bedeuteten, auf die noch halb in der Erzählung steckenden dramatischen Formen des individualistischen Zeitalters zurückgeführt sehen.

In der Tat knüpfte eine bestimmte Strömung bei Andreas Gryphius, ja fast könnte man sagen der Technik nach sogar bei Hans Sachs wieder an. Im Jahre 1823—25 waren Raumers Hohenstaufen, eins der besten Werke der romantischen Geschichtschreibung, erschienen: sie boten so recht den Stoff, dessen ein erzählendes Drama bedurfte. Und so folgten ihnen unzählige Dramen; von 1828—1830 gingen beispielsweise Immermanns Friedrich II., Eichendorffs Ezzelin, Grabbes Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. aus dieser Bewegung hervor. Dann gar, 1830—1837, überschwemmte Raupach die deutsche Welt mit seinem Hohenstaufenzyklus von sechzehn Dramen: die ganze Historie des 12. und 13. Jahrhunderts, das, was der Autor von ihr wußte und was er nicht wußte, aber zu wissen meinte, wurde da auf die Bretter gebracht; Staatsaktionen zauberten Bilder von des Reiches Größe vor, Päpste fluchten und Kardinäle

intrigierten, und das Publikum, das dem allen mit inniger Hingebung folgte, ermüdete selbst nicht bei der Verkündung langatmiger Staatsurkunden und Proklamationen. Es war der erste volle Ausbruch eines noch romantisch gefärbten historischen Sinnes; und Raupach war ganz der Mann dazu, die neue Kost einem hohen Adel und geehrten Publikum in gleich mundgerechter Art zu servieren.

Man kann aber diese Bewegung, der tiefere Erwägungen dramatischer Kunst fernstanden, gleichwohl als die eigentlich vorwärts weisende ansehen — trotz all des Spottes, der bald auf sie herabhagelte. Denn konsequent weiter verfolgt mußte sie zum vollen Historismus und aus diesem in den dramatischen Realismus führen. Und insofern mag ihr halber Rückfall in die Praktiken der Technik des 17. oder 16. Jahrhunderts wohl mit jenem historischen Schulkursus der bildenden Kunst verglichen werden, der, wie wir wissen, an der Hand der Kunst des Quattro- und Cinquecentos und der deutschen Malerei der Reformation wie in dem Geleit der gotischen Stilformen des Mittelalters von Overbeck bis zu Kaulbach, von Schadow bis zu Rethel, von Schinkel und Zwirner bis zu den Gotikern der vierziger bis siebziger Jahre führte.

Daneben aber nahmen noch dramatische Erscheinungen die Aufmerksamkeit in Anspruch, die vornehmlich nach Österreich und nach Wien wiesen. Sie waren sozusagen Ausnahms- und Rückständigkeitserscheinungen, wie wir sie in der geistigen Entwicklung der Nation für Österreich von nun ab wiederholt werden feststellen können. Sie beruhten darauf, daß sich der größte katholische Staat des Reiches lange Zeit hindurch der vornehmlich protestantisch charakterisierten Bildung der Nation unzugänglich, ja feindlich erwiesen hatte, insbesondere so lange, als sich während des ganzen Verlaufes des individualistischen Zeitalters das Moment der neuen Konfession, deren Bildung ja eben diesem Zeitalter verdankt wurde, als ausschlaggebend für den allgemeinen geistigen Fortschritt erwies. Nun, seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, seit dem Aufkommen eines neuen, an sich nicht mehr konfessionell und damit auch

grundsätzlich und auf die Dauer auch nicht mehr protestantisch charakterisierten Zeitalters, lenkten die deutschen Länder Österreichs langsam wieder in die Pfade der gemeinsamen Entwicklung des nationalen Geisteslebens ein. Aber naturgemäß geschah es nicht ohne eine Art von Nachholungspause und damit unter zeitlichen Verspätungen, die sich erst langsam im Laufe des 19. Jahrhunderts so weit ausgeglichen haben, daß etwa seit 1870 und 1880, seit der vollen Entfaltung der zweiten Periode des Subjektivismus, wiederum nahezu volle Gleichzeitigkeit mit dem Fortschritt in den vorwiegend protestantischen Gegenden des Vaterlandes, vor allem im Norden Deutschlands erreicht ist.

Dieser allgemeine Zusammenhang sprach sich nun in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts für Österreich darin aus, daß in ihm, und zwar vornehmlich in Wien, zwar schon ein neues selbständig-deutsches Geistesleben erwacht war; daß es aber noch gern an frühromantischen, ja klassizistischen und teilweise sogar noch weiter zurückführenden Formen festhielt. Es war eine Erscheinung, die sich ganz allgemein beobachten ließ, die aber vielleicht nirgends besser zum Ausdruck gelangte als im Theater, wie denn Bühne und Schauspielerleben für den Wiener seit langem einen besonderen Reiz besessen haben und noch heute besitzen. Und so konnte es denn geschehen, daß Klassizismus und Romantik in Österreich noch zu einer Zeit Triumphe feierten, in der sich der norddeutsche Graf Platen schon in Versen von höchstem Wohllaut und in Karikaturen von beißendem Witze gegen deren Ausläufer, im Jahre 1826 in der „Verhängnisvollen Gabel" gegen die Schicksalstragödie, im Jahre 1829 im „Romantischen Ödipus" gegen Immermanns Versuche romantisch-historischer Dramatik gewendet hatte.

Der weitaus hervorragendste Dichter des österreichischen Spätklassizismus war Grillparzer (1791—1872). In jungen Jahren wenig in den literarischen Strömungen der Zeit zu Hause, Zeit seines Lebens in der Tätigkeit und im Berufskreise des kleinen Beamtentums umgetrieben, zudem in der immer dicker werdenden Luft der österreichischen politischen

Restauration wirklichen Begebenheiten, die ihn hätten vorwärts schnellen können, so gut wie gänzlich ferngehalten, hat Grillparzer sein ausgesprochenes dramatisches Talent im Grunde an nichts schulen können, als am Drama selbst. Und hier wurde er denn durch die Geschichte des ernsten Wiener Theaters alsbald in feste Wege gewiesen. Das Schauspiel war da seit Joseph II. wesentlich durch das Hof- und Nationaltheater vertreten gewesen, das 1776 aus den Kämpfen einheimischer Bühnentätigkeit mit Gottschedischen Einflüssen hervorgegangen war. In diesem Theater hatten die Dramen Goethes und Schillers, aber auch Shakespeares und Lessings rasch Eingang gefunden, wenn man sich auch ängstlich und seit der französischen Revolution und Metternichs Regiment immer peinlicher von den liberalen und nationalen Tendenzen fernhielt, die dem Klassizismus Goethes und vor allem Schillers innewohnten. So war denn schon eine ziemlich sichere Tradition vorhanden, als Schreyvogel im Jahre 1814 für fast zwei Jahrzehnte die Direktion des Theaters übernahm. Schreyvogel aber war ganz der Mann, diese Tradition zu sichern und zu veredeln; er gehörte dem Klassizismus mit Leib und Seele an und begeisterte sich vor allem für die Dramen der Spätzeit Schillers als dessen höchste Offenbarung.

So wurde Grillparzer schon aus den Gewohnheiten der heimatlichen Bühnenpraxis vor allem auf Schiller hingewiesen, ganz abgesehen davon, daß Schillers entschiedene Art und rhetorische Form weit eher Schule zu machen geeignet war als Goethes universal umfassende Begabung. Allein Grillparzer war doch andrerseits auch von genügend festem geistigem Bau, um die Gefahr, sich ganz in Schiller zu verlieren, zu vermeiden. Zudem stand er auch den Zeiten Schillers tatsächlich schon zu fern, um nicht vom Weben eines immerhin schon anderen Geistes erfaßt zu werden: es ist ein Umstand, der ihm z. B. gegenüber dem Schicksal Theodor Körners von Vorteil war, der als Dramatiker ganz in Schiller aufzugehen gedroht hatte. Und wies ihn nicht zugleich die eigene Begabung doch bis zu einem gewissen Grade hinein

in die neuere, die romantische Umwelt? Schon seine Weltanschauung, die insofern christlich war, als ihm transzendente Mächte mit Sicherheit schon auf Erden, oder wenigstens in der Erdenluft seiner Stücke, Verdienst belohnten und Sünde bestraften, brachte ihn, gegenüber dem viel freieren Schiller, den romantischen Frommen näher. Und zugleich schrumpfte dadurch die weite Welt des Klassizismus mit ihren harten Formen auf ein enger-gemütlicheres Niveau zusammen; menschlich vor allem und nicht heroisch muten darum die Helden der Phantasie des Dichters an; und indem sie von ihm nicht bloß im Relief gleichsam einer hastig vorwärts drängenden Handlung, sondern mehr als Rundfiguren gezeichnet werden, erweitert sich das Detail der Charakteristik und gewinnt etwas von dem Abglanze jenes Kolorismus der Sprache, den schon die Frühromantik entwickelt hatte: und es entstehen Umrisse und Bilder, die sich mit den Erzeugnissen des zunehmenden Kolorismus in Musik und Malerei sehr wohl vergleichen lassen. Dazu kommt noch ein Weiteres, vielleicht Wichtigstes. Grillparzer ist ein Meister der Stimmungsmalerei. Wie durchzittert doch eine besondere Stimmung, gleichsam wie ein mit unheimlichen Kräften geladenes Fluidum, die „Ahnfrau"! Wie sonnig und doch sentimental, wie klar und doch gleichsam unmittelbar zu leiser Trübung und tragischem Abschluß geschaffen erscheint das Ambiente in „Des Meeres und der Liebe Wellen": und wie ist die rührende Geschichte von Hero und Leander fast nur ein notwendiges Produkt dieser allumfassenden, aufs sicherste gemalten Stimmung. Es ist ein Element, das für Grillparzer so bezeichnend ist, daß es auch seine Sprache und Technik mitbestimmt: den reichen Aufbau der Szenen, die Lyrik der Diktion, die geheime Wucht der Retizenzen und jenes volle Schwingen des Verses von Anbeginn, in dem sich tiefste Empfindung ausspricht. Ist nun aber dies Element nicht recht eigentlich romantisch? Es ist der Teil seines Wesens, in dem sich Grillparzer am ehesten Victor Hugo nähert, dem großen dramatischen Romantiker der Franzosen fast gleicher Zeit: und ein eingehenderer Vergleich beider zunächst von dieser Stelle aus würde lehrreich sein, um

zu zeigen, was die dramatische Romantik der beiden führenden Nationen des zentralen Europas voneinander unterschied und was ihr gemeinsam war.

Grillparzer ist vom Ende des zweiten bis zum Beginn des vierten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts am fruchtbarsten gewesen: 1817 wurde die „Ahnfrau" aufgeführt, 1818 „Sappho", 1821 die Trilogie des goldenen Vließes, 1825 „König Ottokars Glück und Ende", 1828 „Ein treuer Diener seines Herrn", 1831 „Des Meeres und der Liebe Wellen", 1834 „Der Traum ein Leben". Es ist eine Folge von Schöpfungen, die zugleich den Interessenkreis des Dichters seinem Inhalte nach übersehen lassen. Man bemerkt, wie die Antike noch überwiegt, wenn ihr auch gern dem Romantischen sich nähernde Stoffe entnommen werden; reine subjektive Romantik ist selten; auf dem Boden einer mehr objektiven Romantik findet eine Entwicklung vom gruselnden Sagenstoff bis zu historischen Vorwürfen statt. Je mehr aber die dramatischen Stoffe historisch werden, um so deutlicher zeigen sie sich auch auf Österreich begrenzt: dem Land zwischen Alpen und Böhmerwald und Sudeten, der Stadt an der blauen Donau gehörte des Dichters Herz. Und noch heute mag jemand es als eine besondere Gunst des Schicksals betrachten, Grillparzers Werke in Wien zu hören; denn nirgends stimmen noch heute für deren Welt Bühne und Zuschauer so wohl zusammen wie hier: es ist, als ob des Dichters Gestalt, wie sie in dem Denkmale des Wiener Volksgartens verewigt ist, bei ihrer Aufführung durch die Säle schritte: und in die Herzen der Bewunderer des im Leben so vielfach Verbitterten senkt sich die Gewißheit, daß er lebe: denn seine Werke folgen ihm nach.

Noch einem anderen, wenn auch minder großen Wiener Dramatiker der dreißiger und vierziger Jahre kann dies schönste Los des Dichters nachgerühmt werden: Raimund. Ist Grillparzer immerhin noch österreichisch, so ist Raimund speziell wienerisch; fast nur auf dem Boden dieser entscheidenden Stätte seines Wirkens kann er verstanden werden. Gleich dem späteren Anzengruber war er Schauspieler, und aus seinem Berufe her,

im Grunde durch Bedürfnis nach besserer Lebenshaltung und Benefiz, wurde er zum Dichten gedrängt. So war es, zumal bei seiner ganz mangelhaften Bildung, von vornherein klar, daß sich seine Dichtung in den Grenzen seines Theaters, der Leopoldstädter Bühne, halten mußte. Als nach langem Bemühen der alte österreichische Hanswurst um 1770 von der höheren Bühne verdrängt zu werden begann, hatte er sich, in frischer Ausstaffierung, in das 1780 begründete Leopoldstädter Haus geflüchtet, in ihm freundlich gewährte Unterkunft gefunden und spielte nun hier, als Diener zumal, in tausend gern gesehenen Possen seine lustige Rolle weiter. Das ist das Milieu, aus dem heraus und für das Raimund schuf. Und er schuf aus einer üppigen Phantasie Zauberdramen, wie den „Diamant des Geisterkönigs" oder „Das Mädchen aus der Feenwelt", oder „Alpenkönig und Menschenfeind": sozusagen objektive Romantik, in der mit dem naiven Sinne fast des Mittelalters die Wirklichkeit des Wunders und die symbolische Bestimmtheit der Personen von dem Dichter mit ebensoviel Natürlichkeit eingeführt wie von dem entzückten Vorstadtpublikum mit Biedersinn geglaubt wurde. Und eben aus dieser Natürlichkeit der Konzeption, die um Himmelsweiten verschieden ist von dem gemachten Skeptizismus in den ironisierenden Märchendramen der literarischen Romantiker, geht noch heute der wundersamste Reiz aus: man schaut wie in ein Stück inkrustierten Lebens des Mittelalters und der Urzeit; es ist, in bescheidenen Grenzen, wie das wirkliche Erblühen der blauen Blume der Frühromantik.

Doch versteht sich leicht, daß diese Kombination einzigartig war. Sie gehörte nicht der Hauptstraße, sondern, wie bis zu einem gewissen Grade schon die Poesie Grillparzers, freundlichen Seitenpfaden der Entwicklung an; und ihr Reiz wurde um so stärker empfunden, als die breite Hauptzeile des dramatischen Fortschrittes in diesen Zeiten nur von weit weniger starken Talenten, als es Raimund und Grillparzer waren, bevölkert schien.

Klarer und einheitlicher, als im Drama, verlief die Ent-

wicklung der Spätromantik auf dem Gebiete der Erzählung, im Bereiche des prosaisch-epischen Schaffens überhaupt.

Zunächst lag es hier in der Natur der Gattung selbst, daß die objektive Romantik von vornherein überwog: wie hätte man nur in Gefühlen erzählen sollen? Indem dies aber unvermeidlich erschien, wurden freilich in den Zeiten der Frühromantik die Elemente aller höheren Erzählungsformen, die kurze szenische Darstellung, der reflexionslose Bericht, von den wichtigsten Vertretern der neuen Poesie so gut wie gar nicht gepflegt. Und so blieb es denn der Produktion für die Massen, dem literarischen Kunsthandwerk überlassen, sie zu entwickeln. Es geschah zum Teil noch im Anschluß an die Ritter- und Räuberromane des Sturmes und Dranges, bei denen im gewissen Sinne Goethe mit dem „Götz" und Schiller mit den „Räubern" Paten gestanden hatten. Die von der Romantik hinzugebrachte umfangreichere Form aber war der Schauerroman, in dem tolle Phantastik, echte und vermeintliche Gespenster, unbegreifliche Vorgänge, Wunder und Zeichen ihr Wesen trieben; und als ihr konstituierendes Formgebilde wurde die Märchenerzählung entwickelt. Die Anfänge gehen hier wohl noch bis in die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts zurück; von besonderem Einflusse scheinen bald Veit Webers (Leonhard Wächters) „Sagen der Vorzeit" gewesen zu sein, die in den Jahren 1787 bis 1798 veröffentlicht wurden.

Die Produktion an Ritter-, Räuber- und Schauerromanen weiter zu verfolgen, bleibt außerhalb des Bereiches unserer Erzählung, da die Formentwicklung auf diesem Gebiete gering war. Denn Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, der in gewissem Sinne als der höchststehende Vollender dieser Dichtung anzuführen wäre, hat zwar den Kultus des Schauerlichen durch eine volle Umkehrung der Welt, indem er das Philiströse als schrecklich und ungewöhnlich, die Romantik aber als selbstverständlich schilderte, zum Außerordentlichsten gesteigert; er gebietet auch über eine ungemein saubere Form und jenen persönlichen Stil, den die Franzosen besonders lieben und der ihm eine nicht unverächtliche Stellung in der Weltliteratur eingetragen

hat. Indes läßt sich nicht sagen, daß er durch seine Formgebung eine bestimmte Richtung begründet oder daß er in der Entwicklung des persönlichen Gerüstes der Erzählung, in der vertieften Darstellung der Charaktere einen wesentlichen Fortschritt eingeführt habe. Dagegen verfügte er, auch in seinem gewöhnlichen Empfinden in die sonderbare Welt seiner Dichtungen gebannt, über eine Summe von psychologischen Erfahrungen und Beobachtungen, z. B. auf dem Gebiete der audition colorée, die ihn in dieser Hinsicht als frühen Vorläufer der Reizsamkeit der zweiten subjektivistischen Periode erscheinen läßt.

Soweit sich die großen Vertreter der Frühromantik hinweg über die objektive Romantik der Ritter-, Räuber- und Schauerromane epischer Produktion zuwandten, waren sie fast alle durch Goethes „Wilhelm Meister" beeinflußt, ja, nach der eingehenden Analyse dieses Romans durch Schlegel, eigentlich unter dessen Herrschaft: und mehr fast als ein Menschenalter hindurch hat diese Einwirkung fortgewährt. So sind „Franz Sternbalds Wanderungen" von Tieck-Wackenroder, aus dem Jahre 1798, ein künstlerischer Bildungsroman, wie der Wilhelm Meister ein schauspielerischer war; daneben wird freilich romantischen Neigungen durch die Verlegung der Szene in das ausgehende Mittelalter und durch die Heraufbeschwörung des alten Nürnbergs mit seinen engen Gäßchen und gotischen Giebeln noch besonders gehuldigt. In ähnlicher Weise nehmen später Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" und Arnims „Gräfin Dolores" zu Wilhelm Meister Stellung; wie dort das Theaterwesen, so spielen hier Poesie und adliges Lebensideal eine zentrale Rolle: und auch Eichendorff in seinem Werke „Ahnung und Gegenwart" vom Jahre 1815 gelangte über Goethes Bann noch nicht hinaus, sowie noch um vieles später nach ihm Immermann mit seinen Epigonen (1836) in dessen Kreisen verharrte.

Charakteristisch für die meisten dieser Romane, und besonders die der früheren Zeit, ist der Umstand, daß sie innerlich unabgeschlossen und wohl auch gar äußerlich Fragmente blieben.

Was ihnen mangelte, war die eigentlich epische Stimmung. Denn bei aller Neigung zur Realistik im Einzelnen der Erzählung, wie sie gerade die wichtigsten Vertreter am stärksten zeigen, wird doch das Ganze noch von phantastischen Tendenzen und formlosen Stimmungen überwuchert; die Kunst der Erzählung schon, noch mehr die Kunst der epischen Komposition dringt nicht durch; der Leser wird von Aphorismen hin und her geschaukelt, statt ein starkes und gerades Interesse am Verlaufe der Ereignisse zu gewinnen: und so ist das Ergebnis aller Kunst doch ein eng auf die Zeit selbst begrenztes, schon für die Zeitgenossen der vierziger Jahre eindrucksloses Schaffen.

Hinausheben über diese Lage konnte eigentlich nur die stärkere Betonung der Begebenheiten. Und diese mußte sich am leichtesten im historischen Romane einstellen. In der Tat wird dieser daher alsbald nach den Freiheitskriegen das zunächst wichtigste Gefäß der weiteren Entwicklung; und an seinen Formen läßt sich vielleicht am eingehendsten und anschaulichsten ein Abklärungsprozeß verfolgen, der von den mystischen Anfängen der Romantik zu ihrem historisch-realistischen Abschlusse hinführt.

In gewissem Sinne können schon Werke wie „Franz Sternbalds Wanderungen" als historische Romane bezeichnet werden; sie spielen in der Vergangenheit. Indes handelt es sich dabei doch nur um eine äußere geschichtliche Einkleidung, deren Wesen selbst an sich schon Tendenzen der Gegenwart dienen soll: geschweige denn, daß etwa versucht würde, die Seele einer bestimmten geschichtlichen Periode in ihnen aufleben zu lassen. Der letzte und in gewissem Sinne bedeutendste dieser Romane, der sich schon geschichtlicher Betrachtung mehr annäherte, erschien seit 1817; es waren Achim von Arnims „Kronenwächter". Die Kronenwächter, ein geheimnisvoller Bund, der bald an die Genossenschaft der Gralsritter anklingt, bald an die Gesellschaft vom Thurm im „Wilhelm Meister" erinnert, bewachen in einem märchenhaften Glasschlosse mitten im Meere die deutsche Krone; und dem Hause Habsburg feind suchen sie Abkömmlinge der alten Hohenstaufenherrscher zu Gegen-

kaisern auszubilden: — vergebens, und vergebens nicht ohne eigene Schuld. Deutschland, das ist der Schluß, auf den der Dichter hinsteuert, wird keine politische Einheitsgewalt und keinen über das Ganze gebietenden Herrscher mehr haben; seine Macht ist einseitig geistig, und Träger deutscher Kronen werden nur die sein, die geistig obsiegen: Dichter, Sänger, Gelehrte. Man erkennt in alledem wohl historische Elemente, man sieht den Beitrag zur Kritik und zum Verständnis der Gegenwart; mittelalterliche Romantik, Restauration und Resignation bilden Zettel und Einschlag. Gleichwohl konnte sich aus alledem schwerlich das feste Gewebe einer künstlerisch durchgeführten Erzählung gestalten. Auch die „Kronenwächter" wurden, bei aller persönlichen Kunst des Autors, kein vollendeter Roman und blieben auch äußerlich Fragment.

Still schmücktest du . . mit Kranz und Blume
Den Dom, an dem du bautest, den weiten,
Zu Gottes Ehre, deinem Volk zum Ruhme.
Zwar sahst du nicht das Werk zum Ende schreiten,
Doch ragt's, gleich jenem Kölner Heiligtume,
Ein riesig Bruchstück in dem Strom der Zeiten.
(E. Geibel.)

Das einfache ruhige Erzählen hat eigentlich erst Scott die Deutschen gelehrt. Und wie unter seinem Einflusse, der in den zwanziger Jahren zu bemerkenswerter Höhe stieg, Ranke zu den ersten geschichtlichen Konzeptionen gelangte, so blühten unter der Einwirkung seiner Romane Hauffs „Lichtenstein" und verwandte Werke empor: eine Höhe des kulturgeschichtlichen Romans wurde namentlich da, wo sich die Dichtung lauterer Heimatsliebe vermählen konnte, erreicht, die der geschichtlich-gelehrten Erkenntnis um ein beträchtliches vorauseilte. Allein die dreißiger Jahre zeigten doch auch, daß es sich hier um eine teilweise künstliche Blüte handelte; noch immer währte die romantische Strömung wenigstens bei dem durchschnittlichen Lesepublikum fort, wenn sie nicht gar erst jetzt ihre volle Höhe errang. Was schließlich im historischen wie im Zeitromane erreicht wurde, das zeigen typisch vielleicht am besten die beiden großen

Werke Immermanns, die in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre erschienen, wenigstens wenn man von der dem „Münchhausen" einverleibten Dorfnovelle „Der Oberhof" absieht. Die „Epigonen" (1836) wie der „Münchhausen" (1838—9) sind in der Komposition fast noch von der Formlosigkeit des Romans der Frühromantik, die Epigonen zudem im Stofflichen der Erzählung vielfach an Goethes Wilhelm Meister angelehnt; der Held erinnert im allgemeinen Verlaufe seines Schicksalsganges durchaus an Meister, die Konzeption der Fiametta würde ohne Mignons Vorbild kaum verstanden werden. Aber auch in der inneren Haltlosigkeit der Charaktere, die im Grunde nur Träger gewisser dichterischer Absichten sind, tritt noch der Boden der Romantik zutage. Und verdeckt wird er einigermaßen nur durch den Oberbau, im Münchhausen durch die satirische Tendenz, in den Epigonen durch die Absicht, von dem Deutschland der zwanziger Jahre ein großes Sozialgemälde zu entwerfen, das freilich, der dem Stoffe innewohnenden Tendenz nach, realistischer hätte ausfallen müssen.

Die Tatsache, daß sich schließlich doch nur der eigentliche historische Roman, und damit eine für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts untergeordnete Form der großen Erzählung, zu einiger Sicherheit künstlerischer Durchbildung entwickelte, ist im hohen Grade charakteristisch dafür, inwiefern in der allgemeinen seelischen Entwicklung der Zeit historischer und realistischer Sinn zu unterscheiden ist: wie weit war der historische Sinn selbst da, wo er mit Begeisterung gepflegt wurde, noch davon entfernt, sich mit vollem realistischen Erkenntnistriebe zu decken!

Für die Erzählungskunst folgte aus diesen Zusammenhängen, daß sie ihre erste allgemeine Höhe nicht so sehr in den großen Formen, dem Romane oder gar dem Romanzyklus, wie in der kleinen Erzählung und in der Novelle erreichen mußte. Und hier war nun wieder bezeichnend, daß durchaus die Novelle obsiegte. Die kleine Erzählung kann nur das Tatsächliche geben; Reflexionen stören ihren hastigen Fluß. Die Novelle, die mit der Erzählung die Absicht teilt, die Kenntnis „neuer, seltsamer

und wunderlicher Begebenheiten" zu vermitteln, dient doch zugleich noch irgendeiner Tendenz, einem Programme, einer Absicht, und liebt deshalb eine gewisse, gelegentlich recht behaglich verweilende Stimmung oder mindestens einen durchgebildeten Kolorismus der Darstellung. Nun lief aber eben hierauf, vor aller historisch-realistischen Fortentwicklung, die eigentliche Neigung der Spätromantik hinaus; und so versteht es sich, wie schon in den zwanziger Jahren derjenige der Frühromantiker, der sich durch verhältnismäßig größeren Wirklichkeitssinn auszeichnete, Tieck, zum Vater der deutschen Kunstgattung der Novelle werden konnte; 1821 sind seine „Gemälde" erschienen.

Gewiß hatte sich schon vorher Goethe in meisterhaften Gebilden novellistischer Art versucht. Aber er stand damit allein. Dann war von der epischen Zelle gleichsam her, von der aus der Räuber- und Schauerroman gespeist wurde, von der Märchenerzählung aus, auch eine feste Durchschnittsform der Novelle entwickelt worden. In ihr haben Fouqué und Achim von Arnim gedichtet: in einfachem schmucklosem Vortrage, ohne weitere Künste der inhaltlichen und formalen Gliederung. Jetzt aber ging Tieck über diese Anfänge hinweg; er schilderte schärfer; er baute kunstvoller auf; er nutzte die Tendenz zum Dramatischen, die der Gattung innewohnt, wenn auch noch zögernd aus. Das Ergebnis war dann freilich noch nicht die realistische Novelle oder gar die robust und raffiniert zugleich durchgebildete Novelle der Epigonenzeit der fünfziger und sechziger Jahre, sondern ein zunächst noch recht zartes und graziös-unbehilfliches Gebilde, die ästhetische oder Teetischnovelle, voll von feinknochigen Gestalten und vor allem voll von Reflexionen und anderer romantischer Zutat. Dieser Charakter beschränkte dann natürlich auch den Inhalt; wesentlich nur das Treiben der höheren Stände wurde geschildert. Doch haben dann andere, Eichendorff und namentlich Hauff, in ihren novellistischen Erzählungen einen kräftigeren Ton über breiterem Inhalt angeschlagen.

Im ganzen blieb es indes dabei, daß die Novelle in ihrer ästhetischen Durchbildung auf dem Gebiete der Malerei etwa der koloristischen Kunst der Schadowschen Schule entsprach,

während wenigstens für die zwanziger Jahre Vergleiche mit Schwind als Figurenmaler und Ludwig Richter als Landschafter noch näher liegen; die Romane aber der Frühromantik und vielfach noch der zwanziger, ja dreißiger Jahre erinnern gar am ehesten noch an die zarten Umrißbilder der Nazarener und deren geheimnisvollen Inhalt oder an die wenig farbenfrohen, wenn auch im Umriß kräftigeren Kartons des Cornelius.

Was aber den entwicklungsgeschichtlichen Inhalt der spätromantischen Dichtung ausmacht, das hat seinen reichsten und vollständigsten Ausdruck doch wohl in der Lyrik gefunden: und mehr, darf man sagen, als in den anderen Gattungen der Dichtung tönten in ihr auch die wichtigsten zeitgenössischen Interessen mehr zufälligen Charakters wider.

Schon der Umstand, daß sich die spätromantische Lyrik von der frühromantischen schärfer abhebt als andere poetische Gattungen, ist nicht ohne Bedeutung: das gibt dem Verlaufe des Ganzen alsbald einen geschlossenen Zug, wenn auch die Ausgänge ähnlich diffus sind wie auf anderen Gebieten: denn die Heimat der Dichtung überhaupt wird langsam

dämmernd und dunkel und alt,
Trüb rinnen die heiligen Quellen;

und indem dem Enthusiasmus der subjektivistischen Frühzeit zusammenfassend-rationalisierende Jahre folgen, verfliegt jenes Fluidum poetischer Haltung, das vordem Leben und Sein der Nation so ausnehmend erfüllte.

In der Lyrik machten die Freiheitskriege und eigentlich noch mehr ihre Vorjahre Epoche. Die harte Not der Fremdherrschaft zwang wie der Philosophie so auch dem Liede, wie dem Denken so auch dem Dichten eine Richtung auf das Diesseits auf, die in Fichtes Reden an die deutsche Nation und in Arndts Poesie vielleicht zum entschiedensten Ausdrucke kam. Denn was haben Arndts politische und kriegerische Dichtungen viel mit dem Besonderen der Frühromantik zu tun? Hier erschallten Töne der Vorzeit, alttestamentlich, evangelisch, volkstümlich nicht im Sinne der Nachahmung, sondern des eben-

bürtigen Gewachsenseins, und in sehr besonderem Verstande wurde das universale Wort Goethes verwirklicht:

Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist wert, zu sprechen und zu dichten.

Die Dichtung der Freiheitskriege als Ganzes hat sich freilich nicht auf dieser Höhe gehalten. Kleist entwickelte allerdings noch über Arndt hinaus in mancher Hinsicht Ureigenschaften und trat damit, bei seiner besonderen Veranlagung, dem Impressionismus der zweiten subjektivistischen Periode wundersam nahe: aber Körner stand, wenn auch am wenigsten in seiner Kriegspoesie, unter dem Einflusse Schillers, und Schenkendorf verleugnete niemals den stark romantischen Einschlag, während des jungen Rückert Geharnischte Sonette im ganzen mehr in der Form als dem Inhalte nach die Zeitgenossenschaft mit Tieck und den Schlegeln verraten.

Jedenfalls aber blieb auch noch nach den Freiheitskriegen manches von dem besonderen, verhältnismäßig realen Ton der Poesie der Notjahre erhalten; und es entwickelte sich daraus eine politische Dichtung so allgemeinen Charakters, daß man sie vielleicht am besten als Vaterlandspoesie schlechthin bezeichnen kann. Und eines gar hohen Tones unterwindet sich anfangs diese Poesie. Es ist, als diente ihr Arndts kräftig-stolze Apostrophe an das Vaterland als Leitspruch:

Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

Allein bald mischen sich in die freudige Stimmung Töne des Mißtrauens in die Freiheit einer künftigen Entwicklung, dann der Sorge, der Resignation, des Unmuts. Da klingt es noch immer zuversichtlich, wenn Göttling im Jahre 1815 dichtet:

Werde stark, o Vaterland!
Eigner Satzung freies Band
Halte dich zusammen;
Daß, droht dir der Feinde Schwert,
Jeder, wie um eignen Herd,
Brenn' in Zornesflammen!

Aber schon 1820 ist der Ton aufs Ruhigere gestimmt; Maßmann dichtet „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand"; und sein Lied folgt bereits der Melodie des wehmutsvollen und nur noch im Verzichte mutigen Burschenliedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus".

In der Burschenpoesie der Universitäten ist dann das leuchtende Feuer der Lyrik der Freiheitskriege verglommen: nicht ohne noch grelle Funken zu sprühen, ehe es prasselnd in sich versank:

Stolz, keusch und heilig sei,
Gläubig und deutsch und frei
Hermanns Geschlecht!
Zwingherrschaft, Zwingherrnwitz
Tilgt Gottes Rachеblitz:
Euch sei der Herrschersitz,
Freiheit und Recht! (Karl Follen.)

Wie wir bald hören werden, war es die öde Politik der Restaurationszeit, die bald alle Regungen nicht bloß freiesten, sondern jeglichen Fortschritts erstickte.

Die junge Vaterlandsdichtung hat aber in gewissem Sinne die spätromantische Lyrik überhaupt eingeleitet. Im übrigen freilich: welche Welt der Verschiedenheit lag schon zwischen ihr und der Frühromantik auch nur der Form nach!

Nicht bloß die Blume welkt, das Duftgewebe
Der Frühe reißt, entflieht des Lenzes Prangen,
Nicht bloß erbleichen junge Rosenwangen:
Dem Geist auch droht's, daß er sich überlebe.
Wie kühn er erst auf freien Flügeln schwebe,
Dumpf genügsam bleibt er bald am Boden hangen.
O wißt ihr für sein grenzenlos Verlangen,
Weis' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?
(August Wilhelm Schlegel.)

In den klagenden Rhythmen dieser Verse, wie sie in der Spätromantik auch nicht ein einziges Gegenstück finden, hat sich die Frühromantik zugleich selbst ihr Grablied gesungen. Nicht ohne tiefe Einsicht. Denn das, was sie verzehrte, war in der Tat der Ehrgeiz eines ikarischen Fluges, der Drang einer niemals zu

befriedigenden Mystik. Da war denn der Gedanke an die nächsten Pflichten, an die nationalen Aufgaben, da war die Stärkung der Willenskraft überhaupt das Nächste, dessen man bedurfte; und eben die Vaterlandsdichtung reichte am frühesten den stählenden Trank. Aber leise drangen seine Wirkungen, drang überhaupt eine zwar noch nicht realistische, aber immerhin doch schon gegenständlichere Betrachtung von Gott und Welt ein, und die alte Romantik wurde gleichsam für Feierstunden aufgespart:

Gönnt mir's, daß in linden Träumen
Sehnsucht meinen Busen schwellt,
Wenn nur in des Wachens Räumen
Kraft und Mut die Zügel hält.
(F. de la Motte Fouqué.)

Es sind die Gefühle, unter denen die frühromantische Lyrik leise abgeblüht ist:

Lieder nicht — nur leise Klänge
Aus dem Reich der Phantasie . . .
Daß ein fühlend Herz sie sänge.
(Tilia Helena.)

Und so lassen sich späterhin wohl noch gelegentliche Erinnerungen an die alte Weise vernehmen; aber sie sind sozusagen persönlicher Natur; sie gehören vereinzelten Dichtern besonderer Art an, unter denen vielleicht Hoffmann am meisten hervorragt und sicherlich am meisten fesselt. Aber freilich verschlingt sich bei ihm die alte Romantik eben in seinen besten Gedichten schon mit starken Vorahnungen jenes zukünftigen Impressionismus, der die zweite Periode des Subjektivismus charakterisieren sollte:

Ein Flüstern, Rauschen, Klingen
Geht durch den Frühlingshain,
Fängt wie mit Liebeschlingen
Geist, Sinn und Leben ein.

Säng' ich es nach, was leise
Solch stilles Leben spricht,
So schien aus meiner Weise
Das ew'ge Liebeslicht.

Im ganzen lag es nahe, daß das Abblühen der Frühromantik unter bald folgendem Ersterben der Vaterlandsdichtung zunächst zu einem gewissen Quietismus führte; und dieser Gang der Dinge wurde zeitweise um so mehr erleichtert, als Goethe, nun in das letzte, greisenhafte Stadium seiner Entwicklung eintretend, auf ihm der natürliche Führer war. Es ist für ihn der Moment des „Westöstlichen Divans", der Beschaulichkeit, der Reflexionen und Dialoge. Doch auch junge Dichter schlugen diesen Pfad ein, der dann bald zu literarisch-kritischen und literaturgeschichtlichen Studien und damit ins Ausland und, wie eben bei Goethe, vor allem ins orientalische Fernland führte. Der Prototyp dieser Entwicklung ist Rückert. Und wer sollte, wenn nicht an der Formgewandtheit, in dem späteren Übersetzer der Makamen des Hariri noch den Dichter der Geharnischten Sonette wiedererkennen?

Die Pfade dieser Entwicklung verloren sich aus dem Affekte in die Nachempfindung und aus der noch so meisterhaft gehandhabten gebundenen Form in die Prosa — aus der Poesie in die Gelehrsamkeit. Eine der zahlreichen Übergangsformen der Zeit vom Enthusiasmus zum Realismus ergab sich damit, und zwar eine solche, bei der dem Enthusiasmus noch lange ein gewisser Spielraum zu verbleiben schien. Es ist wie das Absterben der gemalten Poesie noch von Cornelius im Verhältnis zu der Systemmalerei Wilhelm von Kaulbachs.

Die wirkliche Poesie der Spätromantik bevorzugte andere Wege. Vor allem entwickelte sie, aus dem extrem Subjektiven der Frühromantik heraustretend, den objektiven Gehalt der romantischen Welt. Und sie tat es in steigend ruhigeren, realistischeren Formen und Inhalten. Da hören wir wohl, in einem der bekanntesten und schönsten Gedichte Eichendorffs, zwei wandernde Gesellen am Bergeshang, wie sie die stille Gegend entlang singen:

Von schwindelnden Felsenschlüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in Waldesnacht:
Sie singen von Marmorbildern,

Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Bei Uhland ist dann eine verwandte Stelle schon weit konkreter gestimmt; und neben die Naturpoesie tritt weit überragend als Inhalt der Dichtung das Menschenleben, treten Liebe, Treue und Vaterland:

Sie singen von Lenz und Liebe,
Von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde,
Von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen,
Was Menschenbrust durchbebt:
Sie singen von allem Hohen,
Was Menschenherz erhebt.

Und manche Stelle späterer Zeit ließe sich anführen, die neben der Menschenwelt der Gegenwart auch noch die der Vergangenheit als das Reich der Dichtung rühmt: und nicht mehr in der verschwommenen Weise der Empfindsamkeit oder auch noch der ersten Romantik, sondern konkret, an Ort und Zeit gebunden, und mahnend zu reicherem Sinne und härterem Tatendrang: wohl soll auch da noch des Lebens Muse frei einher wallen, aber nicht mehr, um im Vergangenen zu versinken, sondern in Heldenträumen befangen einer größeren Zukunft.

Es war eine Wendung, die von Anbeginn auch einen anderen Begriff des Volkstümlichen bedingte als bisher. Der frühromantische Begriff hatte immer noch etwas Gemachtes gehabt; das Nationale, noch mehr das eigentlich Volkstümliche war Gegenstand eines besonderen Interesses, war beinahe kuriös, im französischen Sinne dieses Wortes, gewesen. Jetzt wurde das Volkstümliche einfach volksgemäß; es wurde zu etwas Selbstverständlichem, dessen Gefühl und Empfindung sich der

Brust des Dichters entringt wie das Vaterländische überhaupt. Und alsbald verband es sich in diesem Sinne mit dem leis Historischen: bis es von Natur- und Geschichtsgefühl zugleich in innigster Durchdringung beherrscht wurde.

Die führenden Dichter dieses Moments waren Eichendorff und Chamisso, neben denen eine ganze Anzahl kleinerer hergeht, die man am besten aus Chamissos Musenalmanachen kennen lernt. Von ihnen war Eichendorff mehr der Natur, Chamisso vielleicht mehr der Geschichte zugewandt. Und jedenfalls ist Chamisso von ihnen beiden der durchsichtigere, klarere, aber auch flachere; es ist wie eine letzte Spur seiner französischen Herkunft in seinen Gedichten. Den entwicklungsgeschichtlichen Fortschritt bezeichnet dagegen weit mehr der durch und durch deutsche Eichendorff. Auch er hat gewiß etwas Einförmiges; es ist nicht wünschenswert, daß man seine Gedichte ohne Unterlaß hintereinander lese. Im ganzen aber überrascht immer wieder die in die Einzelheiten eindringende Vertiefung des Naturgefühls bei allem Festhalten auch noch subjektiver Elemente:

Über Bergen, Fluß und Talen,
Stiller Luft und tiefen Qualen
Webet heimlich, schillert Strahlen!
Sinnend ruht des Tags Gewühle
In der dunkelblauen Schwüle:
Und die ewigen Gefühle,
Was dir selber unbewußt,
Treten heimlich, groß und leise,
Aus der Wirrung fester Gleise,
Aus der unbewachten Brust
In die stillen, weiten Kreise.

Aber auch der Welt der Seele weiß Eichendorff ein vertieftes wirkliches Verständnis abzuringen: und so stehen seine nicht allzu zahlreichen Liebeslieder über dem Durchschnitte der Zeit, wenn er auch früh vor dem scheinbar Unaussprechlichen Halt macht:

Schließ ich nun auch Herz und Mund,
Die so gern den Sternen klagen:
Leise doch im Herzensgrund
Bleibt das linde Wellenschlagen.

Man begreift unter diesen Umständen, wie Eichendorff vor allem auch volkstümlicher Dichter werden konnte: keusch vor dem Subjektiven zurückweichend, das Naturgefühl der Nation voll entbindend und veredelnd, hat er mit zahlreichen seiner Lieder ganz ins Weite gewirkt.

Im übrigen ist es charakteristisch, daß mit dem ferneren Verlaufe der Spätromantik das Liebeslied überhaupt zurücktritt; seine Forderungen greifen zu tief; und einstweilen handelte es sich nicht so sehr um Eroberungen in den verworren-tiefen Gebieten der Herzenswelt, wie in den weiten Flachfeldern der Natur und der Geschichte. So erhalten denn die meisten Liebeslieder leicht etwas Typisches:

Deine Reize mich berauschen,
Sehnlich atm' ich süße Pein.
Darf ich Herz um Herz nicht tauschen,
Ist doch meine Seele dein.

(Helmine v. Chézy.)

Nur die leidenschaftlichsten Naturen verlassen diese breit gebahnten Auen, und wo sie sich öffnen, da schlagen uns die Schauer eines fast noch ungeborenen, mehr dem Ereignis als der Erscheinung zugewandten Realismus entgegen:

Wird nie, in des Lebens Fülle getaucht,
Der Sehnsucht Flamme gelöscht?
Ach, könnt' ich einst trunken vom süßen
Taumel der Wonn' an den Busen dir sinken!

(Grisalin [Isaac von Sinclair].)

Der gemeinsame Zug der Entwicklung aber drängt ins Gegenständliche, Individuelle, in Zeit und Raum Faßbare, in Vergangenheit und Heimat. Damit tauchen in dem allmählich zum Realistischen hin verlaufenden Abkühlungsprozesse der Lyrik nun die landschaftlichen Dichterschulen auf: und eben die objektiv „romantischsten" Länder sind es, die sie entstehen sehen, Schwaben mit seinen alten staufischen Erinnerungen und seiner bewegten fürstlich-städtischen Vergangenheit, das Elsaß im Kranze seiner Burgen und im Wohllaut seiner Sagen, indem es mitten aus den bänger werdenden Tagen seiner

babylonischen Gefangenschaft noch einmal am deutschen Leben teilnimmt, endlich die schönsten Talgegenden unserer größten Ströme, hier Österreich mit seinen Traditionen aus den Tagen der Babenberger, dort das Mittelrheintal mit seinen Weingeländen, der Wacht seiner Schlösser und Burgen, und der Stadt der Heiligdreikönige mit dem herrlichen Dom!

Am reichsten wohl und gewiß am höchsten erklangen aber die neuen Lieder in Schwaben. Denn hier zum ersten Male wurde völlig die bloße Zustandsschilderung, die in der Lyrik leicht zu einer Exposition ohne Handlung drängen kann, verlassen; hier zuerst wurde nach den schweren Leidensjahren der Fremdherrschaft auch im Süden ein Rückblick in frühere Größe ohne Scham getan: hier zuerst fand man in dieser Größe der Vergangenheit die Ziele einer hoffnungsreicheren Zukunft wenn nicht vorgezeichnet, so doch umrissen: hier erwuchs ein patriotischer Historismus und in ihm eine jener Gewalten, welche die Nation in die erträumte Einheit von 1848 und in den erkämpften Zusammenschluß von 1870 gehoben haben. Dabei machte sich zugleich noch eine weitere Erscheinung bemerklich, die eine wichtige Wendung der Entwicklung ankündigte. Körner und Grillparzer, anderer nicht zu gedenken, waren aus persönlichen Gründen gleichsam Nachahmer Schillers gewesen; ihre Individualität hatte sich an eine höhere, verwandte angelehnt; und hatten die Frühromantiker und Spätere Goethe nachgeahmt, so war es unter dem überwältigenden persönlichen Einflusse des Genies geschehen. Jetzt dagegen begann der Klassizismus als solcher zu wirken: leise Spuren einer ersten, sehr verständigen und sehr klaren, wenn auch das eigene Wesen noch keineswegs vernichtenden Epigonie ziehen ein: die erlöschende Fackel der Lyrik der ersten subjektivistischen Periode entzündet sich noch einmal an der lebendigen Erinnerung vergangener Schönheit.

War es da ein Zufall, wenn ein Hochschullehrer, ein Literarhistoriker zumal, zur höchsten Verkörperung dieser Tendenzen gelangte? Es war die Stellung Uhlands in der Dichtung der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Persönlich schüchtern,

zurückhaltend, ein nimmersatter Feiler der Form, hat er seiner Zeit und den nächsten Generationen bis auf heute Unsterbliches geschenkt. Denn mögen seine Eberhardromanzen heute nur noch ein Schuldasein fristen: Lieder wie „Ich hatt' einen Kameraden" haben noch die Lebenskraft eines männlichen Daseins. Und nicht minder hat Uhland die Formenwelt der Romantik, den oft übersatten Kolorismus der Sprache, die bunte Mannigfaltigkeit der Strophenbildung kräftig abgeklärt und das Dauerhafte davon in der strengen Musik seiner Sprache geborgen.

Aber er stand nicht allein. Mag Gustav Schwab nur noch der Jugend der Gegenwart durch seine „schönsten Sagen des klassischen Altertums" vertraut sein; mehr wiegen Justinus Kerner und Eduard Mörike, des jüngeren Hauffs nicht zu vergessen. Von ihnen war Justinus Kerner insofern noch voller Romantiker, als ihm noch Poesie und Wirklichkeit zusammenflossen und ihm nur zu leicht gerade die Poesie zur Wirklichkeit geworden ist. Aber wenn sich darauf sein Hang zur Hellseherei, ja ein ganzer Geisterschwindel aufbaute, dem er unbewußt-bewußt und gläubig-skeptisch nachging, so haben das schon die Zeitgenossen bezeichnenderweise als mindestens original, wenn nicht gar bereits als anormal und ärgerniserregend empfunden. Die Nation wird darüber nicht vergessen, daß sie Kerner so Volkstümliches wie das Lied „Dort unten in der Mühle" verdankt. Ein Original in seiner Art, nach moderner Auffassung vermutlich ein Neurastheniker, war auch Mörike. Die Zeit selbst freilich begriff ihn nicht als krank, sondern nur schlechthin als faul; und sicherlich lautet eines seiner liebsten Selbstbekenntnisse:

Am Waldsaum kann ich lange Nachmittage
Dem Kuckuck lauschend in dem Grase liegen.

Allein welche Perlen wuchsen in dem wunderlichen Gehäuse dieses Lebens, dem selbst eine Dorfpfarrei von ein paar hundert Seelen zuviel der Arbeit war! Und wie klug und klar sah der sich selbst treue Mann! Schon neigt sich bei ihm die Schale zum vollen Realismus, ja selbst impressionistische Motive fehlen nicht; und so tritt er entwicklungsgeschichtlich als Dichter seinem schweizerischen Amtsbruder nahe, dem freilich

als Persönlichkeit ganz anders gebauten, tapferen Jeremias Gotthelf.

Für die schwäbische Dichtung als Ganzes aber genügt es nicht, sie ihrem Ursprunge nach zu betrachten; auch der Abgrenzung nach der Zukunft hin bedarf sie, um deutlich umschrieben zu sein. Und da erweist es sich denn namentlich als notwendig, ihre patriotische und selbst schon kriegerisch-nationale Seite etwas mehr, als dies zumeist geschieht, ihren Nuancen nach zu bestimmen. Gewiß hat, wie Uhland „Ich hatt' einen Kameraden", so Hauff „Morgenrot, Morgenrot" und „Steh ich in finstrer Mitternacht" gedichtet. Aber Uhland hat als Abgeordneter der Paulskirche von dem gastlichen Hause, das ihn in Frankfurt beherbergt hatte, mit den Versen Abschied nehmen können:

In diesen kampfbewegten Maientagen
Hört doch die Nachtigall nicht auf zu schlagen,
Und mitten in dem tobenden Gedränge
Verhallen nicht unsterbliche Gesänge.

Und Mörike gar, der 1870 auf 71 noch erlebte, hat die großen Ereignisse dieser Jahre und den Vorwurf, sie nicht zu besingen, mit den Zeilen quittiert:

Bei euren Taten, euren Siegen
Hat mein Gesang beschämt geschwiegen:
Doch manche, die mich darob schalten,
Hätten auch besser das Maul gehalten.

Man sieht: der historische Patriotismus hatte noch seine sehr deutlichen Grenzen; in recht wesentlichen Punkten, wie wir noch hören werden, unterschied er sich noch von der patriotisch-politischen Lyrik sogar schon der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre.

Keineswegs so ernst, als die schwäbische, kann die Elsässer Lyrik genommen werden. Ihre nächsten Vertreter, die Stöber, waren mäßige Dichter; die Nachfahren aber hatten, das Los der Elenden, den Zusammenhang mit dem großen Flusse des deutschen Lebens verloren. So hat denn freilich die romantische Lyrik im Elsaß bis zur Erlösung des Landes im Jahre

1870 fortgeblüht, ein bescheidenes Dornröschen, wie man heute etwa am Mississippi oder am Stillen Weltmeer noch in der Weise Heines dichtet. Doch zeitigte eben diese Spätzeit noch so achtenswerte Talente wie Gustav Mühl.

Leerer noch war der Singsang, der vom Rheine her erscholl. Vergebens lud da wohl Simrock, der beliebte Übertrager mittelhochdeutscher Texte ins Neuhochdeutsche, in einem der wenigen Gedichte, die ihm ganz gelungen sind, zu reichem Schmause wie in Italien so am Rheine ein:

O kommt ins Reich der Lieder und Gesänge,
Wo alle Träume reift die milde Sonne
Und alle Frauen heißen Königinnen!

Denn sangen Dichter und Dichterinnen vom wogenden wallenden Rhein, so hatten die Wellen bei allem Herzerfreuenden doch wenig Besonderes zu melden:

Sie rauschen von den Tagen
Der längst vergangnen Zeit,
Von Liebe, Lust und Klagen,
Von deutscher Herrlichkeit!
(Adelheid von Stolterfoth.)

An der blauen Donau aber war es nicht eben um vieles besser. Auch in den Landen Österreichs floß wohl die Welle tönend im See,

Schaukeln Kähne in den Rieden,
Auf der Insel die Kapelle
Blinkt aus grünem Waldesfrieden.

Aber tiefster Empfindungen ist der Sänger dieser Zeilen, Anastasius Grün (Graf Auersperg) doch nicht fähig gewesen, wenigstens nicht insofern sie zugleich Höheres, Neues künden sollten. Dagegen hielt Österreichs Dichterwelt ähnlich wie auf dramatischem Gebiete so auch in der Lyrik alte Töne pietätvoll fest und ließ sie in verhältnismäßig späten Zeiten noch fein und sauber, Silberglocken gleich, erklingen.

Lautlos lauscht die Mitternacht
Über Wald und Wellen,
Und die Weiden wehen sacht
An den Uferstellen.

Leiser Lichtschein zittert auf,
Dämmerhaftes Fließen,
Und es zieht der Mond herauf,
Schimmer auszugießen.

Silberstrahlen in den See
Senkt er, in das Dunkel;
Es erwacht die Wasserfee
Von dem Lichtgefunkel.

(Ludwig August Frankl.)

Es war gleichsam der reguläre Abschluß der Spätromantik.

Allein wie die Musik, neben der Lyrik die am meisten repräsentative Gattung der Phantasietätigkeit in diesen Zeiten, nicht in sich selbst versandete ohne das gewaltige Finale der Schöpfungen Schumanns, so ging die Periode auch in der Lyrik nicht zu Ende ohne große oder wenigstens eigenartige Erscheinungen. Und sie gehörten eben den matten Gebieten der rheinischen und der österreichischen Lyrik, wenn auch etwas exzentrisch an: hier Heine und die Annette Droste-Hülshoff, soweit sie schon in diesem Zusammenhange zu nennen ist, dort Nicolaus Lenau.

Besonders nahe liegt der Vergleich zwischen Schumann und Lenau. Bei beiden verwandte Anlage und dasselbe grausige Schicksal. Bei beiden im Grunde ein Hinausstreben schon über die Form der Romantik in neue Naturalismen, und bei beiden das Unvermögen, neue Ziele klar zu sichten. Und bei beiden auch hierfür ein beinahe gleiches Hindernis. Denn was sie knickte, war doch vor allem die innere Zerrissenheit ihrer Natur, war eine tiefe, nicht eigentlich mehr sozialpsychisch-romantische, sondern an erster Stelle rein persönlich zu verstehende Melancholie. Es war ein Element, das namentlich Lenau um so stärker charakterisiert, als es seiner Dichtung aufs unbedingteste und darum beinahe ausnahmslos eingegossen ist.

Die Lüfte rasten auf der weiten Heide:
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide. —

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In eins gefallen sind die nebelgrauen,
Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
Und mein und dein vergessen, traurig beide.

Konnte einer solchen Veranlagung, und umfaßte sie die Natur noch so innig und warm, eine Katastrophe erspart bleiben?

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für. —

Aus wie anderem Stoffe war da die Annette Droste geschaffen! Auch ihr Schicksal floß melancholisch dahin; hoffnungslos hat sie geliebt. Aber ihr Leben war heiter.

Denn, wie trotzig sich die Düne
Mag am flachen Strande heben,
Fühl ich stark mich, wie ein Hüne,
Von Zerfallendem umgeben.

Und was ihr zerfiel, war, bei allem Eingeborensein in das Leben des westfälischen Adels und in katholische Frömmigkeit, dennoch die Romantik. Nicht als ob sie sich dessen bewußt gewesen wäre. Starke Elemente selbst der Frühromantik pulsen in ihr gelegentlich nach; verwandt mußte sie sich in ihrem Pathos Männern wie Görres fühlen. Aber die tiefe Durchdringung von Natur und Geist wies sie vorwärts, diese weitaus größte Dichterin unseres Volkes; und während sie in dennoch weiblichem Konservatismus an Inhalten hing, die eben jetzt zur Vergangenheit wurden, streckte sich ihre poetische Witterung vorwärts in noch ungeborene Zeiten. Und das Herbe, recht eigentlich auch Jungfräuliche, das ihrer Dichtung damit anhaftet, bildet nicht selten einen fremdartig wirkenden Gegensatz zum romantischen Stoffe.

Tief zieht die Nacht den feuchten Odem,
Des Walles Gräser zucken matt,
Und ein zerhauchter Grabesbrodem
Liegt über der entschlafnen Stadt:
Sie hört das Schlummerlied der Well'n,
Das leise murmelnde Geschäume,
Und tiefer, tiefer sinkt in Träume
Das alte Köln.

Dort, wo die graue Kathedrale,
Ein riesenhafter Zeitentraum,
Entsteigt dem düstern Trümmermale
Der Macht, die auch zerrann wie Schaum —
Dort, in der Scheibe Purpurmund
Hat taumelnd sich der Strahl gegossen
Und sinkt, und sinkt, in Traum zerflossen,
Bis auf den Grund.

Der Ampel Schein verlosch, im Schiffe
Schläft halbgeschlossen Blum' und Kraut;
Wie nackt gespülte Uferriffe
Die Streben lehnen, tief ergraut;
Anschwellend zum Altare dort,
Dann aufwärts dehnend, langgezogen,
Schlingen die Häupter sie zu Bogen
Und schlummern fort. —

Den Abschluß der Romantik bildet, ihre Auflösung bedeutet die Lyrik Heines.

Heines Wesen läßt sich schwerlich verstehen, erinnert man sich nicht des gleichzeitigen Wirkens Mendelssohns und auch schon Meyerbeers. Die Entwicklung der ersten subjektivistischen Periode war in eine Phase gelangt und sollte mit dem Realismus noch mehr in sie eintreten, in der der nationalen Phantasietätigkeit die schöpferischen Augenblicke mehr und mehr versagten und an ihre Stelle die Reproduktion und die Repristination, die geschickte Synthese, der Verschleiß großer Errungenschaften im einzelnen, das geschmackvolle Geistreichtun, das Spiel selbst mit Worten trat. In diesem Moment, der noch nicht Epigonentum war, aber sich ihm in leisem Schritte näherte, regte sich zum ersten Male wirksam eingreifend der jüdisch-deutsche Geist. In Mendelssohn in der einen immer

wiederkehrenden Schattierung, im Konservatismus des Hergebrachten, das in gutem Geschmacke unter einigem persönlichen Zusatz variiert wird, in Stimmungen und Neigungen, die auf politischem Gebiete gleichzeitig Stahl in stärkerem Akzente zu vertreten begann. In Meyerbeer in den Regungen eines das Vergangene dekomponierenden, aber nicht zu schöpferisch Neuem umschweißenden, sondern auf den bloßen Effekt richtenden Ehrgeizes, der nur durch die Furcht vor Mißerfolgen gezügelt wurde. In Heine, im geraden Gegensatze zu Mendelssohn, in einem alle Inhalte zersetzenden Radikalismus, dem nur eine raffinierte Pflege der Form wenigstens beinahe ausnahmslos heilig war:

Die Veilchen kichern und kosen
Und schau'n nach den Kronen empor.
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

So hat Heine vor allem auch in der Form nachgewirkt. Wie viele Elefantennaturen haben, um eine Anschauung der eben zitierten Verse aufzunehmen, das lässig elegante und doch so wohl kontrollierte Hüpfen dieser graziösen Gazelle nachzuahmen gesucht! Vergebens natürlich: denn eben dies war die einzigartige Stellung Heines in der Entwicklung der deutschen Dichtung, auf den Verfall des unerhörten Formenreichtums namentlich der romantischen Lyrik zu treffen, und aus ihm in persönlicher Umbildung aufzuraffen, was sich effektvoll, pikant und in strengstem Feilen scheinbar läßlich gestalten ließ.

Fast mehr noch hat Heine auch die romantischen Inhalte dekomponiert. Die deutsche Lyrik hat immer etwas Reflektorisches gehabt, und am wenigsten fehlte diese Ingredienz der Romantik. Es ist ein Zug, der, verstärkte er sich, gerade deutsche Dichter immer so leicht zur Satire getrieben hat. Bei Heine setzte sich diese satirische Reflexion nun geradezu und nur

zu leicht ins Frivole um. Was hat aber das Frivole noch mit romantischer Ironie, was gar mit romantischem Weltschmerz zu tun? Dem geängsteten Herzen des Briten entquoll die Strophe:

Count o'er the joys thine hours have seen,
Count o'er thy days from anguish free,
And know, whatever thou hast been,
'Tis something better not to be.

Wann wären Heine diese Zeilen Byrons gekommen? Anders lauten die Worte, die er sich und der Romantik, wie er sie noch glauben mochte zu vertreten, als Grabschrift gesetzt hat:

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer selber sich brachte um;
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum'.

Im Grunde beendet Heine die deutsche Romantik dadurch, daß er die Form in ihr überwiegen läßt und sie dadurch auf eine bloße literarische Bewegung reduziert: was sie ursprünglich durchaus nicht gewesen war. Es ist die französische Konzeption der Romantik, die damit eingeführt wird; nicht umsonst hat sich der — verbannte — Dichter in Paris so wohlgefühlt. Soweit aber die deutsche Romantik noch Inhalte hatte, wurden auch sie von ihm ertötet. Diese Romantik hatte, wenigstens in der Lyrik und in der Dichtung überhaupt, nicht am wenigsten auf der Flucht aus der Gegenwart in eine Anschauung fremder Zeiten und Räume beruht, die dem Gefühl und der Phantasie freien Lauf gab: Heine aber ließ eine häßliche Wirklichkeit in diese schönen Träume des Herzens hineingrinsen und schuf dadurch Unbehagen, Blasiertheit und bestenfalls den Drang nach Neuem. Freilich war er dabei weniger der Mörder, als nur noch der Exekutor des Romantischen. Denn schon in der Mitte der dreißiger Jahre meinte Immermann in den Epigonen: „Der Fluch des gegenwärtigen Geschlechts ist, auch ohne alles besondere Leid sich unselig zu fühlen. Ein ödes Schwanken und Wanken, ein lächerliches Sichernststellen und Zerstreutheit, ein Haschen, man weiß nicht wonach. Es ist

als ob die Menschheit, in ihrem Schifflein auf einem übergewaltigen Meere umhergeworfen, an einer moralischen Seekrankheit litte, deren Ende kaum abzusehen ist."

IV.

Überschauen wir die weiten Gefilde der Phantasietätigkeit der Spätromantik, wie wir sie in den bisherigen Abschnitten dieses Kapitels, von der Musik über die bildende zur darstellenden Kunst durchwandert haben, so ist der allgemeine Eindruck der in ihnen immer wieder hervorblickenden, sie umfassenden und durchtränkenden Entwicklung nicht zweifelhaft. In tausend Schattierungen, bei mancherlei Umwegen und Verhüllungen, wie sie der versiegenden ästhetischen Schöpferkraft entsprachen, führt der Verlauf vom Enthusiastischen zum Überlegten, vom Mystischen zum Rationalen — von der Phantasietätigkeit zur Wissenschaft. Und diesen Prozeß zu verfolgen, war um so reizvoller, als er sich im Grunde rasch vollzog. Wie hurtig doch eilte die Dichtung von der subjektiven zur objektiven Romantik und von dieser zum Historismus! Und wie schnell wandelten sich damit, besonders deutlich in der Lyrik, auch ihre Formen selbst da, wo es nach wie vor auf den Ausdruck bloßer Gefühle ankam! Wie nicht minder reißend vollzog sich aber auch in der bildenden Kunst der Übergang von der zarten Linienkunst der Nazarener zu dem primitiven Kolorismus Schadows und von da zu einem immer stärker werdenden Historismus der Malerei, dem in der Architektur alsbald eine mit sehr entschiedenen Zeitmomenten ausgestattete Renaissance der Gotik zur Seite trat. Ja selbst in der Musik bildeten sich aus Lied und Spiel bald neue feste Formen, und bei den letzten großen Meistern machte sich sogar schon eine neue, objektivere Kristallisation der Instrumentalmusik in erstem Aufschießen bemerkbar.

Es mag wohl sein, daß die Schnelligkeit dieses Verlaufes an erster Stelle der hohen Kulturstufe verdankt wurde, auf der die Begebenheiten sich abspielten. Hohe Kultur bedeutet

an sich schon Vorwiegen der intellektuellen Seite des Lebens, bedeutet Korrektheit und Prosa. Wie sicher hat das nicht schon Herder in bekannten Sätzen über die Lebensalter der nationalen Sprachen geschildert. Aber war es nicht charakteristisch, daß eben schon er dies tun konnte? Ein Angehöriger noch der enthusiastischen Hälfte der ersten Periode des Subjektivismus! Und doch schon so überlegt, so philosophisch, so beinahe wissenschaftlich in dem prägnanteren, vielleicht sogar bornierteren Sinne dieses Wortes! Doch eben dies ist bezeichnend, daß die Dichtung auch schon des Klassizismus vollsteckt von Philosophemen, daß Goethe und Schiller nur von denen ganz verstanden und selbst genossen werden können, die den Windungen der Entwicklung ihrer Weltanschauung zu folgen imstande sind. Von vornherein war die Periode, auch in der Zeit ihres Enthusiasmus bereits, noch weit mehr aber in der ihrer Mystik, intellektualistisch beschwert; und eben ihr vollster Subjektivismus schon hat in Kant und in den Dichtern der Frühromantik philosophischen Ausdruck gefunden.

Da mußte denn freilich der Weg von überwiegender Phantasie zu überwiegendem Intellekt rasch zurückgelegt werden; und über ein kleines bereits trat an die Stelle der Künste die Wissenschaft. Dennoch wurde der Schritt nicht ohne sehr ausgesprochene und länger andauernde Übergangserscheinungen getan; wir kennen deren schon einige in der Entwicklung der Helden des Sturmes und Dranges wie des Klassizismus, voran in den Weltanschauungsformen Herders, Kants, Goethes, Schillers; wir haben andere in den Philosophemen der Denker der Frühromantik berührt. Jetzt nun, in der Spätromantik, wurde die damit eingeschlagene Richtung so kräftig weiter verfolgt, daß sie aus Weltanschauung und geschlossenem Philosophem unmittelbar in die Wissenschaft, wenn auch in eine zunächst noch etwas enthusiastische Wissenschaft als ein bestimmendes Zeitmoment hinüberführte: es begann die Rationalisierung, wenigstens die Realisierung der Psyche der ersten subjektivistischen Periode. Es ist der für die innere Fortentwicklung schon der dreißiger, noch mehr aber der vierziger Jahre entscheidende

Prozeß; wir werden gut tun, ihn eingehend zu verfolgen. Soll dies aber mit Aussicht auf Verständnis geschehen, so sehen wir uns gezwungen, in der Geschichte der Wissenschaft ziemlich weit zurückzugreifen: bis zu jenen Stellen, an denen die Darstellung ihrer Entwicklung in einem früheren Bande abbrach[1].

Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts hatten die Naturwissenschaften den ersten Aufschwung ihrer Geschichte erlebt, so wie sie die modernen Völker Europas bisher der Hauptsache nach entwickelt haben, und wie ihre Entfaltung in dieser Zeit und ihre spätere Fortbildung hier unter häufigem Hinausgreifen auch über den nationalen Rahmen zur Sprache kommen muß. Das Prinzip der quantitativen Forschung war damals in ihnen durchgesetzt, der Gesichtspunkt der mechanisch-mathematischen Naturbetrachtung gewonnen worden.

Der Aufschwung des Denkens, der zu dieser Ausgestaltung der Naturwissenschaft führte, hatte im 16. und 17. Jahrhundert von zwei Seiten her eingegriffen: von der schärferen und sicheren Anwendung der Induktion und von der klareren Formulierung allgemeiner deduktiver Elemente her: Experiment und mathematischer Kalkül hatten gleichmäßig die neue Wissenschaft aus der Taufe gehoben.

Zur vollen Aufklärung dieses Zusammenhanges muß mit zwei Worten selbst bis ins Mittelalter zurückgegangen werden. Zwar durchaus nicht der einzige, wohl aber der gewöhnliche Schluß des mittelalterlichen Denkens in seinen klassischen Zeiten war der Analogieschluß gewesen: er war das wesentliche Mittel zur Erweiterung der noch sehr gering entwickelten Erfahrung. Sein Korrelat auf dem Gebiete des allgemeinen, deduktiven Denkens aber war, wie früher eingehend begründet worden ist[2], der Wunderglaube; auf diesem fußte vor allem das dogmatische Glaubenssystem der Kirche. Dementsprechend bewegte sich das fortschreitende Denken des Mittelalters nach der Seite der Erfahrung und nach der Seite der allgemeine

[1] Band VII, 1, S. 67 ff.

[2] S. Band VII, 1, S. 56 ff.

Zusammenfassung hin zwischen den Grenzen des Analogieschlusses und der Deduktion aus den Grundtatsachen der christlichen Lehre: und alle Wissenschaften, auch die Naturwissenschaften, fanden sich durch diesen Zusammenhang bestimmt und gemeistert.

Es war aber ein Zusammenhang, der seit Ende des 15. Jahrhunderts, mit Einbruch und Verlauf des individualistischen Zeitalters, immer mehr verloren ging. Jetzt erweiterte sich die Erfahrung außerordentlich, und an die Stelle des Analogieschlusses trat der Induktionsschluß: jenes Denken, das aus der Beobachtung stetig sich wiederholender Momente in ausgedehnten Tatsachenreihen auf einen regelmäßigen, gesetzmäßigen, unverbrüchlichen Zusammenhang dieser Momente, vornehmlich nach dem Prinzipe von Ursache und Wirkung, schließt. Es verstand sich dabei, daß das deduktive Korrelat zu dieser Art des Schlusses nicht mehr ein auf Wunderglauben gestütztes dogmatisches System sein konnte: denn eben den Wunderglauben verneint je länger je mehr eine auf Induktion aufgebaute Erfahrung. Das deduktive Korrelat wurde vielmehr nun auf ganz andere Weise gewonnen. Indem das individualistische Zeitalter seiner ganzen seelischen Konstruktion nach von vornherein wesentlich dem Intellektualismus zuneigte[1], ergab es sich als natürlich, daß gewisse oberste Prinzipien verstandesmäßigen Denkens als nicht aus der Erfahrung abgeleitet, sondern als aprioristischer Halt gleichsam und letztendliches Moment eines allgemeinen Zusammenhanges galten. Prinzipien solcher Art waren in den Grundaxiomen der Mathematik gegeben: diese erschienen daher als eine unbedingte, von jeher vorhandene Ausstattung der menschlichen Seele.

Unter diesen Umständen war klar, daß sich die innere Entwicklung der Wissenschaften seit dem 16. Jahrhundert für den ganzen Verlauf des individualistischen Zeitalters in steigender Auswirkung zwischen den Denkgrenzen des induktiven Schlusses und der mathematischen Deduktion bewegen mußte. In der

[1] S. Band VIII, 1, S. 3 ff.

Tat war dies das Wesentliche der Zeit. Natürlich aber mußte in diesem Zusammenhange die entscheidende Stelle aller Förderung da liegen, wo Induktion und Mathematik evident und mit sicherster Wirkung zusammentrafen.

Dies war der Fall in der Frage der Erkenntnis der einfachsten Bewegungsvorgänge innerhalb des Gebietes der anorganischen Natur: im Bereiche der Forschungen über die schiefe Ebene, die Fallgesetze, die elementarsten Gesetze des Gleichgewichts. Hier erreichten darum Männer wie Stevinus, Kepler, Galilei, Huyghens und andere zuerst die Übereinstimmung der Gegebenheiten des Experimentes mit den Resultaten mathematischer Berechnung[1]: und damit das Ideal individualistischen Denkens. Und als es dann gar Newton noch gelang, auf Grund der Errungenschaften dieser Denker die Bewegungen der Himmelskörper des Sonnensystems und damit den inneren Zusammenhang des ganzen der Zeit fast allein genauer bekannten Kosmos verständlich zu machen: da war der Sieg dieser ganzen Denkrichtung, der Triumph der anorganischen Naturwissenschaften, entschieden.

Die auf die Erklärung einfachster Bewegungsvorgänge angewandte mathematische Wissenschaft aber nannte man Mechanik: und von ihr empfing darum die gesamte Art der neuen Naturbetrachtung die Bezeichnung der mechanischen. Es war eine Betrachtungsweise, die sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts allerspätestens insofern vollendete, als bis dahin, ganz in der Konsequenz noch individualistischen Denkens, die Wissenschaft der Mechanik, so wie diese im 17. und 18. Jahrhundert verstanden worden war, völlig ausgebaut wurde: die großen Systeme namentlich der Franzosen im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, eines Lagrange und Laplace[2], bedeuteten ihren Abschluß.

Mit den Errungenschaften des 17. Jahrhunderts hatte sich aber im allgemeinen die Kraft der naturgeschichtlichen Forschung der individualistischen Zeit, wenigstens auf dem besonderen

[1] S. Band VII, 1, S. 69 ff.
[2] S. Band VII, 1, S. 73, 78 ff.

experimentellen Gebiete der Physik, erschöpft. Die Natur war grundsätzlich rationalisiert; für den vollen Beweis und die feinere Durchführung dieser Rationalisierung fehlten indes vielfach noch die induktiven Mittel. So zeigte die wissenschaftliche Bewegung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Nachlassen — wenn überhaupt noch von einer Bewegung im strengen Sinne des Wortes die Rede sein konnte: es gab eigentlich nur noch einzelne tüchtige Gelehrte, nicht aber bestimmte Strömungen wissenschaftlichen Fortschritts.

Demgegenüber begann mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in Deutschland mit dem Beginn des neuen subjektivistischen Zeitalters, wiederum eine kräftigere Strömung. Sie war zunächst, das zeigt schon die Geschichte der Psychologie dieser Zeit[1], naturalistisch: wie denn auch auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit während Empfindsamkeit und Sturm und Drang starke Naturalismen herrschten. Und so hätte man wohl einen starken Fortschritt vor allem auch der naturwissenschaftlichen Einzelforschung erwarten können.

Traf diese Erwartung nicht vollkommen zu, so war dafür im allgemeinen wohl die verhältnismäßig geringe Entwicklung der methodischen Hilfsmittel, in Deutschland zugleich die Hinwendung der geistigen Interessen vornehmlich auf die Gebiete der Phantasietätigkeit die Ursache.

Von methodischen Hilfsmitteln hatte allerdings noch das ausgehende 17. Jahrhundert die Deduktion reich entwickelt, insofern sie fruchtbarer Hypothesenbildung dienen und zugleich zu genauer Beschreibung von Naturvorgängen führen konnte. Insbesondere hatte Leibniz auf dem für die deduktiven Hilfsmittel entscheidenden Gebiete der Mathematik in der Infinitesimalrechnung oder höheren Analysis ein überaus feines Werkzeug zur exakten Beschreibung wichtiger Bewegungsarten geschaffen, während Newton sich in dieser Hinsicht noch wesentlich mit dem Rüstzeug Galileis hatte behelfen müssen.

Im Bereiche der Induktion indes war die Kunst des

[1] S. Band VIII, 2, S. 303 ff.

Experimentierens noch wenig entwickelt; erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird man eines neuen Aufschwungs gewahr; in klarer Zusammenfassung tritt er z. B. aus Senebiers Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences. Genf 1775, hervor. Und in der Zeit, da dieses Buch erschien, hatten die deutschen Universitäten der Regel nach auch schon Institute zum Experimentieren, während verwandte Arbeitsstätten des Studiums auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften noch selten waren; als eines der angesehensten galt das Göttinger naturwissenschaftliche Institut unter Lichtenberg, wie denn in Göttingen auch die geisteswissenschaftlichen Seminarien noch am besten entwickelt waren.

Insoweit die Fähigkeit der menschlichen Sinne bei Durchführung von Experimenten durch besondere Werkzeuge verstärkt werden kann, befand man sich freilich in all diesen Instituten nach heutigen Begriffen noch in den Kinderschuhen: eben auf diesem Gebiete hat die Technik des 19. Jahrhunderts die schönsten Erfolge erzielt. Doch begann ein gutes Instrumentarium immerhin schon, je nachdem die Erfindungen bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts fortschritten, wichtige neue Werkzeuge vornehmlich zum Messen und auch zum Wägen aufzuweisen: so die Drehwage von Cavendish und die Dezimalbrückenwage von Quintenz und Schwilgué; die Fallmaschine von Atwood, die verbesserten Chronometer von Harrison und englische Winkelmeßinstrumente besonders für astronomische Zwecke, durch welche Bogengrößen bis nahe an eine Sekunde mindestens der Schätzung zugänglich wurden. Im ganzen war dabei wohl die Astronomie noch mit den besten Instrumenten ausgestattet; ihr führte z. B. F. William Herschel, ein aus Hannover nach England ausgewanderter deutscher Musiker, sehr wesentlich vergrößerte und verbesserte Teleskope zu. Auf dieser besonderen Gunst der Entwicklung ihrer Werkzeuge beruhte es, wenn die Astronomie um die Wende des 18. Jahrhunderts als die fortgeschrittenste der naturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen bezeichnet werden konnte. In der Tat: welche neuen Kenntnisse hatte sie nicht eben um diese Zeit der Welt geschenkt oder

zu schenken: die Entdeckung mehrerer Planetenmonde und vor allem eines neuen Planeten, des noch jenseits des Saturns kreisenden Uranus (1781); die erste Aufklärung über das Wesen der Sternenhaufen; ein frühestes ungefähres Bild von der Verteilung der Fixsterne im Raume und damit auch von der Stellung unseres Sonnensystems in diesem: erreicht erschien im allgemeinen, was vor der Entwicklung der Spektralanalyse und vor ihrer Einstellung in den Dienst der Astronomie errungen werden konnte.

Führt man sich aber die Lage der einzelnen konstituierenden naturwissenschaftlichen Disziplinen etwa gegen Schluß des 18. Jahrhunderts vor, so gebührte der Ruhm schon eines gewissen Abschlusses um diese Zeit doch vor allem der Physik. Da war besonders die Lehre von der Schwerkraft, freilich wiederum vornehmlich mit Rücksicht auf die Verhältnisse des Sonnensystems, in den Einzelheiten der Beschreibung ihrer generellen Wirkungen so gut bereits wie abgerundet; auf diesem Gebiete hatten vornehmlich Franzosen gearbeitet: Clairault, D'Alembert, Lagrange, Laplace, Legendre. Eine gewisse Vollendung empfingen diese Untersuchungen dann in der Laplaceschen Hypothese von der Entstehung des Sonnensystems. Die Gedanken, die Laplace hier ausführte und näher zu begründen unternahm, hatte allerdings ihrer allgemeinen Richtung nach schon Kant in seiner „Naturgeschichte des Himmels" vom Jahre 1755 angedeutet; allein die volle naturwissenschaftliche Stützung und damit den inneren Ausbau brachte doch erst Laplaces Exposition du système du monde (1798). Laplace nahm da an, daß das Sonnensystem durch Konzentrierung und Absonderung der Sonne wie der Planeten aus einem Gasballe von ungeheurer Ausdehnung und ebenso ungeheurer Verdünnung hervorgegangen sei.

Abgesehen von der Theorie der Schwerkraft aber war, teilweise auch noch im Zusammenhange mit der Astronomie, die Lehre vom Lichte besonders gefördert: man kannte schon die Erscheinungen seiner Zerstreuung, Beugung, Brechung und Polarisation. Und dies war genug, um die alte Emissions-

theorie, wonach das Licht in abgeschleuderten Körperteilchen des leuchtenden Gegenstandes bestehen sollte, bereits bedenklich ins Wanken zu bringen. Hatte zudem nicht schon im 17. Jahrhundert der große Holländer Huyghens dieser Lehre eine Schwingungstheorie gegenübergestellt? Jetzt aber, 1768—1772, führte Euler in den „Briefen an eine deutsche Prinzessin über einige Gegenstände der Physik und Philosophie" aus, daß überall ein Mittel von äußerster Feinheit, ein Äther, die Zwischenräume zwischen den Körpern fülle, und daß eine Wellenbewegung dieses Äthers von uns als Licht empfunden werde.

Im Rückstande gegenüber den bisher besprochenen Disziplinen erschienen dagegen Akustik und Wärmelehre. In der Akustik konnte die Wirksamkeit Chladnis (1756—1827) wohl als die verhältnismäßig am meisten fördernde bezeichnet werden: Chladni stellte die Schwingungszustände von Platten und Scheiben in den bekannten Klangfiguren sinnenfällig dar: womit die Erscheinungen des Schalls noch sicherer als bisher der physikalischen Mechanik eingeordnet erschienen.

In der Wärmelehre aber galt einstweilen der Hauptsache nach noch eine alte, von J. J. Becher vorbereitete, von Black aufgestellte, aber auch von Stahl (1660—1734) schon in allen ihren Zusammenhängen entwickelte Theorie, wonach es ein besonderes Prinzip, das Phlogiston, gebe, dessen Wirkung Verbrennung sei: eine letzte theoretische Emanation der alten Qualitätslehre von den Elementen, von der unsere Erzählung bald eingehender zu berichten haben wird. Es war eine Vorstellung, wie man sie auch vom Lichte gehabt hatte, und wie sie nicht minder für die als unwägbare Flüssigkeiten bezeichneten magnetischen und elektrischen Bewegungen zur Geltung gelangt war. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde nun diese Anschauung für die Wärme schon sichtbar erschüttert, obwohl sie immerhin eine Erklärung der Begriffe der Oxydation und Reduktion, der Verbrennung und Wiederherstellung zuließ: der Graf von Rumford, ein englischer Günstling des bayrischen Kurfürsten, führte im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Experimente aus, mit deren

Bekanntmachung im Jahre 1796 es beinahe gewiß zu werden schien, daß die Wärme eine Art von Bewegung sein müsse; und in ein solches Wesen der Wärme schien dann auch die Entdeckung Herschels vom Jahre 1800, daß es in dem jenseits der roten Farbe gelegenen Ende des Sonnenspektrums Strahlen gäbe, die, für uns dunkel, stark erwärmen, einen seltsamen Einblick zu eröffnen. Freilich wußte die Zeit mit dieser Erscheinung einstweilen nichts anzufangen, obgleich sie eine vollkommene Analogie zwischen Licht- und Wärmestrahlen schon recht nahe zu legen schien.

Sollte nun bei diesem Stande des Wissens in der Wärmetheorie die Lehre von der Elektrizität schon besser gefördert gewesen sein? Man kannte zunächst fast nur die Reibungselektrizität, und auch die Lehre von dieser hatte die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Vorzeit noch fast in den Kinderschuhen übernommen, wenn auch Dufay 1733 den elektrischen Gegensatz entdeckt hatte und ihm schon 1729 der Engländer Grey in der Unterscheidung von Leitern und Nichtleitern vorangegangen war: was dann die Konstruktion des Blitzableiters durch Franklin ermöglicht hatte. Etwas später machte man aber doch große Fortschritte in der Kenntnis elektrischer Vorgänge. Im Jahre 1792 wurde die tierische Elektrizität durch die Froscherperimente Galvanis bekannt; andere Formen einer Elektrizität, die zunächst als Kontaktelektrizität bezeichnet wurde, ergaben sich in den Erscheinungen der Voltaschen Säule: bis Volta die Identität dieser Formen nachwies.

Aber über die Vorgänge selbst hinaus ins innere Verständnis der neuen Kraft einzudringen gelang noch nicht. Im ganzen handelte es sich damit doch nur um erste Forschungsfeldzüge auf einem noch dunklen Gebiete.

Betrachtet man indes das ganze große Feld der anorganischen Naturwissenschaften, so war das Gesamtergebnis der physikalischen Wissenschaften gegen Schluß des 18. Jahrhunderts doch immerhin schon nicht ohne Bedeutung. Weit weniger jedenfalls, als die Physik, war die Chemie entwickelt. Sehr begreiflich. Denn die wissenschaftliche Chemie ist erst als

Analogiewissenschaft zur Physik, unter Aufnahme der Leitmotive physikalischer Untersuchung groß geworden. Und im Grunde hat sie bis tief in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, wenn nicht darüber hinaus bis zur Gegenwart noch unter dem überragenden Einfluß physikalischer Denkweisen gestanden.

Das Eigene aber, das sie zu diesem Anschauen und Denken ausgesprochenermaßen hinzubrachte, war, spätestens mit der Entwicklung der mechanischen Naturlehre, die Frage nach dem stofflichen Wesen der Körper in dem Sinne, daß diese aus kleinsten Teilchen zusammengesetzt gedacht wurden: die Frage also nach einer irgendwie gearteten Atomistik.

Spiegelte sich indes nicht an sich schon in der atomistischen Problemstellung jenes Denken wider, das zunächst auf physikalisch-mechanischem Gebiete entwickelt worden war? Die ersten wissenschaftlichen Spekulationen der abendländischen Welt über das Stoffliche der Körper sind keineswegs von atomistischen Anschauungen ausgegangen. Wenn Thales im Wasser, andere griechische Naturphilosophen im Feuer, im Geist, im Sein oder im Werden die Grundprinzipien der Dinge, insbesondere der Körper gesehen hatten, so war der Gedanke der eines einzigen zugrunde liegenden Stoffes oder einer Kraft, deren qualitative Umbildungen, gleichsam Verkleidungen und Maskierungen, die Mannigfaltigkeit der Welt ergäben. Und auch noch die Elementenlehre des Aristoteles war qualitativen Charakters, wenn auch im Verhältnis zu der älteren Naturphilosophie von höherer und feinerer Überlegung. Denn auch Aristoteles suchte noch nach den allgemeinsten Eigenschaften der Körper; und er fand sie in den Gegensatzpaaren von Warm und Kalt und von Feucht und Trocken. Aus ihrer Kombination entwickelte er dann die vier Typen der Grundeigenschaften der Körper, nämlich kalt und feucht, kalt und trocken, feucht und warm, und trocken und warm: und stellte als wesentliche Repräsentanten dieser Typen Wasser, Erde, Luft und Feuer hin. Es waren ihm und Dutzenden von Geschlechtern nach ihm die vier sogenannten Elemente: man sieht aber alsbald, daß sie mit dem, was wir

Elemente nennen, nicht das geringste zu tun hatten; denn diese werden von der Naturwissenschaft als quantitativ, nämlich als an erster Stelle durch ihr Atomgewicht unterschiedene Stoffe betrachtet: die aristotelischen Elemente dagegen sind stoffliche Vertreter von Qualitäten.

Den aristotelischen Charakter der Elemente wiesen auch noch alle die Elemente auf, die das mitteleuropäische Mittelalter, ja teilweise noch die Spekulation des 16. und 17. Jahrhunderts über die vier Elemente hinaus aufstellte: so die Metalle, insbesondere das Quecksilber oder der Schwefel oder das Salz: denn auch sie waren nur Repräsentanten von Qualitäten, welche den Stoffen inhärent und als ihr Wesen konstituierend gedacht wurden. Dabei erschien es denn als ganz selbstverständlich, daß es möglich sein müsse, die Eigenschaften eines bestimmten Körpers auf einen anderen zu übertragen, und nicht minder lag der Gedanke nahe, daß es einen Körper mit einer Inhärenz aller Eigenschaften geben müsse, die dann von ihm überallhin übertragbar wären. So kam es zu der Konzeption der uns auf den ersten Blick höchst seltsam erscheinenden Lehre vom Stein der Weisen, und zu den tausend und abertausend Versuchen der Goldmacherei im 17., ja noch im 18. Jahrhundert.

Sehen wir aber von diesen Auswüchsen der qualitativen Stofflehre ab: ist sie etwa an sich so absurd? Wäre es nicht in der Tat denkbar, daß nicht die Stoffe an sich, wohl aber ihre letzten Elemente, mag man sie nun als Atome oder sonstwie bezeichnen, sich dadurch unterschieden, daß ihnen qualitativ differente Kräfte oder wenigstens Kraftformen inhärent wären?

Sicher ist, daß sich die Entwicklung der Chemie seit dem 17. und 18. Jahrhundert weit von solchen Vorstellungen abwandte; denn sie entsprachen nur wenig dem Intellektualismus des individualistischen Zeitalters. Sie nahm vielmehr die Richtung auf eine Anschauung der Konstitution der Körper, wonach diese aus kleinsten Teilchen zusammengesetzt galten, die sich unter sich wieder nur auf mechanische Weise, durch Summe, Lagerung und allenfalls auch Bewegung unterschieden. Dabei hielt man eine Hypothese dieser Art bald für eine unwandelbar

sichere Lehre; und einer kommenden Zeit schien es nur noch überlassen zu sein, zu prüfen, durch welche neuen Konstruktionen diese Vorstellungen, die mit fortschreitender Erfahrung immer schwieriger wurden, als Ganzes stetig haltbar gemacht werden könnten.

In Deutschland hat, nachdem durch Galilei und seine Nachfolger die wissenschaftliche Mechanik aufgeblüht war, zuerst wohl der Hamburger Rektor Jungius das Elementare der Dinge in das Konkret-Stoffliche und nicht mehr in Eigenschaften verlegt. Allein sein Denken hatte auf seine Zeit keinen großen Einfluß. Viel wichtiger wurde in dieser Hinsicht Robert Boyles (1627—1691) vielgelesenes Buch Chymista scepticus. Unter seiner Einwirkung bildete sich eine früheste Form der modernen mechanischen Atomlehre, die Korpuskulartheorie, aus, die den Verlauf der chemischen Reaktionen durch das gegenseitige Eingreifen von Spitzen, Schneiden und Haken an den kleinsten Körperchen der Stoffe zu erklären suchte. Feiner war es denn schon, wenn man, nachdem Newton seine Verallgemeinerung des Schwerebegriffes ausgesprochen hatte und die Idee der allgemeinen Anziehung in den Vordergrund getreten war, die chemische Verbindung auf irgendwelche Verschiedenheit in der Form zurückführte, von der die Anziehung nach Art und Stärke beeinflußt werde.

Im übrigen waren im 17. und vor allem im 18. Jahrhundert die Errungenschaften der Chemie als Einzelwissenschaft noch nicht eben groß. Zwar löste man sich schließlich vollkommen von der qualitativen Auffassung früherer Zeiten, wenn auch nun gelegentlich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde: wie denn z. B. die medizinische Fakultät der Universität Ingolstadt im Jahre 1760 experimentelle Vorträge über Chemie als für die Studenten überhaupt überflüssig erklärte, sintemalen die „Arcana", mit Einschluß des Goldmachens, auf „eitel Prahlerei" hinausliefen. Aber klare Prinzipien der quantitativen Chemie begannen sich doch eigentlich erst seit eben der Zeit, da die Ingolstädter Fakultät also dekretierte, völlig durchzusetzen. Es geschah, nachdem der Engländer Black

die Abscheidung der Kohlensäure aus kaustischem Kalke und Priestley und der in Schweden lebende Deutsche Scheele die Abscheidung des Sauerstoffes durchgeführt hatten, vornehmlich durch Anwendung der Wage auf die Untersuchung chemischer Prozesse. So suchte z. B. in Deutschland J. B. Richter in seinen „Anfangsgründen der Stöchiometrie oder Meßkunst chemischer Elemente", 1792—1794, schon die Gewichtsverhältnisse festzustellen, in denen sich Säuren und Basen zu Salzen verbinden: womit eine Richtung der Forschung aufgenommen war, die später zu außerordentlichen Einsichten geführt hat. Und bereits vorher, im Jahre 1774, war dem Franzosen Lavoisier, auf Grund von Untersuchungen mit der Wage, ein Nachweis gelungen, der recht eigentlich die ältere qualitative von der neuen quantitativen und mechanischen Chemie zu trennen bestimmt war. Wir kennen schon aus anderen Theorien der Zeit her die Vorstellung von einem, freilich bereits besonders verfeinert aufgefaßten Repräsentanten der Verbrennbarkeit der Körper, dem Brennstoff, dem Phlogiston. Bei der Verbrennung, so nahm man an, entweiche dieses Phlogiston in die Luft, und die zurückbleibende Asche stelle dann den eigentlichen Stoff des Körpers, ohne Phlogiston, dar. Aus dieser Auffassung zog nun Lavoisier, falls sie richtig sei, den der mechanischen Naturlehre ganz konformen Schluß, daß dann die Asche leichter sein müsse als der Körper vor der Verbrennung, denn ihr müsse das Gewicht des entwichenen Phlogiston fehlen. Nun ergab aber die Untersuchung gewisser Aschen mit der Wage genau das Gegenteil: die Asche war schwerer geworden. Also konnte zunächst die Phlogistontheorie nicht richtig sein. Zugleich aber fand Lavoisier auch eine Erklärung für die Zunahme der Schwere. Die Veraschung machte die verbrannten Stoffe um ebensoviel schwerer, als die umgebende Luft leichter geworden war: aus dieser war mithin ein Bestandteil, und zwar, wie sich zeigte, der Sauerstoff in den Verbrennungsprozeß eingetreten und eben in dem Maße des erhöhten Gewichts nachweisbar. Es war eine erste chemische Erklärung der Verbrennung und die Bestätigung zugleich der

Zulässigkeit einer mechanischen Interpretation chemischer Prozesse. Es war die Konstituierung der mechanischen Chemie und der mechanischen Atomistik.

Über diese Anfänge moderner Chemie aber hinaus war man um das Jahr 1800 noch nicht gekommen. Ja alles schien überhaupt noch im Werden; und wohl nur wenige gaben sich bereits sichere Rechenschaft von der Bedeutung der jüngsten Errungenschaften.

In diesem Momente nun, seit etwa 1790, wurde eine Bewegung wichtiger, die in Deutschland im Grunde schon in den Anfängen des neuen subjektivistischen Zeitalters, um 1760 und 1770, begonnen hatte. Soll sie ganz verstanden werden, so muß an dieser Stelle schon über den Gesamtverlauf der Naturwissenschaften im subjektivistischen Zeitalter gesprochen werden. Und ist diese Nötigung denn so außergewöhnlich? Die letzten Jahrzehnte des 18. und die ersten etwa noch des 19. Jahrhunderts sind die Keim- und Wiegenjahre alles wissenschaftlich Großen gewesen, das sich seitdem reicher, voller, klarer, verstandesmäßiger entwickelt hat.

Die mechanische Naturanschauung, wie sie ihrem Wesen nach am bezeichnendsten in der quantitativen Atomistik und in der Lehre von der Fernwirkung hervortritt, war eine echte, reife, vielleicht die reifste Frucht des individualistischen Zeitalters in seiner Höhe und in seinem Ausgang. Ihre Zeitabhängigkeit wird anschaulicher, sobald man sie mit analogen Lehren auf dem Gebiete des Geisteslebens, insbesondere mit der Lehre vom Staate vergleicht. Wir wissen: auf diesem Gebiete galt, schon seit dem 16. Jahrhundert entwickelt, durch alle Jahrhunderte des Individualismus unverbrüchlich, wenn auch in verschiedener Ausgestaltung, das Naturrecht[1]: der Staat erschien als aus einzelnen isolierten und gleichförmigen Individuen nach privatrechtlichen Vertragsnormen zusammengesetzt; und über der gleichmäßigen Masse der Individuen erhob sich die eine, zu allen in unmittelbare Beziehungen gesetzte absolute Staatsgewalt.

[1] S. Band VII, 1, 111 ff.; VIII, 1, 21 f.

Dem entsprach es im Bereiche der Naturanschauung, daß als kleinste Komponenten gleichartige Körperchen, Atome, ohne qualitative Ausstattung, gedacht wurden, deren Bewegung und Gleichgewicht die Welt zusammensetzt, und daß Bewegung und Gleichgewicht letzten Endes gegeben erschienen in den Wirkungen einer absoluten, alle Fernen mystisch überwindenden Kraft. Es ist eine anthropomorphe, geschichtlich noch besser gesprochen eine psychomorphe Anschauung: nicht anders, als irgendeine Naturwissenschaft vergangener Zeiten, ist auch die mechanische Naturwissenschaft das Spiegelbild der Anschauung, welche sich die Zeit ihrer Entstehung vom Menschen und seinem dieser Zeit spezifisch eignenden psychischen Wesen gebildet hatte und bilden mußte: — auch der Entwicklungsgang der Naturwissenschaften ist im tiefsten abhängig von dem Entwicklungsgange der Kulturzeitalter, von der nationalen und der universalen Psychogenese. Wie sollte es übrigens, ganz allgemein und erkenntnistheoretisch betrachtet, auch anders sein? Alle Erkenntnis ist dem Zustande des Werkzeuges des Erkenntnisses und das heißt den jeweiligen Eigenschaften der menschlichen Seele konform.

Dies vorausgeschickt, versteht es sich, daß mit dem Erblühen der subjektivistischen Kultur grundsätzlich schon rasch und früh, in praktischer Durchdringung der einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen allmählich und später, schließlich aber mit vollkommenster und allseitigster Sicherheit eine ganz andere Grundanschauung der Natur eintreten mußte: und daß sie der neuen Psyche, dem entwicklungsgeschichtlich abgewandelten Wesen des subjektiven Menschen zu entsprechen hatte. Wie sehr aber wich dieser Mensch in der Tat von dem des individualen Zeitalters ab! Wo jener isoliert und gleichförmig erschienen war, handelte dieser im Zusammenhang mit seinesgleichen und nach einer für die einzelnen Personen verschiedenartigen Willenskraft und Eigenschaftsausstattung, und wo jener in einer großen Masse ununterschieden sich dem Willen des absoluten Monarchen gebeugt hatte, entwickelte dieser, demokratisch veranlagt, in der stärksten Abstufung von genossenschaftlichen und gemeindlichen Selbstverwaltungen einen reich-

gestalteten gesellschaftlichen und staatlichen Organismus. Entsprach dem nicht im Bereiche der Natur eine Atomistik, deren kleinste Komponenten, wenn nicht unbedingt qualitativ verschieden, so doch in verschiedener Weise kräftebegabt, und zwar mit immanenten Kräften ausgestattet gedacht werden mußten, und bei der die Mystik der Fernwirkung durch ein unbedingt engstes und nächstes Spiel stetig verteilter, aber auch stetig organisierter Energien ersetzt wurde? Und mußten in einer so verstandenen Naturwissenschaft nicht neben den anorganischen Naturwissenschaften, der eigentlichsten Domäne der mechanischen Naturanschauung des individualistischen Zeitalters, die organischen Disziplinen, die Wissenschaften vom Leben, erhöhte Bedeutung gewinnen?

Eben dies letzte Moment ist mit am frühesten charakteristisch; wie schon die Mitte des 18. Jahrhunderts, die erste Zeit des Subjektivismus, Versuche einer selbständigen, der Absicht der Forschung nach von Metaphysik freigehaltenen Psychologie erlebt hatte[1], so sah sie die erstmaligen Anfänge einer wirklichen Physiologie, ja eines biologischen Denkens überhaupt, in denen man der Pflanze, dem Tier, dem Menschen als einem lebendigen Organismus gerecht zu werden suchte.

Der Ausgang des Individualismus war auf diesem Gebiete allerdings noch durch das Wirken eines für die Zeitanforderungen in besonderem Maße veranlagten Mannes gekennzeichnet gewesen, dessen äußere Berufs- und Lebensstellung zugleich ein lehrreiches Bild der Rolle darbot, die in der ersten Hälfte, ja noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts den organischen Naturwissenschaften neben den anorganischen zufiel. Karl von Linné (1707—1778), Sohn eines schwedischen Bauern, der Nachwelt vornehmlich als Botaniker und Zoologe bekannt, war seinem Berufe nach zunächst Arzt; er hat nicht minder über die Genera morborum wie über die Genera plantarum geschrieben; wie denn auch Haller, der große Physiologe, Zoologe und Botaniker, berufsmäßig vor allem Mediziner gewesen

[1] S. Band VIII, 2, S. 309 ff.

ist. Zoologie und teilweise auch Botanik, noch mehr aber Physiologie und, soweit sie in kleinen Anfängen vorhanden war, Entwicklungslehre der organischen Welt waren noch fast ausschließlich nebensächliche Berufsaufgaben der Mediziner; und vor allem den Anatomen fiel es zu, auf diesem Gebiete zu arbeiten. Es ist nach heutigen Begriffen ein Zustand der Unvollendung, der noch weit ins 19. Jahrhundert hineingeragt hat; noch Baer, Oken, Blumenbach, ja noch Rudolph Wagner und Johannes Müller sind Anatomen gewesen; und sogar aus wieder noch einmal späterer Zeit sind die Verdienste der Mediziner und Anatomen Kupffer, Koelliker, Schultze um Zoologie und Entwicklungslehre des tierischen Organismus bekannt genug.

Zu den Zeiten nun, da die organischen Naturwissenschaften noch von den Mitgliedern der medizinischen Fakultät zumeist gleichsam im Nebenamte betrieben wurden, machte die Tätigkeit Linnés insofern Epoche, ja bildete einen ersten gewissen Abschluß der Entwicklung, als Linné zum letzten Male die Leistungen des individualistischen Zeitalters mit weitem Blicke zu einem System zusammenfaßte. Denn das, was Plato Zusammensehen genannt hat, war sein eigentliches Talent. So hat er in den Fundamenta botanica während der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts den Grund zu dem noch heute bekannten Pflanzensystem gelegt; so in den vierziger Jahren aus einer eingehenden Durchforschung der Fauna seiner Heimat ein entsprechendes Tiersystem entwickelt. Das Entscheidende war dabei in beiden Fällen, daß die Merkmale der Einteilung und Systembildung nicht einem Studium des Gesamtorganismus der einzelnen Tiere und Pflanzen, sondern nur gewissen, rasch auffallenden Eigenschaften, so bei den Pflanzen vornehmlich der Zahl und Art der Staubfäden, entnommen wurden: noch handelte es sich, so sehr Linné auch hier, wie auf manch anderem Gebiete, in der Wahl wichtiger Sexualorgane der Pflanzen als Einteilungsgrund einen genialen Blick bewährte, doch nur um eine sehr äußerliche Bewältigung der Probleme, welche die Wissenschaften der lebendigen Natur stellen: nicht als Organismen, sondern, noch immer Descartes folgend, gleichsam nur als

Maschinen, als Träger einiger besonderer, individueller Eigenschaften wurden ihre Objekte erfaßt.

Es war beinahe zu derselben Zeit, da in Deutschland Haller bereits auf viel tieferen Einsichten beruhende sogenannte natürliche Systeme zu begründen suchte, wie als Dichter so auch als Naturforscher ein früher und glänzender Vorläufer des Subjektivismus[1]. Allein es ist bezeichnend, daß er damit nicht durchdrang. Auf dem Gebiete der Botanik haben, nach anregenden Vorversuchen Joseph Gärtners in seiner Karpologie, erst die beiden Jussieu, insbesondere der jüngere von ihnen in seinem Buche Genera plantarum secundum ordines naturales disposita, 1789, die organischen, inneren Verwandtschaftsbeziehungen der Pflanzen ihrer Einteilung zugrunde gelegt; erst der ältere de Candolle (1778—1841) hat dann das System durch morphologische Momente vertieft, indem er gewisse Zahlen- und Formenverhältnisse auf gewisse Ursachen zurückzuführen und somit das primär Wichtige in der Symmetrie der Pflanzen hervorzuheben bestrebt war — und noch tief in das 19. Jahrhundert hinein ist das alte Linnésche System für das Heer der Pflanzensammler von populärer Bedeutung geblieben, so sehr schon die Naturphilosophie der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts in richtiger Ahnung der tieferen Zusammenhänge für die Aufnahme des natürlichen Systemes eingetreten war. Und nicht besser ist es der Entwicklung eines natürlichen Systemes der Fauna ergangen. Gewiß hat hier Cuvier angebahnt, was schon Haller gefordert und selbst versucht hatte; seine Aufsätze über die Anatomie und die Verwandtschaftsverhältnisse der Würmer (1795) und seine Vorlesungen über die vergleichende Anatomie (1800—1805) gaben eine erste natürliche Übersicht; schon fand er das Gesetz der Korrelation, wonach jedes organische Wesen ein Ganzes bildet, dessen Teile mit innerer Notwendigkeit wechselseitig verbunden sind, und damit einen der wichtigsten Wegweiser für die weitere Durchbildung der vergleichenden Anatomie und der Entwicklungslehre; und selbst auf den Bau

[1] S. dazu Band VIII, 2, 416 ff.

ausgestorbener Tiere hat er bereits seine Untersuchungen erstreckt, ein früher Meister der Paläontologie des Tierreichs. Allein auch seine Anschauung, geschweige denn sein System ist nicht rasch durchgedrungen: noch immer hielt man, namentlich soweit es sich um nicht medizinische Vertreter der Forschung handelte, an älteren, mechanischen Einteilungen fest.

Der Grund hierfür wie für den gleichen, fast noch länger währenden Widerstand auf dem Gebiete der Botanik ist einfach genug. Konnte man organische Systeme aufstellen, ehe man die Organismen selbst untersucht hatte? Der Gang der ernstesten und darum schließlich erfolgreichsten Untersuchungen konnte keine anderen Wege einschlagen als die der eingehendsten physiologischen Forschung.

Und hier wiederum lag es in der Natur der Dinge, daß man zunächst nur vom Menschen ausging: denn Mediziner waren es, die auf diesem Gebiete noch lange wissenschaftlich führten. Nur nebenbei kam daher zunächst die Pflanzenphysiologie im weitesten Sinne dieses Wortes und die Tierphysiologie, diese zum Teil als Hilfswissenschaft der eigentlichen, der Menschenphysiologie, in Betracht.

Der erste große Forscher moderner Zeiten auf dem Gebiete der Physiologie des Menschen ist wiederum Haller (1708 bis 1777) gewesen. Haller betrachtete als Grundsubstanz des menschlichen und tierischen Körpers das Glutén, eine aus Öl und Wasser gebildete Gallerte: gleichsam das Protoplasma seiner Auffassung. Während nun nach ihm die niederen Tiere sich wesentlich nur aus Glutén zusammensetzten, traten bei den höheren Tieren, und vor allem beim Menschen die Elemente des Eisens, der Luft, der Erde hinzu. Indem dies geschah, bildeten sich dann nach Haller Fibern, feine, teilweise mikroskopisch klein gedachte Komponenten, die darauf durch den Druck der Umgebung zu Fasern, Platten, Kugeln: kurz zu den den Organismus konstituierenden Teilen umgebildet wurden. Bei dieser Lehre mußte nun Haller natürlich, wollte er weitergelangen, alles auf das Wesen der Fibern ankommen; und somit entschloß er sich zu eingehenderer Untersuchung der Gewebe

und Nerven, in denen ihm die Fibern vornehmlich deutlich zutage zu treten schienen. Und hier machte er dann als erster die Beobachtung jener Kontraktionsfähigkeit der Muskeln und zahlreicher anderer Gewebe, die teilweise auch nach dem Tode bestehen bleibt, und des Empfindungsvermögens der Nerven für äußere Reize: der Irritabilität also und der Sensibilität: von Erscheinungen, die tief in das Wesen der organischen Welt einzuführen geeignet waren. Diese Entdeckungen aber waren nicht möglich ohne Erweiterung der Forschungsmittel. Haller war zugleich der Begründer des geordneten physiologischen Experimentes, während er freilich, wie noch die nächsten Generationen der Mediziner nach ihm, den Gebrauch des Mikroskops vernachlässigte.

Die großen Entdeckungen Hallers aber hatten ihre nächsten Folgen aus uns schon bekannten Zusammenhängen und Gründen nicht auf physiologischem oder morphologischem Gebiete, auch nicht auf dem der zoologischen oder botanischen Systematik, sondern in der Medizin. Aber hier waren diese Folgen denn auch außerordentlich: beinahe ein Jahrhundert, darf man sagen, blieben sie deutlich erkennbar.

Auf Grund der Forschungen Hallers über Sensibilität und Irritabilität bildeten sich drei medizinische Gesamtanschauungen aus, indem von einer Schule, die vornehmlich durch den Engländer Cullen vertreten wurde, die Irritabilität als Folge der Sensibilität gefaßt wurde, während eine zweite, die an den Namen des Schotten Brown anknüpfte, umgekehrt als oberstes Prinzip die Irritabilität aufstellte, und endlich eine dritte, die sich insbesondere in Frankreich und zwar an der Fakultät von Montpellier entwickelte, Irritabilität und Sensibilität zu einem höheren Gesamtbegriffe zu verschmelzen suchte. Dementsprechend führte die erste Schule jede Lebenserscheinung auf den Einfluß der Nerven zurück, wollte die zweite alles vom Standpunkte der Muskelerregung begreifen, entwickelte die dritte die sogenannte vitalistische Methode, indem sie Reizbarkeit und Erregbarkeit als Doppelausfluß einer allgemeinen Lebenskraft ansah.

In Deutschland faßte während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vornehmlich die zweite dieser Schulen, wenn auch unter gewissen Abänderungen der Hauptlehre, Fuß. Sie ist auch im allgemeineren Zusammenhange deshalb besonders bemerkenswert, weil sie, indem sie als Krankheitstypen eine starke und eine zu schwache Erregbarkeit des Muskelsystems, in technischen Ausdrücken eine Asthenie und eine Sthenie annahm, dazu gelangte, die in Empfindsamkeit und Sturm und Drang hervortretenden nervösen Erscheinungen als Asthenie zu bezeichnen. Es bedarf dabei kaum noch des Hinweises darauf, daß, ganz parallel dieser Entwicklung ärztlicher Begriffe im 18. Jahrhundert, nur wissenschaftlich intensiver begründet und insofern entwicklungsgeschichtlich höher in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in den Zeiten der Reizsamkeit und des Impressionismus, der Krankheitstyp der Neurasthenie in der Medizin zur Ausbildung gelangte.

Die dritte aber unter den alten Gesamtanschauungen bedarf deshalb besonderer Betrachtung, weil in ihr mit dem Vitalismus ein Prinzip gefunden wurde, das noch über die Lebenserscheinungen der Irritabilität und der Sensibilität hinaus eine allgemeine Vorstellung über das Wesen des organischen Lebens überhaupt, nicht bloß beim Menschen, sondern auch bei den Tieren und Pflanzen ermöglichte, ja schon ausdrückte. Nun war dieses Prinzip an sich freilich nicht neu. Allein in der besonderen Durchbildung, die es jetzt erhielt, lehnte es sich doch durchaus an neuere Forschungen an. Und da unterschied denn schon Stahl von dem Blutkreislauf, der dem Körper die tierische Wärme gäbe, eine Anima vegetativa, welche durch raschere oder langsamere Nervenschwingungen den „Tonus" des Körpers gestalte. Und andere deutsche Gelehrte, so Reil und Hufeland, dieser der bekannte Berliner Arzt, entwickelten, zum Teil unter dem Einflusse französischer Theorien, verwandte Lehren, während Blumenbach (1752—1840), der Begründer der Anthropologie, an Stelle der Anima vegetativa einen Nisus formativus annahm, der die Auswirkung der mechanischen Kräfte im Körper regle und von der Empfängnis an die allmähliche Ausbildung

und Erhaltung eines bestimmten Organismus bis zu dessen Zerfall zu sichern habe.

Klar ist dabei, daß dieser Begriff des Vitalismus der vielfachsten Deutungen und auch mannigfachen Mißbrauches fähig war. Aus ihm ist einerseits durch Samuel Hahnemann (1755 bis 1843) seit Ende des 18. Jahrhunderts die Homöopathie entwickelt worden; 1822 wurde das „Archiv für die homöopathische Heilkunst", 1829 in Leipzig der „Allgemeine homöopathische Verein" begründet. Andererseits ging aus ihm der Mesmerismus hervor. Mesmer, 1734 geboren, hatte 1766 eine Schrift De influxu planetarum in corpus humanum geschrieben, die in mehr als einer Hinsicht an sonst schon vergangene Zeiten religiösen Aberglaubens und medizinischen Wahnes erinnerte. Im Jahr 1815 ist er zu Meersburg am Bodensee, auf dessen Friedhof ein wunderliches Grabmal an ihn erinnert, gestorben. Seit Ende der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts hatte er in Paris magnetische Kuren begonnen, indem er, ähnlich wie schon einmal Paracelsus, Kranke mit Magneten in den Händen berührte; später, als er Heilungen auch durch bloßes Streichen ohne Magnet erzielte, hielt er die in ihnen ausgewirkte Kraft für einen von ihm selbst herrührenden animalischen Magnetismus. Er ist kein eigentlicher Betrüger gewesen; auch in Deutschland erfreute er sich nicht geringen Anklanges, so bei Lavater, bei dem Theosophen von Baader, ja auch bei Ennemoser und Nasse, beides nicht unbedeutenden Medizinern: ein später Anhänger von ihm endlich war noch Justinus Kerner mit seiner Seherin von Prevorst[1].

Verführte so der Vitalismus, wie er zunächst im Zusammenhange mit medizinischen Studien, also mit Untersuchungen über den Menschen, entwickelt wurde, eben wegen dieses Zusammenhanges leicht zu allerlei spiritualistischen Exzessen, die zudem durch die mystische Gesamthaltung der Früh-

[1] „Blätter aus Prevorst, Originalien und Lesefrüchte für das innere Leben", 1831—1839; „Magicon. Archiv für Betrachtungen aus dem Gebiet der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens", 1840—1853. S. dazu oben S. 183.

romantik noch beträchtlich gesteigert werden mußten, und litt unter diesem Zusammenhange der einfache und ruhige Betrieb auch der Tierphysiologie, so wurden auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie viel sicherer gewisse einfache Grundlagen späterer Erkenntnis gewonnen. Da war schon früh vor allem die Lehre von der Befruchtung gefördert worden, insbesondere hatte Camerarius die Wirkung des Pollens in dieser Richtung festgestellt. Daneben wußte man bereits um 1760 aus den Untersuchungen Malpighis, daß die Blätter Ernährungsorgane der Pflanzen seien, und Ray hatte schon seine Experimente über die Einwirkung des Lichtes auf die Färbung der Pflanzen veranstaltet. Ein noch vollerer Reigen von Fortschritten begann dann, als Lavoisier eine Anzahl von chemischen Untersuchungsarten der physiologischen Forschung zugänglich gemacht hatte. Senebier zeigte 1782, daß in den grünen Organen unter dem Einflusse des Lichtes Kohlensäure zersetzt wird. Ingenhouß wies 1796 nach, daß die Pflanzen beständig Sauerstoff aufnehmen und Kohlensäure bilden; daß aber unter dem Einflusse des Lichtes die grünen Organe umgekehrt Kohlensäure aufnehmen und Sauerstoff ausscheiden. Saussure beschäftigte sich, in Vervollständigung der Nachweise von Ingenhouß, in seinen Recherches chimiques sur la végétation, die im Jahre 1804 erschienen, noch eingehender mit dem Studium der Atmung der Pflanzen. Es waren Arbeiten, die zu einer vollen Lehre von der Pflanzenernährung hinüberführten: freilich aber einstweilen weit mehr auf französischem als auf deutschem Boden Beachtung fanden. Denn in Deutschland hatte man inzwischen, für den exakten Verlauf der Forschung zu früh, schon begonnen, sich mit den schwersten Problemen der Entwicklungsgeschichte zu beschäftigen.

Anregungen waren hierzu eigentlich schon von Haller ausgegangen, indem dieser, in gewissem Sinne noch ganz auf dem alten Standpunkte der biblischen Schöpfungsgeschichte, wenn auch deren Anschauungen im ganzen nur für die Vorstellungen über die Entwicklung des einzelnen Individuums zugänglich, zunächst für den Tierkörper die sogenannte Theorie der Prä-

formation aufgestellt hatte. Nach dieser Theorie sollte kein Teil irgendeines Organismus vor dem anderen gemacht, sondern alle sollten zugleich im Ei enthalten sein. Dieser Anschauung war dann Caspar Friedrich Wolff im Jahre 1764 in seiner Theoria generationis durch die Lehre von der Epigenese entgegengetreten, nach welcher der Keim im Anfange vielmehr als ein unorganischer Stoff erschien, der sich erst durch die Befruchtung infolge eines bestimmten Entwicklungsprozesses langsam organisiere. Es waren Lehren, die im Grunde alle beide noch unvollständig waren, sobald man von der Entwicklung des Individuums auf die der Art kam. Denn dann mußte offenbar die Präformationstheorie durch den Satz ergänzt werden, daß in einem Keime nicht bloß die Organe des zunächst aus ihm entstehenden Lebewesens, sondern auch die Organe aller Abstammlinge von diesem — mithin in den Keimen des ersten Menschenpaares die gesamten Organe aller menschlichen Individuen präformiert seien. In der Tat ist nun die Präformationstheorie in dieser Hinsicht durch die sogenannte Einschachtelungslehre ergänzt und nach ihr dem in der Eva liegenden Keime die Summe von 200 Milliarden in ihm eingewickelter Organpräformationen für einzelne menschliche Individuen zugeschrieben worden. Einer wenn auch minder gewagten Ergänzung bedurfte aber auch die Lehre von der Epigenese. Denn wenn in ihr ein langsam fortschreitender Entwicklungsprozeß in jedem Individuum behauptet wurde, so mußte offenbar irgendein Anlaß da sein, der diesen Entwicklungsgang vorwärts trieb. Und hier war es nun Blumenbachs Lehre von dem Nisus formativus, die diesen Anlaß zu erklären schien; und so wurde sie mit der Theorie der Epigenese verbunden.

War damit ein doppelter Ausgangspunkt für jede weitere Vorstellung vom Wesen und vom Verlaufe der Entwicklung der organischen Natur gegeben, so kann man heute, auf der Grundlage unseres Denkens, leicht zu der Meinung gelangen, die Theorie der Epigenese mit oder ohne Nisus formativus hätte rasch zum Siege gelangen müssen. Dies war aber keineswegs der Fall. Wolff († 1794) hat den Sieg seiner Theorie

nicht mehr erlebt. Vielmehr behauptete, unter dem Einflusse biblischer Vorstellungen, insbesondere des Schöpfungsgedankens, die Präformationslehre einstweilen das Feld.

Dies war die Lage, als, mit der steigenden geistigen Bewegung des Subjektivismus überhaupt, in dem Augenblicke, da sich mit dem Verlaufe des literarischen, künstlerischen und psychologisch-philosophischen Klassizismus zunächst auf diesem Gebiete das Bedürfnis einer Synthese ergab, auf diesem Wege auch eine Berührung mit dem Verlaufe der naturwissenschaftlichen Forschung eintrat, die alsbald wenn nicht zu sicheren neuen Ergebnissen, so doch zu fruchtbaren Hypothesen allgemeineren und allgemeinsten Charakters führte.

Vergegenwärtigen wir uns für diesen wichtigen Moment kurz zusammenfassend die Kräfte, die eine Verbindung eingehen sollten. Die Naturwissenschaften waren in diesem Augenblicke noch streng in organische und anorganische geschieden; von dem Bereich der einen schien nicht einmal der schmalste Pfad in den Bezirk der anderen zu führen. Dabei war auf anorganischer Seite für Physik und Chemie in der mechanischen Anschauung eine klare, einstweilen genügende Grundlage erreicht. Freilich begann dabei eben jetzt, und in steigendem Maße im Ablaufe der Fusion früher subjektivistischer Weltanschauungen und naturwissenschaftlichen Denkens eine Reihe neuer physikalischer Erscheinungen bekannt zu werden, die später in anderem Zusammenhange eingehend darzustellen sein werden, und die eine Zeitlang die mechanische Anschauung als unzulänglich zu erweisen schienen: eine ganze Anzahl noch unübersichtlicher magnetischer, elektrischer, galvanischer Vorgänge erregte im höchsten Grade das Interesse der Zeitgenossen. War damit die Möglichkeit einer zwiespältigen Entwicklung angedeutet, in der sich neben die mechanisch-statische eine dynamisch-organische Interpretation der Naturvorgänge stellen konnte, so trat ein solcher Zwiespalt der Auffassungen in den organischen Naturwissenschaften noch deutlicher zutage: neben Anfängen chemisch-physiologischer Untersuchungen, denen schließlich mechanische Interpretationsprinzipien zugrunde lagen, hatten sich vitalistische

Theorien gebildet. Und während in den anorganischen Disziplinen die mechanische Auffassung überwog, war in den organischen Disziplinen die Führerschaft der vitalistisch-organischen Auffassung kaum zu leugnen.

Wie wirkte nun in diese Konstellation hinein der synthetische Zug der Weltanschauung des Klassizismus? Mit Empfindsamkeit und Sturm und Drang war die rein naturalistische Zeit des Frühsubjektivismus so gut wie erledigt. Jetzt wollte man beherrschen, was die Generationen seit Mitte des 18. Jahrhunderts an psychischer Weite und breiterer wie tieferer Erfahrung gewonnen hatten, wollte man systematisieren, was sich als Wesen der neuen, subjektivistischen Psyche ergeben hatte. So kam man zunächst zu dem Begriffe der Totalität: alles Dasein als ein gemeinsam Ganzes sollte durch ein erklärendes Verständnis umfaßt werden. Zugleich aber entwickelte man als das Wesentliche dieses Ganzen den Begriff der Aktualität: denn eben diese, die Willensmomente des Seelenlebens, die Freiheit subjektiver Bewegung, bedeuteten das Neue des emporkommenden Zeitalters.

Näherte sich diese Strömung der fortschreitenden seelischen Entwicklung dem Bereiche der Naturwissenschaften, so war es klar, daß sie ihn mit dynamischen Vorstellungen überschwemmen und schließlich durchdringen mußte, und daß der Eingang für sie am leichtesten auf dem Gebiete der organischen Naturwissenschaften zu gewinnen war. In der Tat verlief die Entwicklung in diesem Sinne; schon seit Beginn der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts läßt sich der Vorgang deutlich verfolgen; und Herder bereits stand in der Linie seines Verlaufes. Der erste große Vertreter aber der zunächst auf organischem Gebiete eingetretenen Mischung war Goethe.

Goethe war an sich weitschauend genug, neben der organischen auch die mechanische Betrachtungsweise der Natur gelten zu lassen. In diesem Zusammenhange hat er wohl von zwei verschiedenen Vorstellungsarten im Menschen geredet, der atomistischen und der dynamischen, und ihren Unterschied darin gefunden, „daß jene in ihrer Erklärung das geheimnisvolle

Band nachbringt, und daß diese es voraussetzt." Aber persönlich neigte er doch durchaus der organischen Erklärung zu. Schon das war für ihn in dieser Hinsicht charakteristisch, daß er eine natürliche Abneigung gegen die Mathematik hatte. Positiv aber mochte seine bezeichnendste Eigenschaft als Naturforscher vielleicht darin bestehen, daß er auch sich selbst der Natur organisch einordnete. Er trat ihr nicht selbständig gegenüber; sie war ihm nicht ein seelisch durchaus von ihm verschiedenes, durch seine Seele als seelenbelebt unerkennbares Objekt, das kühler Untersuchung mit Hebel und Schrauben zu unterwerfen sei. Als Teil der Natur vielmehr glaubt er diese eben von sich aus, aus den Regungen der Seele her nicht bloß überhaupt, sondern gerade am tiefsten vorstellen zu können. Es war eine geistige Haltung, die natürlich für die Naturwissenschaften die Deduktion nicht nur zuließ, sondern unmittelbar nahelegte.

Und hier meinte nun Goethe, das „ganze Geschäft" bestehe darin, „die einfachste Erscheinung als die mannigfaltigste, die Einheit als Vielheit zu denken". Mußte ihn nicht das schon vornehmlich der organischen Natur als der mannigfaltigsten am ehesten zuführen? Es ist schon früher ausführlich erzählt worden, welche Theorien er dabei fand und entwickelte[1];

[1] S. Band VIII, 2, S. 384 ff. Kants Vorstellung einer doppelten Welt, einer der Erfahrung und einer intelligibeln, kann schließlich mit dem Goetheschen Idealismus (Welt der Ideen und Welt der Erfahrung, beide nur im Denken trennbar) parallelisiert werden, wenn man von den beide scheidenden Differenzen absieht. Man könnte dann sagen, daß, während Goethe der Naturphilosophie einer solchen Weltanschauung gerecht wurde (und Wilhelm v. Humboldt, wie wir sehen werden, nach deren Analogie eine Geschichtsphilosophie begründete), Kant vielmehr die Probleme der Ethik und der sich bei ihm an diese anschließenden Metaphysik ausbaute. Oder anders ausgedrückt: Goethe (und Humboldt) zogen die Konsequenzen der allgemeinen Anschauung mehr gegenüber der äußeren, Kant mehr gegenüber der inneren Erfahrungswelt: Goethes (und Humboldts) Bestreben verlief in der Richtung auf das theoretische Bedürfnis des Welterkennens, Kants in der Richtung auf das praktische Bedürfnis des Selbsterkennens und der Selbstregierung.

wie sich ihm, seit etwa 1770, langsam ein pflanzlicher Typ ergab, der sich in allen konkreten Pflanzengebilden nach den Prinzipien der Kontraktion und Expansion der hauptsächlichsten Teile auswirke: wie er dann seit 1791 auch einen Tiertypus aufstellte, bei dem die Wirbelknochen bis zu dem Grade die Rolle von Hauptkomponenten übernahmen, daß aus ihnen die Schädelbildung erklärt wurde: wie dann schließlich beide Typansichten in leise Vorstellungen eines Urtyps überhaupt zusammenschießen konnten. In diesem Sinne hat der alternde Goethe einmal geäußert, daß die Systeme des Kelches, der Krone und der Staubfäden dem Systeme der Stengelblätter korrespondieren, Pistill, Fruchtbehälter und Frucht aber dem Systeme der Augen angehören. „Wer sich dies anschaulich machen kann, wird einen tiefen Blick in die Naturgeheimnisse tun."

Charakteristisch war dabei für Goethe, daß er im allgemeinen in den Grenzen der eben geschilderten Vorstellungen stehen blieb. Es war ihm das Reich des noch Anschaulichen. Darüber hinauszugehen, erschien ihm schreckhaft. „Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst; wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns." Methodologisch betrachtet bedeutete dies die Einschränkung auf eine physiologische Stufe dynamisch-organischer Naturanschauung. Gewiß löste sich Goethe dabei von den biblischen Ideen los, die für Herder immer und immer wieder das Bild der Entstehung der organischen Natur bestimmt hatten. Aber aus der Welt der in ihrer Genesis biblisch nicht mehr begrenzten physiologischen Möglichkeiten bis zu jenem Urgrunde vorzudringen, den eigentlich schon der energetische Monismus Leibnizens klargelegt hatte: als Grundprinzip eine Kraft anzunehmen, von der aus Energieäußerungen Ursachenzusammenhänge schüfen, die sich bei der ständigen Art der Energieausstrahlung als kontinuierlich erwiesen: und nun diesen Urgrund mit der Mannigfaltigkeit der tatsächlichen Erscheinungen durch eine evolutionistische Hypothese und Theorie zu verbinden: so weit ging

Goethe nicht. Nicht einmal aus den Typen des Pflanzlichen und Animalischen bestimmte Entwicklungsreihen hervorzuhaspeln erschien ihm als eine wichtige Aufgabe, geschweige denn, sich zu fragen, warum und auf Grund welcher Ursachen und Wirkungen eben diese Entwicklungsreihen sich bildeten. Es ist ein Standpunkt, den man als idealistisch-genetisch, und zwar bei Goethe wesentlich als nur auf die organische Natur angewandt bezeichnen mag.

War nun dieser Standpunkt an sich noch primitiv, so war er doch bedeutend genug, um die Naturwissenschaften mit seinen Kernvorstellungen noch auf lange zu beeinflussen. Die Morphologie der Pflanzen wie der Tiere ist noch in den zwanziger bis vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts voll von dem Gedanken, daß für die Bildung der Typen besondere, von Chemie und Physik unabhängige Gestaltungsgesetze in mehr oder minder Goetheschem Sinne bestehen müßten. Die Arbeiten so bedeutender Naturforscher, wie Karl Schimpers und Alexander Brauns, gehören in diesen Zusammenhang, mögen sie auch zugleich mit durch die vitalistischen Tendenzen der zünftigen Naturwissenschaft bedingt gewesen sein; und noch die großenteils der tierischen Morphologie gewidmeten Betrachtungen von Bronn (in seinen „Morphologischen Studien" vom Jahre 1858) zeigen Goetheschen Einfluß.

Wendet man aber auf Goethes Anschauungen den Ausdruck Naturphilosophie an, so ließe sich sagen, daß seinen physiologischen Betrachtungen in Fichtes frühesten und fundamentalsten Theorien eine psychologische Stufe der Naturphilosophie gefolgt sei.

Wir kennen das System der Fichteschen Dialektik[1]. Trug es nicht im Grunde ein genetisches Element in sich, das man nur aus der Zeitlosigkeit des Gedankens in einen einseitigen Ablauf in der Zeit zu setzen brauchte, um in These, Antithese und Synthese ein evolutionistisches Schema zu erhalten? Schon Kant hatte in Einteilungen mit Vorliebe triadische Schemata

[1] S. oben S. 39 ff.

gewählt und vor allem auch bei der Charakteristik von Entwicklungen angewendet. Da nun bei Fichte These, Antithese und Synthese insbesondere zur Erklärung, wenn nicht Konstituierung des Ichs dienen, so ist klar, daß bei ihm nach der Auffassungsweise unserer Zeit eine dialektisch maskierte Psychogonie oder wenigstens deren Keim vorliegt. Freilich: Fichte hat diese Psychogonie noch ebenso von Raum und Zeit abstrahierend behandelt, wie Goethe im Grunde seine Typen: und so ist er weit davon entfernt gewesen, die Reihenvorgänge einer wirklichen Psychogenese etwa genauer zu entwickeln. Dennoch muß seine Lehre parallel der Goethes als eine primitivste Form späteren wirklich evolutionistischen Denkens aufgefaßt werden, denn aufs engste hing es mit dem Denken Hegels zusammen: dieses aber vergegenwärtigte, wie wir sehen werden, schon eine höhere Stufe eines wenn auch noch immer primitiven psychischen Evolutionismus.

Ihre Vollendung erreicht die Naturphilosophie des frühen subjektivistischen Denkens in Schelling[1]. Denn bei ihm wird der Übergang von einer bloß physiologischen oder psychologischen Betrachtung auf die dynamische Behandlung der anorganischen Natur vollzogen: womit sich die Erweiterung zu einer vollen Kosmologie ergibt. Jetzt erscheint der absolute Geist als der Urgrund alles Seins, und aus ihm ergibt sich der anschauliche und der psychische Kosmos auf dem Wege der Entwicklung durch eine merkwürdige Polarität des Verlaufes: aus einem Indifferenzpunkte her entfalten sich die Erscheinungen der Natur durch Reproduktionskraft, Irritabilität und Sensibilität als Organismen, während unter dem Wirken von Agentien, die dem Absoluten gleichsam minder nahe stehen, von Magnetismus, Elektrizität, Chemismus; von Licht, Klang, Wärme; von Schwere, Attraktion, Repulsion die Erscheinungen der anorganischen Welt hervorgehen: in entgegengesetzter Richtung aber zur Welt der Natur entfalten sich in verwandter, wenn auch von Schelling nicht genauer durchgeführter Weise die Erscheinungen

[1] S. oben S. 45 ff.

der psychischen Welt, der geschichtlichen Menschheit. Es ist an sich ein System von hoher Vollendung; die Ergebnisse vor allem der gleichzeitigen Naturforschung sind ihm einverleibt; und so war wohl zu erwarten, daß es auf die Naturwissenschaften einen starken Eindruck, natürlich im Sinne einer energetisch-organischen, antimechanischen Auffassung machen werde.

In der Tat hat die Kosmologie Schellings die deutsche Naturwissenschaft eine Zeitlang wenn nicht beherrscht, so doch in wichtigen Vertretern an sich gefesselt, wie übrigens auch in Frankreich die Naturwissenschaften von der Romantik vorübergehend, wenn auch freilich viel leiser als in Deutschland einer Synthese und spekulativem Denken zugedrängt worden sind. Dabei verstand es sich für Deutschland leicht, wenn sich namentlich die Morphologie und Physiologie, und mit dieser auch die Medizin, solchen Einwirkungen hingaben; ihre vitalistischen Theorien forderten ohne weiteres dazu auf, und sie wurden aus diesem Zusammenhang her vor allem durch einen gewissen ästhetischen Mystizismus bezeichnet. Aber auch die anorganischen Naturwissenschaften blieben nicht frei von Einfluß.

Am charakteristischsten führte wohl Oken (1779—1851), in der wichtigsten Zeit seines Lebens Professor in Jena, die kosmologischen Lehren in die Naturwissenschaft ein. Er erklärte die ewige Verwandlung Gottes in der Welt, in der die Erscheinungen des natürlichen und geistigen Lebens im Grunde identisch seien, für nichts als die ständige Vollziehung des Selbstbewußtseinsaktes seitens des Absoluten. Dieser Selbstbewußtseinsakt begann ihm nun, soweit die Organismen in Frage kamen, mit der Entfaltung der primitiven Lebewesen aus einem Urschleim; als vollkommenster Organismus erschien ihm der Mensch, in welchem sich in kleinen Organen zusammengeschoben habe, was sonst nur auf verschiedene animalische Klassen verteilt in der Natur gefunden werde. Man sieht, es war ein Gedanke, der etwa die Mitte hielt zwischen den Theorien Herders und der Deszendenzlehre Darwins: in der Naturwissenschaft erfuhr das vollendetste System der Naturphilosophie eine Einkleidung in Zeit und Raum und erschien demgemäß

als eine Fortbildung der ersten anschaulichen evolutionistischen Phantasmen des Subjektivismus und als eine erste Vorstufe andererseits späterer, um vieles mehr realistischer Forschung.

Allein weit über diesen zunächst doch noch enger wissenschaftlichen Zusammenhang hinaus hat die Naturphilosophie gewirkt. Durch sie wurde zum ersten Male erst recht die Vorstellung des Subjekts, und damit auch des typischen Objekts, des komponierenden Körpers, des Atoms, als einer energetischen Einheit in das naturwissenschaftliche Denken eingeführt: womit denn auch das Absolute der Welt analog als Entelechie, um einen von Goethe aus Aristoteles aufgenommenen Ausdruck zu gebrauchen, als eine energetische Einheit geordnet wurde. Es war eine Annäherung der physischen Begriffe an die psychischen, die freilich zunächst nur in ihrer äußeren Umhüllung von durchschlagendem Einfluß wurde: fast alle Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts ist monistisch gewesen. Dagegen gingen die Anregungen, welche die Naturphilosophie gab, eine Atomlehre nach Analogie der subjektivistischen Seele und eine Physik nach Art der subjektivistischen psychischen Aktualität zu entwickeln, einstweilen mit dem Verblassen der Elemente dynamischer Anschauung, das schon mit der Spätromantik, namentlich aber mit dem Realismus der dreißiger bis fünfziger Jahre eintrat, fast verloren. Untergegangen aber waren sie darum nicht. Vielmehr, als mit den enthusiastischen Zeiten der zweiten Periode des Subjektivismus, seit den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, wiederum eine mehr dynamische Auffassung der Naturerscheinungen einzutreten begann, wie sie heute noch fortwährt, da erwachten diese Elemente und Anschauungen von neuem, nur viel konkreter und modernen Errungenschaften der Naturwissenschaft angemessen: denn es hatte sich inzwischen gezeigt, daß nicht wenige Spekulationen Schellings im einzelnen als Hypothesen und Faktoren von heuristischem Werte für die Naturwissenschaften höchst fruchtbar geworden waren.

* * *

Dennoch bleibt darüber kein Zweifel, daß Schellings System um 1800, zur Zeit seines Verblühens, der Hauptsache nach Begriffsdichtung war und damit recht eigentlich der frühromantischen Mystik angehörte; nur dies ließe sich vielleicht behaupten, daß es schon eine Art Vergröberung und Materialisierung der Mystik darstellte. Denn im Grunde galt von dieser doch Friedrich Schlegels Vers:

Wer es je im Herzen wagte,
Zu dem Äther zu entfliehen,
Den der Himmel uns versagte,
Deutt in leisen Phantasien,
Was er nie in Worten sagte.

Und doch hatte diese Philosophie die Naturwissenschaften beeinflußt; doch hatte in der Zeit ihrer Blüte gegolten, daß die Geschichte der Wissenschaften im Grunde auf die Identifikation des jeweiligen Wesens des Subjekts mit der Welt hinausläuft[1]. Wie viel mehr mußte das nun zutreffen, als die Philosophie mit der allmählichen Entwicklung der Spätromantik realistischer zu werden begann und gleichzeitig die Geisteswissenschaften, die ihren Grundanschauungen von vornherein näherstanden, in den Vordergrund der wissenschaftlichen Entwicklung zu treten begannen, während die Naturwissenschaften, durch den Zwischengriff der Naturphilosophie ein wenig aus der Bahn ihrer mechanischen Grundauffassung gedrängt, erst einige Zeit der Sammlung bedurften, um ihren Eroberungszug im Reiche der organischen und vor allem der anorganischen Erscheinungswelt fortzusetzen.

Es versteht sich dabei, daß sich in diesem Prozesse Wissenschaft oder wenigstens Geisteswissenschaft und Philosophie immer näher traten. Die Wissenschaft entkleidete sich in der Spätromantik immer mehr ihres enthusiastischen Charakters, die Philosophie suchte nicht mehr so sehr mit der Naturwissenschaft als mit der Geisteswissenschaft Fühlung und nahm sehr intime Elemente der Ergebnisse dieser, ja selbst ihrer Untersuchungs-

[1] S. oben S. 205 ff.

methoden auf: es sind die Zeiten des Wissenschaftsbetriebes im Sinne der Brüder Grimm und der metaphysischen Lehren Hegels.

Für die Entwicklung der Geisteswissenschaften in den romantischen Zeiten ist einer der auffallendsten Züge zunächst die außerordentliche Erweiterung des Materials. Zwar war diese um das Jahr 1800 an sich nichts Neues. Wie hatte doch schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das positive Wissen vom Menschen der Gegenwart wie der Vergangenheit zugenommen! Da war die antike Welt erst recht auch über die Kenntnis hinweg aufgetaucht, die den überlieferten Schriftstellern zu entnehmen war; große Forscherreisen hatten der abendländischen Welt wichtige plastische und bauliche Denkmäler Griechenlands und Kleinasiens näher gebracht; und eine Fahrt nach Italien, die sich wohl bis tief in das alte Großgriechenland erstrecken mochte, war unter Gebildeten nicht ganz mehr eine seltene Ausnahme. Aber wie man gleichzeitig auf dem Wege der psychologischen Untersuchung in die eigene Welt des Abendlandes, namentlich auch die der Gegenwart, immer tiefer eindrang, so hatte man auch, dank dem Mittel der Aneignung geographischer und historischer Kenntnisse, deren Grenzen weit überschritten: wieviel Erkenntnis verbreitete da nicht die Literatur der Reisen schon bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, und wie bestrickend wirkten nicht in dessen zweiter Hälfte die Berichte der großen Weltumsegler, die Schriften über die Cookschen Fahrten, die Bücher Forsters!

Dennoch ist mit der Romantik wiederum — und für die Geschichte der ersten Periode des Subjektivismus darf man sagen: noch einmal — eine außerordentliche Bereicherung des geisteswissenschaftlichen Materiales eingetreten. Heeren, in seinen Ideen über die Politik und den Verkehr der vornehmsten Völker des Altertums, hatte recht, wenn er seiner Zeit bezeugte, es habe „noch nie einen Zeitraum gegeben, wo die Erde und ihre Bewohner so allgemein Gegenstand der Forschung gewesen wären; noch nie ein Volk, dessen Wißbegierde mit einem so gleichen Interesse alles umfaßt hätte", als sein Zeitalter und

seine Nation. „Unsere Länderkunde hat in den beiden letzten Dezennien größere Fortschritte gemacht als sonst in manchem Jahrhundert."

Diese Fortschritte hier im einzelnen darzulegen, ist unmöglich. Wohl aber kann an einem Beispiel gezeigt werden, um welchen Umschwung es sich handelte. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts und auch später galt für die Vorstellungen vom Alter und Ursprunge der Menschheit noch ganz der Paradiesesgedanke: auch wer sich vom biblischen Wortglauben freigemacht hatte, lebte damals dennoch der Überzeugung, daß Hochasien die Wiege des Menschengeschlechts gewesen sei, und daß das Alter der Menschheit schwerlich die Ansetzungen der biblischen Zeitrechnung, also etwa 6000 Jahre, überschreiten werde. Als Buffon dem entgegen zu behaupten wagte, daß ein jedes der sechs Tagewerke Gottes bei der Erschaffung der Welt einen Zeitraum von 10—35000 Jahren umfaßt haben müßte, erntete er, nach Herders Zeugnis, den Spott der Zeitgenossen.

Und auch noch die ganze zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts verharrte der Hauptsache nach in diesen Vorstellungen. Nach Herder erzeugte sich in Hochasien, dem am frühesten aus der Urflut hervorgestiegenen Lande, die Perle der vollendeten Erde. Und Pallas erschöpfte all seine Gelehrsamkeit, um aus den Tatsachen der Entwicklung der Kulturpflanzen und Haustiere den Schluß zu bekräftigen, daß Hochasien die Ursprungsstätte des Menschengeschlechts gewesen sei. Aber auch Majer vertrat eine solche Lehre, wenngleich er nicht Hochasien, sondern das tropisch üppige Hindostan zum Urlande der Kultur machte. Und noch Johannes von Müller, in vieler Hinsicht der repräsentative Historiker der Romantik, hat dem Paradiesesgedanken in den angedeuteten räumlichen und zeitlichen Grenzen gehuldigt.

Einen vollen Umschwung der Anschauungen auf diesem Gebiete brachte auch der Verlauf der Romantik noch nicht. Zahlreiche Forscher auch späterer Zeit noch hafteten mit ihren Vorstellungen an dem wenngleich abgeschwächten Paradieses-

gedanken; viele Untersuchungen über die Heimat der Indoeuropäer zeigten sich noch wenn auch unbewußt von ihm beherrscht; noch zäher fortlebend hat er eine Rolle in den Anschauungen vom Alter des Menschengeschlechts und von der Genesis des Menschen überhaupt gespielt: und es würde eine der lehrreichsten Untersuchungen zur Geschichte der Ideenwelt des 19. Jahrhunderts sein, wollte man einmal seine leisen Umwandlungen bis noch zu unserer Gegenwart hin eingehend verfolgen. So viel aber ist klar, daß ein erster Zusammenstoß dieser uralten Phantastik mit der Wirklichkeit erfolgen mußte, sobald man über das mittlere Asien besseren Bescheid erlangte. Und welchen Umschwung brachte da nun eben die Romantik! Noch Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" hatte von der indischen Geschichte wenig gewußt. Aber noch er erlebte, seit Ende des 18. Jahrhunderts, den Anfang einer ganz außerordentlichen Erbreiterung der Kenntnisse. Im Jahre 1791 verdeutschte Georg Forster die Sakuntala von Kalidasa nach der englischen Übersetzung Jones', des Präsidenten der im Jahre 1784 neu gestifteten Asiatischen Gesellschaft in Kalkutta. Dann übertrug 1797 Christian Hüttner das Hindu-Gesetzbuch; und um dieselbe Zeit machte Friedrich Majer die indische Geschichte zu seinem besonderen Studium: im Jahre 1800 hat er in Tiecks Journal einen Aufsatz über die mythologische Dichtung der Inder veröffentlicht. Es waren die Vorhallen gleichsam des Tempels, den die großen Romantiker bald darauf der Weisheit und Poesie der Inder errichteten. Da wandte sich Friedrich Schlegel orientalischen Studien, insbesondere dem Sanskrit zu, und sein Bruder August Wilhelm folgte ihm auf diesem Wege. Da wurden die breiten Straßen gebahnt, auf denen das schon früh geweckte Interesse Goethes für den asiatischen Orient immer weiter fortschritt, auf deren ebenem Boden sich ebenso eine indische Philologie wie die Übersetzungskunst Rückerts entwickelte. Und es war nur natürlich, wenn sich im Fortgange dieser Studien auch universalgeschichtliche Fragen, wie die nach Alter und Heimat des Menschengeschlechtes, immer mehr

zu klären begannen, so sehr auch noch die Schlegel bereit waren, diese Heimat in Indien zu finden.

Was aber hier an einem wichtigen Beispiel ausgeführt ist, das wiederholt sich in den Geisteswissenschaften allenthalben: ungeheuerlich fast war und wirkte die quantitative Erweiterung des Materials. Nicht ohne Grund, wenn auch, vom Standpunkte unserer Gegenwart aus betrachtet, mit einiger Übertreibung, konnte darum Hotho später in seiner Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei erklären: „Wir stehen mit unserer Kenntnis, Bildung und Einsicht auf einem Gipfel, von dem aus wir die ganze Vergangenheit überschauen. Der Orient, Griechenland und Rom, das Mittelalter, die Reformation und die moderne Zeit breiten sich mit ihrer Religion, Literatur und Kunst, ihren Taten, ihrem Leben wie ein universelles Panorama vor uns aus, das wir mit universellem Sinne für die Eigentümlichkeit jedes Volkes, jeder Epoche, jeden Charakters auffassen sollen."

Wie man sieht, werden indes in diesen Worten schon über die bloße Sammlung des Materials hinaus weitere Folgerungen gezogen. Gewiß hatte man die außerordentliche Wichtigkeit der Materialanhäufung und der richtigen Aufbereitung des geisteswissenschaftlichen Stoffes wohl erkannt; auf dem Gebiete der deutschen Geschichtswissenschaft war die Romantik die Zeit der Entstehung des großen Quellenwerkes der Monumenta Germaniae historica, in deren Sinnspruch Sanctus amor patriae dat animum noch der Geist der Freiheitskriege widerhallte, wie denn ihr vielleicht entschiedenster geistiger Urheber der Freiherr vom Stein gewesen ist; gewiß gehörte auch die Idee eines Werkes, wie der „Jahrbücher der deutschen Geschichte", die sich zum Ziel setzten, „das vollständige Material für die deutsche Geschichte zusammenzustellen, kritisch zu sichten und in annalistischer Form zu verarbeiten", also historisches Halbfabrikat von unbedingter Zuverlässigkeit und Weite des Materials zu liefern, eigentlich noch romantischem Denken an, so sehr sie auch erst in den Zeiten des Realismus und noch später verwirklicht worden ist. Denn Absichten dieser Art, deren Realisierung, ist

der Gedanke einmal gefaßt, nicht so sehr durch die herangebrachten Gesichtspunkte als durch den Stoff selber bedingt ist, Voraussetzungen schließlich aller Denkmäler geduldiger und spezifischer Detailarbeit der Alexandriner, Byzantiner, Mauriner, Bollandisten und so manches Konsortiums modernen Gelehrtentums, haben etwas Zeitloses an sich; sie stehen wie granitne Pfeiler in den Strömungen zeitlichen Ablaufs; und nur deren starke und grundsätzliche Brandungen pflegen sie zu beeinflussen, zu unterwühlen, zu stürzen.

Indes nicht eben diese Arbeiten waren für die Qualitätserweiterung des geisteswissenschaftlichen Materials charakteristisch. Hier handelte es sich vielmehr um Einflüsse ganz anderer Art. Wie oft ist schon davon die Rede gewesen, daß das Zeitalter des Subjektivismus national und historisch, und auf wissenschaftlichem Gebiete vor allem historisch wurde; es ist nach allgemeiner und längst schon vorgetragener Auffassung einer der bezeichnendsten Unterschiede des subjektivistischen und des vorhergehenden Zeitalters des Individualismus: und in einer ganzen Geschichte seiner Begriffsentwicklung, vom Kurios-Historischen über das Pragmatische zum Genetischen und von da zum Evolutionistischen, hat er sich bis zur Gegenwart ausgewirkt.

Indes so wichtig diese Anschauung an sich ist, so wenig darf man sagen, daß das individualistische Zeitalter so ganz ohne geschichtliches Verständnis gewesen sei. Schon die bewußte Abweichung, in der sich der Individualismus gegenüber der Gebundenheit des Mittelalters nicht bloß bewegte, sondern geradezu gefiel, erforderte eine gewisse Höhe geschichtlicher Erfahrung, einen zeitlichen Horizont. Und dieser Horizont ist im Laufe des 16. bis 18. Jahrhunderts in der Gliederung der geschichtlichen Vergangenheit in die großen Hauptperioden des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit ausgebaut worden.

Richtig ist freilich, daß diese Errungenschaften gegen Schluß des individualistischen Zeitalters dann derart rationalisiert wurden, daß das dynamische, energetische Element fast ver-

schwand. Und somit bestand denn der erste große Fortschritt des Subjektivismus darin, daß er eben dies Element, und zwar in einer bisher unerhörten Stärke und Aktualität, wiederum nachschuf.

Dabei spielte zunächst wohl auch nur die Individualpsychologie eine Rolle. Was man vor allem sah, war die verstärkte Tätigkeit der großen Individuen, der Helden, der Genies, in denen sich Gott noch unmittelbar auswirkte: eben ihr Zusammentreffen und ihre Aufeinanderfolge schienen den Reigen der Zeiten zu beherrschen.

Aber noch bezeichnender war doch, daß daneben sehr bald und zunächst zwar meist nur ahnungsreich, aber um so wirksamer sozialpsychologische Motive traten. Sehr natürlich. Die unmittelbare Gewißheit von der lebendigen, aber differenten psychischen Einwirkung der Individuen mußte doch vor allem auch zur Einsicht der sie verbindenden Momente führen; man entdeckte sehr bald, daß diese vornehmlich in dem seelisch Unbewußten, Zeitgemäßen, Nationalen lagen: und so ergänzte sich die individuale Geschichtserklärung durch die soziale, die politische Geschichte durch Versuche auf kulturgeschichtlichem Boden. Es war ein ganz allgemeiner, mit dem Subjektivismus auch schon in seinen leisesten Regungen unmittelbar verknüpfter Vorgang; Lessing schon hat auf diesem Boden seine Beobachtungen gemacht; so wenn er in der Vorrede zu Gleims Kriegsliedern bemerkt, der „Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigen Stände, die wir das Volk nennen, blieben in den Feinheiten der Rede immer wenigstens um ein halb Jahrhundert zurück". Derjenige indes, der die Einführung des sozialpsychischen Momentes in die Geschichtsforschung als etwas fundamental Neues, als etwas eine durchaus neue Zeit der Geschichte Einleitendes voll begriff, war doch erst Goethe. Und in einem monumentalen Satze hat er, auf Winckelmann und seine Forschung bezogen, den Wechsel festgestellt. „Winckelmann, ein zweiter Kolumbus, hat die Entwicklung und das Schicksal der Kunst als an die allgemeinen Gesetze aller Entwicklungen gebunden, in ihrem Sinken und Steigen mit der

Kultur und den Schicksalen des Volkes gleichsam Schritt haltend, entdeckt."

In der Mitte der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts war das neue Motiv schon voll aufgenommen und durchgebildet. Die Kulturgeschichte kam auf, und in ihr lag auch schon der Entwicklungsgedanke als vage Vorstellung von dem kontinuierlichen Fortschreiten der Summen sozialpsychischen Geschehens eingebettet, wenn auch die Behandlung dieses Gedankens noch keineswegs sehr konkret, sondern mehr philosophisch erfolgte: so daß aus ihr mehr eine Philosophie der Geschichte der Menschheit als eine Universalgeschichte hervorwuchs: es ist die Zeit des historischen Denkens und Darstellens Lessings, Iselins, Wegelins, vor allem aber Herders und Kants. Dabei ergriff man doch namentlich den Gedanken der Kontinuität des Geschehens noch nicht so sicher, daß man nicht, eben auch um die Mitte der siebziger Jahre, die Katastrophentheorie aus der Geologie aufgenommen hätte, und daß man nicht durchweg an eine Unterbrechungsmöglichkeit des kontinuierlichen und in sich kausal zusammenhängenden Geschehens durch transzendente, göttliche Einflüsse geglaubt hätte. Freilich war hier der Gedanke der, daß die Dextera manus Dei doch nur ausnahmsweise, und vornehmlich durch Zulassung und Schaffung genialer Menschen, in die Geschichte eingreife; im ganzen wirkte Gott doch schon nur als Causa remota.

Man muß sich diese Auffassung, die natürlich sehr verschiedene Modifikationen zuließ, ganz vergegenwärtigen, will man den Charakter der Vorstellungen der Zeit von der immanenten Kausalität verstehen. Gewiß: im allgemeinen galt diese Kausalität; doch Männer selbst wie Chladenius, Abbt, Gatterer, Büsching ließen noch immer zahlreiche Ausnahmen von ihr zu. Und keinesfalls brauchte sie, da sie ja doch durchbrochen wurde, als ausschließlich psychisch gefaßt zu werden. Auf diesem Wege wurde es dann möglich, namentlich dem sogenannten Milieu, soweit es nicht psychisch ist, einen weiten Einfluß zu gestatten, ja es wohl gar als eines der wichtigsten Triebmittel der Geschichte anzusehen, wozu auf romanischem

Boden schon Vico und Montesquieu nicht übel Lust verspürt hatten. In der Tat wurde dies Feld auch in Deutschland weithin angebaut; namentlich die räumlichen, geographischen, klimatischen Bedingungen begannen unversehens in die Rolle historischer Ursachen hineinzuwachsen: bis die neue Erkenntnis von Ritter in den Rahmen eines glänzend geistreichen Systems gefaßt wurde.

Im ganzen, darf man sagen, war der Ausbau dieser Anschauungen als für die durchschnittliche Geschichtsauffassung und Geschichtsdarstellung maßgebend mit der Wende des Jahrhunderts abgeschlossen; und vollendet kommt diese Tatsache in den Schriften des größten Historikers dieser Zeit, Johannes von Müllers, zum Ausdrucke. Kausales Verständnis der Erscheinungen und insofern kulturgeschichtliche Entwicklung — ja: aber daneben teleologische, ja fast noch theologisch-christliche Deutung des geschichtlichen Verlaufes: das war die merkwürdige Mischung. „Die Universalhistorie sollte ein Buch werden," schreibt Müller am 11. Januar 1800, „das ich denen, die die christliche Religion nicht kennen, nicht ungenießbar machen möchte; ihr eigentlicher Zweck soll doch . . . der Induktionsbeweis des Zusammenhanges der Welthistorie unter sich und mit einem Plane des Welturhebers . . . sein." Dementsprechend ist Müller für das Genie noch die „Erleuchtung der Seele" wesentlich, und im Grunde erscheint alles geschichtliche Geschehen doch als persönliche Auswirkung des Absoluten.

Nun versteht sich, daß bei einer so umfassenden Definition der Geschichte, und noch mehr bei solch außerordentlicher Penetranz der historischen Auffassung alle Geisteswissenschaften historisch werden mußten. Es ist ein ungemein wichtiger Vorgang, der sich mit unwiderstehlicher Gewalt, von den geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen kaum bewußt beobachtet, in seinen Grundlinien noch im Laufe des 18. Jahrhunderts vollzieht. Dabei haben vor allem die alten großen praktischen Geisteswissenschaften, die Theologie und die Jurisprudenz, die Konsequenzen dieser Umbildung zu verspüren gehabt: sogar äußerlich, in der Stellung, welche diese Disziplinen innerhalb der

Fakultäten der Universitas litterarum einnahmen[1]. Um wieviel mehr erst innerlich. Wie diese Wandlungen Theologie und Kirche, Dogma und Frömmigkeit berührt haben, davon wird in anderem Zusammenhange zu erzählen sein: denn weit über die bloße Geschichte der Wissenschaften griff dieser Prozeß hinaus. Leiser und bedeutungsloser verlief die Umbildung im Bereiche der Rechtswissenschaft: doch auch hier hat sie Generationen gewährt und ist sogar noch heute nicht völlig abgeschlossen. In der Rezeption des römischen Rechtes als des ius scriptum hatte es gelegen, daß sich die zeitlose Rationalisierung der Rechtsmaterien im Laufe des Individualismus an dies Recht, das nun als ratio scripta betrachtet wurde, namentlich anschloß. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Vorgang im allgemeinen abgelaufen: höchst gewappnet, eine Logik des praktischen Handelns, stand der Inbegriff der naturrechtlichen Lehren vor allem gerade auf dem Gebiete des Privatrechtes da. Gleichwohl erfolgte die Historisierung. Naturgemäß lehnte sie sich nicht zum geringsten an den Beginn eines umfassenderen Studiums der deutschen Rechtsentwicklung an; Eichhorns Reichs- und Rechtsgeschichte vornehmlich aus dem ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, das Erscheinen der Zeitschrift für Rechtsgeschichte seit 1815 waren hier wichtige Etappen. Dennoch trat noch im Jahre 1846 auf dem Frankfurter Germanistentage der Gegensatz zwischen den germanistischen Juristen mit historischem Gesichtspunkte und den Romanisten von der rationalistischen Observanz derart scharf hervor, daß Reyscher die Bedeutung des römischen Rechtes noch immer dahin verkünden konnte, daß es die naturalis ratio verkörpere. Und noch heute mag es manchen geben, der der Rechtswissenschaft selbst der jüngsten Vergangenheit den Vorwurf nicht erspart, daß sie sich, unter Vernachlässigung der historischen und psychologischen Methoden, zu sehr den logischen Aufgaben gewidmet habe und widme: so daß ein einseitiger dialektischer und formalistischer Betrieb noch immer nicht aufgehört habe zu wirken.

[1] Vgl. Band IX S. 92 ff.

Indes zeigt nicht eben diese Lage ganz den Sieg des historischen Prinzips? Wie es in der Natur fundamentaler Seiten des Subjektivismus gelegen ist, so hat es sich im Verlaufe der letzten fünf Generationen unserer Geschichte durchgesetzt und bewahrheitet: die dynamischen Elemente der Geisteswissenschaften überwiegen, und mit ihnen die Geschichtswissenschaft; die geschichtliche Methode ist damit zur Methode aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen geworden; ihre Fortschritte bedeuten und spiegeln den allgemeinen Fortschritt wider; und sie allein hat aus den Geisteswissenschaften heraus, ein Zeichen ihrer Hegemonie, fruchtbare Zweige bis in die Metaphysik getrieben.

Welches war nun aber die Entwicklung ihrer Methode? Eng schließt sich diese, unter der allgemeinen Voraussetzung des Bestandes subjektivistischen Denkens, an die quantitative und qualitative Erweiterung des Materiales an; und selbst die Tatsache, daß die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts noch zu im allgemeinen nüchterner Betrachtung der Vergangenheit geneigt war, während die Romantik mit der Renaissance des eigenen und des romanischen Mittelalters zu enthusiastischer Auffassung fortschreitet, ist gegenüber diesem Zusammenhange nur von sekundärer Bedeutung.

Der Ausgang des individualistischen Zeitalters kannte erst die Anfänge eines eigentlich wissenschaftlichen, selbständigen Betriebes der Geschichtswissenschaft. Man muß sich da erinnern, daß in den höheren Schulen des 17. Jahrhunderts Geschichtsunterricht meist noch ganz gefehlt hatte; in der Fürstenschule zu Meißen z. B. ist er erst seit 1702, in Lübeck seit 1709 aufgenommen worden. Noch weniger gab es ein eigentlich historisches Studium an den Universitäten. Erst etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts und später wurde an einigen Hochschulen die Geschichte dem Verbande der Professuren der Theologie oder des Staatsrechts oder der Poesie und der Beredsamkeit, dem sie bisher angehört hatte, entzogen und besonderen Lehrstühlen, bald auch solchen für ihre Hilfswissenschaften zugewiesen; und es scheint, als ob die philosophischen

Fakultäten, insbesondere die, an denen eine streng systematische Philosophie Wolffscher Richtung herrschte, sich keineswegs leicht dazu hätten entschließen können, die neue Disziplin als ebenbürtig anzuerkennen.

Dennoch ließ sich ihre Zulassung sehr bald nicht mehr vermeiden; schon die Tatsache brachte das mit sich, daß man sich mit dem Eintritte des neuen geistigen Zeitalters besonders rasch von der Vergangenheit entfernte und diese darum geschichtlich zu verstehen und dadurch gerade auch in den konservativen Kreisen möglichst zu bewahren Ursache hatte. Ja der damit eingeleitete besonders entschiedene geistige Fortschritt begann in gewissem Sinne schon in den Abschlußzeiten des Individualismus selbst.

Es war ein wichtiger Vorgang, denn er hatte zur Folge, daß die Grundlage aller historischen Methode, die Kritik der Quellen, die sachgemäße Aufbereitung des historischen Materials, anfangs noch unter dem Gesichtspunkte des historischen Individualismus erfolgte. Dieser hatte im Grunde nur politische Geschichte im Sinne einer ziemlich äußerlichen „Historia" der Taten „derer Potentatum", der Könige, Helden, Staatsmänner und Heerführer gekannt; und so wurden zunächst der Hauptsache nach nur die Quellen zur Geschichte dieser, vornehmlich Annalen, Chroniken, Biographien, Memoiren, Urkunden, wohl auch Akten, der methodischen Betrachtung unterworfen. Einen systematischeren Anfang hierzu hatte schon Leibniz gemacht; die letzte Höhe der individualistischen Entwicklung vertrat dann Johann Jakob Mascov, der ausgezeichnete Leipziger Reichshistoriker der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; über seine Grundsätze sind auch Spätlinge der individualistischen Historiographie, wie Friedrich der Große, nicht hinausgegangen. Mascov trifft zunächst grundsätzlich eine Auswahl unter den Quellen, insofern er — freilich ohne immer in der Praxis seinem Prinzipe treu zu bleiben — als historische Quellen nur Urkunden und gleichzeitige darstellende Überlieferung zuläßt. Wie aber nun in diesem engeren Bereiche zwischen Gut und Schlecht unterscheiden? Da lebt Mascov im Grunde noch des Glaubens,

daß alle Historiker früherer Zeiten in der Art der Autoren des 18. Jahrhunderts gearbeitet haben, und legt daher nur den Maßstab grober Unterscheidungsmerkmale, der Parteilichkeit, der Unzuverlässigkeit, der Nachlässigkeit an. Den Einfluß des Milieus dagegen, überhaupt in der Zeit wie im Subjekt des Schreibers gelegene unbewußt-objektive Mängel, wie z. B. Beschränktheit des Blickes oder Bedingtheit des Urteils durch die Logik einer bestimmten Kulturstufe, sieht er noch nicht; und ebensowenig kennt er schon die Ableitungskritik, die Notwendigkeit, die Herkunft des Materials, das sich in einer bestimmten Quelle vorfindet, zu untersuchen, obwohl sie durch den kompilatorischen Charakter der von ihm benutzten mittelalterlichen Quellen nahegelegt wurde.

Mit dieser Art der Quellenkritik war natürlich auch der zweituntersten Manipulation der historischen Methode, der kritischen Wiederherstellung des Verlaufs eines einzelnen Faktums, eines einzelnen Ereignisses schon eine Schranke, und zwar eine vielfach recht enge Schranke gezogen. Soweit nun aber innerhalb dieses Rahmens die Konstituierung eines solchen Geschehens vorgenommen wurde, ist der kritische Maßstab zur Abhörung der Quellen und zur Gruppierung ihrer Aussagen nach objektiver Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit auch noch recht unvollkommen. Es kommt eigentlich nur zu einem juristisch-inquisitorischen Verhör der Zeugnisse, wobei namentlich die Chronologie eine Rolle spielt: noch schimmert, namentlich auch in der gern geübten Gewohnheit, in irgendeiner Weise eine Schuldfrage zu konstruieren, die Herkunft der Geschichtsforschung nicht zum geringsten Teile aus den historisch-juristischen Deduktionen der Wissenschaft des Reichsstaatsrechtes durch. Wo aber diese Mittel versagen, so namentlich in dem Falle, daß zwei gleich gut überlieferte gleichzeitige Quellen in ihren Angaben von einander abweichen, da versagt die Methode überhaupt.

Man sieht: noch recht primitive Anfänge historischer Methode. Aber eins darf nicht verkannt werden: sie waren höchst solid; etwas wie von gesteigertem juristischem Verantwortlichkeitsgefühl geht durch diese Forschung. Schon die

ersten Generationen des Subjektivismus haben dann freilich die Arbeitsmittel der niederen Methoden außerordentlich verstärkt und darin auch noch für unsere Zeit im allgemeinen Abschließendes geleistet. Das Entscheidende war das Eindringen des individualpsychologischen Interesses und des sozialpsychologischen Begriffes der Umwelt, des Milieus, wie beides ohne weiteres mit primitivsten Vorgängen des subjektivistischen Seelenlebens schon zur Zeit der Empfindsamkeit, ihrem Freundschaftskulte z. B., gegeben war. Nun wurde die einzelne Quelle vor allem auf die Person ihres Urhebers untersucht: wes Geistes Kind war er gewesen, welche Schicksale hatte er gehabt, kurz, was war seine innere und äußere Biographie, und welcher Art mußte demgemäß seine historische Information sein: das waren die Probleme, deren Lösung nun gesucht wurde. Und darüber hinaus wurde die Person des Urhebers jetzt in ihre Zeit gestellt: was konnte ihr diese an Möglichkeit historischen Verständnisses geboten haben? Da ergaben sich denn außerordentlich schwierige Fragen: zum ersten Male tauchten die Probleme der ganz anderen Überlieferungsfähigkeit niedriger Kulturen gegenüber hohen auf: die Probleme des Volksepos und der Sage und des Märchens, die Probleme mittelalterlichen Temperaments und mittelalterlicher Beobachtungsgabe. Und alsbald ergriff man die schwierigsten Stoffe solcher Überlieferung, um sie zu sichten, zu charakterisieren, auf Wahrhaftigkeit und Unwahrhaftigkeit ihrer Aussagen zu prüfen. Homer mußte sich die Zerlegung und Durchforschung nach solchen Prinzipien gefallen lassen, die älteste römische Überlieferung wurde ihr unterworfen: Friedrich August Wolf und Barthold Georg Niebuhr bezeichneten mit ihren scharfsinnigen Arbeiten den Höhepunkt dieser Entwicklung. Vor allem aber wurde jetzt auch die Historia sacra neben der Historia profana nach diesen Lehren auf Herz und Nieren geprüft; das Inspirationsprinzip, wie es die katholische Kirche für die Bibel vertrat und auch Luther aufgestellt hatte, erwies sich dabei als unhaltbar. Und nicht bloß die Verbalinspiration fiel, bald mußte ihr auch die Realinspiration folgen: und nur die Mög-

lichkeit schien vor der historischen Kritik schließlich noch übrig zu bleiben, daß man in der Offenbarung das allmähliche Anwachsen einer Masse von religiösen Erfahrungen zu einer Gesamterfahrung des menschlichen Geschlechtes und in der Bibel das hervorragendste Urkundenwerk für diesen Prozeß sähe: womit denn freilich weniger eine Vermittlung zwischen einer angeblichen Natürlichkeit des Offenbarungsprozesses mit dem Begriffe des Geschichtlichen, als eine Vernichtung dieses Offenbarungsprozesses gegeben war.

Man erkennt hier einmal an einer wichtigen Stelle, von welch außerordentlichen Folgen jeder Fortschritt selbst bereits der bloßen historischen Quellenkritik war und immer mehr werden mußte: schon er allein trennte alles, was jetzt geisteswissenschaftliche Konzeption, ja was Weltanschauung hieß, endgültig von dem analogen Denken früherer Zeitalter. Klar aber war, daß diesen subjektivistischen Umwandlungen der Quellenkritik auch eine energische Fortentwicklung in der Kunst der Konstituierung des Verlaufs einfacher historischer Fakten zur Seite gehen mußte. Denn jetzt gestaltete sich das Zeugenverhör der Quellen, in denen nunmehr Eigenes und Fremdes, Persönliches und objektiv Zeitgemäßes genau geschieden wurden, gänzlich anders; und eine Feinheit in der Anwendung historischer Mittel ergab sich, die eine Masse von Fällen als schlüssig hinstellte, an deren sicherer Lösung man bisher hatte verzweifeln müssen.

Da war es denn nur natürlich, daß durch diese Entwicklung auch die höhere historische Kritik, die kritische Vorbereitung und Fundierung der eigentlichen Erzählung, in hohem Grade beeinflußt wurde.

Der Schluß des individualistischen Zeitalters hatte eigentlich nur ein einziges Bedürfnis der Zusammenfügung von Ereignissen zur kontinuierlichen Schnur von Fakten, zur Erzählung, gekannt: das politische. Denn ihm war Geschichte noch Erzählung der Staatsaktionen, der Handlungen der politischen Persönlichkeiten gewesen. Diese aber erschienen innerlich verknüpft nur durch die Motive dieser leitenden Personen; und so kam es darauf an, über eine Anzahl von zusammengehörigen

Ereignissen auch einen Zusammenhang solcher Motive, eine Motivenreihe zu spannen. Es war die eigentliche Aufgabe der sogenannten pragmatischen Geschichtschreibung; denn Pragma bedeutet Handlung. Richtig ist dabei freilich, daß eine solche Aufgabe zugleich auch die moralische Bewertung der Motive sehr nahelegte: nahelegte zumal in der Zeit eines individualistischen Utilitarismus und einer entsprechenden der Hauptsache nach egoistischen Glückseligkeitsmoral. Und so versteht sich, wie unter pragmatischer auch leicht moralisierende und zu praktischem Handeln erziehende Geschichtschreibung verstanden werden konnte.

Vermochte sich indes die Geschichtswissenschaft bei diesen verschiedenen Arten der pragmatischen Geschichtschreibung, und selbst bei der reinsten, auf längere Zeit zu beruhigen? Auch hier erwuchsen schon dem ausgehenden Individualismus allerlei Bedenken. War denn tatsächlich die Motivenverbindung die einzige, die in der Geschichte vorkam? Gab es jenseits der Reihen von Tatsachen, innerhalb deren sich die Abwandlung des Individualwillens eines oder mehrerer Helden verfolgen ließ, keinerlei tiefere oder höhere Zusammenhänge? War die Geschichte des Papsttums z. B. bloß durch Charakter und Willenskraft der einzelnen Päpste, die des Kaisertums bloß durch Taten und Meinungen einzelner Kaiser bestimmt? Bestand nicht ein Etwas, das ganz unabhängig von den Einzelpersonen den ganzen Verlauf des Papsttums oder des Kaisertums bezeichnete?

Schon Bodmer hat in seinen Diskursen (1721 ff.) eine geistvollere Behandlung der Geschichte als die pragmatische verlangt. Die Verbindung der Tatsachen und die Ergründung ihrer Ursachen müsse tiefer getrieben, die Charakteristik der Helden schärfer geformt werden. Dann hat Mosheim besonders für die Kirchengeschichte ähnliches gefordert. Abbt endlich, schon ein Kind des Subjektivismus, sah um 1760 nur noch den als einen recht pragmatischen Historiker an, der den Verfall und die Verbesserung einer Gesellschaft durch die Begebenheiten, die in einem großen Zeitraume vorgefallen seien, so verstehe, daß man deren wichtigste Triebfedern entdecken könne. Und diese

Triebfedern nannte dann Abbt wohl auch schon die „philosophischen Ursachen"; denn bei ihrer Hervorhebung entständen die Sententiae graves, „unterdessen daß Einbildungskraft und Gedächtnis nicht einen Augenblick müßig sind".

Kein Zweifel: hier war etwas Neues im Entstehen. Und im Laufe der nächsten Generation, völlig abgeschlossen etwa bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts, hat sich dann dies Neue, die historische Ideenlehre, völlig entwickelt. Langsam lernte man nun die tieferen Zusammenhänge jenseits der Motivenreihen als bestimmte Tendenzen von Entwicklungen kennen, die großen historischen Zusammenhängen, wie eben z. B. dem Papsttum und dem Kaisertum, als solchen eigen seien. Dabei bezeichnete man aber diese Tendenzen, im Grunde Energie- oder Willensrichtungen, als Ideen; denn man sah sie eigentlich doch als intellektuell oder wenigstens als vorstellungsmäßig an: sie erschienen als die Gedanken Gottes in den Geschicken der Menschen, als Emanationen des Absoluten in der Geschichte. Und so sah man denn auch den Zusammenhang mit der althergebrachten Begrenzung der Geschichte auf Personen- und das hieß Heldengeschichte einfach genug: die Ideen wurden von Gott zunächst einzelnen Menschen, Genies, die dazu besonders berufen waren, vermittelt, so etwa die Idee des Papsttums dem Apostel Petrus, die des Kaisertums Karl dem Großen: und diese hatten nun die Aufgabe, der Idee in der Willenswelt der Menschheit zur Erscheinung zu verhelfen.

Den Abschluß der Theorie der historischen Ideenlehre bezeichnet das System Wilhelm von Humboldts, wie es in seiner Abhandlung von der Aufgabe des Geschichtschreibers (1821) klassisch niedergelegt ist. Humboldt geht in seinem Denken, das im wesentlichen noch dem Klassizismus angehört und in mancher Hinsicht dem geschichtlichen Denken Goethes und Schillers verwandt erscheint, von zwei nicht weiter bewiesenen Prämissen aus. Einmal fesseln ihn geschichtlich im Grunde nur die größten, die weltgeschichtlichen Fragen; deren „Mär" zu deuten, ist ihm, wie später Ranke, ernstestes Bedürfnis. Da nun der weltgeschichtliche Verlauf als solcher im strengsten

Sinne singulär ist, d. h. einseitig in der Zeit in nur einmal so oder ähnlich vorkommenden Ereignissen verläuft, so erscheint es ihm als Hauptaufgabe, den Sinn dieser singulären Ereignisse recht zu verstehen. Und da glaubt er nun zweitens, daß dies auf einem Wege möglich sei, der, formell von Kant ausgehend, doch in die Netze der mystischen Erkenntnistheorie schon der Romantik verläuft. Nach Analogie nämlich von Kants aprioristischen Kategorien des Denkens und der Anschauung nimmt er noch eine besondere Kategorie eines aprioristischen historischen, eines Wirklichkeitssinnes an. Und diesem Sinne nun erschließen sich die Ideen als die eigentlichen Agentien der großen singulären Prozesse der Weltgeschichte. Wenn sich der Geschichtschreiber ganz seiner eigenen Meinung entreißt und fremde Geistesart schlechterdings sich einverleibt, wenn er seine Individualität in sich selber zurückdrängt und sein Ich geradezu auflöst, wenn er so zur Nichtindividualität wird und infolgedessen fähig, sich jeder zu erforschenden historischen Individualität vollkommen zu assimilieren, ja sich ihr bis zur zeitweiligen Identifikation zu unterwerfen: wenn er sich zu diesem historisch-mystischen Verzicht und Raptus zugleich erhebt, dann werden sich seinem „Ahndungsvermögen", seiner „Verknüpfungsgabe" die Ideen enthüllen.

Man sieht: es ist eine zwischen Goethes Praxis und den Lehren der Frühromantiker stehende Erkenntnistheorie. Als Ergebnis aber eines an ihr geschulten Erkennens, das, mit Ranke zu reden, sein Selbst auslöscht, tritt der Hauptsatz hervor, daß Weltgeschichte ohne Annahme einer Weltregierung nicht verständlich ist. Und damit werden denn die Ideen zu Erscheinungsweisen Gottes in der Geschichte, werden zu Mittelswesen gleichsam zwischen der erfahrungsmäßig wirklichen und der metaphysischen Welt. Und so ergießen sie sich als göttliche Kräfte in die Geschicke der Menschheit und beherrschen deren Verlauf und Charakter.

Träger der Ideen aber in der Welt des Sichtbaren sind die großen Individuen, seien es große Menschen oder große Völker. Ihnen sind bestimmte Ideen wie Dämonen, einer andern Welt

entstammend, eingeboren: darum schaffen sie revolutionär mit unerklärlich hoher Kraft und sind an diesem, im Vergleich zu den eingespannten Kräften und angewandten Mitteln Inkommensurabeln ihrer Wirkungen noch am leichtesten erkennbar. In den Besitz ihrer Erkenntnis aber vor allem hat sich der Historiker zu setzen, der den Forderungen seines hohen Berufes gerecht werden will; denn sie sind das A und O der Geschichte.

Gewiß kennt Humboldt daneben noch die herkömmliche Art des geschichtlichen Betriebes. Da sucht man aus der Anschauung der einzelnen psychologischen, namentlich der Willensvorgänge das Ganze zu erschließen. Aber es ist ein undankbares, ja unmögliches Geschäft und die untergeordnetste aller denkbaren historischen Methoden: weil sie in dem individuellen Seelenleben ein Objekt bewältigen will, das sich niemals wirklich bewältigen läßt, und weil sie schon deshalb nicht hinaufführt in die oberen Regionen der Geschichte.

Kein Zweifel, daß mit Humboldts Ideenlehre eine stark wirkende und von hoch her erleuchtende Methode geschichtlichen Erkennens gewonnen war; in dem Denken und Forschen von so verschiedenen Männern wie Ranke und Gervinus werden wir, wenn nicht die unmittelbaren Spuren ihres Wirkens, so doch die tiefen Grundtöne ihres zeitgenössischen Charakters und damit die Überzeugung überhaupt wiederfinden, daß in der Ideenlehre mindestens ein historisch-methodologisches Motiv der Zusammenfassung von geschichtlichen Entwicklungsreihen entwickelt worden war, die höher liegen und umfassender sind als die Reihen bloß persönlich zusammenbindender Motive.

Allein wurde diese Ideenlehre, auch in der Durchbildung, die Humboldt ihr gab, den neuen Anforderungen des Subjektivismus und vor allem nun auch der Romantik an die Geschichtswissenschaft gerecht?

Es soll hier nicht die Rede davon sein, daß Humboldt selbst gelegentlich zugab, daß eine rohe mechanisch-individual-psychologische Behandlung der Geschichte, ließe sie sich durchführen, die Ideenlehre überflüssig machen würde; andere Stellen seiner Darlegungen zeigen, daß er doch an diesem Satze nicht völlig festhielt;

denn er hatte eine Ahnung von dem, was neuerdings unter dem Begriffe der psychischen Kausalität gesucht wird, was Wundt zum Teil unter der Lehre von der Heterogonie der Zwecke vorgetragen hat: hätte dann freilich auch konsequenterweise durch die Umwandlung dieser Ahnung in Gewißheit oder wenigstens Theorie die Ideenlehre mindestens ihrer Transzendenz entkleiden sollen.

Wichtiger war, daß Humboldts Ideenlehre auf die mittlerweile gewaltig entwickelten Vorstellungen von der Wirkung sozialpsychischer Kräfte in der Geschichte, auf das, was eigentlich Kulturgeschichte heißt, keine Rücksicht nahm. Nicht als ob er ihr Bestehen nicht gekannt hätte, wundervoll genug hat er sich vielmehr über sie gelegentlich geäußert. Aber sie schienen ihm gegenüber dem faszinierenden Eindrucke der Ideenlehre als von geringerer, wenn auch als von weit größerer Bedeutung als die politischen Motive; und da ihm zudem als Träger von Ideen nur Individuen oder als Individuen gedachte Völker, nicht aber eigentlich sozialpsychische Kräfte in Betracht zu kommen schienen, so hat er über sie nur aphoristisch nachgedacht. So z. B. in der Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers. Und da hält er sie denn allerdings für geeignet, Regelmäßigkeiten und Gesetze des geschichtlichen Lebens in solchen sozialpsychischen Entwicklungsreihen nachzuweisen, die sich wiederholen: vor allem also in den Perioden des typischen Entwicklungsganges der Nationen. Aber das scheint ihm ohne Bedeutung; es ist die Verachtung, mit der im 17. Jahrhundert ein Vertreter des naturwissenschaftlichen Pandynamismus, ein Nachfahre etwa des Paracelsus, auf Galileis kleine und mühselige Versuche herabgesehen haben könnte.

Und doch war inzwischen längst, wenn auch in sich überaus unklar, und mehr als eine unbedingte Forderung des neuen Zeitalters denn als eine geisteswissenschaftliche Methodenlehre von abgeschlossener Theorie die Arbeitsweise der Kulturgeschichte erwacht. So sehr das zu erwarten war: denn die neue Psychologie der Empfindsamkeit mußte alsbald die sozialpsychische Vorstellungsweise hervorrufen: so überraschend ist es gleichwohl,

den sichersten Instinkt des Kulturgeschichtlichen alsbald hervorbrechen zu sehen. Da hatte noch eben Chladenius als Gegenstand der Historie „sogenannte Händel", „neue sonderbare Taten", „wichtige Geschäfte", „Rebellionen, Meutereien, Prozesse, wobei Gewalt vor Recht geht, Kontroversen, dabei es an Schmähungen, auch wohl Verfolgungen nicht fehlt, ingleichen verbotene Liebeshändel" aufgestellt: als Hamann sich dahin vernehmen ließ, daß ihm eine solche Geschichte wie jenes weite Feld des Propheten vorkomme, das voller Beine lag: „und siehe, sie waren sehr verdorrt!" Und wenige Jahrzehnte darauf schien die Kulturgeschichte selbst in die Gebiete der politischen Geschichte schon völlig eingezogen zu sein. Maskow noch hatte nur von politischen Händeln erzählt, höchstens mit einem Unterschiede, den er ausschließlich der Anschauung seiner Zeit verdankte, nämlich dem zwischen Hauptvorgängen und geheimen Nebenaktionen im Kabinett; dabei war er im Grunde ein Chronist geblieben: hatte sich sklavisch an den Text der Quellen gehalten, Personen nach bestimmten Schematen gebildet, ohne ihre Eigenart vom Typischen unterscheiden zu können, hatte das eigene Denken in der Darstellung möglichst ausgeschieden und war weit davon entfernt gewesen, in ganz nebenher erwähnten kulturellen Zuständen mehr als Folgen politischer Ereignisse, etwa gar Faktoren des geschichtlichen Verlaufes zu erkennen. Aber schon die Göttinger Schule, ein Gatterer, Schlözer, später Spittler, ging darüber hinaus. Zwar waren auch ihr noch die großen Männer die „Acteurs" der „Hauptbegebenheiten", vor allem auch der Revolutionen, deren Begriff, ein Zeichen zunehmender kulturgeschichtlicher Betrachtungsweise, aus der Geologie in die Geschichtswissenschaft einbrach: aber sie forderte neben der Politik doch schon Berücksichtigung des sozialpsychischen historischen Lebens, ja wandte den Begriff eben der Revolution auch auf Kirche, Literatur, Sitte und Wissenschaft an. Aber freilich: dies war wohl die Theorie; in der Praxis dagegen blieb man noch weit zurück; in ihr herrschte nach wie vor die politische Geschichte mit einigem unorganischen Anhängsel von „kuriösen" kulturgeschichtlichen Daten; und nur

so viel wurde, schließlich unter Assistenz namentlich der historischen Teleologie Kants, erreicht, daß sich wenigstens politische Geschichte und Verfassungsgeschichte unter dem halborganischen Begriffe der Staatengeschichte zusammenschlossen. Im übrigen zeigte sich, was die Anfänge neuer Kulturzeitalter so häufig kennzeichnet: radikal wurde wohl der Charakter und das Bedürfnis des Neuen ergriffen und begriffen, aber die Ausführung scheiterte an dem Mangel der Mittel zur intimeren Bewältigung der gestellten Aufgabe und angesichts des ganz überwältigenden, sich von Tag zu Tage häufenden Stoffes, der zu durchdringen war.

Da war denn kein Zweifel: am ehesten war auf dem neuen Gebiete ein bestimmter Vorstellungsgehalt noch von enthusiastischen, halb philosophischen Meinungen zu erwarten. Und hier nun schenkte Herder der Nation in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit ein Meisterwerk[1]. Herders Ideen haben in späteren Zeiten außerordentlich eingewirkt und wirken noch heute. Allein daß sie gerade in ihrer Zeit und bald darauf Klarheit geschaffen und Schule gebildet hätten, kann man schwerlich behaupten. Flach war der kulturgeschichtliche Gedanke schon seit Mitte etwa der sechziger Jahre durch die sogenannten Menschheitsgeschichten vorweggenommen worden, deren erste bedeutendere die Jselins war; Arbeiten, in denen sich die Probleme der heutigen Anthropologie, Anthropogeographie und Kulturgeschichte im engeren Sinne noch unentfaltet nebeneinanderlagerten. Die wenigen späteren Erscheinungen dieser Art haben dann durch Herders Ideen nicht gewonnen. Daneben und danach ist denn wohl auch eine kulturgeschichtliche Literatur entstanden, in der Herders Einfluß mehr oder weniger durchscheint, so vor allem in den Arbeiten Heerens; allein auch hier ist man zu einer wirklichen Begriffsbildung, worauf es doch im Verlaufe exakter wissenschaftlicher Forschung vor allem ankommt, nicht gelangt. Auf einem besonderen Gebiete, dem der Mythologie, mucherte vielmehr, in

[1] S. Band VIII, 2, 324 ff.

den schon romantischen Darstellungen und Forschungen Kleukers, Pleissings, Creuzers und auch Görres', zum guten Teile an die zweite Auflage von Herders Ältester Urkunde des Menschengeschlechtes angelehnt, ein wüst-mystisches Schlußwesen, eine Dithyrambik fast der Begriffe auf.

Eine gewisse Klärung konnte da sogar noch die spätere Romantik bringen, namentlich nachdem der Zusammenbruch der kontinentalen Gesellschaftsordnung unter der Faust des gallischen Eroberers den Sinn für die objektiven Werte des Lebens und damit recht eigentlich die Kulturwerte zu schärfen begonnen hatte.

Das Charakteristische der Romantik war auf diesem Gebiete, daß sie, auf Grund des leisen Historismus schon des Frühsubjektivismus des 18. Jahrhunderts, mit einer bewußten, enthusiastischen Renaissance des Mittelalters begann. Natürlich war diese nur möglich, indem man die großen literarischen und Kulturprodukte des Mittelalters überhaupt repristinierte: und dies war ein immerhin recht bedeutendes objektives Moment des ganzen Vorganges: auf historischem Gebiete speziell bedeutete es die massenhafte, liebevoll gepflegte und durchgeführte Sammlung des Materiales jeglicher Überlieferung. Allein bei der allgemeinen Geisteshaltung war es doch wieder natürlich, daß man die wissenschaftlichen Forschungsmittel zunächst, wenn auch unter steigendem Nachlassen, phantastisch anwandte. Die Folge dieser merkwürdigen Konkurrenz von Umständen war eine höchst verwunderliche, halb poetische Wissenschaft nicht eigentlich der Kulturgeschichte, wohl aber der kulturellen Betrachtung oder wenigstens der kulturgeschichtlichen Neigungen. Das Athenaeum hat den Zusammenhang einmal, zunächst für einen etwas engeren Kreis, den der Philologie, gut bezeichnet[1]. „Zur Philologie muß man geboren sein wie zur Poesie und Philosophie. Es gibt keinen Philologen ohne Philologie in der ursprünglichsten Bedeutung des Wortes, ohne grammatisches Interesse. Doch ist diese notwendige Beschränktheit um so

[1] I, 2, S. 124.

weniger zu tadeln oder zu beklagen, da auch hier die künstlerische Vollendung allein zur Wissenschaft führen und die bloß formale Philologie einer materialen Altertumslehre und einer humanen Geschichte der Menschheit nähern muß." Nicht minder klar aber war, daß diese Konstellation zu einer künstlerischen Aufmachung, wenn nicht Bearbeitung der heimischen und zu nicht minder künstlerischer Übersetzung fremder Quellen des Vergangenen führen mußte. Und damit begann deshalb die eigentliche romantische Philologie, Altertumskunde und Kulturgeschichte. Was hat nicht allein schon Wilhelm Schlegel in diesem Zusammenhange vornehmlich übersetzt: neben vielen Werken der südromanischen Literaturen fast den ganzen Shakespeare, von dessen Dramen in den wenigen Jahren von 1797 bis 1801 sechzehn erschienen sind. Es war die entscheidende Begründung der unter allen Nationen unübertroffen dastehenden, freilich von dem Genius unserer Sprache besonders getragenen deutschen Übersetzungskunst; selbst Tiecks Übersetzung des Don Quixote trat neben ihr in den Hintergrund.

Es steigt der Briten Höchster lächelnd nieder,
Und Calderon, den Kränze bunt umglühen,
Der Minnesang im Goldgewand: erblühen

Nun will Italien, uralt heil'ge Lieder
Vom Ganges wachen auf, und rundum brennen
Trophä'n, die dankbar deinen Namen nennen.

(Tieck.)

Vor allem aber war es doch die Beschäftigung mit der heimischen Vergangenheit, welche die Romantik bewegte. Und eben hier konnte man aufs beste an Herder anknüpfen. Schon 1777 hatte Herder der Sammlung von Volkssagen, Märchen, Mythologien seine Aufmerksamkeit zugewendet: „sie sind gewissermaßen Resultat des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauung und Kräfte . . . . also ein großer Gegenstand für den Geschichtschreiber der Menschheit, den Poeten und Poetiker und Philosophen". Und bereits er hatte auch seinem Volke eine Sammlung seiner Märchen zu schenken beabsichtigt; seit 1796 war seine Gattin Karoline damit an der Arbeit.

Was aber sie und Herder selbst nicht zustande brachten, haben dann die Gebrüder Grimm aufgenommen; im Jahre 1806 begannen sie ihre Sammlung, von 1812 ab ist sie unter dem Titel „Kinder- und Hausmärchen" veröffentlicht worden. Dem Märchensammeln ging das Sammeln der deutschen Volkslieder zur Seite; und noch vor den Grimmschen Märchen gaben Achim von Arnim und Clemens Brentano die drei Bände des Wunderhorns heraus. Als dritter aber im Bunde erschien neben ihnen Joseph Görres, dessen deutsche Volksbücher im Jahre 1807 herauskamen: eine Gabe, die recht eigentlich zu tieferem Nachgraben in den reichen Schachten der Volksliteratur überhaupt verlockte. Da mochte denn wohl Goethe warnen, daß weder Mythologie noch Legende in der Wissenschaft zu dulden sei: „der wissenschaftliche Mann beschränke sich auf die nächste klarste Gegenwart": die Bewegung ging über ihn hinweg; was entstand, war eine erste, wenn auch vielfach noch enthusiastisch gefärbte Wissenschaft vom Geiste des deutschen Volkes von alters her: war ein notwendiges und schon klar zu definierendes Stadium der Entfaltung der Kulturgeschichte überhaupt.

Gewiß war dabei das, was man unter Volksgeist verstand, noch einigermaßen unklar, wenn auch keineswegs an sich mystisch. Denn „so wenig die Einzelseele etwas anderes ist als der Zusammenhang der psychischen Erlebnisse des Einzelbewußtseins, gerade so wenig ist die Volksseele oder irgendeine andere Form des Gesamtgeistes etwas anderes als die tatsächliche Wirklichkeit all der psychischen Vorgänge, die innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft durch die Wechselwirkungen der psychischen Energien im einzelnen zustande kommen"[1]. Einstweilen aber war man doch weit davon entfernt, schon eine so einfache Definition des kulturgeschichtlichen Substrates zu haben, so sehr auch die Kulturgeschichte als solche schon in den Einzeläußerungen ihrer Disziplinen bestand: und so traten denn dem Beobachter in dem zweiten Jahrzehnt etwa des 19. Jahrhunderts, im Beginne der Spätromantik, auf dem

[1] Wundt, Logik² II, 2, 295.

Gebiete der Geschichtswissenschaft, und das hieß in den Geisteswissenschaften überhaupt, im Grunde unvermittelt zwei Erscheinungen nebeneinander entgegen: die Staatengeschichte mit ihrem Aufbau in Motivenreihen und Ideenfolgen, und die Kulturgeschichte in ihren Einzelerscheinungen: und höchstens durch den gleichen Betrieb der niederen kritischen Methoden erschienen die beiden auf dem Boden der gleichen Wissenschaft miteinander verbunden.

War aber damit nicht die Möglichkeit gegeben, sie wenigstens in einem philosophischen Systeme ein erstes Mal anzunähern, um so mehr, als die höhere Methode der Staatengeschichte mit der Ideenlehre unmittelbar in die Gebiete der Metaphysik hinüberführte?

Es ist der Zusammenhang, in welchem das letzte der großen romantischen Philosophiesysteme, dasjenige Hegels, vornehmlich fruchtbar geworden ist; es war das letzte Stelldichein zugleich, das sich auf lange hin Wissenschaft und Weltanschauung unter ausgesprochener Zulassung der Werte der letzteren in die Wissenschaft schienen geben zu können: denn schon begann die wissenschaftliche Bewegung zu überwiegen, während die philosophisch-poetische zurücktrat: Hegels System begrenzte die Romantik gegen die sich öffnenden Tore des Realismus.

Hegel, 1770 zu Stuttgart geboren, war früh mit Schelling befreundet, dem gleich er auf dem Tübinger theologischen Stifte studiert hat. Nach einigen Hauslehrerstellungen von Schelling im Jahre 1801 nach Jena gezogen, lehrte er dort mit diesem bis zu dessen Abgang im Jahre 1803 in Eintracht und Freundschaft, trennte sich aber schon in der „Phänomenologie des Geistes" vom Jahre 1806 deutlich von ihm. Sein System hat er aber eigentlich doch erst in der „Wissenschaft der Logik", seit 1812, und in der „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse", 1817, aufgebaut. Seit 1818 Professor an der Universität in Berlin, wo er 1831 der Cholera erlag, hat er von da ab außer einer Rechtsphilosophie wenig mehr veröffentlicht, um so mehr aber durch Vorlesungen gewirkt,

die dann nach seinem Tode zum großen Teile von seinen Schülern herausgegeben wurden.

Über Schelling suchte Hegel durch eine rationalere Erkenntnistheorie hinauszugelangen: eben in diesem Punkte zeigt sich bei ihm auf rein philosophischem Gebiete am deutlichsten der Fortschritt in der Richtung des Realismus. Schelling hatte schon früh, um 1800, den Gegensatz des subjektiven Geistes und der objektiven Natur in einer höheren Einheit, die nur die Identität beider sein konnte, gelöst gedacht. Aber war es ihm dann gelungen, diese von ihm als göttlich bezeichnete Identität in der Art ihrer Auswirkung in Natur und Geist anschaulich vorzustellen oder gar zu verstehen? Er fand keine Möglichkeit, diese Auswirkung verstandesmäßig zu denken, und gebrauchte daher eine mystische Methode psychologischer Ineinssetzung des Denkenden mit dem Gedachten, die er, eine volle contradictio in adjecto, „intellektuelle Anschauung" nannte, und deren Anwendung, vornehmlich in der Aufstellung der uns bekannten Emanationslehre[1], ihn dem irrationellen Tun seiner späteren Jahre zuführte.

Hegel suchte das Problem der Identität, in dessen Bearbeitung er sich mit Schelling traf, in anderer Weise zu lösen. Er schaute das Element, das dem im Einzelsubjekt ausgeprägten Geiste wie der Natur gemeinsam zugrunde liegen sollte, als allgemeinen Geist, als göttliche reine Vernunft. Zur Gewinnung aber einer rein intellektuellen Vorstellung darüber, wie denn nun diese Allgemeinheit zu Einzelgeist und Natur habe führen können und müssen, zog er Gedanken, die schon bei Fichte entwickelt waren, heran. Der dialektischen Lehre Fichtes von These, Antithese und Synthese entsprechend behauptete er, daß die allgemeine Vernunft so gut wie jeder andere Begriff seinen Gegensatz, seine Nicht-Vernunft in sich berge: und dieser Gegensatz sei die Natur. Zum vollen Bewußtsein ihrer selbst im Subjekt könne mithin die allgemeine Vernunft nur gelangen, wenn sie diesen Gegensatz aus sich entlasse, die

[1] S. oben S. 48 ff.

Natur also außer sich, sich gegenüber setze. So entstehe durch klar dialektischen, also rationalen, zugleich aber auch tatsächlichen Auseinandertritt aus dem Allgemeingeist der Einzelgeist — denn indem der Allgemeingeist sich seiner bewußt werde, begrenze er sich auch notwendig — und die Natur. Damit war denn das Problem, das Schelling durch mystische Kontemplation hatte bewältigen wollen, denkhaft scheinbar gelöst: ganz im Zentrum alles Denkens schien der Verstand über Pathos, Enthusiasmus, Intuition gesiegt zu haben.

Diesen ganzen Vorgang aber sah nun Hegel auch zugleich als vorbildlich an für alles philosophische, ja für alles Denken überhaupt. Denn da Denken und Sein eins seien, so besäßen wir ganz offenbar in der Selbstentwicklung der ewigen Vernunft das unabänderliche Modell und Schema unseres Denkens: weshalb wir nur dann richtig dächten, wenn wir diese Selbstentwicklung eben nach den Phasen, die sie wirklich umfaßt, zu denken suchten. In der Bewegung durch These, Antithese und Synthese, vom Satze zum Gegensatze und durch diesen hindurch zu einer höheren Einheit von Satz und Gegensatz, die dann wiederum als Satz ihren Gegensatz und ihre Synthese erzeugt, war also Hegel die absolut notwendige Methode unseres Denkens gegeben; alle Willkür schwieg damit, alle Leidenschaft war ausgebrannt; nicht mit einer Silbe mehr war von der Phantastik romantischer Zeiten die Rede: nicht eine beliebige Regel, das einfache Gesetz vielmehr erschien gefunden, nach dem unser Verstand als Herrscher und Gesetzgeber der Natur waltet. Dazu erklärte Hegel auch noch als unwiderlegbare tiefste Wurzel alles Seins ein geistiges Prinzip nachgewiesen, das sich der Personifikation nicht durchaus widersetze, wenn es auch eher einer mehr pantheistischen Durchbildung fähig sei: und alle großen Ideale der Zeit, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, konnten damit nach ihm leicht nicht nur als bloße Forderungen unserer sittlichen Veranlagung, sondern auch als Wirklichkeiten, als ewige Zweckgedanken der reinen Vernunft gedacht, ja bewiesen werden.

Daraufhin kam der dialektische Verlauf für Hegel über-

haupt als systembildend in Betracht. Aus dem reinen Sein ergab sich hierbei durch die Antithese des reinen Nichts die Synthese des Werdens: und dieser ersten dreigliederigen Ableitung folgten nun Tausende und Abertausende gleicher Ableitungen: bis die ganze Welt des Gewordenen und Bestehenden als in ihnen aufgebaut und damit zugleich alles Wirkliche als vernünftig nachgewiesen war.

Nun hatte Schelling schon von einem verwandten Standpunkte aus, freilich nach Hegels Urteil noch unvollkommen, die Emanation der Natur aus dem Absoluten in all ihrer Fülle zu begreifen gesucht: es waren Vorstellungen, die alsbald über die Naturphilosophie hinaus in den Naturwissenschaften selbst nicht ohne Wirkung geblieben waren. Um wie viel stärker mußte da jetzt Hegel mit seiner reineren Emanationsdialektik wirken! Eine neue Logik, eine neue Philosophie der Natur und eine neue Philosophie des Geistes, die beiden letzteren aus der ersten geboren, standen in Aussicht.

Von ihnen hat Hegel indes außer der Logik nur die Philosophie des Geistes eingehend durchgebildet. Die Naturphilosophie blieb in den Anfängen stecken, einmal weil der Meister auf dem Gebiete der Naturwissenschaft längst nicht über so selbsterrungene und eingehende Kenntnisse verfügte wie auf dem der Geisteswissenschaften, dann aber auch aus einem viel merkwürdigeren Grunde: Hegel erkannte die tatsächliche Evolution in der Natur nicht eigentlich an oder fand wenigstens, daß alle bis zu seiner Zeit durchgeführten Versuche, die Natur als zeitlich geworden zu denken, auf „nebulosen Vorstellungen" beruhten.

Im Bereiche der Philosophie des Geistes aber ist Hegel vornehmlich Geschichtsphilosoph gewesen. Sehr begreiflich bei dem Stande der einzelnen geisteswissenschaftlichen Disziplinen zu seiner Zeit. Wie sollte er denn das evolutionistische Prinzip seiner dreiteiligen Gliederung etwa auf Anthropologie oder gar Psychologie haben anwenden können? Selbst die Wissenschaften des absoluten Geistes im Hegelschen Sinne, die der Kunst, Religion und Philosophie, erschienen ihm noch zu wenig zugänglich.

Man muß diesen Stand der empirischen Wissenschaften beachten, will man verstehen, auf was schließlich Hegels Philosophie des Geistes, zur Geschichtsphilosophie geworden, hinauslief. Tatsächlich konnte sie nur an die schon entwickelte politische Geschichte, an die Geschichte des Rechts und allenfalls noch an die der Verfassungen anknüpfen. Und von diesem Standpunkte aus erschien nun Hegel vor allem das Recht, der zu seiner Zeit am meisten feststehende kulturgeschichtliche Wert, als der Inhalt und als das Erzeugnis der Vorgänge, in denen sich der allgemeine Wille als ein objektiver auswirke: womit es denn nicht als Verwirklichung irgend welchen Zwanges, sondern als Inslebentreten vielmehr einer willkürfeindlichen Freiheit gefaßt wurde. Aber auch in diesem Umfange erfuhren die genaueren Darlegungen Hegels nochmals eine Beschränkung. Viel zu wenig war schon ein öffentlicher Geist in Deutschland entwickelt, als daß der Philosoph klaren und sicheren Eindrücken von der Bedeutung des öffentlichen, des Staatsrechts ausgesetzt gewesen wäre; und so bezog sich sein Rechtsgedanke vornehmlich auf den Besitz, ging sein Recht auf in Eigentums- und Vertragsrecht. Gegenüber einem solchen Rechte aber war ihm nun der ethische Sinn der in sich reflektierte Wille, der subjektive Wille der Persönlichkeit in allgemein gültiger Form, der Wille in seiner Selbstbestimmung als Gewissen; und die Sittlichkeit die höchste Stufe jenes Gemeinwillens, in dem sich das Subjekt mit der sittlichen Substanz, der Familie, der Gesellschaft, dem Staate eins weiß. In diesem Zusammenhange lag es denn an sich wohl beschlossen, daß die Gesellschaft als ein angemessenes Zwischengebiet zwischen Familie und Staat erschien: aber weit noch war Hegel davon entfernt, Familie und Staat als nichts denn einzelne, wenn auch besonders wichtige Formen menschlicher Gesellschaft zu erfassen. Vielmehr ergab sich ihm aus dem herkömmlichen Umfange des geschichtlichen Betriebes und der historischen Begriffsbildung auch hier die Einschränkung, daß der Staat, als die besondere Wirklichkeit der sittlichen Idee, als die selbstbewußte öffentliche Substanz, als inkarnierter göttlicher Wille

unbedingt auch alle anderen Formen menschlichen Daseins beherrsche: diese erschienen also gänzlich von ihm abhängig: und die Weltgeschichte war Hegel folgerichtig, als Auswirkung des Absoluten, Geschichte der Staaten.

War nun aber diese Begrenzung des historischen Werdens wirklich noch der Zeit gemäß und gemäß auch den Grundzügen der Gedankenbildung des Philosophen? Führte diese nicht, im Grunde doch schon evolutionistisch, auf kulturgeschichtliche Motive? Entsprach das Kleben an gegebenen historischen Vorstellungskreisen, statt eines kühnen Forschervordringens in das Gebiet wenigstens der geistigen Zustände, nicht ganz dem kleinmütigen Verzichte auf eine Theorie des naturwissenschaftlichen Evolutionismus? Die kulturgeschichtliche Betrachtung war, dank den weiten geistigen Interessen der Romantik, schon zu weit fortgeschritten, als daß Hegel ihr ganz hätte entraten können: zumal sie ihm an sich sympathisch war, wie tausend Einzelzüge seiner Darstellung beweisen. Und so trat denn in seinem System, anorganisch oder mindestens wie ein halb illegitimer Johannistrieb neben dem alten Gezweig und Geranke staatshistorischer Anschauungen auch das kulturgeschichtliche Motiv hervor: dem Staatengeist sekundierte ein Volksgeist als Träger anderer als staatlicher Lebensformen, und Kunst und Wissenschaft, Sprache und Mythus wie sonstige Erscheinungen sozialpsychischen Lebens fanden jede in ihrer Weise noch eine besondere, gleichsam einstweilige Unterkunft.

Man wird daher dem Systeme Hegels gerade da, wo es am weitesten durchgeführt erscheint, alles andere als volle Geschlossenheit nachrühmen können. Allein hat es nicht eben dadurch gewirkt, daß es sich als ein Werdendes gab?

Das, was dies System noch am innigsten mit Frühromantik und in gewissem Sinne mit der Romantik überhaupt verknüpfte, war schließlich der dialektische Unterbau, die logische Skelettierung. Denn Hegel selbst mochte diesen Unterbau wohl als besonders rational erachten. Jeder Einblick indes in den Verlauf der Entwicklung nationaler Philosophien, mögen sie nun chinesisch oder javanisch oder antik oder deutsch sein,

lehrt, daß sich gerade in der Verquickung von Denken und Sein, in dem ontologischen Irrtum, der auch Hegels System noch kennzeichnet, ausnahmslos ein gewisser Enthusiasmus, etwas wie Romantik des Denkens am längsten erhält. Oder haben nicht etwa die Eleaten der griechischen Philosophie und die hellenischen Denker bis auf Plato unter einer Art berauschender Wirkung des ontologischen Irrtums gestanden? Und wird nicht eben diesem dionysischen Zuge jene Ideenlehre des großen Athéners verdankt, die niemand anders in modernen Formen wieder aufgenommen hat, als die Vertreter der deutschen Identitätsphilosophie, ein Schelling, ein Hegel? Erst nach ihnen ist die Philosophie der modernen europäischen Völker ganz der Tatsache inne geworden, daß Verstandesnotwendigkeiten und Erfahrungstatsachen zweierlei sind, und daß die letzteren nicht so ohne weiteres durch intellektuelle Schlußmethoden geschaffen werden.

Erscheint somit das logische Motiv des Aufbaus auch des letzten großen Identitätssystems unhaltbar, so ist damit freilich über seine praktische Anwendbarkeit für die Einzelforschung, bei einiger Umbiegung seines Sinnes, noch nichts ausgesagt. Und in diesem Zusammenhange nun erwies sich die triadische Dialektik Hegels allerdings als außerordentlich fruchtbar. Denn wie man die Dinge auch ansehe: es ist eine Tatsache, daß die geschichtliche Bewegung sich häufig in hastender Vorausnahme eines künftigen Lebensprinzips, Reaktion dagegen und schließlicher Entwicklung eines Mittleren zwischen Erstrebtem und Erreichtem vollzieht. Und da dieser Verlauf auf sehr fundamentalen Ausstattungen und Äußerungen des Seelenlebens, nämlich auf der schöpferischen Kraft der Phantasie und auf dem Gesetze der psychischen Reaktion beruht, so ist man wohl berechtigt, mit seiner Erkenntnis einen Teil auch des sozialpsychischen und das heißt des kulturgeschichtlichen Entwicklungsmechanismus bloßgelegt zu sehen. Wurde nun aber diese psychische Erscheinung in der Praxis der historischen Forschung und Betrachtung nicht eben durch die Anwendung der logischen Trias Hegels wenn nicht gedeckt, so doch ständig angedeutet? Aus diesem Zusammenhange erklärt es sich, wenn

gerade die kulturgeschichtlichen Disziplinen, die eigentlich in Hegels Gesamtsystem nicht eingingen, gleichwohl von seiner Methodus philosophandi die allerstärkste Anregung — stärkere als die bei Hegel noch zentral angeordnete Staats- und Staatengeschichte — empfingen.

Wie auf diesem Gebiete der höheren historischen Methode, so hat Hegel aber auch sonst, in der materiellen Geschichtsbetrachtung, sich den eigentlichen wissenschaftlichen Verfahrungsweisen, dem Denkinhalt und der Denkart der geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen viel näher gestellt, als dies noch bei Schelling gegenüber den Naturwissenschaften der Fall gewesen war. Denn liest man Hegels Geschichtsphilosophie, die bei besserer Berücksichtigung der äußeren Form leicht zu einem der fesselndsten historischen Bücher hätte gemacht werden können, so wird man bald, nach Überwindung der grundsätzlichen Erörterungen, der Tatsache inne werden, daß sie im einzelnen nur wenig metaphysische Anleihen macht. Im Grunde spielt nur die Überzeugung eine beherrschende Rolle, daß die Entwicklung der Freiheit irgendwie das Wesen der Menschheitsgeschichte bestimme; im übrigen bilden Begriffe der immanenten Entwicklung den Rost und machen auch den Charakter der einzelnen Darlegungen aus. So daß sich mit ein wenig Übertreibung wohl sagen ließe, daß in Hegels Buch eine der geschicktesten und frühesten, auf das Ganze des Zusammenhanges gerichteten empirischen Universalgeschichten vorliege — geschrieben von einem Manne, dem es selbst auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften, z. B. dem der Quellenkunde, nicht an originalen Gedanken gebrach.

Ist dies die Stellung der Geschichtsphilosophie Hegels im Bereiche der wissenschaftlichen Empirie, so versteht sich, mit wie vielen, einer empirisch-genetischen Betrachtung der Dinge entgegenstehenden philosophischen Vorurteilen sie brechen mußte.

So mit der Neigung der Weltanschauung des 17. und 18. Jahrhunderts, sich wesentlich nur auf Mathematik und Mechanik zu stützen, die auch bei Kant, dem Jünger Newtons, noch keineswegs verschwunden war. So mit dem wesentlich

auf diese Neigung begründeten Prinzip einer nicht aktuellen, sondern substanziellen Betrachtung der Dinge, wie es der Hauptsache nach Descartes fundamentiert hatte: denn wenn dieses Prinzip auch schon bei Hume und Kant in gewissem Sinne gelockert war, so war es doch noch weit davon entfernt, von einer entschlossenen genetischen Auffassung abgelöst zu sein. Hegel hat hier freilich auch noch nicht voll durchschlagend gewirkt, was nur bei psychologischer, statt logischer Behandlung des Prinzipes der Aktualität möglich gewesen wäre: in dieser Hinsicht ist die zweite Periode des Subjektivismus über ihn hinweggegangen und weiter hinwegzugehen im Begriffe. Allein immerhin hat er doch der Idee der Entwicklung durch seine rücksichtslose Durchbrechung des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten erst recht Bahn gebrochen. Er löste dadurch die starren unbiegsamen Begriffe des 18. Jahrhunderts erst auf und verflüssigte sie so, daß Gegensätze nicht mehr als absolut, sondern vielmehr als ineinander übergehend gedacht werden konnten.

Überträgt man diese Leistungen auf das psychologische Gebiet und unterwirft sie damit kulturgeschichtlicher Betrachtung, so ließe sich sagen, daß Kant die neue Seele des Subjektivismus gleichsam erst statisch, aus dem gegebenen Systeme ihres Daseins und insbesondere ihrer Denkbarkeit begriffen hat. Fichte hatte dann diese selbe Seele, wenn auch noch durchaus in dialektischer Methode, doch schon in den Stadien ihres Werdens und ihrer tätigen Auswirkung, also dynamisch-genetisch, wenngleich noch sehr oberflächlich beobachtet. Hegel aber ahnte und belauschte in seinem Triadensysteme den großen Vorgang der Psychogenese, der die Weltgeschichte ist, doch schon weit eindringlicher, anschaulicher, sicherer. Gewiß blieb dabei in der Anwendung der genetischen Kategorien der Individualseele, denen schließlich das triadische Vorstellungssystem verdankt wurde, auf das gesamte Seelenleben der Menschheit noch viel von einem Analogieschluß im Sinne psychomorpher Vorstellungen jeden dieser, der spätromantischen Zeit: unbewußt fast, jedenfalls selbstverständlich erschien die Welt der seelischen Erscheinungen aller Zeiten noch durchaus als das Spiegelbild

der subjektivistischen Seele, soweit diese schon elementar in ihren Bildungsvorgängen erfaßt wurde.

Aber war nicht selbst damit schon ein außerordentlicher Fortschritt gegeben? Sind nicht die Naturwissenschaften eben in wenn auch unbewußter Anwendung anthropo- und psychomorpher Vorstellungen von den Eigenschaften der subjektivistischen Psyche auf den Begriff der Kraft zu der Höhe ihrer Ausbildung im 19. Jahrhundert gelangt? Von dem Niveau eines bloßen Selbstlebens des Subjekts, wie es in Empfindsamkeit und Sturm und Drang die erste literarische Epoche, in der gesetzgeberischen Autarkie des Einzelnen gegenüber sich und der Natur die erste große, Kantsche Philosophie des Subjektivismus errungen hatte, war man in wachsender Bewußtseinsauswirkung heraufgedrungen in die geschichtlichen Daseinsbedingungen des Subjekts, hatte begonnen, seine Stellung im 19. Jahrhundert zu Natur wie Geschichte, zu jeder Form der Vergangenheit wie Gegenwart überhaupt ins Auge zu fassen, und ihm damit für seine selbständige und isolierte Stellung im Reiche des Gedankens, der Phantasietätigkeit und der Empfindung diejenige Grundlage und Sicherung zu gewähren, deren es zur festen Einnahme jener Stellung bedurfte.

Drittes Kapitel.

Beginnender Realismus.

I.

Im Athenaeum heißt es an einer berühmten Stelle: „Die französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoß nimmt, wem keine Revolution wichtig erscheinen kann, die nicht laut und materiell ist, der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben. Selbst in unseren dürftigen Kulturgeschichten, die meistens einer mit fortlaufendem Kommentar begleiteten Variantensammlung, wozu der klassische Text verloren ging, gleichen, spielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu seiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine größere Rolle als alles, was diese trieb." Man wird, aus der Perspektive mehr als eines Jahrhunderts, die Zusammenstellung der drei auf den ersten Blick so heterogenen Faktoren nur bewundern können: denn sie bezeichnen in der Tat für die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert den Durchbruch des vollen Subjektivismus in Staat und Gesellschaft, in Phantasietätigkeit und Denken.

Inzwischen aber, seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts, hatte sich der vollste, der romantische Subjektivismus doch vornehmlich auch im Denken ausgewirkt: nichts charakteristischer als der Fortschritt, der in dieser Hinsicht von Fichte

bis zu Hegel, von den anfänglichen Paroxysmen fast eines extremen Subjektivismus bis zu den Grenzen schon eines objektiveren Realismus wahrnehmbar wird.

Dabei versteht sich, daß dieser Verlauf der Phantasietätigkeit und dem intellektuellen Seelenleben langsam ein ganz anderes Verhältnis zueinander geben mußte, als es noch in den Zeiten des Klassizismus bestanden hatte; die Phantasietätigkeit trat mehr auf den zweiten Plan, das Denken eroberte den Vordergrund. Es ist der Umschwung, der die Zeiten des Realismus, von den dreißiger bis zu den sechziger Jahren, mehr als solche wissenschaftlichen Triumphes und immer gegenständlicher werdenden politischen Denkens, denn als Höhepunkte künstlerischen und dichterischen Schaffens erscheinen läßt. Und diese gegensätzliche Bewegung geht so weit, daß die Dichtung schon in den dreißiger Jahren, in den Zeiten des Jungen Deutschlands zu nicht geringem Teile ganz in den Dienst religiös-kirchlicher und sozial-politischer: kurz realistischer Ideen tritt, so daß sie nur in deren Verlauf völlig verstanden und insofern auch dargestellt werden kann. Unter diesen Umständen erscheint der Entwicklungsgang der Phantasietätigkeit schließlich noch am reinsten in den bildenden Künsten: wird aber freilich hier auch um so mehr den Eindruck erwecken, daß der Primat des Seelenlebens immer mehr von den Bereichen des ästhetischen in die Gebiete wissenschaftlichen und politisch-gemeinnützigen Schaffens und Denkens überzugehen begann.

Im Jahre 1839 sind die Wandmalereien auf dem Apollinarisberge bei Remagen angefangen worden, eine letzte gemeinsame Lebensäußerung der Overbeckschen Richtung der Nazarener; im Jahre 1840 hat Overbeck das Magnifikat der Künste vollendet, das man wohl ein abschließendes Kunst- und Lebensbekenntnis des Meisters nennen kann, hat weiter Cornelius sein Jüngstes Gericht in der Münchener Ludwigskirche geschaffen: das letzte umfangreiche Wandgemälde, das er ganz zu Ende geführt hat. Im selben Jahre begann Rethel die Fresken im Aachener Rathause; wenige Jahre darauf machten in Deutschland die Werke der vlämischen realistischen Geschichtsmalerei,

die Bilder Gallaits und Biefves, die Runde und erregten außerordentliches Aufsehen.

So erweist sich das Jahr etwa 1840 als eine Zeitmarke in der Entwicklung zunächst der Malerei; die Malerei aber hatte, wie wir wissen, schon damals und erhielt noch immer mehr die Führung in der Entwicklung der bildenden Künste[1]. In den vierziger Jahren fing in der Tat ein schon vollkommenerer Realismus in diesen an zu siegen, nachdem seine Anfänge deutlicher schon seit etwa 1830 eingesetzt hatten; und seine Herrschaft hat dann über ein Menschenalter fortgewährt.

Damit begann sich aber zugleich auch die Stellung der bildenden Künste innerhalb der allgemeinen Kulturinteressen überhaupt zu ändern. Während der ersten Generation des 19. Jahrhunderts hatte die deutsche Kunst etwas gleichsam Exterritoriales gehabt; ihre Heimat war eigentlich Rom gewesen. Und innerhalb der deutschen Grenzen hatte sie Förderung gefunden weniger im Volke und in seiner führenden Schicht, dem Bürgertum, als durch einige Fürsten: die Fortsetzer jener Traditionen des 16. bis 18. Jahrhunderts, während deren das Mäcenat der Kunst schon vom Bürgertum völlig an Adel und Fürsten übergegangen war. Somit hatte die Kunst etwas Akademisches und Ausschließliches an sich getragen und mußte sich dem Willen der wenigen Mäcene mehr als nützlich war fügen. Für das Leben der Nation dagegen war ihre Bedeutung verhältnismäßig gering gewesen, während rings um sie die Dichtung das öffentliche Interesse fand und die Musik die künstlerischen Neigungen vor allem auch des Bürgertums noch viel stärker fesselte und beherrschte: zusehends füllten und mehrten sich die Konzerte.

Das änderte sich nun seit den dreißiger Jahren, wenn auch nicht auf einen Schlag. Langsam, ausgesprochener freilich erst seit den vierziger Jahren erhielt auch die künstlerische Welt

[1] Es wird daher hier von ihr und den graphischen Künsten allein die Rede sein: Bildnerei und Baukunst werden erst gelegentlich der Schilderung des ausgebildeten Realismus auf allen Gebieten in Band XI behandelt werden.

ein anderes Gesicht. Das Bürgertum nahm die führende Stellung, die es auf anderen Gebieten erstrebte und teilweise erreicht hatte, nun auch in der bildenden Kunst in Anspruch. Freilich nicht schon im Sinne jenes Mäcenats, das sich seit den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts vornehmlich zuerst langsam, dann rascher entwickelt hat. Man war noch nicht wohlhabend genug, um die Baukunst oder die Bildnerei reichlicher zu unterstützen; sogar in der Malerei litten die kostspieligeren Techniken bis herunter zur Ölmalerei unter der noch immer andauernden Armut der führenden Schichten; am wenigsten entwickelte sich die Freskomalerei als häusliche Kunst; nach wie vor blieb sie der Hauptsache nach auf Staatsaufträge und fürstliche Förderung angewiesen. Außerordentlich dagegen blühten die vervielfältigenden Künste in ihren besten Leistungen.

Die Griffelkünste, Künste verhältnismäßig demokratischen Charakters, sind immer ein Bedürfnis vor allem des deutschen Bürgertums gewesen. Sie tauchten zum ersten Male auf, als dieses, mit dem 15. und 16. Jahrhundert, seine früheste Blüte erlebte; und soweit sie stärker entwickelt wurden, waren sie fast alle in dieser Zeit so gut wie deutschen Ursprunges oder wuchsen wenigstens zu höchster Blüte in deutscher Pflege: Holzschnitt, Buchdruck, Kupferstich, Radierung. Im 17. Jahrhundert, mit dem Emporkommen Hollands, an das die führende Stellung im Bürgertum überging, sind sie dann, und vornehmlich wiederum die Radierung, besonders in den Niederlanden nördlichen wie südlichen Teils weiter entwickelt worden.

Im inneren Deutschland wurde seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Holzschnitt immer mehr durch den Kupferstich verdrängt, neben dem sich auch die Radierung weniger entfaltete. Dabei ist der Holzschnitt allerdings niemals ganz verschwunden, in der Buchausstattung z. B. wurde er in Kopfleisten, Initialen, Schlußstücken noch neben dem Kupferstich verwendet; immerhin aber er führte ein kümmerliches Verfallsdasein. Denn schon die bessere Illustration, vor allem aber das Titelbild und das graphische Porträt,

daneben auch Stadtplan und Landkarte fielen dem Kupferstich zu.

Allein auch der Kupferstich ging allmählich zurück. Jemehr nicht so sehr die breite Masse der Gebildeten, sondern Aristokratie und Klerus Gönner der Kunst wurden, um so weniger verlohnte es, ein wirkliches Kunstwerk in mehreren oder vielen Exemplaren herzustellen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es dahin gekommen, daß ein großer Teil des Bürgertums wenn nicht kunstfeindlich, so doch der Kunst gegenüber indifferent erschien: man erinnere sich z. B. der Stellung Schillers zur bildenden Kunst gegenüber der weit überlegenen Position Goethes: wie hätte da die schwere Kunst hervorragenden Kupferstichs noch gedeihen sollen? Von wenigen Ausnahmen abgesehen, begnügte man sich mit leichten, zumeist nicht hochstehenden Radierungen, und der eigentliche Geschmack an den Griffelkünsten ging fast verloren.

Allein eben in diesem Augenblicke erhob sich von neuem die Anteilnahme des wiederum emporstrebenden Bürgertums und der werdenden Kreise der Gebildeten. Doch geschah es langsam genug; in mancher Hinsicht hat der Nullpunkt noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts gelegen; es blieb ein Vakuum so lange, daß fast alle Rokokoüberlieferungen abstarben: wo noch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ganze Kabinette von graphischen Blättern gesammelt hatte, da hingen sich auch die dreißiger Jahre noch des 19. Jahrhunderts nur einige spärliche Blätter in schlechten Umrahmungen an die Wand, deren Zusammenhang durch die breiten weißen Ränder übel durchbrochen wurde.

Gleichwohl ging es vorwärts. Der Buchdruck wurde verschönt und auch technisch verbessert, indem Stereotypie und Schnellpressendruck aufkamen; der bessere Holzschnitt lebte wieder auf; und als typische vervielfältigende Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und noch der Zeit darüber hinaus erblühte die neue Kunst der Lithographie.

Wie der Holzschnitt und der Kupferstich, so ist auch die Lithographie eine deutsche Erfindung. Aloys Senefelder (1771

bis 1834) begann im Jahre 1798 mit der Arbeit auf dem Steine; und in unermüdlicher Arbeit bis an sein Ende hat er bereits alle wichtigsten Behandlungsarten des Steins selber durchgebildet: neben der einfachen Steinzeichnung die Aquatintamanier und die sogenannte gespritzte Manier, den Tondruck und schon auch den Druck in Farben. Der künstlerischen Vervollkommnung des Verfahrens aber widmeten sich dann im Norden Meister wie Adolf Menzel (am frühesten in den drei Jugendzyklen Luthers Leben, Künstlers Erdenwallen, Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte, 1833 bis 1836); nicht minder schufen auf diesem Gebiete die Wiener Josef Kriehuber (1801—1876), wohl der beste lithographische Porträtist, und August Karl von Pettenkofen (1822—1889), der elegante Schilderer österreichischen Kriegslebens. Inzwischen waren aber auch schon große Publikationswerke in Steindruck entstanden oder im Entstehen begriffen, die weiteren Kreisen der Gebildeten die schönsten Schätze alter Kunst in guter Wiedergabe eröffneten: so die Strixnersche Galerie der Vlamen des 15. Jahrhunderts, der besten Arbeiten Dürers, Cranachs u. a.; dann die Reproduktionen der Niederländer und Vlamen des 17. Jahrhunderts durch den älteren Piloty; als vollendetste dieser großen Sammlungen vielleicht das Dresdner Galeriewerk Hanfstängls.

Tiefer noch in vieler Hinsicht als die Lithographie griff aber bald der Holzschnitt in das Kunstleben der Nation ein: er wurde recht eigentlich zur populären künstlerischen Technik des 19. Jahrhunderts. Schon früh hatten einzelne Künstler, wie die beiden Unger in Berlin oder Höfel in Wien, versucht, mit Holzschnitten der herkömmlichen Technik — Bearbeitung des Holzes mit dem Schneidemesser der Faser nach — den Kupfern in den Almanachen des ausgehenden 18. Jahrhunderts Konkurrenz zu machen; und es war ihnen vielfach gelungen. Zum vollen Aufschwung aber kam der Holzschnitt doch erst mit der realistischeren Kunst der dreißiger und vierziger Jahre und einer technischen Verbesserung, die ihn im hohen Grade geeignet machte, gerade den koloristischen Wirkungen der neueren Malerei gerecht zu werden.

Diese technische Neuerung kam aus England. Hier hatte Thomas Bewick (1753—1828) gelehrt, den Holzstock nicht der Faser folgend mit dem Schneidemesser, sondern im Querschnitt senkrecht zur Faser mit dem Stichel zu bearbeiten. Es war eine Anwendung, die den Schnitt eigentlich zum Stich machte und die Wirkung derjenigen des Kupferstichs annäherte: und so bedurfte es zur Entwicklung einer neuen Blüte nur noch großer Künstlerindividualitäten, die der veränderten Technik entsprechend schufen und durch ihr Schaffen wiederum deren Grenzen erweiterten. In Deutschland waren es vor allem Adolf Menzel und Ludwig Richter, die nun entscheidend eingriffen: der eine, in den Illustrationen zu Peter Schlemihl (1838) und zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen (1839—1844) namentlich in koloristischer Richtung, der andere in den zahlreichen Folgen seiner Holzschnittwerke seit den vierziger Jahren vornehmlich im Sinne der Ausbildung eines charaktervollen Umrisses. Und dann brach, noch vor der Revolutionszeit beginnend, jene Hochflut der Holzschnitte herein, die seitdem auf mehr als ein Menschenalter nicht nachließ: ganz neue Gebiete beinahe, wie die gesellschaftliche und politische Karikatur, der wissenschaftliche Holzschnitt, die Illustration der Familienzeitschriften und Wochenblätter wurden der volkstümlichen Kunst erobert: und als durchgereiftes Ergebnis der ganzen Bewegung erschienen bereits seit 1845 die Fliegenden Blätter, wenige Jahre darauf die Münchener Bilderbogen, seit 1843 die Illustrierte Zeitung, seit 1848 der Kladderadatsch, seit 1853 die Gartenlaube, der 1864 das Daheim folgte. Gleichzeitig aber wurde der Holzschnitt auch zu noch höheren Leistungen auf rein künstlerischem Gebiete fortgebildet; neben die Reproduktionen Menzelscher und Richterscher Zeichnungen trat die Wiedergabe von Werken Rethels und Kaulbachs und Schwinds und Führichs und Schnorrs von Carolsfeld.

Es war eine insofern zum Teil recht eigentümliche Entwicklung, als in der einfacheren Art des Holzschnitts, wie sie der Zeit in den Reproduktionen der Zeichnungen Richters oder Führichs oder auch Schnorrs und selbst Schwinds entgegentrat,

ein gutes Teil der alten Umrißkunst des Klassizismus und der Romantik noch einmal, nur durch ein neues technisches Vervielfältigungsmittel gleichsam modernisiert und ins Weite getragen, begegnet. Es ist ein Vorgang, der der Zeit in ähnlicher Weise wie auf literarischem Gebiete, wo den originalen Leistungen der Kultus der Werke Schillers und Goethes zur Seite trat, einen Zug künstlerischer Universalität verlieh, wie er sich dann auf dem Felde der bildenden Künste in anderer Form noch einmal gegen Schluß des Jahrhunderts, in dem Nebeneinander altkoloristischer und impressionistischer Kunst, wiederholt hat. Es war zugleich eine Erscheinung, die auch auf die Entwicklung jener vornehmen reproduzierenden Künste, die auf die Kupferplatte angewiesen sind, wesentlich einwirkte.

Hier war der schließlich völlige Rückgang der Radierung mit dem Umrißstil des Klassizismus und der Romantik eine der am sichersten hervortretenden Tatsachen gewesen: was sollte dieser Stil mit den malerischen Wirkungen einer solchen Technik anfangen? Aber auch der Kupferstich hatte, wie wir wissen, gelitten. Er war zurückgebildet worden in die einfache Linienmanier eines Marcanton oder Dürer, wenn er nicht gar zum bloßen Umrißstich geworden war, wie er in den Publikationen Genellischer Zeichnungen, vor allem aber in wissenschaftlichen Veröffentlichungen zur Veranschaulichung der Werke alter Kunst zutage trat; und neben ihn hatte sich bezeichnenderweise der im Tone so kalte Stahlstich gestellt, der nach der Ansicht der Zeit dem erstrebten Eindruck am Ende ebenso gerecht zu werden schien wie der Kupferstich, und doch um so viel billiger und, wenn es auf eine große Anzahl von Abdrücken ankam, auch dauerhafter war. Stahlstichanstalten sind in Deutschland schon seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden; und noch in den fünfziger, ja sechziger Jahren haben sie zu tun gehabt; und dementsprechend hat bis dahin auch der Kupferstich im ganzen schlechte Tage gesehen. Allerdings hatte sich ihm mit der Entwicklung des Realismus wieder eine bessere Zukunft eröffnet; er wurde wieder weicher, modulierter, und diese Umgestaltung vollzog sich doppelt rasch unter dem

Einflüsse verwandter Richtungen des Auslandes und unter dem durch die Photographie aufgenötigten Drange, die Halbtöne zarter und mannigfaltiger zu fassen. Zu einer wirklichen Blüte aber gelangte der Kupferstich trotzdem in der ersten Periode des Subjektivismus noch nicht: dazu war er der Nation anfangs noch zu teuer; und später wurde er, bei ganz anderer Kenntnis des Malerischen, von der Radierung abgelöst.

Übersieht man die Entwicklung der vervielfältigenden Künste im ganzen, so ergibt sich, daß sie immerhin seit den zwanziger und dreißiger Jahren etwas ganz anderes zu bedeuten begannen als vorher; sie wurden zum allgemeinen Ausdruck der idealistischen Kunst der Vergangenheit wie des werdenden und schon gegenwärtig blühenden Realismus, und ihr Eindringen in die Weiten der Nation sprach die Tatsache aus, daß die mittleren Kreise, die Angehörigen der gebildeten, zumeist bürgerlichen Stände das Mäcenat der Künste von neuem antraten.

Indem damit aber Raum geschaffen wurde für eine rein aus den nationalen Instinkten selbst erfolgende Fortentwicklung der Kunst, begannen zum ersten Male die tiefsten Strömungen des malerischen Subjektivismus ein wenig mehr ständige Freiheit und sichreren Lauf zu erhalten gegenüber den Hemmnissen von künstlerischer Tradition und überwiegendem Einflusse der Dichtung, die bisher ihr Vorwärtsdringen verhindert hatten. Freilich: auch jetzt setzten sie sich erst langsam in Bewegung; und nur in einer Verschmelzung schließlich ihrer Richtung mit der klassizistisch-romantischen Kunstübung, die in den Akademien Fuß gefaßt hatte, sind sie zu allgemeinerer Wirkung gelangt.

Wir haben da schon früher gesehen[1], wie allerdings mit der Entwicklung des modernen Seelenlebens alsbald auch die Lichtprobleme aufgetreten waren; an den Grenzen deutschen Wesens, in den Alpen und an der Nordsee, sind wir schon gegen 1800 entschiedenen Spuren der Freiluftmalerei begegnet. Aber diese Anfänge waren erstickt worden von den klassizistisch-romantischen Stilweisen; und nur leise hatten unter deren

[1] Vgl. Band VIII, 2, S. 605 ff.

bindender äußerer Umhüllung Versuche fortgedauert, sich der Natur mit dem Auge des 19. Jahrhunderts zu nähern. Dabei waren aber diese Versuche seit den zwanziger Jahren immerhin schon kühner und systematischer geworden, und wenn ihr Ergebnis bei dem allgemeinen Rückgang des künstlerischen Sehens auch in dieser Zeit noch nicht alsbald zu großer Höhe führen konnte, so gab es doch bestimmte Gebiete der Kunst, in denen sie sich festsetzten als primitive Anfänge eines allmählich zu immer höheren Leistungen aufsteigenden Realismus.

Es waren diejenigen Zweige der Malerei, denen die romantisch antikisierende und romantisch bloß konturierende Draperie absolut nicht zu Gesichte stand: in denen mithin trotz allem das eigentliche malerische Können des Zeitalters zutage trat. Hierhin gehörte freilich nicht so viel, wie man zunächst vermuten möchte; z. B. nicht gänzlich das Genrebild: Genelli hat in seinem Werke „Aus dem Leben eines Künstlers" noch sehr spät Genreszenen seines eigenen Lebens in antikischer Manier gezeichnet. Doch gab es immerhin einige Gegenstände, deren malerische Darstellung dem Klassizismus und der ausgesprochenen Romantik unter keinen Umständen gelingen konnte: so die Vedute und das naturgetreue Ansichtsbild überhaupt; dann das Tierbild, das Jagdstück, die Wiedergabe von repräsentativen Vorgängen, Empfängen, Paraden u. s. w. und noch mehr fast das Schlachtenbild. Und auch das Porträt wollte sich dem Umrißstil und der Idealisierung auf die Dauer nur wenig fügen.

Mit am frühesten entwickelte sich von diesen Seitengebieten der Kunst das der Militärmalerei; wie die Uniform die Plastik veranlaßt hat, in die Gegenwart hinabzusteigen, so hat sie auch die Malerei in einem wichtigen Felde von der Übermacht der Antike und romantischer Phantasien freigemacht. Zwar hat es, namentlich in Frankreich, auch ein Militärbild mit klassischen Gebärden gegeben; Napoleonische Generale muten hier in zeitgenössischen Bildern nicht selten wie antike Statuen in moderner Bekleidung an. Allein diese Auffassung blieb im wesentlichen romanisch; wie denn der Klassizismus bei den

Franzosen wegen stärkerer innerer Verwandtschaft mit dem römischen Genie viel länger gewährt hat als in Deutschland: noch unter dem zweiten Kaiserreich hat er, parallel den Offenbachiaden, eine freilich frivole Nachblüte erlebt. In Deutschland dagegen bildete sich das Militärbild auf dem Wege des Andenkens an die Freiheitskriege aus; und so trug es den Stempel der Wahrhaftigkeit. Aufgenommen wurde es fast zu gleicher Zeit von Krüger in Berlin sowie Adam und Heß in München; auch die Wiener Schindler und L'Allemand sind in diesem Zusammenhange zu nennen. An allen diesen Orten handelte es sich um ehrliche, tüchtige, etwas trockene Wirklichkeitsmalerei. Dabei war Krüger anfangs mehr Pferde-, seit 1829 auch Paradenmaler; Adam hat sich noch 1848, als Zweiundsechzigjähriger, aufs Pferd gesetzt, um den italienischen Feldzug der Österreicher unter Radetzky mitzumachen.

Neben die Militärmalerei trat bald eine originäre, zunächst von der Vedute ausgehende, dann die geographischen Momente freier behandelnde, sie auch vielfach mit regster und reichster Staffage erfüllende Landschaftsmalerei, die dann nicht selten schon zur Bauernmalerei herüberführte und damit leise in die Anfänge des modernen Sittenbildes überging. Es waren zunächst lokale Kräfte, die sich auf diesem Gebiete versuchten; nicht selten ohne eine gewisse, doch äußerlich bleibende Anlehnung an die historische Landschaft oder auch an die Stimmung der romantischen Landschaft: in Dresden Karl August Richter, der Vater Ludwigs; in Hamburg Kauffmann und Gensel, am Rhein Becker und Meyerheim, in Wien Danhauser, Waldmüller und Gauermann.

Mit am frühesten, und gleichsam in logischer Fortsetzung der Militärmalerei, deren Meister teilweise auch schon auf diesem Gebiete schufen, trat diese neue Kunst in München auf; hier malte Hey schon im Jahre 1820 seinen „Morgen in Partenkirchen". Hauptvertreter der Münchener Malerei auf diesem Gebiete aber war Heinrich Bürkel; 1822 von der Akademie als talentlos zurückgewiesen, hatte er sich ganz auf sich selbst gestellt und schuf eigentlich erst recht die sozusagen

bäuerliche Landschaft, in der Natur- und Menschenleben in gleicher Liebe studiert und mit gleich klarem Gefühle festgehalten waren: fern jedem Anklange an Akademie und Romantik war hier der Gegenstand mit solcher Ehrfurcht strenger Charakteristik erfaßt, daß selbst alle reizenden Momente wie alle novellistischen Züge vermieden sind. Doch trägt diese Malerei das Neue andrerseits noch mit allen Schwächen jugendlicher Beobachtung vor; die Komposition ist überladen, die Farbengebung bei übertrieben betontem Umrisse bunt — wenigstens da, wo Bürkel über bloße Skizzen hinaus eben sein Bestes in durchgeführten Bildern geben wollte. Weit über Bürkel ist dann schon Spitzweg hinausgelangt. Farbenreich und farbenfroh, ein Meister bereits der Experimente freieren Lichtes, verband Spitzweg mit starkem realistischen Können die glückliche Gabe überlegener romantischer Charakteristik und wurde daher schon in hohem Grade zum Sittenmaler; und da sich seine Kunst vornehmlich der kleinen bäuerlichen und bürgerlichen Welt, der Welt insbesondere auch der Kleinstadt annahm, so hat man seine Bilder in mancher Hinsicht zu Recht mit Jean Pauls Dichtung verglichen. Ein eigentlicherer Fortsetzer Bürkels war dagegen Hermann Kauffmann, ein Hamburger, der von 1827 bis 1833 dem Münchener Kreise angehörte und neben der Wiedergabe niederdeutscher Szenen vor allem dem bayerischen Hochgebirge als Maler treu blieb.

Neben diese Anfänge einer deutschen realistischen Landschafts- und Genremalerei aber stellte sich zugleich, wenn auch unter gewissen Einflüssen des Klassizismus und der französischen Romantik, eine besondere Malerei italienischer Stoffe. Begründet war dieser in den dreißiger Jahren überaus beliebte, zwischen Romantik und Realismus vermittelnde Zweig der Kunst durch einen jungen Neuschateller, Leopold Robert, der im Jahre 1818 zum ersten Male nach Italien gekommen war und bald die Welt mit seinen sentimentalen Briganten, seinen Capreier Fischern, römischen Pilgern, Eremiten, Pifferari, geleckten Mädchen aus Sorrent und Frascati in entsprechender Landschaft überschwemmte. In Deutschland war August Riedel

wohl der erste Apostel der Malerei Roberts; 1823 begann er mit einer neapolitanischen Fischerfamilie und hielt sich seitdem eifrig an diesen Dingen. Darüber hinaus mußte indes sein Kolorismus auffallen; er beherrschte in der Wiedergabe des Lichts die Künste der Vlamen; doch wurde er dem italienischen Himmel eher durch abnorme Verdunkelung der Schatten als durch Lichtmalerei in modernem Sinne gerecht.

Im übrigen aber ging diese deutsche Malerei der aufkommenden realistischen Landschaft nicht, gleich der französischen, über Italien hinaus und hinein in die noch stärker von Licht umfluteten Landschaften des östlichen Mittelmeers. Im Gegenteil; im ganzen zog sie sich ins Heimische zusammen. In der Zeit, da die Franzosen den Orient entdeckten, hielt sie sich zumeist an die Alpen und die deutschen Mittelgebirge, die ihrem stärkeren Umrißbedürfnis entgegenkamen, und schilderte dort in der bäuerlichen eine dem Städter vielfach schon fremd werdende Welt: hier lag ihre Stärke, und längst vor Millet und der Schule von Barbizon schon hat sie den Landmann entdeckt. Aber freilich blieb sie in diesem Bereiche technisch ungelenk; ihre Farben behielten nach wie vor etwas Schreiendes, Hartes; statt ernster Versuche im wahrhaft Tonigen finden sich Geleckтheit und eine Art porzellanener Glätte; und die Buntheit der bäuerlichen Trachten verdeckt nur mühsam den noch unentwickelten Sinn für die feineren Schattierungen eines vorwärts drängenden Kolorismus.

So kam es denn auf dem Gebiete der Landschaft nur zu Anfängen einer realistischeren Behandlung; immerhin aber wurden doch Vorstufen gewonnen zu jener Landschaftsmalerei, aus der später die Stimmungslandschaft, wie aus dieser schließlich die Landschaft des Impressionismus und der freien Luft hervorging.

In der Bildniskunst schwankte die Entwicklung einige Zeit, ehe eine ihrer selbst sichere Richtung auf das realistische Porträt eingeschlagen wurde. Einerseits hielten die Maler noch an dem klassizistischen und romantischen Umrißporträt fest, das die dargestellten Köpfe zumeist ihrer eigentlichen

Individualität entleerte; vereinzelt ist noch bis in die fünfziger Jahre in dieser Manier geschaffen worden. Andererseits schien es, als ob, auf dem Umwege über eine besondere Entwicklung der französischen Kunst, gar Einflüsse des Barocks noch einmal wirksam werden sollten. In Paris hatte Gérard, der Hofmaler der Bourbonen, im Bildnis von neuem die prunkvolle Säulendekoration der Mignard, Lebrun und Rigaud eingeführt, ein Umstand, der natürlich zugleich auch auf den Barockstil überhaupt zurückwies: und er hatte damit in Deutschland bei immerhin so bedeutenden Meistern wie Stieler und Winterhalter Anklang gefunden. Indes erwiesen sich diese Einflüsse und ebenso die Nachwirkungen von Klassizismus und Romantik am Ende doch als vorübergehend: und eine Entwicklung siegte, die auf dem schmucklos bürgerlichen Hintergrunde der Bilder etwa schon Anton Graffs den dargestellten Personen realistisch zu Leibe ging. Dabei ist nicht zu verkennen, daß für diesen gesunden Verlauf vor allem auch schon der Geschmack der neuen bürgerlichen Gesellschaft von Wichtigkeit war, die vom Bildnis mindestens eines, nämlich Ähnlichkeit, verlangte. Überall erhob sich daher aus der alten Porträtmalerei mit gutem oder schlechtem Erfolge eine neue, die mehr oder minder geschickt dem Realismus mindestens der äußeren Gestalt zustrebte: sehr zur Unzufriedenheit der Klassizisten, die sich später der seltsamen Hoffnung hingaben, gerade diese Richtung werde mit der Photographie aussterben: während doch eben die Photographie, ja schon die Daguerrotypie mindestens den Bildnismaler alsbald zum Wettbewerb in der Wiedergabe auch abgetönter Farbenwerte aufforderte und dadurch auf eine höhere Stufe trieb. Von den Bildnismalern des primitiven Realismus aber waren die bedeutendsten Magnus in Berlin; Amerling, Schrotzberg, Kriehuber in Wien; ferner Stüber in München, Jacobs in Gotha, Riedel in Rom und Winterhalter in Paris. Unter ihnen sind dann wiederum die vier zuletzt genannten von besonderem Interesse: denn sie sind Schüler ein und desselben Meisters, des früher Düsseldorfer, dann (seit 1806) Münchener Akademiedirektors Peter von Langer

(1824), der seinerseits ein Schüler von Mengs gewesen ist und mehr als sonst jemand versucht hat, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf akademischem Wege eine realistische Schule zu gründen. Gelungen ist das von Langer freilich nicht: Cornelius hat in München, nicht zum wenigsten unter direktem Eingreifen König Ludwigs I., alle realistischen Ausläufer seiner Direktionszeit unterdrückt.

Dennoch war klar, daß der junge, weithin verbreitete, aber nirgends zu größeren Wirkungen vereinigte und durch systematische Schulung vertiefte Realismus irgendwann und irgendwo einmal mit dem akademischen Betriebe in Berührung treten und ihn durchdringen mußte. Und da ist es denn das besondere Schicksal der Akademie in Düsseldorf gewesen, daß sich auf ihrem Boden dieser Vorgang am frühesten und in gewissem Sinne am entscheidendsten vollzog.

Wir haben schon gehört[1], daß mit der Direktion Schadows (seit 1826) ein Leben eingezogen war, das sich weniger zunächst was den Inhalt der Gemälde anging, als in Form und vor allem Farbe von dem typischen Verfahren der Romantik abwandte: wie wurden nicht schon die frühen Erzeugnisse der Schüler Schadows als Denkmäler unbedingtesten Wahrheitssinnes gegenüber der Natur, als Offenbarungen eines neuen Realismus bewundert. In der Tat leiteten sie mehr als tausend andere Lebensäußerungen der Spätromantik zum Realismus über. Daß sie aber diesen schon voll erreicht hätten, wäre zuviel gesagt, wenn man auch dem harten Urteil Anselm Feuerbachs, eines der bezeichnendsten Maler am Ausgange des Realismus und im Übergange zu dem ringenden Werden der zweiten Periode des Subjektivismus, nicht ganz wird zustimmen wollen, daß Schadow immer großartige Ideen in der Komposition und eine Ausführung nach Regeln verlangt habe, die er mit dem Lineal anzugeben vermochte. Was indes schon um 1830 erreicht schien, war immerhin ein starkes Interesse an der Farbe als der Trägerin der zusammenfassenden Werte

[1] S. oben S. 153 f.

eines Bildes und demgemäß ein Übergang auch zur Darstellung neuer Stoffe: des Sittenbildes, das sich zum Teil aus der primitiven realistischen Landschaft heraus entwickelte, der belebteren Landschaft, und endlich eines sentimentalen Historienbildes, wie es leicht aus dem stark gepflegten Illustrationsbilde zu beliebten Stellen klassischer Dichter hervorgehen mochte.

Am beliebtesten wurde dabei das Sittenbild; und zwar vornehmlich das bäuerliche. Denn wie die Kunst des Mittelalters geistlich, die des 15. und 16. Jahrhunderts altbürgerlich, die des 17. und 18. Jahrhunderts fürstlich gewesen war, so erhielt sie in diesen Zeiten einen Zug ins vornehmlich Neubürgerliche, Bourgeoismäßige: und in diesem Zusammenhange erschien ihr als die nächste fremde und darum besonders fesselnde Welt die der Bauern: noch traten die Verhältnisse der Unternehmungswirtschaft, noch vor allem die Leiden und Freuden des vierten Standes, der Arbeiterklasse des Unternehmens, nicht in den Bereich des künstlerischen Interesses. So macht denn heute die primitive akademische Kunst des Realismus vor allem eben auf dem Gebiete des Sittenbildes den Eindruck des Biedermaierischen, des Philiströsen. Das Exotische, mit Ausnahme Italiens, fehlt in ihr; das fremde Heimische erscheint als unter sentimentalem Gesichtswinkel gesehen. Aus der Vergangenheit der Nation bleiben nur Ritter und Klosterbrüder beliebte Figuren; der Bauer wird in allen Erlebnissen geschildert, die Klatschbasen beschäftigen: bei Kindtaufe, Firmung und Konfirmation, bei Hochzeit und vor allem auch beim Begräbnis; daneben sind Spielerszenen, Bankerotte, Pfändungen beliebte Effekte.

Es war eine Malerei, die schon in den dreißiger Jahren zur Massenproduktion gelangte. Zu voller Höhe und zu fortschreitender künstlerischer Läuterung kam sie indes doch erst seit den vierziger Jahren, gleichzeitig mit der nunmehr stark einsetzenden Bauernnovelle und dem Dorfroman, von denen sie auch nicht unbedeutend beeinflußt wurde. In Düsseldorf gehörten dieser Bewegung in der bildenden Kunst vor allem Hasenclever und Jordan an. Doch verstärkte sie sich schon früh auch an anderen Orten, in Wien z. B., wo sie bei Danhauser

und Waldmüller einen Zug ins Theatralische, mehr Akademisch-Vornehme, „Edle" annahm, und in Berlin, wo sie namentlich von Eduard Meyerheim in einer besonderen Note vertreten wurde. Denn bei ihm zog sich das Landschaftliche und damit die Natur überhaupt mehr zurück; und im Zusammenhange damit entwickelte sich das Sentimentale zum Rührseligen: schon sein erstes großes Bild, der „Schützenkönig" von 1836, zeigt diese Eigenschaften. Es war im Grunde mehr der Ausdruck der besonderen Stimmung des Norddeutschen gegenüber dem Bauernleben, dem der Bürger hier weit ferner stand als in Süddeutschland, besonders in Bayern, und selbst am Rheine: denn Meyerheim hatte an sich nichts Affektiertes: er empfand hell und rein und malte darum auch naiv, was andere empfanden.

Das Sittenbild in dem geschilderten Umfange seines Inhaltes und später darüber hinaus auch in Darstellungen aus dem bürgerlichen Leben wurde in den dreißiger und vierziger Jahren weitaus am meisten gepflegt: vor allem auch von den damals emporwachsenden bürgerlichen Kunstvereinen, die sich seiner durch Ankauf für Galerien, Verlosung und Verbreitung in Nietenblättern bemächtigten. Aber es war nicht eigentlich der zukunftreiche Zweig der Malerei. Zwar wurden wiederholt Versuche gemacht, es zu veredeln; schon 1834 hat Schnaase in dieser Absicht in seinen Niederländischen Briefen die Aufmerksamkeit auf die großen Genremaler der holländischen Vergangenheit gelenkt. Allein ohne Erfolg. In der Tat konnte es nicht eigentlich Träger der vorwärts drängenden formalen, technischen Entwicklung sein: denn diese ging auf die Bewältigung des Lichtes aus und bedurfte darum zur Lösung ihrer Probleme weiterer Räume und größerer Tiefen, als sie die Szenerie des Sittenbildes im allgemeinen darbot. Und so war es für die innerliche Fortbildung der deutschen Malerei bis zu einem gewissen Grade ein Verhängnis, daß sich die Gunst der bürgerlichen Gesellschaft an erster Stelle eben diesem Zweige der Malerei zuwandte.

Trägerin des Fortschrittes mußte unter den geschilderten

Umständen natürlich vor allem die Landschaft werden. Und für sie hatten sich aus der impressionistischen Bewegung der Frühromantik heraus[1] Anfänge von schon nicht geringem Werte ergeben; so haben z. B. in Dresden der Norweger Dahl, der seit 1818 im Elbtale malte, und sein Hausgenosse Friedrich in einer Richtung gearbeitet[2], die etwa auf den Umschwung hinausläuft, den in England Constable und andere herbeiführten, und der in Frankreich in der Schule von Barbizon seine volle Höhe fand. Allein diese Anfänge, wie wir sie vor kurzem eingehender verfolgt haben[3], blieben verstreut: und da, wo sie, wie namentlich in Düsseldorf, in Berührung mit der akademischen Romantik und deren Fortbildungen gerieten, erlitten sie eine merkliche und doch für die Zukunft der deutschen Landschaftsmalerei auf lange hin maßgebende Abweichung. Die Stimmung nämlich, die die neuere Landschaftskunst wesentlich in der Wiedergabe der atmosphärischen Einwirkungen in Verbindung mit der Beleuchtung zu bewältigen oder hervorzuzaubern sucht, wurde an erster Stelle nicht auf diesem in der Entwicklungsrichtung der Gesamtmalerei gelegenen Wege, sondern auf Nebenwegen erstrebt: vornehmlich durch einen mit dem Bilde verknüpften Gedanken, also einen an sich gleichgültigen Inhalt, wie er zumeist in einer Staffage zum Ausdruck kam; oder auch durch massive Mittel idealistischer Umbildung der Formen, z. B. durch eine grobe Umreißung der Konturen vor allem des geologischen Aufbaus.

Natürlich geriet man damit entwicklungsgeschichtlich ins Hintertreffen, so wenig man sich der dringenden Aufgabe der Wiedergabe freien Lichtes ganz zu entziehen vermochte: die Belebung der Landschaft durch Staffage gehörte vornehmlich dem 17. und 18., die Heroisierung des Konturs der klassizistischen Landschaft des 18. und 19. Jahrhunderts an. Trösten konnte in diesem Zusammenhange nur, daß an sich hervor-

[1] S. schon Band VIII, 2, S. 611 ff.: dazu oben S. 99.
[2] S. a. a. O. S. 607.
[3] S. oben S. 270.

ragende Meister in ihm schufen: so Lessing (1808—1880) mit seinen Eifellandschaften, die den Vorteil hatten, in ihren geologischen Formen selbst etwas Heroisches aufzuweisen, so Schirmer (1807—1863), der in ähnlichem Sinne arbeitete, ehe ihn eine Reise nach Italien der rein idealischen Landschaft gewann, die er dann lyrisch-romantisch durchbildete, so die beiden Achenbachs, Andreas (* 1815) und Oswald (1827 bis 1905), von denen der eine mit schon innerlicheren Mitteln den Stimmungsgehalt der norddeutschen waldigen und wasserreichen Landschaft und vor allem, ein erster binnendeutscher Seemaler, die Stimmungen der niederländischen Küste und ihres Meeres zum Ausdruck brachte, während der andere zumal die freudigen Töne der italienischen Landschaft malerisch auszulösen und zu bewältigen suchte.

Den höchsten Flug aber nahm die ganze, an die Führung Düsseldorfs geknüpfte Bewegung doch auf dem Gebiete des Geschichtsbildes. Es war, nachdem die Landschaftsmalerei im Grunde versagt hatte, noch die glücklichste und auch in einem anderen Sinne zugleich zeitgemäßeste Lösung.

Der idealistische Klassizismus wie die Romantik hatten in der Kunst auch deshalb etwas minder Volkstümliches, Ausschließliches und Aristokratisches behalten, weil sie an den Forderungen einer Ästhetik festgehalten hatten, die schließlich ihre Grundlage nicht so sehr in Ahnungen des nötigen künstlerischen Fortschrittes wie in den Prinzipien der allgemeinen Ästhetik der Klassiker und der romantischen Identitätsphilosophie fand. Jetzt nun, seit den dreißiger Jahren, begann, wenn auch noch langsam, der Nimbus dieser Ästhetik zu schwinden. Und an ihre Stelle trat als wissenschaftliche Führerin zunächst der Malerei, dann aber der Kunst überhaupt eine weit realistischere Macht, die Kunstgeschichte. Kuglers Handbuch der Geschichte der Malerei erschien 1837, seine Kunstgeschichte 1841; Schnaases Kunstgeschichte wurde von 1843 ab ausgegeben; und diesen Werken, die zunächst nur der reinen Wissenschaft dienten, wenn sie auch schon Ergebnisse früherer Forschungen zusammenfaßten, folgten dann später, 1855, Burckhardts Cicerone und

1860 Lübkes Grundriß der Kunstgeschichte, Bücher mit vorwiegend praktischen Zwecken. Inzwischen aber hatte Springers auf geschichtlicher Anschauung fußende kunstkritische Tätigkeit seit etwa 1845 eingesetzt; und im Jahre 1866 ergab sich das Interesse der Gebildeten an Kunst und Kunstgeschichte schon als stark genug, um die Begründung eines ersten großen periodischen Unternehmens, der Zeitschrift für bildende Kunst, zu ermöglichen.

Diese Verdrängung der ästhetischen Theorien durch eine mehr kunstgeschichtliche Anschauung wirkte nun an sich befreiend auf die Malerei und schließlich auch auf Baukunst und Plastik. Denn es war klar, daß ein wirklich objektives und eingehendes Studium der Kunst der Vergangenheit schließlich zu der Erkenntnis führen mußte, daß deren Stile nicht Ergebnis aprioristischer oder ein für allemal gegebener ästhetischer Grundsätze seien, sondern vielmehr lebendige Erzeugnisse des jeweiligen, sich in sich abwandelnden seelischen Charakters der Zeitalter, und daß zu ihrer besonderen Ausbildung im einzelnen Kunstwerke stets eine Summe besonderer Einflüsse beigetragen hatte, deren Wiederholung gerade in dieser Konstellation schwerlich erhofft werden könne. Und es verstand sich damit von selbst, daß die Kunstgeschichte am Ende die Befreierin der Kunst werden müßte von vorgefaßten Theorien und vielerlei Zwang, der sich der Entwicklung von außen aufdrängte.

Dies ist auch das Ergebnis der kunsthistorischen Forschung gewesen. Sie hat schließlich die künstlerischen Werte der Vergangenheit als relativ erkennen gelehrt und gezeigt, daß ein absolutes Urteil ihnen gegenüber nur dann zu gewinnen ist, wenn man sich auf den Standpunkt einer bestimmten Periode festlegt. Und sie hat damit für die künstlerische Praxis die Alternative gestellt, sich entweder fortschrittslos auf eine solche Basis zu stellen, oder aber frisch zu schaffen zwar unter der Kenntnis der Lehren, aber auch ohne das Gängelband der Vergangenheit.

Denn eine andere Seite der kunstgeschichtlichen Forschung war es, daß sie den zeitlichen Horizont der Maler außerordentlich

erweiterte. Bisher hatte man nach einzelnen Meistern, die man als absolut vorbildlich verehrte, geschaffen und gelegentlich auch nach der Natur; jetzt trat neben die noch immer vernachlässigte Natur als Lehrmeisterin das ganze weite Gebiet der geschichtlich gegebenen Malerei, aber nicht mehr als absolutes Vorbild — was schon die in der Geschichte der Kunst beschlossenen Widersprüche verhinderten —, sondern als ein in großer Ausdehnung aufgetanes Feld früherer Versuche, wechselnden malerischen Idealen nahezukommen. Wie konnte man sich in diesen bunten und abwechslungsreichen Auen ergehen, wie diesem Arsenal Waffen entnehmen zur Bezwingung auch der Probleme der Gegenwart!

Allein diese Erfolge der kunsthistorischen Forschung traten naturgemäß nur langsam ein; fast zwei Menschenalter sind darüber hingegangen, ehe so fundamentale Tatsachen, wie die geschichtliche Erkenntnis vom Wesen der Stile Gemeingut der künstlerischen Anschauung wurden. Und vorher zeigte sich zwar auch schon die befreiende Wirkung der Kunstgeschichte für den Kunstbetrieb, aber sie hielt sich in engeren Grenzen; und so hat noch in den fünfziger und sechziger Jahren, ja darüber hinaus, die Ästhetik immerhin eine gewisse Rolle gespielt. Freilich: Eines konnte sie nicht verhindern, daß nämlich, zunächst auf dem Gebiete der Malerei, die Künstler mehr mit den Augen ihres Zeitalters zu sehen begannen und sich darum bei dem Umrißstil des Klassizismus und der Romantik nicht mehr beruhigten, sondern, in Fortsetzung der niederländisch-deutschen Entwicklung des 17. Jahrhunderts, vorwärts drangen in die Reiche der Farbe und des Lichts.

Dabei war es begreiflich, daß, abgesehen von diesen allgemeinen Zusammenhängen, der aufkommende Historismus an erster Stelle und mit am frühesten auch auf die Aufnahme des eigentlichen Historienbildes einwirkte. So hat Schnaase schon 1834 die Historienmalerei als eine Forderung der Zeit gepredigt und die Pflege künstlerisch-historischer Tätigkeit in diesem Sinne geradezu als ein „wahrhaft religiöses Bedürfnis" hingestellt. So hat noch später Vischer die Geschichte als Offen-

barung Gottes gepriesen und die Historienmalerei als ihre anschaulichste Nachahmung, als die Vollendung der alten Heiligenmalerei seit Giotto gekennzeichnet. „Wer stellt den heiligen Geist würdiger dar, derjenige, der ihn als Taube über einem Bündel von Strahlen malt, oder derjenige, der einen edlen großen Mann, einen Luther, einen Huß im Feuer der göttlichen Begeisterung vor mich hinstellt?" An den Künstlern war es damit, dieser Forderung der Zeit gerecht zu werden, indem sie aus den sentimental-romantischen Anfängen der Schule Schadows eine wirkliche Geschichtsmalerei entwickelten. Es geschah seit etwa Mitte der dreißiger Jahre; und der erste Meister der neuen Richtung war der uns schon als Landschafter bekannte Lessing. Er zuerst überwand Illustrationsmalerei und Kloster- und Räuberromantik, und seine Hussitenpredigt vom Jahre 1836 wirkte darum auf weite Kreise der Nation wie ein Ereignis. Gegen Schluß des Jahrzehnts aber trat schon der Meister auf, der, was in der neuen Strömung Großes war, verlebendigte und mit wichtigen Tendenzen des Alten in monumentalem Zuge zusammenfaßte, Alfred Rethel. Rethel (1816 bis 1859; in den letzten sieben Jahren seines Lebens geistesgestört) war ein Schüler der Düsseldorfer Akademie, fand seine weitere Ausbildung bei Veit in Frankfurt, hat aber, soweit ihn nicht eigene starke Kraft trug, das meiste doch wohl von Dürer gelernt. So war er imstande, seit 1840 in den Fresken des Aachener Rathauses die Wandmalerei realistisch umzugestalten. Er war dabei herb und massig in der Charakteristik; er wußte zu komponieren trotz einem Cornelius, wie es der Geist des Wandbildes, seine architektonische Einordnung erforderte; aber in wie anderem Sinne war er zugleich Herrscher des Kolorits als die Künstler um Cornelius und Cornelius selbst! Und wo er sich volkstümlichen Aufgaben in nationalster Technik zuwandte, wie in seinen Totentanz-Holzschnitten (1848), da wurde er der Ersten einer an Kraft der Phantasie und Beherrschung der malerisch-zeichnerischen Forderungen. So wäre er dazu bestimmt gewesen, der Monumentalmaler des deutschen Realismus seiner Zeit in jeder Hinsicht, wenn nicht

der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts überhaupt zu werden, hätte ihn nicht ein furchtbares Schicksal früh gebrochen. Und auch in den vollendeten Werken kündigt sich schon etwas von diesem Schicksal an. Kernig, abgewogen, wohlkonzentriert, von nachdrücklicher Kürze und klarer Unmittelbarkeit, war Rethel inhaltlich nur zu gern der Maler des Dämonischen, des dunkel und düster Erhabenen: von diesem Standpunkte aus betrachtet sind seine Totentanzbilder mit der ergreifenden Symbolik der Revolution in ihrer schlimmsten Geißel, dem Tode, das hervorragendste Denkmal seiner Kunst.

Mit Rethel schließt die Geschichte des frühen malerischen Realismus; in ihr hat sich die neue Richtung zum ersten Male ganz gefunden und ebenso mit der Vergangenheit auseinandergesetzt wie mit der Gegenwart, im weitesten Sinne, Fühlung erlangt. Kann man aber sagen, daß der Realismus in seinem tastenden Verlaufe bis zu ihm hin, ja in seiner Kunst selber schon völlig sichere neue Formen gefunden habe? Für seine Anfänge, die noch in der Schule Schadows wurzeln, ist diese Frage nach allem, was von Schadows Unterricht bekannt ist, zu verneinen. Gewiß haben dann die Jüngeren der Schule mehr nach der Natur unmittelbar gemalt. Allein immer war der Gedanke des Bildes und die Komposition nach diesem Gedanken auch bei ihnen noch das erste und spielte demgemäß die anschauliche Phantasie die zweite Rolle — ganz abgesehen davon, daß man sich im Verlaufe der Bewegung teils an die alten Holländer, teils auch, namentlich im Sittenbilde, an die gleichzeitigen Engländer anlehnte. So haben denn die Düsseldorfer selbst zwar ihre Malweise damals und auch noch später „venetianisch" gefunden, aber in Wirklichkeit blieb ihr Vortrag kleinlich, und die Farbe ging im allgemeinen nicht über matte Effekte und eine äußerlich warme, zumeist durch gelblichen oder bräunlichen Ton hergestellte und dadurch allerdings von der Palette des Klassizismus und der Romantik verschiedene Harmonie hinaus. Und so fehlte denn zunächst noch viel, daß man auch nur den Realismus der großen Niederländer des 17. Jahrhunderts wieder erreicht hätte. Soweit aber die

Figurenmalerei im besonderen in Betracht kam, so wünschte man doch immer noch „schön" zu malen und verfiel damit in den Fehler, den die Franzosen mit Exagérer la beauté bezeichnen. Dementsprechend wurde denn auch die Charakteristik im allgemeinen nicht über den Bühnenkonventionalismus hinausgetrieben; das scharf Männliche und das würzig Weibliche fehlte, die Jünglinge hatten alle Rosenwangen, die Alten erinnerten an die Greise Tizians und Dürers, die Strolche waren Theaterstrolche. Alle aber verband noch immer eine idealische Schönheitslinie des Umrisses, eine sanfte, wellenhafte Grazie der Konturen, die, günstig betrachtet, an die Anmut der ältesten Kölner Malerschule erinnern kann, und die auch bei Rethel nur durch den größeren, herberen Zug des vollendeten Dürer vertieft erscheint.

Was aber den gesamten Verlauf der frührealistischen Kunst vielleicht am meisten charakterisiert, das ist der Umstand, daß sie, noch kaum der Vormundschaft der klassizistischen und romantischen Ästhetik entledigt, alsbald der Führung des Historismus doch nicht bloß ihrem Inhalte nach, sondern auch im Bereiche der technischen und formalen Fortentwicklung anheimfiel. Und ließ es sich dabei leugnen, daß dieser Verlauf zugleich eine allgemeine Schwäche der Phantasietätigkeit in der Entwicklung des Seelenlebens der Zeit enthüllte? Auch die bildende Kunst stand unter dem Einflusse der Tatsache, daß nicht mehr die schöpferische Anschauung, sondern der schöpferische Intellekt die Entwicklung zu beherrschen begann: Wissenschaft, nicht mehr Kunst oder Dichtung, hieß die Hauptlosung schon der dreißiger Jahre.

II.

Schon die Romantik hatte sich im Grunde am besten und ausführlichsten in dem ihr scheinbar am fernsten liegenden Gebiete, dem des Denkens, ausgewirkt. Hatte dabei die Frühromantik ihr Ziel klipp und klar in der mystischen Ineinssetzung von betrachtendem Subjekt und betrachtetem Objekt gesucht

und damit gleichsam die wissenschaftliche Generalhypothese des Subjektivismus möglichst radikal formuliert, so war schon die Spätromantik mehr dem Objekte, den Tatsachen hingegeben. Denn waren diese am Ende nicht dennoch mächtiger als das Subjekt? Und konnten sie schließlich anders beherrscht werden als dadurch, daß man sich ihnen verständnisvoll ein- und unterordnete?

Es war der Weg, der auf dem Gebiete der Philosophie wie besonders auf dem der Einzelwissenschaften zum Realismus hinüberführte. Die Seele der Zeit mußte vor allem mit den Dingen dieser Welt, mit wahrhaften und selbsterrungenen Beständen empirischer und exakter Wissenschaften erfüllt werden, sollte sie selbst weiter wirksam werden: erst so gelangten in dem neuen subjektivistischen Seelenleben wirklich neue Begriffe zu gründlicher Destillation, erschien eine der Zeit tatsächlich angemessene Erkenntnistheorie möglich, die über Ding und Eigenschaft, Ursache und Wirkung, Kraft und Äußerung und Verwandtes womöglich eindeutig berichtete.

War man nun aber seit den zwanziger und vor allem dreißiger Jahren des Jahrhunderts bereit, dieses Weges zu ziehen, so war der Verfall der Romantik eben hier, in der Nähe äußerster Grenzen ihrer Wirkungen, aufs unbedingteste besiegelt. Denn offenbar brachte diese neue seelische Haltung etwas wie einen Rationalismus redivivus: der alte Feind alles extremen Subjektivismus, der zerlegende, zersetzende Verstand erwachte und intellektualisierte, wo die Väter und Großväter geahnt und gefabelt hatten. So trat zunächst in den Naturwissenschaften der Einfluß energetischer und dynamischer Anschauungen allmählich zurück: und die Schlußwerte ihrer neuen Entwicklungsrichtung hießen Gesetz von der Erhaltung der Kraft, Philosophie des Materialismus, Technik. Aber auch auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften verlief sich die Dünung dynamisch-energetischer Einflüsse; es kam keine sichere Methode kulturgeschichtlicher Forschung zustande, wenn auch andrerseits der Rationalismus — und mit ihm auf diesem Gebiete verbunden der Pessimismus — nicht völlig siegte.

Innerhalb der Naturwissenschaften war dabei die Entwicklung insofern leichter, als sich unmittelbar wieder, soweit die Fäden nicht überhaupt noch erhalten waren, an die rationalistisch-mechanische Naturanschauung des 17. und 18. Jahrhunderts anknüpfen ließ: so daß die Gesamtentwicklung aus der Perspektive der sechziger und siebziger Jahre beinahe einen kontinuierlichen, durch die Traumgebilde der Naturphilosophie kaum noch unterbrochenen Eindruck machte. Es war ein eben nicht verwunderlicher Verlauf: sind doch die Reflexe des alten Rationalismus in den realistischen Jahrzehnten selbst im Staatsleben überaus kräftig gewesen: in der Wahlrechtsentwicklung, in der Lehre von der Teilung der Gewalten und an manch anderer Stelle traten nie ganz übertünchte Färbungen des Naturrechts wieder hervor. In den Geisteswissenschaften dagegen, soweit sie der tieferen historischen, genetischen, bald evolutionistischen Strömung folgten, war die Entwicklung etwas verworrener. Gewiß ordneten sich diese Wissenschaften im allgemeinen dem sozialpsychischen Verlaufe williger und in stärkerer Beeinflussung selbst durch dessen Einzelheiten ein als die Naturwissenschaften: denn unmittelbar strömt in ihre ja stets seelischen Materien, nicht aufgehalten durch die Zwischenwand heterogener Objekte, der Geist jeglichen Kulturzeitalters ein. Allein in dem vorliegenden Falle war eben dieser Geist, im raschen Übergange von Romantik zu Realismus, noch in sich selbst nicht völlig homogen: wie also hätte er eindeutig wirken sollen?

Unter diesen Umständen trägt es zu leichterem Verständnisse bei, wenn zunächst von der Entwicklung der Naturwissenschaften erzählt wird.

Mit der Entfaltung der mechanischen Naturwissenschaften seit der ersten Hälfte des 17. bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts und einige Jahrzehnte darüber hinaus war schon eine arbeitsteilige Erforschung der Naturgeheimnisse erreicht, die sich in einer, wenn auch damals noch nicht voll entwickelten, so doch heute leicht erkennbaren Organisation der Naturwissenschaften niederschlug. Da ließ sich zunächst, nach Lage der erworbenen Kenntnisse, von Wissenschaften der leblosen, an-

organischen, und der belebten, organischen, Natur sprechen. Und während die letzteren, zu einer Trennung in anatomische, physiologische, pathologische Wissenschaften neigend, noch immer den Stempel einer angewandten Wissenschaft, nämlich der Medizin, trugen, hatte sich die Gruppe der unorganischen Naturwissenschaften schon ganz aus den Forderungen eines rein wissenschaftlichen Betriebes her zu entwickeln begonnen. Da konnte man zunächst drei mathematische Grundwissenschaften unterscheiden: die Arithmetik als Wissenschaft der Quantität, die Geometrie als Wissenschaft der Dimension und die Mechanik als Wissenschaft der Kraft und Bewegung. Und die Mechanik, nun schon rein rational entwickelt und in den großen Systemen eines Laplace und Lagrange einer ersten Vollendung zugeführt[1], leitete dann doch immer noch ziemlich unvermerkt und allmählich zu den beiden großen experimentellen Disziplinen der anorganischen Naturwissenschaften, Physik und Chemie, über. Dabei waren freilich Physik und Chemie noch vielfach nicht getrennt. Zwar hatte man wohl schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich gefühlt, daß zwischen ihnen ein Unterschied bestehe; allein noch schien dieselbe Menschenkraft eines einzelnen Forschers ausreichend, um beide Gebiete zu beherrschen; noch behandelten Handbücher und Leitfaden beide Wissenschaften gemeinsam; auch waren noch beide Fächer an den Universitäten durch ein und dieselbe Person, den Professor physices. vertreten. Es war eine Personalunion, die vielfach bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gewährt hat. Denn wer wollte sagen, ob z. B. Namen wie Cavendish, Clément, Gay-Lussac, Faraday mehr der Physik oder der Chemie zuzurechnen seien? In Deutschland mochte selbst noch Bunsen, berufsmäßig schon allein Chemiker, doch mit gleichem Rechte wohl auch als Physiker bezeichnet werden. Und waren denn die Gebiete der beiden Wissenschaften in der Tat so leicht zu scheiden? Neuerdings hat sich, ein Zeichen ihrer schwierigen Trennung, zwischen sie die physikalische Chemie eingeschoben; und wenn in unseren

[1] S. Band VII, 1, S. 78.

Tagen van t'Hoff die Physik als die Lehre von den Verwandlungen der Arbeitsform und die Chemie als die Lehre von den Verwandlungen der Materie definiert hat, so waren so scharfe Scheidungen, ganz abgesehen davon, ob sie wirklich zutreffen, auf Grund der erreichten Erkenntnis noch den Wissenschaften der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum zugänglich.

Treten wir aus dieser allgemeinen Übersicht der naturwissenschaftlichen, insbesondere physikal-chemischen Disziplinen und ihrer historischen Dependenzen im einzelnen in eine erste, und zwar die zunächst immer noch führende Einzelwissenschaft, die Physik, über, so stehen wir hier noch während der Zeiten der Naturphilosophie und noch mehr nach ihnen auf weit über ein Menschenalter zunächst vor einer Unsumme eifriger Einzelarbeit und überraschender Entdeckungen und an sie anknüpfender Erfindungen, während die Synthese einstweilen vernachlässigt wird: es ist eine rein der Erweiterung der Einzelkenntnisse zugewandte Zeit des Realismus.

Dabei lag es in der Natur der Dinge, daß sich die Förderung innerhalb dieser Wissenschaft vor allem auf die noch wenig bekannten Agentien bezog; je bekannter schon ganze Gruppen von Erscheinungen waren, um so weniger konnte auf zahlreiche und durchschlagende neue Errungenschaften im einzelnen gerechnet werden.

So ist vor allem die experimentelle Mechanik wenig zu bis dahin unbekannten Ergebnissen gelangt, während die mathematische Mechanik sich in eine allgemeine Mannigfaltigkeitslehre aufzulösen begann. Am wichtigsten waren vielleicht, mit Rücksicht auf die spätere Erkenntnis der großen Agentien als Formen von Bewegungen die Studien, welche Wilhelm Weber im Jahre 1825 in Verbindung mit seinem Bruder über die Wellenbewegungen in Flüssigkeiten veröffentlichte. Denn erst sie erlaubten einen wirklichen Einblick in die Natur der Wellenbewegung.

Schon Lionardo hatte translatorische und undulatorische Bewegung unterschieden. Dann hatte Galilei die durch Inter-

ferenz sich bildenden stehenden Wellen richtig definiert. Von da an aber war ein ziemlicher Stillstand der Untersuchungen eingetreten, wenn auch Benjamin Franklin den Prozeß der Entstehung der Wasserwellen verständlicher zu machen suchte und Laplace die Gezeitenbewegung als die anscheinend großartigste Form dieser Bewegung genauer studiert hatte. Neue Gedanken kamen in die Forschung erst durch Flaugergues und von Gerstner, die darauf ausgingen, die geometrische Gestalt des Wellenprofils zu ermitteln. Hieran knüpften die Gebrüder Weber (Wilhelm Eduard, 1804—1891, und Ernst Heinrich, 1795—1878) in ihren Experimenten mit der Wellenrinne an, deren theoretische Ergebnisse sie in der „Wellenlehre" 1825 veröffentlichten.

In der Akustik, einem vom rein physikalischen, also noch nicht physiologischen Standpunkte her früh angebauten Gebiete, waren die Errungenschaften während dieser Periode auch nicht groß, ja noch geringer: der Pariser Savart stellte Untersuchungen über Resonanz an und verwendete die Schwebungen der Stimmgabeln zu genaueren Bestimmungen der Schwingungszahlen der Töne; Benzenberg machte in der Umgebung von Düsseldorf 1809 Studien über die Fortpflanzungskonstante des Schalles in der Luft mit zweifelhaftem Erfolge; bessere Ergebnisse erreichten erst bei viel kostspieligeren und ausgedehnteren Untersuchungen die Pariser Akademie 1822 und die beiden Holländer Moll 1824; außerdem wurde im Jahre 1819 von Cagniard de la Tour die Sirene erfunden, die von Helmholtz viel später zu wichtigen physiologisch-akustischen Untersuchungen benutzt worden ist.

Stärker waren dagegen die Fortschritte auf dem Gebiete der Lehre vom Licht. Vor allem wurde der Sieg der Wellentheorie, wie sie schon seit lange mit der von Newton angebahnten Lichtstofflehre stritt, immer allgemeiner entschieden; hatten sie schon Fresnel um 1815 und überhaupt im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts Young, Arago und Malus sehr wahrscheinlich gemacht, so ließen sich ihr nach der Art der Geschwindigkeitsmessungen in terrestrischen Medien, die in

den vierziger Jahren, namentlich in Frankreich, vorgenommen wurden, keinerlei plausible Einwände mehr entgegenstellen. Freilich aber wurden in dieser Zeit, und vornehmlich wieder durch Franzosen, deren große Forscher wesentlich der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehören während die der Deutschen in die zweite Hälfte fallen, auch sonst noch eine große Anzahl von Erscheinungen des Lichtes genauer bestimmt und vom Standpunkte der Wellentheorie aus erklärt: so wurden die Lichtwellenlängen der verschiedenen Farben des Spektrums gemessen, wurde, von Fraunhofer und Schwerd, die Theorie der Beugung des Lichtes begründet, wurde endlich auch, durch Cauchy im Jahre 1836, eine rationelle Lehre der Dispersion gefunden.

Auf dem Gebiete der Lehre vom Sehen aber machte vor allem die Erfindung des Spiegelstereoskops im Jahre 1838 durch Wheatstone Epoche. Denn erst an der Hand der Theorie seiner Erscheinungen gelang es, die alten Fragen klarzulegen, warum wir, trotz der beiden Netzhautbilder, die Gegenstände einfach, und warum wir sie, trotz der Flächenbilder, körperlich sehen. Freilich blieb trotzdem noch eine Fülle von Fragen innerhalb des Problems des dreidimensionalen Sehens bestehen. Dennoch war der Fortschritt, auch soweit die Erklärung der Entstehung unserer Raumanschauung in Frage kam, beträchtlich.

Von stärkerer Bedeutung als auf dem Gebiete der Akustik waren in der Optik auch die mehr technischen Erfindungen. Ganz in den Vordergrund trat hier die Erfindung der Photographie (1838), an die sich dann eine ganze Industrie verschiedener graphischer Reproduktionsweisen auf dem Wege des Lichtes angeschlossen hat. In unserem Zusammenhange darf betont werden, daß es zur Entwicklung der primitiven Photographie, der Daguerrotypie, wie sie nach ihrem Erfinder hieß, neben dem Gebrauche der Camera obscura, die schon dem 16. Jahrhundert bekannt geworden war, vor allem der eindringenden Verständnisse der Lichtempfindlichkeit der Haloidverbindungen bedurfte, die sich im ersten Jahrzehnt des 19. Jahr-

hunderts verbreitet hatte. Im übrigen fand die Photographie auch als Werkzeug wissenschaftlicher Untersuchung schon überaus früh Anwendung; namentlich mikroskopische und teleskopische, insbesondere auch astronomische Objekte wurden photographiert; bald zog man die Photographie auch bei ständigen Registrierarbeiten, z. B. des Zustandes der Sonnenoberfläche, zu Hilfe; und schon 1848 erzeugte Becquerel vom Sonnenspektrum auch farbige Lichtbilder.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aber und noch tief hinein in die Zeiten einer immer realistischer werdenden Wissenschaft gehörte innerhalb der Physik das Hauptinteresse doch bei weitem jenen fast noch gänzlich rätselhaften Erscheinungen an, die man mit der Trias Magnetismus, Elektrizität und Galvanismus bezeichnete, wenn auch schon Volta die Wesensgleichheit der tierischen Elektrizität — des Galvanismus — mit der sonstigen Elektrizität nachgewiesen hatte.

Über die von Volta eingeführte Vereinfachung dieser Agentien aber führte es doch schon weit hinaus, als im Jahre 1820 der Elektromagnetismus entdeckt wurde, indem Oersted in Kopenhagen das eigentümliche Phänomen der Ablenkung der Magnetnadel durch den galvanischen Strom auffand und Arago die magnetische Erregung durch den galvanischen Strom in Stahl und Eisen entdeckte. Sollte da nicht aus der gemeinsamen Eigenschaft der Polaritätserscheinung bei beiden Agentien oder daraus, daß Elektrizität wie Magnetismus sich sowohl durch Anziehungen wie Abstoßungen äußerten, geschlossen werden können, daß diese beiden Kräfte im Grunde nur eine oder nur verschiedener Ausdruck eines und desselben Prinzipes seien? Schon 1820 wurde der Schluß vielfach gezogen. Aber erst 1826 erwies Ampère vermittelst eines Apparates zur Herstellung beweglicher Schließungsdrähte, in welchen Ströme kreisten, tatsächlich die Identität und gab einige Jahre später entsprechende theoretische Erklärungen. Und ein doppelter Beweis gleichsam war es dann, als Faraday im Jahre 1831 als Gegenstück zu der schon bekannten magnetischen Erregung durch Elektrizität nun in der elektrischen Induktion auch die elektrische

Erregung durch den Magneten entdeckte: seitdem war an der innerlichen Wesensgleichheit der beiden Agentien ein Zweifel kaum noch möglich.

Darüber hinaus gelang es dann aber auch, die allerweiteste und darum gemeinsame Verbreitung von Elektrizität und Magnetismus nachzuweisen. Faraday zeigte, daß alle Materie magnetisch sei; und Gauß erforschte in den dreißiger Jahren die Gesetze des Erdmagnetismus theoretisch, nachdem Hansteen in Christiania schon 1809 magnetische Erdkarten entworfen und der von Alexander von Humboldt begründete Magnetische Verein bereits begonnen hatte, die Erdoberfläche mit seinen Beobachtungsstellen zu überziehen. Weniger sicher blieb allerdings der Nachweis einer Allverteilung der Elektrizität. Aber auch hier eröffnete Faraday durch seine Theorie von der „Magnetisation des Lichtes" (Drehung der Polarisationsebene durch magnetische und elektrische Einwirkungen) die weitesten Aussichten; und Untersuchungen über die Luftelektrizität begannen wenigstens schon, wenn sie auch erst in jüngster Zeit zu annehmbaren Ergebnissen, insbesondere für die Theorie des Gewitters, geführt haben.

War man damit der Einheit der elektrischen und der magnetischen Kraft in jeder Hinsicht auf den Fersen, so hatte sich bei der Untersuchung der einschlagenden Erscheinungen zugleich eine ganz außerordentliche Erweiterung der Hilfsmittel wissenschaftlicher Forschung ergeben. Wir besitzen ja keinen elektrischen oder magnetischen Sinn: um so mehr mußte die Möglichkeit einer unerwartet reichen Verwertung elektrischer und magnetischer Erscheinungen zum Messen und Wägen zu neuen Ergebnissen führen. In dieser Hinsicht war schon das um 1820 erfundene und nachher immer und immer wieder verbesserte Galvanometer von der größten Bedeutung: denn es erlaubte erst den Nachweis feinerer elektrischer Ströme, der Induktionsströme z. B. in ihren elementarsten Formen, ferner der thermo-elektrischen Erscheinungen, der Ströme endlich im tierischen Muskel. Neben den Galvanometer aber trat schon 1821 das Thermoelement: ein Instrument, in dem die auch an sich überaus wichtige, damals

neue Tatsache, daß in einem metallischen Leiter durch bloße Temperaturunterschiede ein elektrischer Strom erregt wird, zur Feststellung schon überaus kleiner Wärmeunterschiede benutzt wurde. Andere ganz neue Werkzeuge verdankten vor allem der fundamentalen Entdeckung, daß Eisen durch elektrischen Strom vorübergehend, solange dieser andauert, magnetisch gemacht werden kann, ihre Entstehung. Hierhin gehörte der elektromagnetische Hammer zum Messen kleinster Zeitintervalle, der Ende der dreißiger Jahre in die Wissenschaft eingeführt wurde und auf dessen Prinzip hin schon seit 1833 die Entwicklung des Telegraphen durch Gauß und Weber in Göttingen begonnen hatte; hierher auch das Prinzip der elektromagnetischen Maschine, dessen erste Anwendung im großen, zum Antriebe eines Bootes auf der Newa, Jacobi bereits 1839 erprobte. Und zugleich gelang es auch, vornehmlich durch ständig verbesserte Konstruktion von Induktionsapparaten, immer stärkere Massen von hochgespannter Elektrizität zur Verfügung und lenksamen Behandlung zu erhalten; von Bedeutung waren hier namentlich die Apparate von Neef (1839) und Ruhmkorff, deren Leistungen quantitativ die der besten Reibelektrisiermaschinen weit überholten.

Über alles hinaus aber, was wir bisher kennen gelernt haben, stellte sich ein völlig neuer Zusammenhang über den ganzen Bereich der älteren Physik ein von Untersuchungen her, welche Faraday auf dem Gebiete der Elektrizität in den dreißiger Jahren unternahm. An der Hand von Experimenten über die Induktion entdeckte er die elektrolytischen Gesetze: mit eins schienen dadurch die Scheidewände zwischen Physik und Chemie niedergelegt, die große Einheit der anorganischen Wissenschaften hergestellt: und alsbald erklärte Faraday chemische Verwandtschaft und Elektrizität mit ganz anderer Sicherheit, als es, etwa seit 1810, schon von anderen geschehen war, für synonyme Begriffe.

Nun hätte man freilich bei den elektrischen Erscheinungen schon längst auch chemische Wirkungen beobachten können, ja müssen: es ist z. B. fast undenkbar, daß sie Volta bei seinen

Experimenten entgangen sein sollten. Aber man hatte sie von seiten der Physiker zunächst gleichwohl nicht beachtet, weil der Stand der Wissenschaft ihre Beachtung nicht aufzudrängen schien. Es war ein in der Geschichte der Wissenschaften häufig wiederholter, hier aber besonders lehrreich hervortretender Vorgang. Wissenschaftliche Forschungen können mit Erfolg nur vorgenommen werden, wenn man den zu untersuchenden Gegenstand genau begrenzt und also isoliert; dies Verfahren macht dann aber nicht selten blind für Vorgänge, deren Beobachtung im Grunde kein Unbefangener unterlassen würde.

Gehen wir jetzt zur Geschichte der Chemie über, so erinnern wir uns zunächst, wie Lavoisier durch die Einführung vor allem der Methode des Wägens die alten qualitativen Anschauungen der Chemie wenn auch vielleicht nicht völlig für den innersten Charakter der Elemente, so doch für deren wissenschaftliche Behandlung zu Falle gebracht hatte[1]. Denn ihm erschien, abgesehen von allen sonstigen Eigenschaften, als ein Element derjenige Stoff, der ein unbedingt ständiges, durch nichts veränderliches Gewicht habe: mithin bei allen chemischen Veränderungen, die er erfahren könne, das Gewicht beibehalte oder (durch Zusatz) vermehre, nie aber vermindere.

Und Lavoisier hatte schon auf Grund dieser Anschauungen eine Tabelle der ihm bekannten Elemente aufgestellt, wenn auch an der Spitze dieser Tabelle noch als „unwägbare Elemente" Lichtstoff und Wärmestoff standen: atavistische Reste der früheren Qualitätstheorien, die erst Berzelius beseitigt hat.

Nicht lange indes nach diesem Siege der quantitativen Auffassung Lavoisiers schien es, als sollten deren Fundamente durch Berthollet (1748—1822) in sehr radikaler Weise auf die Probe gestellt werden.

Berthollet behauptete: an jedem chemischen Vorgange seien alle Stoffe beteiligt, nur mehr oder minder; er sei darum auch nie eigentlich abgeschlossen, sondern immer nur ein rasch

[1] S. oben S. 204 ff.

sich wandelnder Gleichgewichtszustand konkurrierender P otenzen Und diese Potenzen seien eben deshalb auch nie rein abzuscheiden. Folglich könne man von Elementen als Substraten wissenschaftlicher Untersuchung, d. h. also von Elementen im Sinne Lavoisiers, überhaupt nicht reden.

In dieser Auffassung lag nun unzweifelhaft die Ahnung großer Wahrheiten: sie muten heute ganz modern oder besser gesagt noch immer hypermodern an, und Bertholletz Denken erschien auf diesem Gebiete wie eine Art Gegenstück zu dem radikalen Vorwärtseilen der deutschen Naturphilosophie gleicher Zeit. Gewiß ist ja nach heutiger Auffassung ein chemischer Vorgang nie in dem Sinne rein, wie es die chemische Doktrin annimmt: sondern nur in den Grenzen der für sie zunächst praktischen und für eine statische Theorie wünschenswerten Messungsfähigkeit. Berthollet hatte also sicherlich recht. Allein noch viel sicherer war, daß er dafür, daß er recht hatte, mit den Mitteln und Methoden seiner Zeit den Nachweis nicht erbringen konnte. Er wurde also um 1807 siegreich zurückgewiesen.

Seitdem stand für die weitere Entwicklung der Chemie bis zur Gegenwart hin das Gesetz der Konstanz der Elemente fest, und nicht minder auch das Gesetz konstanter Proportionen, in dem sich die Elemente zu gewissen Stoffen vereinigen sollten.

Diese Tatsachen aber erlaubten alsbald eine ganz bestimmte Ausbildung der bis dahin noch recht vagen atomistischen Hypothese. Die hier notwendig gegebenen Schlüsse hat am klarsten seit etwa 1804 John Dalton (1766—1844) gezogen. Er suchte zunächst experimentell festzustellen, daß alle Atome eines gegebenen Elementes auch ganz gleich wären. Nachdem dies für ihn ausgemacht war, folgerte er, daß danach die einzelnen Elemente nur nach dem Gewichte ihrer Atome wirksam werden könnten: so daß alle chemischen Verbindungen nur nach bestimmten Gewichtsverhältnissen zu entstehen vermöchten, die durch die Verhältnisse der Gewichte der sie zusammensetzenden Atome gegeben seien. Und danach schien es ihm denn auch klar, daß alle chemischen Verbindungen so

zusammengesetzt sein müßten, daß die Gewichtsmengen ihrer Elemente durch ganz bestimmte Zahlen, die jedem Elemente eigen sind, nämlich durch die relativen Atomgewichte dieser Elemente, darstellbar wären.

Diese Folgerungen hat dann Berzelius, durch zwei Jahrzehnte hin der beherrschende Geist der Chemie der realistischen Periode, experimentell vielfach nachgeprüft, richtig befunden, in sehr einfacher Form zur Darstellung gebracht: und darum der chemischen Schulwissenschaft bis auf heute geläufig gemacht.

Die Atomhypothese, so wie sie der Entwicklung der Chemie im 19. Jahrhundert zugrunde lag, war damit in ihren fundamentalen Teilen entwickelt. Und diese Bestandteile haben sich als so solid erwiesen, daß sie den immer reicheren Ausbau der Hypothese durch fast drei Menschenalter hin ohne stärker zu schwanken getragen haben.

Im übrigen entwickelte sich nun auf diese allgemeine Basis hin, sowie im Zusammenhange mit den besonderen Untersuchungen, welche die chemische Wissenschaft etwa um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert beschäftigten, eine erste eingehendere Theorie der chemischen Verbindungen. Es ist das System des sogenannten elektrochemischen Dualismus. Sein hauptsächlichster Vertreter war der schon erwähnte große schwedische Chemiker Berzelius.

Die Chemie hatte spätestens um 1800 die ältere Analyse auf trockenem Wege, in der Schmelzhitze, fast ganz verlassen; diese galt zu sehr als Charakteristikum der Goldmacher und Alchimisten und erhielt sich darum fast nur in den Probierlaboratorien des Hüttenbetriebes. Statt dessen war die nasse Analyse ausgebildet worden. Sie aber zog vor allem die Salze in Betracht: so daß diese ganz in den Vordergrund der Forschung traten. Nun weist aber jedes Salz zwei charakteristische Reaktionen auf: eine für die Säure und die andere für die Base. So mußten die Salze alsbald als aus zwei Anteilen zusammengesetzt erscheinen. Und daraus ergab sich denn leicht die Anschauung, daß die einfachste, ja vielleicht die einzige Form chemischer Zusammensetzung überhaupt die binäre sei.

Zu dieser Auffassung aber stieß dann eine weitere. Wie wir schon wissen, ist die Chemie bis tief ins 19. Jahrhundert hinein, wenn nicht bis auf heute, von der Entwicklung der Physik mit abhängig gewesen[1]. Sollten da nun die großen Entdeckungen und Theorien Galvanis und Voltas, wie sie die Zeit erregten, nicht eben auch auf das chemische Denken Eindruck gemacht haben? In der Tat trat jetzt alsbald die Frage auf, ob die chemischen Vorgänge nicht auf elektrische Eigenschaften der Atome zurückgeführt werden könnten, und mehrere elektrochemische Theorien suchten sie zu lösen. Unter diesen aber siegte schließlich wiederum die von Berzelius, weil sie die elektrischen Erscheinungen am besten mit den bekannten chemischen Eigenschaften der Salze verknüpfte, zudem von dem großen Ansehen getragen war, das Berzelius namentlich seit Herausgabe der chemischen Jahresberichte (1821) gewann.

Schon eine Jugendarbeit, die Berzelius im Verein mit Hisinger ausgeführt hatte, hatte nämlich gezeigt, daß sich unter dem Einflusse des elektrischen Stromes die Säuren der Salze am positiven Pole, die Basen oder Metalle dagegen am negativen Pole ausscheiden. Lag es da nun nicht nahe, die binäre Eigenschaft der Salze — und wie Berzelius glaubte, damit aller chemischen Verbindungen — als der Polarität der elektrischen Kraft entsprechend anzusehen?

Unter dem Einflusse dieser Anschauung ordnete Berzelius alle Elemente, entsprechend der von Volta für elektromotorische Wirkung aufgestellten Spannungsreihe, in eine chemische Spannungsreihe vom positivsten Elemente, dem Kalium, bis zum negativsten, dem Sauerstoff.

Im ganzen enthielten diese Lehren von Berzelius in der Tat die erste rationale Durchbildung einer chemischen Atomtheorie. Der Begriff des Atoms an sich erschien dabei durchaus als ausreichend; er wurde nur durch die negative oder positive elektrische Ladung weiter bestimmt, vielleicht mochte man sagen, in gewissem Sinne gespalten.

[1] S. oben S. 285.

Zugleich aber ergaben sich aus dieser Theorie ohne weiteres sehr nahe Beziehungen, wie es schien, zwischen Elektrizität und Chemismus. Und diese Fundamentalanschauung blieb lange Zeit hindurch erhalten, welches auch im übrigen die mannigfachen Schicksale der Theorie von Berzelius waren, wie wir sie später kennen lernen werden. War nun aber damit nicht eine weitere Grundlage für eine gemeinsame Auffassung der großen chemischen und elektrischen Agentien gewonnen? Und schien sich nicht bald eben die Identität von Chemismus und Elektrizität durch Faradays Entdeckung der elektrolytischen Gesetze noch in besonders hohem Grade zu bestätigen?

Von neuem, nur in schon weit deutlicherer Klarheit wie in der Naturphilosophie um 1800 tauchte damit die Frage auf, welche Beziehungen denn eigentlich zwischen allen großen Agentien walten möchten. Und diese größere Klarheit bedeutete zugleich auch eine stärkere Begrenzung des Problems. In den Zeiten der Naturphilosophie hatte man alsbald die eine Lösung in einem großen geistigen Absoluten gesucht; aber es war schlechterdings unmöglich gewesen, zwischen diesem und der Erscheinungswelt der großen Naturagentien unmittelbare Zusammenhänge auch nur divinatorisch sicher, geschweige denn experimentell völlig klarzulegen. Jetzt beschränkte man sich in der Fragestellung. Nicht mehr auf das Absolute unmittelbar richtete sich die um so vieles realistischer gewordene Wissenschaft, sondern nur auf die Relationen, die in und aus der Erscheinungswelt auf dies Absolute allenfalls hinzuweisen schienen: auf die Vorgänge der Kraftäußerung und der Bewegung der verschiedenen Agentien. Was war unter ihnen zu denken? Waren sie etwa gar unter irgendwelchem Gesichtspunkte einheitlich geordnet? Das wurde die brennende Frage, die im Laufe der dreißiger Jahre immer wieder auftauchte.

Herkömmlich galten nun auf diesem Gebiete noch immer die von Newton aufgestellten Begriffe, und vielfach hatte man sich gewöhnt, das, was Newton nur als Hypothese aufgestellt hatte, als bewiesene und allgemein gültige Wahrheit zu betrachten: eine Umsetzung von Vermutungen in Gewißheit unter

dem Einflusse großer Autoritäten, die in der Geschichte des menschlichen Denkens zu den am häufigsten wiederkehrenden Erscheinungen gehört. Dementsprechend ließ man eine unvermittelte Fernkraft, wie sie Newton für die Erklärung der kosmischen Vorgänge angenommen hatte, ohne Bedenken zu und ohne sich zu fragen, wie sie mit dem Prinzipe der mechanischen Naturerklärung vereinbar sei; und da eine punktförmig ausstrahlende Kraft, als deren Typus die Schwerkraft erscheinen mußte, aus geometrischen Gründen nur als sich derart im Raum verbreitend gedacht werden kann, daß sich ihre Intensität im Verhältnisse des Quadrates der Entfernung vom Ausstrahlungspunkte abschwächt: so erschien diese Art der Kraftverbreitung als die einzig zulässige und damit auch vorhandene.

Wie mußte man da nun erstaunt sein, als diese ganze Lehre gegenüber neuen Erfahrungen, wie sie namentlich auf dem Gebiete der Elektrizität und des Magnetismus gemacht wurden, nicht mehr standhielt: als sich Anziehungskräfte ergaben, in deren zahlenmäßigem Ausdrucke, wie es schien, nicht immer die zweite, sondern auch die erste und sogar die dritte Potenz der Distanz den Nenner einnahm. Diese Erfahrungen waren die ersten, die unbedingt zu einem sehr bestimmten, von dem Herkömmlichen abweichenden Nachdenken über Kraft und Bewegung, und damit über die Grundfragen aller Physik und im weiteren auch aller Chemie, über den Charakter mithin der Agentien der anorganischen Naturwissenschaften überhaupt, anregen mußten.

Doch war auf diesem Gebiete das Feld für neue Vermutungen natürlich einigermaßen durch jene Spekulationen der Naturphilosophie abgegrenzt, die zwar verschiedene Naturkräfte, wie die Schwerkraft, die magnetische, die elektrische Kraft, angenommen, zugleich aber behauptet und auf deduktivem Wege zu beweisen gesucht hatten, daß sie alle nur verschiedene Äußerungsformen ein und derselben obersten Naturkraft seien. Und war es nicht im Grunde der den Menschen an sich eingeborene Drang auf Einheit der Auffassung der Außenwelt überhaupt

gewesen, der sich in dieser Hypothese geäußert hatte in dem Augenblicke, da ein klarer Subjektivismus wachsenden Komplikationen der Naturerscheinungen mit eingeborener Voraussetzungslosigkeit entgegentrat? Es begreift sich, daß dieser Drang, umgesetzt in das Bedürfnis, die Einheit und Identität nachzuweisen, das ganze folgende Zeitalter exakter Forschung beherrscht hat.

Zunächst aber trat er freilich noch in Verquickungen von Naturphilosophie und exakter Forschung zutage. In diesem Zusammenhange hat schon Oersted, der Entdecker des Elektromagnetismus, ausgehend von Folgerungen, die er an die Drehung der Polarisationsebene des Lichtes knüpfte, in seinen „Ideen zu einer neuen Architektonik der Naturmetaphysik", 1802, und in seiner „Ansicht der chemischen Naturgesetze, durch die neueren Entdeckungen gewonnen", 1812, zuerst die Vermutung wahrscheinlich zu machen gesucht, daß das Licht, also eins der großen Agentien der Natur, nur eine besondere elektromagnetische Erscheinungsform sei.

Viel reiner, bereits aus dem Kreise rein naturwissenschaftlich-induktiver Untersuchungen her, vor allem aus dem Studium der Erscheinungen der von ihm entdeckten Induktion aus, kam dann Faraday, wie wir schon wissen[1], um das Jahr 1833 zu der Behauptung, daß nicht nur Elektrizität und Magnetismus, wie aus zahlreichen Fällen ihres analogen Verhaltens geschlossen werden müsse, in ihrem Wesen übereinstimmen, sondern daß auch chemische Verwandtschaft und Elektrizität synonyme Begriffe seien. Und indem er zugleich für das Licht an der Anschauung Oersteds festhielt und für sie neue Gründe beibrachte, war er um die Mitte der vierziger Jahre so weit gelangt, die vier großen Naturkräfte Licht, Magnetismus, Elektrizität und Chemismus als gleich oder mindestens aufs innigste verwandt zu erklären: und nur die Schwerkraft entzog sich noch seinem Systeme natürlicher Identitäten.

Dabei hatte er sich, schon Anfang der dreißiger Jahre,

[1] S. oben S. 291.

für die Wirkung dieser Agentien, dieser Kraft und Kräfte ein System von Linien erdacht, in denen sie, in der Form verschiedenartiger Bewegung, verliefen: ein System, dessen Einzelheiten zunächst aus der Beobachtung einer Anzahl von magnetischen Erscheinungen abstrahiert waren. Allein allmählich schien sich ihm zu zeigen, daß dieses System erdachter Linien tatsächlich der Wirklichkeit angehöre: daß seine Gedanken ständigen Vorgängen entsprächen: und 1852 proklamierte er die Tatsächlichkeit der gefundenen Linien und der in ihnen verlaufenden Bewegungen, denn diese ließen sich ablenken, also gestaltlich verändern. So äußerte er z. B. hinsichtlich des Magnetismus: „Ich nehme den Magneten als ein Kraftzentrum, das von Kraftlinien umgeben ist, welche in ihrer Darstellung der Kraft durch die mathematische Analysis bestimmt sind, und ich halte dieselben als physikalische Linien für wesentlich, sowohl für das Sein der Kraft im Magneten als auch mit Rücksicht auf die Fortpflanzung und Wirkung derselben außerhalb des Magneten."

Experimentell und rein schlußmäßig aus Experimenten erschien damit die Einheit der großen Agentien und die Gleichartigkeit ihrer Weise sich zu äußern nahegelegt. Den vollen Beweis freilich, den experimentell-induktiven oder den mathematisch-deduktiven, hatte Faraday nicht erbracht. Er war nicht etwa gleich einem Newton neben dem Experimentator zugleich Konstrukteur und Rechner. In dieser Hinsicht haben ihn erst J. Clerk Maxwell, Helmholtz und Hertz ergänzt. Und erst Hertz ist dann bekanntlich auch der exakt-experimentelle Nachweis der Elektrizität als einer Kraftäußerung in Form von Wellenbewegung gelungen.

Allein längst bevor auf mathematischem Wege fortgeführt wurde, was Faraday als Experimentalphysiker begonnen hatte, war der Beweis von der Einheit der Agentien auf einem bisher weniger beachteten Gebiete, da, wo er im Grunde am schwierigsten zu liefern war, von einem Deutschen errungen worden.

Julius Robert Mayer aus Heilbronn (geboren 1814) hatte

als junger Mann gleich so manchem anderen Deutschen eine Stelle als Arzt auf einem Schiffe der Niederländisch-Indischen Kompanie angenommen, war nach Java gelangt und machte dort bei Blutentziehungen aus dem menschlichen Körper die Erfahrung, daß das Blut eine andere, hellere Färbung hatte als daheim in Deutschland. Diese Tatsache veranlaßte ihn zum Nachdenken — und zu ihrer Erklärung fand er, in einem „Gedankenblitz" im Sommer 1840 auf der Reede von Soerabaya, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft.

Ein auf den ersten Augenblick beinahe unglaublicher, fast mysteriös erscheinender Zusammenhang! Aber ist nicht Newton die Idee der Gravitation durch einen vom Baume fallenden Apfel erweckt worden? Mayer kannte von seiner Tübinger Studentenzeit her Lavoisiers Lehre von der physiologischen Oxydation: nach ihr unterliegt die Nahrung im organischen Körper einer langsamen Verbrennung, deren Folge die tierische Wärme ist. Dabei muß die innere Verbrennung, um die normale, nur geringe Schwankungen zulassende Wärme aufrechtzuerhalten, um so intensiver gestaltet werden, je mehr der tierische Körper Wärme nach außen abgibt: die Nahrung muß also in kälteren Ländern reicher an Verbrennungsstoffen sein als in warmen oder gar unter den Tropen. Daß dies der Fall, daß also bis dahin die Rechnung richtig war, schien Mayer aus der Tatsache der anderen Färbung des Blutes unter den Tropen hervorzugehen, denn diese war offenbar Folge des geringeren Sauerstoffverbrauchs, der hier mit der Assimilierung der Speisen verbunden ist. So weit also schien der Prozeß aufgeklärt und alles in Ordnung. Allein erfolgte denn, so fragte Mayer weiter, die Regulierung des Verbrennungsprozesses im tierischen Körper tatsächlich allein durch die Aufnahme verschiedener Quanten von Nahrung? Widersprach dem nicht die Erfahrung von der großen Gleichmäßigkeit, mit der dieser Prozeß trotz aller Unregelmäßigkeiten der Nahrungsaufnahme in Gang erhalten wird? Und er suchte noch nach einem anderen Regulator der tierischen Wärme: und fand ihn in der tierischen, organischen Arbeit. Denn war es nicht klar, daß

ein Mensch z. B., je mehr er physische Kraft in Arbeit verbraucht, um so mehr auch Nahrung aufnehmen, also die Verbrennung anfachen mußte?

Wenn dies aber der Fall war: wurde dann nicht Wärme in Arbeit umgesetzt? Unmittelbar schien ein Gesetz der Äquivalenz von Wärme und Arbeit aus diesen Erwägungen hervorzuspringen.

Mayer verfolgte diesen Gedanken weiter, und im Jahre 1842 faßte er seine Erwägungen und Beobachtungen in einem kleinen Aufsatze „Bemerkungen über die Kräfte in der unbelebten Natur" zusammen. In ihm generalisierte er seine Beobachtungen durch Anwendung des Prinzips auf die verschiedensten Vorgänge: „Die Lokomotive mit ihrem Convoi ist einem Destillierapparate zu vergleichen; die unter dem Kessel angebrachte Wärme geht in Bewegung über, und diese setzt sich wieder an den Achsen der Räder als Wärme in Menge ab." Und aus dieser Generalisierung heraus entwickelte er den allgemeinen Satz, daß Wärme umgewandelte Bewegung sei, berechnete das Verhältnis beider in einwandfreier Weise und forderte daraufhin eine neue Formulierung des herkömmlichen Begriffes der Kraft.

Inzwischen war man aber auch anderswo dem Gedanken der Äquivalenz von Wärme und Arbeit bezw. Bewegung nahegetreten; und der Däne Colding war der zweite, der ihn auch durch Experiment zu stützen wußte und nachwies, daß eine Temperaturerhöhung um 1° Celsius einer Arbeitsleistung von 350 Meterkilogramm entspreche. Es war ein noch ungenaues Ergebnis; aber schon 1849 faßte es der reiche und darum zu kostspieligen Experimenten fähige Engländer Joule schärfer, indem er zeigte, daß, um die Kubikeinheit reinen Wassers von 0° Celsius auf 1° Celsius zu erhöhen, es einer Arbeitsleistung von 773—775 Fußpfund bedürfe.

Während das Ausland experimentierte, war aber Mayer im Durchdenken der ihm erreichbaren Tatsachen schon wieder um einen gewaltigen Schritt vorwärts geeilt. In der Schrift „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem

Stoffwechsel" hatte er, drei Jahre nach seiner ersten Veröffentlichung, im Verfolg seiner Absicht, den Kraftbegriff neu zu formulieren, das Grundprinzip aufgestellt, daß es überhaupt nur eine Kraft gebe, deren Entstehung und Vernichtung stets außerhalb des menschlichen Verständnisses bleiben werde: und daß alle Bewegungen und Kraftäußerungen nur Veränderungen und Umsetzungen dieser einen Kraft seien. Dabei bewies er den Satz von der Einheit der Kraft schon für Bewegung, Fallkraft und Wärme, und versuchte eine Art von Beweis oder wenigstens eine Annäherung an diesen auch bereits für Reibungselektrizität, Magnetismus und chemische Wirkung.

Und wiederum drei Jahre später, 1848, wagte er sich in einer Schrift über die „Dynamik des Himmels" trotz früherer Verwahrungen in dieser Richtung dennoch auch an die Lösung des Rätsels von Herkunft und Erhaltung, wie Möglichkeit der Vernichtung der allgemeinen einen Kraft. Er fand diese, wenigstens für die irdischen Vorgänge, schließlich in der Sonnenwärme; und er nahm an, daß diese durch unaufhörliches Einströmen dichtgefügter Schwärme von fein verteiltem kosmischem Staube in die Bereiche ihres Brennens konstant erhalten werde.

Mayers Schriften machten in Deutschland zunächst durchaus kein Aufsehen: im Gegenteil, ihr Verfasser mußte alles äußere Unglück des großen Entdeckers durchkosten. Gerecht wurde ihm schließlich zuerst ein Engländer, Tyndall. Dabei war aber der Anlaß zu diesem Verlauf nicht etwa in dem Umstand gegeben, daß Mayer in jedem Betrachte seiner Zeit weit voraus gedacht hätte. Im Gegenteil: Gedanken, wie er sie zuerst aussprach, lagen, wie man zu sagen pflegt, in der Luft als das naturnotwendige Ergebnis der bisherigen Entwicklung der Naturwissenschaft; und in besonders deutlicher Weise läßt sich in diesem Falle einmal sehen, was die Gesamtentwicklung und was der große Mann in der Geschichte leistet: denn nur dies Verdienst kommt Mayer, freilich nun auch völlig ungemessen und ganz, zu, das Problem bis zum vollen Ende durchgedacht zu haben, ohne sich durch Einzelheiten in Neben-

pfade verstoßen zu lassen. Doch kann man vielleicht sagen, daß sein Beruf als Arzt, der ihn gerade vor die kompliziertesten, noch heute keineswegs voll überschauten physiologischen Zusammenhänge von Kraftumsetzung führte, dazu beitragen mußte, seinen Blick immer wieder auf das Ganze zu richten. Wie dem aber auch sei: unvergänglich ist sein Name mit der Formulierung des Gesetzes von der Einheit und Erhaltung der Kraft, einer Kraft, die man bald auch Energie zu nennen begann, verknüpft.

Im Bereiche der besonderen physikalischen Erwägungen aber fand sich bald ein junger Gelehrter, der, was Mayer erahndet und beweishaft umschrieben hatte, wenigstens teilweise noch viel stringenter und unmittelbar nachwies: Hermann Helmholtz. Helmholtz hielt im Jahre 1847 bei Begründung der Physikalischen Gesellschaft in Berlin einen Vortrag „Über die Erhaltung der Kraft", in dem er durch analytische, gelegentlich auch philosophische Betrachtungen erwies, daß es unmöglich sei, „durch irgendeine Kombination von Naturkörpern bewegende Kraft fortdauernd aus nichts zu erschaffen". Es war das Ende des Problems des Perpetuum mobile, es war die mathematische Proklamation des Gesetzes von der Erhaltung der Energie. Und schon unterschied Helmholtz diese Energie ihren Erscheinungsformen nach sichrer als einige Vorgänger in die Hauptformen einer bald potentiellen, bald aktuellen Energie, einer Energie der Spannkräfte und einer Energie der lebendig gewordenen Kraft.

III.

Jenseits des großen Gebietes der experimentellen Naturwissenschaften, von dem bisher gesprochen wurde, waren die Felder jener naturwissenschaftlichen Disziplinen, die man die historischen nennen könnte, um die Wende des 18. Jahrhunderts teilweise schon recht rege angebaut worden, soweit es die damals erreichten Errungenschaften von Arithmetik, Geometrie, Mechanik und Physik und Chemie zuließen: allen voran die Astronomie, in gewissem Sinne auch die Wissenschaften von der

Erde, das was man heute Geophysik nennt, daneben Mineralogie und bis zu einem gewissen Grade Geologie und Paläontologie, während die Geographie, die Wissenschaft, welche von den historischen Naturwissenschaften die Brücke hinüber schlägt zu den Geisteswissenschaften und damit zur eigentlichen Geschichte, noch mehr von der geisteswissenschaftlichen als von der naturwissenschaftlichen Seite bearbeitet erschien[1].

Für den Stand der Dinge in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts aber war es charakteristisch, daß, ungefähr gleichzeitig mit den abschließenden deutschen Leistungen für die Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, im Jahre 1846 der Planet Neptun, nachdem er durch Leverrier berechnet worden war, an dem berechneten Orte von Galle gefunden wurde: es erschien als ein nicht minder abschließender Triumph der alten Himmelsmechanik Newtons und der neueren Beobachtungskunst, soweit sie vor der Spektralanlyse entwickelt werden konnte.

Dabei hatte allerdings die Zeit bewußter Entdeckungen von Himmelskörpern schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begonnen; und neuere Untersuchungen innerhalb der astronomischen Wissenschaft bezogen sich seit etwa 1800 eigentlich mehr auf allgemeine kosmische Erscheinungen, wie z. B. die Meteoriten, die zunächst überhaupt erst, durch Chladni, die Anerkennung ihres Daseins finden mußten, und deren Periodizität dann gegen den Schluß unserer Epoche, im Jahre 1842, von Quételet erwiesen wurde. Daneben traten, während die Kenntnis des Sonnensystems ausgebaut erschien, soweit die mechanischen Hypothesen und Beobachtungen trugen, nun zum ersten Male Untersuchungen und Vermutungen über die Stellung des Sonnensystems im Weltraum deutlicher hervor: freilich ohne daß sie zu auch nur einigermaßen begründeten Meinungen führten, wie denn diese in der Tat erst viel später auf Grund spektroskopischer Forschungen geäußert werden konnten.

[1] Über die Geschichte der organischen Naturwissenschaften wird erst in anderem Zusammenhange, in Band XI, Buch 25, Zweites Kapitel, gesprochen werden.

Innerhalb des Sonnensystems aber wurden doch schon die ersten Grundsteine zu einer Physik der Sonne gelegt, deren Flecken bereits genauer beachtet wurden: und die Sonne erschien als eine dunkle, von einer leuchtenden Photosphäre umgebene Kugel. Im Vordergrunde standen aber noch immer die Beobachtungen über die Erde; wobei man vom astronomischen Gebiete leise in die geophysischen Disziplinen überging.

Da war man zunächst, seit den Gradmessungsexpeditionen vom Jahre 1735, bereits der Tatsache sicher, daß die Erde keine Kugel, sondern ein Sphäroid sei. Und weiterhin erlaubte die klassische Behandlung der Kartenprojektionslehre durch Lambert (1728—1777) sowie Euler und Lagrange auch schon eine ziemlich zutreffende Wiedergabe des Erdbildes: von wo aus dann wiederum, vornehmlich in den Arbeiten Rigauds (1774—1839), zum ersten Male das Arealverhältnis von Wasser und Land schärfer bestimmt werden konnte.

Dagegen waren die Versuche, Maße und Dichte der Erde festzustellen, wie sie Maskelyne (1732—1811) und Hutton (1737—1828) vornahmen, noch recht wenig befriedigend.

Weit erfreulicher entwickelte sich dagegen die atmosphärische Physik. Vor allem die Meteorologie war schon früh in Deutschland gepflegt worden; bereits der Göttinger Historiker Gatterer hatte die Forderung nach eingehenden meteorologischen Statistiken aufgestellt; und die durch den Pfälzer Kurfürsten Karl Theodor begründete Societas Meteorologica Palatina, mit Mannheim als Zentralstation, hatte dann versucht, dieser Forderung gerecht zu werden. Am Ende der Periode aber reiften schon die Theorien Doves (1803—1879), die zuerst einige Grundprinzipien der meteorologischen Wissenschaft wenn nicht völlig richtig, so doch sehr klar aufstellten: so die Wirbeltheorie und das Gesetz der Winddrehung im Zusammenhange mit der Drehung der Erde.

Daneben wandte sich das wissenschaftliche Interesse seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts im Gefolge der allgemeinen Untersuchung der magnetischen Rätsel vor allem dem Erdmagnetismus zu. Hansteens Untersuchungen über ihn vom Jahre 1819 sind schon erwähnt worden, nicht minder

Alexander von Humboldts angestrengte Tätigkeit[1]. In den dreißiger Jahren war man dann so weit, daß Gauß den magnetischen Nordpol als ungefähr in den Archipelen der nordwestlichen Durchfahrt liegend bestimmen konnte; und im Jahre 1841 ist er hier, auf Boothia Felix, von dem kühnen Seefahrer John Roß gefunden worden.

Aus der Meteorologie aber sonderte sich im Verlaufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich die Klimatologie ab; schon Leopold von Buch wie Alexander von Humboldt haben auf ihrem Gebiete stark gearbeitet; der Begriff der subtropischen Zone entstammt diesem Zusammenhange, im Jahre 1829 hat ihn Leopold von Buch zum ersten Male entwickelt.

Doch standen alle diese mehr beschreibenden Wissenschaften der Geophysik, wie sie leise zur Geographie hinüberführen, erst ganz in ihren Anfängen; auch für die Ozeanographie galt das, und nur die Lehre von den Gezeiten war in Laplaces Mécanique céleste eingehender behandelt. Der Zeit wenigstens anfangs viel wichtiger und daher weiter durchgebildet waren dagegen die Lehren vom Werden der Erdoberfläche; und hier spielte natürlich die Geologie die hauptsächlichste Rolle.

In der Geologie handelte es sich von vornherein um die Anwendung vornehmlich physikalischer, dann auch chemischer Betrachtungsweisen auf die Genesis der heutigen Erde; nur nebenher kamen auch die organischen Naturwissenschaften in Betracht, insofern die Mächtigkeit der deponierten Massen in Kohlen- und Kalkformationen und dergleichen in Frage kam. Damit hing es zusammen, daß eine wissenschaftliche Geologie schon einsetzte, sobald eine gewisse Summe sicherer physikalischer Lehren und der Anfang einer modernen chemischen Wissenschaft das zuließ.

Die Anfänge dieser Zeiten lagen bereits tief im 18. Jahrhundert. Ja eigentlich schon dies ganze Jahrhundert hindurch tobte der Streit der sogenannten Plutonisten und Neptunisten

[1] Siehe oben S. 290.

über die Alternative, ob die Erdrinde Kräften des Wassers oder der Macht des Feuers ihre Entstehung verdanke. In Deutschland hatte dabei schließlich die neptunistische Anschauung, gefördert durch einen überaus einflußreichen Lehrer der Freiberger Bergakademie, Werner, gesiegt; und sie ging von diesem noch an so bedeutende Geister, wie Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, beides seine Schüler, über. Dies war um so eher möglich, als Werner seine Anschauungen wirklich schon zu einem ganzen System der Geologie entwickelt hatte; ein gewandter Petrograph, unterschied er in der Erdkruste bereits Urgebirge, Übergangsgebirge, Flözgebirge und aufgeschwemmte Gebirge, und nur für die wenigen vulkanischen Gesteine blieb nach ihm plutonischer Ursprung übrig.

Und doch hatte inzwischen schon der Engländer James Hutton in seiner Theory of the Earth vom Jahre 1788 zwischen aus Feuerfluß erstarrten und sedimentären Gesteinen unterschieden und damit jenen Ausgleich der beiden gegenüberstehenden Ansichten angebahnt, der die eigentliche vollwissenschaftliche Periode der Geologie einleitete und sich im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr vollzog, wenn auch Bischof noch einmal eine jungneptunistische Richtung begründet hat.

Im übrigen aber brachte der Beginn des 19. Jahrhunderts und namentlich der Verlauf des Jahrhunderts seit seinem dritten Jahrzehnt vor allem eine Zeit intensiver Einzelforschung, indem man, zunächst an den bergmännisch wichtigen Stellen, zu geologischen Landesaufnahmen fortschritt. In Deutschland wurde der Eintritt dieser Zeit am besten durch die Untersuchungen der mittelrheinischen Gebirge bezeichnet, wie sie von Dechen und von Oeynhausen im Jahre 1825 vollendeten; ihre Höhe und in gewisser Hinsicht auch ihren Abschluß im Sinne einer Disziplin, die völlig neue Tatsachen von größter Bedeutung vermittelte, kennzeichnete die Errichtung der sogenannten geologischen Landesanstalten, die dann die nötige Einzelarbeit in ruhigeren Bahnen fortführten. Die erste solcher Anstalten war der Geological Survey in England (1835); auf deutschem Boden erreichte

die Bewegung mit der Begründung der österreichischen Reichsanstalt (1849) schon eine beträchtliche Höhe.

Im Verlaufe dieser Einzeluntersuchungen aber erwuchs allmählich auch eine immer sicherere relative Chronologie der übereinandergelagerten geologischen Schichten. Maßgebend hierfür war die Auffindung von Leitobjekten, nach welchen diese Schichten als später oder früher entstanden zu bestimmen waren. Und hier trat nun die organische Naturwissenschaft des Erdinnern, die Paläontologie, in ihre Rechte. Denn da auch der Fauna und Flora der geologischen Vergangenheiten schon unsere Sonne geleuchtet hatte, so war klar, daß sie im allgemeinen auf der Erde zu einer gewissen Zeit durchgehends auch dieselbe Form, denselben Stil gleichsam, aufweisen mußten; und dies befähigte ihre im Erdinnern deponierte Formenwelt, als Leiterin zur Aufstellung einer relativen Chronologie der geologischen Schichtung zu dienen. Der erste Gelehrte, der in den Versteinerungen ein entscheidendes Material zur Erkennung der verschiedenen geologischen Schichtungen sah, war allerdings schon der Deutschböhme J. von Born (1742—1791) gewesen. Doch mit dieser Erkenntnis allein war es nicht getan. Offenbar mußte erst die Aufeinanderfolge der verschiedenen Floren und namentlich Faunen, bei denen sich die Unterschiede leichter erkennbar zeigen, festgestellt sein, ehe sich die paläontologischen Leitfossilien gründlicher zu geologischen Bestimmungen benutzen ließen. Der Anfang der hierher gehörigen Studien aber wurde vornehmlich erst um und nach 1800, besonders durch Cuvier (1769—1832), gemacht. Von da ab hat sich dann, wenn auch unter außerordentlichen Schwierigkeiten, der Prozeß einer immer klareren und richtigeren Datierung der geologischen Schichten langsam vollzogen; eben für ihn waren die geologischen Landesuntersuchungen von großer Bedeutung, wie denn z. B. die Aufstellung eines so wichtigen Systemes, wie jenes der Trias in den mittelrheinischen Forschungen von Dechens und von Oeynhausens abschließend erfolgt ist; und gegen Mitte des Jahrhunderts war im allgemeinen ein Zusammenhang gefunden, der in späterer Zeit nur noch genauerer Durchbildung bedurft hat.

Indem aber so das geologische Material allmählich chronologisch geordnet wurde, erhielt natürlich das Nachdenken über die eigentliche geologische Entwicklung erst eine zutreffende Grundlage und stärkeren Anlaß zur Aufstellung allgemeinerer evolutionistischer Prinzipien.

Zugleich aber kam ihm auch noch eine Hilfe von andrer Seite her: durch die Untersuchung der Zusammensetzung der Gesteine und ihrer Veränderungen namentlich durch Druck und Verwitterung. In ersterer Hinsicht entwickelte sich die Gesteinslehre (Petrographie), die schon Werner stark gepflegt hatte, und die ein Menschenalter später vor allem durch Leopold von Buch (1774 bis 1853) eine außerordentliche Förderung fand, vor allem dadurch weiter, daß in ihre Untersuchungen chemische und optische Methoden eingeführt wurden. Besonders reich waren dabei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Erträge, welche die mikroskopische Untersuchung ergab. Sie wurde schon von Ehrenberg auf eine gewisse Höhe gebracht; eine neue Blüte stand dann später in Aussicht, als, um 1850, die Methode der Dünnschliffe aufkam, welche erlaubte, haarfein geschliffene Gesteinsproben besonders eingehender Beobachtung zu unterziehen. Die chemische Analyse aber ist besonders durch Bischof in Bonn, seit etwa 1845, gepflegt worden. Natürlich führte sie vielfach zu den Fragen der Einwirkung von Druck und namentlich von Verwitterung über: und damit zu der eingehenderen Betrachtung des ständigen Einflusses der großen Agentien überhaupt auf das Antlitz der Erde und die vorhandenen Gesteinsmassen. Und damit war denn der Punkt erreicht, an welchem, eben von der zunehmenden Kenntnis der entwicklungsgeschichtlichen Prinzipien her, die Frage der Entwicklung der Erde selber auftrat.

Da war nun eine erste Anschauung die gewesen, daß sich die Umwälzungen der Erdrinde in großen Katastrophen, vor allem in Kataklysmen, vollzogen hätten. Es war eine Ansicht, die noch an die Tradition der Sintflut anknüpfen konnte und anknüpfte. Allein sie entsprach auch der allgemeinen historischen Anschauung noch mindestens des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts, die, wesentlich auf die Beobachtung der politischen Ge-

schichte beschränkt, überall singulär wirkende, womöglich persönliche Kräfte als entscheidend annahm und daher in eine Theorie der Epochen und Katastrophen aufging. Und so kann es nicht wundernehmen, wenn die Katastrophenlehre recht eigentlich erst von Cuvier aufgestellt und auch von Leopold von Buch, ja von Elie de Beaumont noch festgehalten worden ist: wobei de Beaumont in Arbeiten, die zwischen den Jahren 1829 bis 1858 liegen, immer deutlicher die Ansicht vertrat, daß die Spalten, aus denen bei den Katastrophen die magmatischen Massen aus dem Erdinnern ausgetreten wären, sich einem regelmäßigen dodekaedrischen Netze auf der Erdoberfläche angepaßt hätten und anpaßten.

Demgegenüber hatte denn freilich schon Goethe 1820 gelegentlich eines Besuches des Felsenmeeres der Luisenburg bei Alexanderbad im Fichtelgebirge deutlich ausgesprochen, welche Bedeutung vielmehr dem langsamen, aber stetigen Wirken der großen Agentien, insbesondere den Erscheinungen der Verwitterung, beizumessen sei. Es waren die Anfänge einer dynamischen Geologie oder wirklich wissenschaftlichen Morphologie der Erdoberfläche. Und die neue Anschauung fand schon wenige Jahre darauf ihre klassische Begründung in dem großen Werke von Hoffs über die durch Überlieferung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche (1822—1841), in dem namentlich auch die Erscheinungen der Erosion und Denudation bereits eingehend besprochen sind. So bedurfte es denn nur noch der Einführung der vom Druck abhängigen Erscheinungen: und der Katastrophentheorie konnte eine „quietistische" Theorie der stetigen Erdumbildung gegenübertreten. Das entscheidende Jahr für den beginnenden Umschwung war dabei etwa 1830: in ihm erschien die Arbeit Thurmanns über den Jura, in welcher dies Gebirge mit seiner ausgesprochenen Faltenbildung als ein Produkt der Kontraktion, der Einschrumpfung der Erdoberfläche in Anspruch genommen wurde. Seitdem hat sich dann die Faltentheorie oder die Lehre vom Kontraktionsdruck der Erde immer weitere Gültigkeit erobert; im Siegen begriffen aber war sie etwa schon in den vierziger Jahren, als sich Cordier, Prévost und Dana für

sie entschieden und Lyell auf sie eine allgemeine Geschichte der Erdoberfläche begründete.

Im ganzen waren damit um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Grundzüge der Geologie festgestellt, und nur noch Einzelerscheinungen der Geschichte der Erdrinde standen zur Erörterung. Gewiß war dabei der Einzelforschung noch der reichste Spielraum gelassen: weder die Petrographie, noch die Stratigraphie als historische Geographie der Erdrinde, noch die Paläontologie waren erledigt, von der Theorie der Vulkane und Erdbeben und von so wichtigen Fragen, wie denen von den Ursachen und vom Verlaufe der Eiszeit und der Theorie der Gletscher noch ganz zu schweigen. Allein gleichwohl ließ sich sagen, daß das allgemeine wissenschaftliche Interesse einstweilen erschöpft, die Frage nach der Durchbildung der allgemeinen geologischen Methoden einstweilen beantwortet war. Und ergeben hatte sich, daß diese Methoden durchaus historisch geworden waren und schließlich auf eine Betrachtung des ständigen Einwirkungsverlaufes der großen Agentien, nicht mehr auf eine bloße Beschreibung einzelner Katastrophen hinausliefen. Gesiegt hatte damit die Betrachtung der Gesamtheit der Erscheinungen und in ihr die Erkenntnis der zugrunde liegenden elementaren Kräfte, abgewiesen war die bloße Deskription und die Herstellung eines geschichtlichen Gesamtverlaufes auf Grund singulärer Betrachtung.

Zum schönsten Ausdruck aber kam der Charakter der Gesamtperiode, so wie er sich hier zuletzt dargestellt hat, in dem Leben und Schaffen des vielleicht größten deutschen Naturforschers dieser Zeit, Alexander von Humboldts. Humboldt (1769—1859) hatte von allen Deutschen wohl zum ersten Male den Gedanken einer vollen Erdbereisung in naturwissenschaftlichem Interesse gehabt, so wie ihn später Darwin durchführen konnte. Freilich, ihm ist es nicht gelungen, ihn ganz in Wirklichkeit umzusetzen. Wie hat er sich zeit seines Lebens nach Indien gesehnt und doch seinen Boden niemals betreten! Zu seiner Zeit war es noch nicht leicht, die Erlaubnis zum Besuche fremder Länder von den politischen Machthabern zu erhalten. Dagegen gelang es ihm, 1799—1804 Südamerika, das selten bereiste, zu durch-

wandern; auch Nordamerika hat er wenigstens in flüchtigem Besuche gestreift. Nach dieser Reiseperiode aber lebte er, in großen internationalen Beziehungen aufgehend, bis zum Jahre 1827 in Paris, ehe er nach seiner brandenburgischen und Berliner Heimat zurückkehrte. Sie hat er dann bis zu seinem späten Tode nur noch einmal zu einer großen Reise verlassen; schon sechzigjährig besuchte er 1829 mit einem gewaltigen wissenschaftlichen Apparat, dessen Kosten Kaiser Nikolaus I. bestritt, in Begleitung des Mikroskopikers Ehrenberg und des Chemikers Rose Rußland und Asien bis zur chinesischen Grenze.

Alexander von Humboldt war, neben Forster, der erste deutsche Klassiker der Reisebeschreibung und der Naturwissenschaften; wie viele Generationen des 19. Jahrhunderts haben sich nicht an seinen „Ansichten der Natur", die zuerst 1808 erschienen waren, erbaut. In seinen wissenschaftlichen Interessen aber ging er weit über Forster hinaus. In seinem Kopfe lebte der Gedanke einer großen beschreibenden Naturwissenschaft auf Grund aller Errungenschaften der experimentellen Disziplinen, in der tellurische und kosmische Physik sich treffen sollten: schon früh bewegte ihn im Sinne eines Ideals der Gedanke des Kosmos.

Und als er dann in Berlin heimisch wurde, trat ihm dieses Ideal näher. War er nicht, 1828 Präsident jener ersten vollentwickelten deutschen Naturforscherversammlung, die Oken schon 1822 angeregt hatte, im Bereiche der Disziplinen der Naturwissenschaft schon ein wenig, als was Hegel damals im Gebiete der Geisteswissenschaften erschien: der höchste, der verehrte Führer? Und als wenige Jahre darauf Hegel starb, da konnte es scheinen, als wüchse er nun langsam hinein in die Gesamtrepräsentation deutschen wissenschaftlichen Lebens überhaupt. Ja man mochte sagen, es geschähe dies in ganz legitimer Nachfolge Hegels und im Sinne der mittlerweile wiederum um ein weniges mehr ins Realistische abgewandelten Zeiten. Denn Humboldt war kein Philosoph mehr. Und dennoch war er noch viel weniger einer der platten Materialisten der späteren fünfziger und sechziger Jahre. Ein Kind noch des letzten aushallenden Zeit-

alters des alten Rationalismus, der individualistischen Aufklärung, war er in den kräftigen Jahren seines Greisenalters mit noch starken rein geistigen Interessen hineingewachsen in jenen immer kühner emporwachsenden Realismus, der schon die Pflege der Naturwissenschaften zu bevorzugen begann; und der Gedanke an die hohen klassizistischen Ideale seines Bruders Wilhelm hatte ihm auch zugleich eine gewisse Fühlung mit den enthusiastischen Zeiten noch des frühen Subjektivismus gewahrt.

Es ist diese höchst eigenartige Stellung im Verlaufe des Seelenlebens seiner Zeit, die, neben allem Eigenen des Autors, dem abschließenden wissenschaftlichen Werke Humboldts, dem Kosmos (1845—1858), eine kulturgeschichtlich wichtige Stellung sichert. Nach langen Vorarbeiten, die schon mit den Vorlesungen begonnen hatten, welche Humboldt nach Aragos Vorbild im Winter von 1827 auf 1828 in der Berliner Singakademie hielt, zog der große Forscher hier die Summe seines Lebens. In abgeklärter Form, aus einem gesättigten Verständnisse heraus, in edler Popularität der Sprache handelte er zentral von der Physik der Erde: von der Verteilung von Wasser und Land, von der Wirkung der großen Agentien auf sie, von Licht, Wärme, Magnetismus, elektrischen Kräften. Aber er begnügte sich nicht mit dem terrestrisch-physikalischen Bilde, so sehr er es auch in die großen kosmischen Räume erweiterte. Aus den Gebieten der Natur stieg er auch — wie man will, hinauf oder herab — zum psychischen Kosmos, und wesentliche Beiträge zu einer genetischen Universalgeschichte auf geographischer Grundlage erweiterten seinen Blick bis zur aktuellsten Gegenwart. Von diesem Umfange des Ganzen her mag man das Werk wohl auch am ehesten mit Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit vergleichen. Denn in diesen ist der physikalische Teil der Betrachtung nicht gering. So gesehen aber macht sich dann erst recht in beiden Werken der Unterschied der Zeiten geltend. Herders Werk, ahnungsvoll, enthusiastisch, für die Jahre seiner Entstehung gewiß auf fleißigen Studien aufgebaut, im ganzen aber doch mehr der Anregungen als der Ergebnisse voll, hat auch an erster Stelle anregend gewirkt hin durch die Menschenalter des

19. Jahrhunderts bis auf heute; Humboldts Buch, ein echtes Erzeugnis schon der Jahrzehnte des Realismus, ist bei weitem gelehrter, wissenschaftlicher, positiver in seinem Inhalt; aber es fehlt ihm das große Pathos der Anfänge eines kulturgeschichtlichen Zeitalters; seine Resonanz verlief darum bereits in den nächsten Menschenaltern, und heute bleibt es zumeist ungelesen, wenn es auch noch nicht völlig vergessen ist.

Was aber die Entwicklung der historischen Naturwissenschaften in der Periode des Realismus auf die Dauer kennzeichnete, das war doch nicht so sehr die Erscheinung des einen großen Humboldt, als vielmehr die nun endlich sich der Abklärung nähernde Entwicklung einer Disziplin, die, auf Grund einer Verarbeitung alles Wissens dieser historischen Wissenschaften nach bestimmten Gesichtspunkten, entschieden und sicher nach den Geisteswissenschaften hinüber vermittelte. Diese Disziplin war die Geographie.

Zusammenfassung geographischer Tatsachen nach allgemeinen Gesichtspunkten hat man schon früh versucht. So hat Clüver um 1620 eine Länderkunde unter geschichtlich-antiquarischem Gesichtspunkte geschrieben, so Varenius um 1650 in seiner Geographia universalis den Grundtyp einer allgemeinen physischen Erdkunde aufgestellt. Allein den Anfang einer geordneten wissenschaftlichen Disziplin bezeichneten solche Erscheinungen nicht. Es ist klar, daß diese, als eine auf die Geschichte der Menschheit gerichtete Synthese der Errungenschaften der historischen Naturwissenschaften erst dann zu stetiger Entwicklung gelangen konnte, als diese Naturwissenschaften weit genug gediehen waren, um ein genügendes Material für eine solche Synthese zu liefern. Darum blieben denn auch noch die Bestrebungen Kants und Herders auf diesem Gebiete fruchtlos, so sehr der eine vom physikalisch-terrestrischen, der andere vom anthropologischen Pole der Geographie aus bereit und bestrebt war, geographische Probleme zu fördern.

Zum Begründer der wissenschaftlichen Geographie ist erst Karl Ritter (1779—1859) geworden. Denn er zuerst formulierte das Problem der neuen Wissenschaft dahin, daß sie die regelrechte Bedingtheit der geschichtlichen Ereignisse durch die geo-

graphischen Verhältnisse nachzuweisen habe, und versuchte sich vor allem auch in der Durchführung des damit gegebenen Programmes: so zuerst in der „Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen", 1817, die er auch als „allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften" bezeichnete. Sollte in diesen Fassungen noch der Geographie eine gleichmäßig unabhängige Stellung zu Natur und Geist gewahrt werden, so hat sich doch bald, und auch in dem Studienverlaufe Ritters selbst, ergeben, daß die Natur vielmehr zur Basis, die Geschichte aber zum Ziel geographischer Betrachtung gemacht werden mußte. Natürlich aber kam in diesem Falle alles darauf an, wie der Weg aufgefaßt und gestaltet wurde, auf dem dies Ziel zu erreichen war. Hier war nun klar, daß eine erste Aufgabe in nichts anderem als in einer Beschreibung der Erdgestaltung mit Rücksicht auf historische Gegebenheiten bestehen konnte. Diese Morphographie vor allem hat nun Ritter in seiner späteren großen Geographie meisterhaft gehandhabt. Darüber hinaus aber konnte man dann zu einer vergleichenden Zusammenfassung verwandter Gestaltungen fortschreiten und untersuchen, in welcher Weise diese abweichend oder identisch auf geschichtliches Geschehen gewirkt hätten. Auch eine solche vergleichende Geographie hat Ritter früh ins Auge gefaßt; und eben zu ihr wurde er vor allem durch Alexander von Humboldt, mit dem er innige persönliche Beziehungen hatte, immer wieder angeregt. Allein indem er hier den geographischen Faktor stärker als den historischen, ja sozusagen fast isoliert ins Auge faßte, verschob sich ihm nicht selten das Objekt der Forschung und trübte sich sein Blick: und wo er Bedingungen festzustellen hatte, da sah er geographische Ursachen menschlicher Geschichte. Es war ein Abweg der Forschung, der in einer Zeit, da Hegels posthumer Einfluß stark auf alle Wissenschaften wirkte, nicht ohne Bedenken war; wie sich, betrat man ihn ganz, die Betrachtung der Dinge verschieben konnte, das zeigt vielleicht am besten Kapps Philosophie der Erdkunde vom Jahre 1845.

Aber lag hier nicht ein Problem von allgemeinerem, als nur geographischem Interesse vor? War die undeutliche Vorstellung, die geringe Unterscheidung von Bedingung und Ursache bei Ritter nicht auch eine Folge von Unklarheiten auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften?

IV.

Treitschke hat einmal ausgeführt, daß die Entwicklung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert von der exakten historischen Forschung entscheidend beeinflußt worden sei. Einer der merkwürdigsten Irrtümer. Das gerade Gegenteil trifft zu, faßt man nur das weite Gebiet der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften als eine Einheit; und selbst für schon weit frühere Zeiten läßt sich mehr als eine Einzelheit der geistigen Entwicklung als auch von den Naturwissenschaften mit beeinflußt nachweisen: so haben z. B. in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Entdeckungen in der Optik den Herausgeber des Spectators auf jene Untersuchungen über das Wesen der subjektiven Einbildungskraft geführt, die von so großem Einfluß auf die frühsubjektivistischen Theorien der Schweizer Poetiker geworden sind.

Indes viel wichtiger erscheint, daß die Naturwissenschaften sich in den Beziehungen der Wissenschaft überhaupt zu den hervorragendsten Anschauungs- und Begriffsformen der menschlichen Seele als die bestimmenderen, mächtigeren erwiesen. Daß schließlich von ihnen die konkrete Raumanschauung der ersten wie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach gestaltet und sicherlich vor allem beherrscht wurde, mag dabei noch als selbstverständlich erscheinen: denn auf diesem Gebiete sind die Einwirkungsmöglichkeiten der Naturwissenschaften an sich weit stärker und zahlreicher als die der Geisteswissenschaften. Allein auch in der konkreten Formung des Zeitbegriffs siegten sie: denn nicht die Historie, sondern die Geologie und die Astronomie haben jene Erbreiterung des Begriffes herbeigeführt, die allem Denken der Zeit neue Weiten und damit veränderten Inhalt gab. Ja im Zusammenhange

hiermit ist der Einfluß namentlich der Geologie noch viel tiefer gedrungen; ihre Katastrophentheorie wurde auf lange Zeit maßgebend für den feineren historischen Begriff der Revolution, und erst nachdem sie die Vorstellung von der kontinuierlich-langsamen Entwicklung durchgebildet hatte, ist diese in geisteswissenschaftliche Gebiete eingedrungen.

Sind dies Erscheinungen, deren Verlauf so ziemlich alle Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts deckt, so war es in den zwanziger und dreißiger Jahren vor allem die Empfindung, der Instinkt, daß ein Zeitalter bloßer Tatsachenwissenschaften angebrochen sei, der sich erst von den Naturwissenschaften auf die Geisteswissenschaften verbreitete. Zunächst in den Naturwissenschaften erkaltete jenes Pathos eines latenten Evolutionismus, das noch die Zeit von 1800—1810 erfüllt hatte. Statt dessen trat eine agenetische, und das hieß immer mehr rationalistische Behandlung der Probleme ein, die schließlich über die Ausschaltung jedes tiefer evolutionistischen und vor allem vitalistischen Gedankens zu der Materialisierung der anorganischen und organischen Naturwissenschaften und zu dem philosophischen Materialismus der fünfziger Jahre geführt hat. Dabei wurden wohl anfangs noch gelegentlich, und eben von den bedeutendsten Männern, Gedanken in evolutionistischer Richtung geäußert und selbst einzelne Einzelforschungen ausgeführt: aber diese Gedanken wurden immer weniger gehört und die auf sie eingehenden Arbeiten immer weniger anerkannt. Wirklich durchdringend, klar und laut hat von großen Naturforschern in Deutschland und in seinen Anneren nach 1810 eigentlich nur noch Oersted (im Jahre 1812) evolutionistische Ideen vorgetragen.

Dieser Verlauf wiederholte sich, unter den Abwandlungen, die mit dem Unterschiede beider Wissenschaftskreise gegeben waren, auch in den Geisteswissenschaften: war also doch vor allem auch Ausdruck des Verlaufes der allgemeinen Denkrichtung, ja des zum Realismus forttreibenden Seelenlebens überhaupt. Darum konnte Ruge schon im Jahre 1838 in den Hallischen Jahrbüchern [1]

[1] S. 1169 ff.

den „Scharfsinn des Verstandes" gegen den „Stumpfsinn des Gefühls" ausspielen: des Gefühls, „das nur das Recht hat zu existieren, aber nicht zu produzieren". Und ebenso bezeichnend war es, daß in den dreißiger bis sechziger Jahren auf dem Gebiete der bildenden Kunst die Bildnismalerei, bisher stets Mittel- und Höhepunkt einer freien germanischen Kunst in großen Zeiten, sei es nun in Deutschland oder Holland oder England, zu einem mageren und traurigen Spezialfach entartete: als ob man das Persönliche selbst im Objekte der Phantasietätigkeit hätte verbannen wollen. Da konnte es denn nicht weiter wundernehmen, daß mit der intellektualistischen Austrocknung der Gedanken des Frühsubjektivismus zugleich ein beträchtliches Wiederaufleben der letzen Bildungen des individualistischen Rationalismus, wenn auch in veränderter Form, Hand in Hand ging. Die Zeiten kamen, da die Helden dieses Rationalismus, ein Lessing vor allem, wieder höchste Anerkennung fanden, da, wir werden noch davon hören, in den Kirchen beider Konfessionen die Anregungen aus der Philosophie des Klassizismus und der Romantik, in der katholischen Kirche Kants, in der evangelischen Kirche Schleiermachers, unter dem Schutte einer über sie von neuem entladenen älteren Orthodoxie wiederum versanken.

Sollte nun von dieser Bewegung nicht auch das Herz der Geisteswissenschaften in subjektivistischer Zeit, die Geschichtswissenschaft, betroffen worden sein? Da mochte wohl Jakob Grimm noch auf der Germanistenversammlung des Jahres 1846 die Phantasietätigkeit aller Wissenschaften Wissenschaft nennen, „weil sie gleich der leuchtenden Sonne in alle Verhältnisse der Menschen dringt": eine neue Art geschichtlicher Betrachtung war inzwischen emporgedrungen, die unromantisch, gegen jeden Evolutionismus gerichtet, ja agenetisch war. Gewiß blieb sie dabei noch immer historisch: dies tiefste und durchdringendste Ferment der Wissenschaften des subjektivistischen Seelenlebens ließ sich seit 1750 nicht wieder beseitigen. Aber der geschichtliche Charakter war oberflächlich und ging einseitig wieder mehr auf individualpsychische als auf sozialpsychische Beobachtung

und Betrachtung; das, was man für eine etwas spätere Zeit im Sinne einer levis nota Historismus genannt hat, bildete sich: bis die ganze Richtung schließlich in antiquarischen Interessen, im Bereiche der politischen Geschichte in einer verfassungsgeschichtlichen, den lebendigen Kräften des Daseins entfremdeten Archäologie, im Bereiche der Kunstgeschichte wie der Phantasietätigkeit überhaupt in innerlichst kunstgewerblichen Betrachtungen und Studien endete.

Es war ein Verlauf, der in verwandter Weise auch bei den europäischen Schwesternationen hervortrat, in Deutschland aber schon deshalb besonders akzentuiert erschien, weil unser Volk mehr als andere Träger der romantischen Strömung gewesen war. Denn in England und Frankreich und noch mehr in Italien ist die Romantik doch vornehmlich eine literarische Erscheinung gewesen; im Lande der Dichter und Denker aber hatte sie eine volle Periode moderner Mystik bezeichnet. Und so wurde denn in Frankreich aus der der Romantik folgenden realistischen Bewegung bei ihrer Ruhe und Reinheit schöpferisch sehr früh in einer neuen Synthese der positibilistische Evolutionismus Comtes geboren: Deutschland aber wurde in dieser Zeit nicht nur nicht zur Wiege eines neuen abgeschlossenen und wohlgeklärten philosophischen Systems, sondern die neue französische Philosophie fand sogar innerhalb seiner philosophisch sonst so aufnahmefreudigen Grenzen kaum einen Widerhall. Und nur dies eine trat in der deutschen, sehr scharf und darum widerspruchsvoll und in sich abgerissen verlaufenden Entwicklung deutlich hervor, daß um die Mitte der vierziger Jahre ganz allgemein ein neuer, in der wissenschaftlichen Einzellehre realistischer Zustand der Dinge erreicht war: wie die Formulierung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, so gab das fast gleichzeitige Erscheinen des ersten Bandes der Deutschen Verfassungsgeschichte von Waitz und von Sybels Buch über die Entstehung des deutschen Königtums im Jahre 1844 hierfür ein vollgültiges Zeugnis.

Zu größerer Klärung hätte die deutsche geisteswissenschaftliche Entwicklung bis zur Mitte der vierziger Jahre wohl am

ehesten kommen können, hätte sich ihr die feste Stütze einer abgeschlossenen empirischen Psychologie dargeboten. Es würde ein Halt gewesen sein ähnlich demjenigen, den die Entfaltung der Naturwissenschaften schon seit dem 17. Jahrhundert an der Mechanik gehabt hat.

Allein von einer so raschen und glänzenden Entwicklung einer empirischen Psychologie war wie anderswo so vor allem auch in Deutschland einstweilen nicht die Rede.

Die psychologische Betrachtung pflegt, sobald sie sich in einem gegebenen Menschheitskreise mit steigender Kultur in festeren Formen einstellt, zunächst intellektualistischen Charakters zu sein: wohl deshalb, weil das logische Gerüst des psychischen Geschehens sich dem Überblicke am ehesten darbietet. Dabei liegt es denn aber sehr nahe, ja ist beinahe unvermeidlich, daß sich in die psychologische Betrachtung die logische einmischt: und daß damit, in einem primitiven Stadium, die Psychologie der Erkenntnistheorie und Metaphysik angeschlossen erscheint. Bedenkt man dabei zugleich, daß dies alles auf intellektualistischer Grundlage geschieht, so kann es keinen Augenblick wundernehmen, daß diese ganze Entwicklung sich mit großer Regelmäßigkeit in den individualistischen Zeitaltern menschlicher Kulturen einstellt.

Dies war auch innerhalb der deutschen Entwicklung, seit dem 16. Jahrhundert, der Fall gewesen. Gegen Schluß des individualistischen Zeitalters aber, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, trat die intellektualistische Fundierung mit solcher Bestimmtheit zutage, daß sie den Zusammenhang mit Metaphysik und fast auch schon Logik abzustreifen begann und eine Methode selbständiger Erforschung und Erkenntnis versucht wurde. Dabei wurden anfangs zwei Wege kurz nacheinander betreten: ein Weg bloßer Tatsachenbeschreibung, der sich im Grunde mit einer sehr oberflächlichen Ordnung begnügte; und der eines schon mehr subsumierenden Verfahrens, das die Unsumme verwickelter seelischer Erscheinungen auf einfachere Formen, auf Typen zurückzuführen unternahm. In diesen Richtungen führte der erste Weg zu der sogenannten Vermögenspsychologie, deren gründlichster Bearbeiter auf deutschem Boden Wolff gewesen ist: sie nahm für jeden

Komplex psychischer Erscheinungen ein besonderes Vermögen an; der zweite Weg aber lief schließlich auf die Assoziationspsychologie hinaus, die, vornehmlich von Hartley und Hume bearbeitet, doch auch der eigenständigen deutschen Entwicklung nicht fremd, die Vorstellung als den einzigen Grundbestandteil psychischen Geschehens zu betrachten und dessen buntes Leben durch nichts als die mannigfach wandelnde Verknüpfung von Vorstellungen zu erklären suchte.

Konnten nun Vermögens- wie Assoziationspsychologie den Geisteswissenschaften und insbesondere der Geschichtswissenschaft Stab und Stütze sein? Indem sie reiche psychische Erfahrung nur mechanisch zerlegten oder auf ein einziges Element unzureichend zurückführten, schlossen sie eine systematische Behandlung der komplizierten Prozesse, die das geschichtliche Leben ausmachen, nicht ein, sondern aus. Und so blieb die erste Epoche einer selbständigen Psychologie für das historische Denken nahezu unfruchtbar; vergebens würde man in den Geschichtschreibern und Geschichtsphilosophen seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts tiefer eingegrabene Spuren von ihr zu finden hoffen.

Nach der ablehnenden Haltung Kants aber gegenüber der jungen Selbständigkeit der psychologischen Disziplin wie nach deren Verschüttung durch die neue Metaphysik der romantischen Zeit konnte erst recht nicht von einer einflußreichen Stellung irgendwelcher Psychologie innerhalb der Geisteswissenschaften, ja auch nur von ihrer würdigen und eigenständigen Haltung überhaupt die Rede sein.

Als sich dann aber die romantischen Wässer verliefen, tauchte von neuem das Bedürfnis nach einer selbständigen Psychologie an sich wie im Verhältnis zu den nunmehr realerer Betrachtung der Welt zugedrängten Geisteswissenschaften auf. Und der zunehmende Empirismus begnügte sich nicht mehr mit einer verbesserten Vermögens- und einer einfachen Assoziationspsychologie, obgleich auch diese gepflegt wurden, sondern suchte eingehendere Regeln oder gar Gesetze aufzufinden, welche das Spiel des psychischen Geschehens beherrschten: und nur der Umstand erinnerte noch an die alten intellektualistischen Zeiten, wie er

zugleich Ausdruck eines neuen Rationalismus war, daß das psychische Wandelspiel noch durchaus als Wechselwirkung allein von Vorstellungen begriffen wurde. Weshalb es denn eine vollendetere Psychologie des Vorstellungsmechanismus war, die aus der neuen Kombination hervorging.

Die wichtigsten fast und jedenfalls die frühesten Forschungen auf diesem Gebiete waren diejenigen Benekes (1798—1854), eines in Leben und äußerer Wirksamkeit vielfach vom Staate behinderten Berliner Philosophen. Beneke tadelte an der Vergangenheit, daß sie die Psychologie auf eine unzulässige Vereinigung von Erfahrung, Mathematik und Metaphysik begründet habe, statt ausschließlich empirisch zu forschen und die Wissenschaft von der Seele rein vermöge der in der Naturwissenschaft gebräuchlichen Methoden der Induktion, der Hypothesenbildung usw. zu bearbeiten. Und schon in den zwanziger Jahren, in seinen Psychologischen Skizzen (1825) und in der Schrift über das Verhältnis von Seele und Leib (1826), schlug er den von ihm geforderten neuen Weg ein, verwarf die Annahme abstrakter Seelenvermögen, wie Verstand, Urteilskraft u. a. m., da diese nichts als hypostasierte Klassenbegriffe sehr verwickelter seelischer Erscheinungen seien, verwarf ebenso wie jede Annahme angeborener Formen psychischer Tätigkeit auch die „angeborenen Begriffe", und suchte nachzuweisen, daß alle Formen seelischer Aktualität, die uns von unserem Selbstbewußtsein angezeigt werden, mehr oder weniger abgeleitet seien: so daß es darauf ankomme, rein auf die Methode psychologischer Selbstbeobachtung gestützt, die einfachen, diesen Kombinationen zugrunde liegenden Elementarkräfte zu bestimmen. Dies könne aber nicht unmittelbar geschehen; vielmehr sei es die erste Aufgabe, einmal die einfachsten typischen Vorgänge in der Seele überhaupt erst zu erkennen, herauszuarbeiten und deren Gesetze aufzuhellen; erst nach alledem würden sich dann die diesen typischen Vorgängen zugrunde liegenden, in ihnen wirkenden Kräfte als Urvermögen enthüllen lassen.

Für die geisteswissenschaftliche Entwicklung war es nun das Wesentlichste, daß Beneke in der Tat vier solcher Grund-

vorgänge zu unterscheiden suchte: den Prozeß der Aneignung von Reizen, den Prozeß der Bildung neuer seelischer Kräfte, die uns noch verhältnismäßig elementar erscheinen, den Prozeß der Übertragung und Ausgleichung von Reizen und Vermögen, und endlich den Prozeß der gegenseitigen Anziehung und Verschmelzung gleichartiger seelischer Gebilde. In der Tat hat er damit Probleme aufgestellt, die für jede tiefere geisteswissenschaftliche Arbeit, mochte sie individualpsychologischer oder sozialpsychologischer Art sein, von der größten Bedeutung werden mußten: denn sie bewegten sich eben, noch oberhalb der einfachsten psychischen Vorgänge, wie sie später die experimentelle Psychologie festgestellt hat, auf jenem Niveau, in jenem Stockwerke gleichsam des psychischen Lebens, an das sich das historische, überhaupt das höhere geisteswissenschaftliche Interesse knüpft. Eine andere Frage war freilich, ob Beneke imstande sein würde, diesen Zusammenhang so deutlich klarzulegen und die von ihm formulierten Aufgaben so weitgehend und augenscheinlich sicher zu lösen, wie das zur Einführung ihrer Ergebnisse und der ihr zugrunde liegenden Denkart in den geisteswissenschaftlichen Betrieb notwendig schien. Und in diesem Punkte versagte dann allerdings noch seine Autorität und sein System: sein Denken war frühreif; und im Grunde ist es eine Vorfrucht nur für klarere Ergebnisse und Studienrichtungen der zweiten Periode des Subjektivismus geblieben.

Zudem war inzwischen eine andere neue psychologische Lehre aufgestellt worden, die auch gegen alle metaphysischen Psychologien der Identitätsphilosophen Front machte, die weiterhin ebenfalls den starken naturwissenschaftlichen, insbesondere mathematisch-physikalischen Neigungen des Realismus entgegenkam: sich aber zugleich doch nicht allzu stark von einigen der noch immer sehr beliebten metaphysischen Voraussetzungen freihielt: mithin einen überlegenen Wettbewerb gegenüber den Gedanken Benekes bedeutete. Es war die Lehre Herbarts (1776 bis 1841). Herbart war von der Erkenntnistheorie Kants ausgegangen. Aber er hatte sie nicht frei von Widersprüchen gefunden, wie sie namentlich in den in der Erfahrung gegebenen

Begriffen, insbesondere in dem Begriffe des Dinges mit mehreren Eigenschaften, in dem Begriffe der Veränderung und in dem Begriffe des Ichs gegeben seien. Es war eine Kritik, wie sie die Anschauungen der Identitätsphilosophie an sich nahelegten. Nach Herbarts Ansicht aber war es möglich, diese Widersprüche durch Umformung der Begriffe zu beseitigen; und so machte er sich an diese Aufgabe. Sehr bald aber fesselte ihn dabei ganz besonders die Bearbeitung des Ichbegriffes; und von hier aus kam er dann zu den Prämissen einer neuen Psychologie. Rein empirisch, wenn auch objektiv betrachtet im Anschluß an gewisse Spekulationen der Identitätsphilosophie, glaubte er hier, um tiefer dringen zu können, vor allem die Welt der Vorstellungen untersuchen zu müssen. Denn neben ihnen, die unzerstörbar seien, komme den übrigen seelischen Erlebnissen eine eigentliche Realität nicht zu: so seien z. B. die Gefühle nur ein Ausdruck der Spannungszustände der gegeneinander wirkenden Vorstellungen, die Triebe und der Wille Effekte des Aufstrebens von Vorstellungen gegen vorhandene Hemmungen usw. Man sieht: es ist ein ganz intellektualistischer, neurationalistischer, metaphysischer Standpunkt. Innerhalb des Reiches der Vorstellungen aber als des Wesentlichen der Seele erschien Herbart im Grunde nichts als ursprünglich angeboren: alle Vorstellungen entstehen nach ihm erst in diesem Bereiche. Aber nachdem sie einmal aufgetreten sind, sind sie unvergänglich. Sie können dann wohl infolge von Hemmungen, denen sie durch das Auftreten neuer Vorstellungen ausgesetzt sind, bis zum Unbewußten verdunkelt werden; dennoch aber existieren sie unter der Schwelle des Bewußtseins weiter. Das ganze seelische Leben besteht daher nur im Auf- und Abwogen, im Kampfe, in Sieg und Niederlage der Vorstellungen. Man sieht, mit diesen Aufstellungen war eine Hypothese gewonnen, von der aus, insbesondere unter Anwendung der Mathematik, in der Tat wenigstens eine bestimmte Theorie des Vorstellungsmechanismus entwickelt werden konnte. Herbart hat diese Theorie darauf sehr eingehend namentlich in der Richtung auf eine Lehre der Vorstellungshemmungen

ausgebaut. Und da ergaben sich denn Sätze, wie der von der Hemmungssumme, wonach bei gleichzeitiger Existenz mehrerer einander partiell oder total entgegengesetzter Vorstellungen in der Seele von ihnen so viel gehemmt, d. h. unbewußt werden muß, als die Intensität sämtlicher Vorstellungen mit Ausnahme der stärksten beträgt; und dergleichen mehr.

Allein ließen sich nun bei einem solchen Gange der Untersuchung Ergebnisse erwarten, die den Geisteswissenschaften unmittelbar zugute kommen konnten? Offenbar hatte sich hier eine radikale Abwendung von allem Historischen und damit Kernhaft-Geisteswissenschaftlichen eingestellt; und Sätze, wie der angeführte, forderten wohl zur Begründung einer experimentell-elementarsten, sozusagen untergeschichtlichen Psychologie auf, für die sie einen ersten gleichsam nur rechnerischen Voranschlag bieten mochten: hatten aber mit dem methodologischen Betriebe vor allem der Geschichtswissenschaft nichts zu tun.

Und so blieb denn auch diese Psychologie im allgemeinen geisteswissenschaftlich unfruchtbar, soviel es auch Herbartianer, so Drobisch und Strümpell, Lazarus und Steinthal, gegeben hat, und nur für ein historisch zunächst noch sehr elementares und in den Zeiten des Realismus und des Epigonentums noch wenig angebautes Gebiet, das der Völkerkunde, gelangte sie zur Wirkung. Daneben hat freilich Herbart, wie übrigens auch Beneke, die Pädagogik wesentlich beeinflußt. Herbart konnte hierbei den Vorteil wahrnehmen, sich zunächst an Pestalozzi anzuschließen. Doch ergab sich ihm wie zum Teil auch Beneke aus der einseitig intellektualistischen Anschauung des Seelenlebens die praktische Folgerung, daß die Erziehung vor allem die Durchbildung der Verstandesinteressen, und zwar in möglichst harmonischer Form, nur mit Betonung der besonderen Begabung, zu bezwecken habe: „Alle müssen Liebhaber für alles, jeder muß Virtuose in einem Fache sein.“ Dies war nun eine Richtung in der Erziehungslehre, die der steigenden Berufsdifferenzierung in der Nation allerdings entgegenkam. Allein mit ihrer einseitigen Betonung des Verstandes, mit ihrer

Ratlosigkeit gegenüber der Gemüts- und Charakterbildung war sie doch selbst der realistischen Zeit zu einseitig. Und so erhielt sie in dem steigenden Einflusse Fröbels (1782—1852), des größten und eigentlichsten Schülers Pestalozzis, bald ein gewisses Gegengewicht. Dies um so mehr, als sich Fröbel unter Vermeidung fast jeder der spekulativen Anschauungen, die vor allem doch Herbarts System sichtlich durchzogen, rein auf den empirischen Standpunkt stellte und diesen in einer realistischen Gemütern wohltuenden Weise betonte. Denn obwohl frommer Christ, ging er bei seinem liebevoll-eingehenden Studium des Kindeslebens doch nicht von dem Gedanken der Erbsünde, sondern von der Annahme einer ursprünglichen Güte der menschlichen Natur aus und fand eben in ihrer Erhaltung, Durchbildung, Veredlung das pädagogische Ziel. Freilich hatten dabei die erziehlichen Interessen in den Augen der Zeitgenossen nicht mehr die Bedeutung wie eine Generation zuvor. Wir wissen[1], wie sie sich um 1800 noch aufs engste mit den politischen deckten: gute Erziehung schien damals den besten, den von der Zeit erhofften Staat herbeiführen zu können. Inzwischen hatten sich die politischen Interessen von den pädagogischen getrennt und waren sozusagen zu Fachinteressen zunächst engerer Kreise geworden. Nichts war hierfür bezeichnender als das tragikomische Geschick, das später Fröbels wichtigste Schöpfung wenigstens vorübergehend mit Vernichtung bedrohen konnte. Der preußische Kultusminister von Raumer verwechselte den Pädagogen Fröbel mit dem Demokraten Julius Fröbel und verbot deshalb für einige Zeit die Gründung und den Betrieb der Kindergärten innerhalb der königlich preußischen Staaten.

Überblickt man von diesen Erfahrungen her, von dem Verhältnisse der Psychologie Benekes und Herbarts selbst zu Völkerkunde und Pädagogik aus die Stellung der Psychologie zu den Geisteswissenschaften etwa in den dreißiger Jahren, so ergibt sich im ganzen, daß diese der psychologischen Leitung

[1] S. Band IX S. 77 ff.

noch so gut wie völlig entbehrten. Und so vermochten sie denn, so sehr sie immer mehr zu reinen Erfahrungswissenschaften zu werden strebten, schließlich doch nur auf einem doppelten Wege vorzudringen: auf der breiten Heerstraße des Anschlusses an die bestehenden christlichen, klassizistischen, romantischen Weltanschauungen, oder auf den führerlosen Pfaden eines agnostischen, gegenüber allen größten Aufgaben noch versagenden Empirismus.

Von diesen beiden Wegen lag nun der Geschichtswissenschaft der erste in jeder Hinsicht näher. Denn schon die Kantischen Lehren waren an ihrer Entwicklung nicht spurlos vorübergegangen; die Anschauungen der Identitätsphilosophen aber, vor allem Fichtes und Schellings, verquickten sich mit ihrer eigenen methodologischen Entwicklung in einer Breite und mit einer Sicherheit, durch welche mit Rankes Erscheinen die Möglichkeit eines höchsten individuellen Aufschwunges geboten schien.

Was Kant der Geschichtswissenschaft sein konnte, das hat, trotz der Oberflächlichkeit seiner methodisch-wissenschaftlichen Durchbildung im einzelnen, doch niemand besser zur Darstellung gebracht als Schiller. Schiller, von göttlichem Berufe Dramatiker, von menschlichem Inhaber einer Geschichtsprofessur an der Universität Jena, sah naturgemäß in dem geschichtlichen Verlaufe mehr die Auswirkung großer Persönlichkeiten als das stille Walten sozialpsychischer Kräfte. Es war eine Anschauung, die ihn auf Staat und Staatsmann hinwies. Und dies Moment wohl am ehesten verknüpfte ihn mit Kant, in dessen geschichtsphilosophischem Denken der Staat eine zentrale Stellung einnahm. So fing er seine historische Laufbahn völlig als Kantianer an; seine Rede beim Antritt der Jenaer Professur beruhte auf Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", und seine Abhandlung über das erste Menschengeschlecht geht auf Kants Ausführungen über „den mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" zurück, verquickt sie höchstens noch mit einigen Gedanken Rousseaus.

Allein bald entwand sich der Dichter einem so engen An-

schluß. Und nun wurde, im metaphysischen Sinne freilich noch immer kantisch, zum Leitstern seines geschichtlichen Denkens der Satz, daß in der Geschichte die göttliche Vernunft walte: mithin deren Ziele das vernunftgemäße Ideal menschheitlicher Entwicklung bildeten. Es war eine Wandlung, die zu kulturgeschichtlichen Vorstellungen führen mußte; und schon am 26. März 1789 hat Schiller an Körner die denkwürdigen Worte geschrieben: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, Geschichte der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden, und dies erst kann Universalhistorie sein." Allein vermochte Schiller mit dieser Einsicht die Berge von Quellenmaterial, die schon seiner Zeit zugänglich waren, zu durchdringen? Mangel an Zeit, an Vorbildung, auch, in diesem Umfang, an Interesse verhinderten es. Und so sind die Hauptwerke des Dichters, vor allem die Geschichte des Abfalls der Niederlande, in pomphaftem Stile geschrieben, reflexionsreiche Staatshistorien geblieben mit nur mehr oder weniger stark betontem kulturgeschichtlichem Hintergrund.

Zum glänzendsten Vertreter aber einer Geschichtsforschung und Geschichtschreibung, die aus der merkwürdigen Kombination spezialwissenschaftlicher Entwicklung und romantischer Weltanschauung nicht ohne Dreingabe christlicher Motive hervorging, wurde Leopold Ranke.

Es ist früher erzählt worden[1], wie das Bedürfnis geistesökonomischer Zusammenfassung längerer Reihen von singulären Tatsachen langsam, aber immer deutlicher im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Herstellung von Motivenreihen zur Begründung der Ideenlehre hinüberführte: und wie dann die Methode der Aufstellung von geschichtlichen Ideen in Wilhelm von Humboldts Aufsatz über die Aufgabe des Geschichtschreibers Anfang der zwanziger Jahre ihren ersten Abschluß fand. Dabei ist auch schon erwähnt worden, wie sich das methodologische Bedürfnis alsbald mit einem metaphysischen

[1] S. oben S. 239 ff.

verknüpfte, wenn nicht gar vielfach eben aus ihm hervorging: die Ideen in ihrem geschichtlichen Verlaufe erschienen als Emanationen des Absoluten, des Göttlichen, als die Gedanken Gottes in der Geschichte: und als solche einzelnen großen Individuen, Personen oder Völkern, besonders anvertraut.

Leuchtet nun nicht alsbald ein, daß sich eine solche Auffassung aufs beste mit den Lehren Fichtes vertrug? Daß sie gar beinahe als ein integrierender Bestandteil der Philosophie Schellings und als ein unmittelbar konstituierendes Element der Geschichtsphilosophie Hegels erscheinen konnte? So lag es nahe, daß sie, als ein allgemeines Element romantischer Weltanschauung, auch die Historiker der Zeit beherrschte, zumal sie exakte Forschung im einzelnen bis zu einem hohen Grade nicht ausschloß.

Ranke war ein Thüringer Kind, und in seiner lebhaften Imagination, seinem versöhnenden Blicke auf die bunten Gegensätze der Welt hat er immer etwas von der Eigenart seines Stammes behalten. Im Jahre 1795 zu Wiehe geboren, fromm erzogen, näherte er sich mit einer ersten Liebe dem Studium der Theologie; und als der historische Beruf durchschlug, da sah er seine eigentliche Aufgabe in einer priesterlich-enthusiastischen Ergründung der göttlichen Mär der Weltgeschichte. Aus diesen Stimmungen, aus der ernsten Pflege zugleich der Lehren der soeben bis zur Niebuhrschen Quellenkunde und zur Humboldtschen Ideenlehre entwickelten Methode ging 1824 sein erstes großes Werk, die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" hervor: von phantasiereichstem Eindringen in fremde Welten, den ganzen Ranke der späteren Zeit schon ahnen lassend, aber noch schwerflüssig und teilweise noch unter der sichtlichen Einwirkung der Art Johannes von Müllers. Als Ranke dann aber ein Jahr darauf eine Professur in Berlin erhielt, da war er schon im Begriffe, in mancher Hinsicht ein Fertiger zu werden. Mit heiligem Entzücken zog er in die Stadt ein, der er bis an sein spätes Ende treu geblieben ist; tausendmal schwor er sich zu, sein Leben in Gottesfurcht und Historie zu vollbringen. Und alsbald begann er mit universalgeschichtlichen

Vorlesungen: die Ideen Gottes in der geschichtlichen Welt, dem einzigen ihrer würdigen Schauplatze, galt es zu erahnden, zu ergründen. Und nun reihte sich in der Entwicklung und Erweiterung dieses Standpunktes Werk an Werk: die Geschichte der Päpste als der einzigen noch bestehenden Universalgewalt des Abendlandes; die Geschichte der deutschen Reformation als des großen germanischen Fermentes der europäischen Völkerentwicklung neuerer Zeiten; die preußische Geschichte zur Zeit der beginnenden Erhebung der brandenburgischen Markgrafschaft zur europäischen Großmacht; die englische und französische Geschichte in den Zeiten Cromwells und Ludwigs XIV. in ihrem Einwirken auf die großen kommerziellen und politischen Fragen des Kontinents; dazu eine reiche Fülle kleinerer Arbeiten und universalgeschichtlich gefaßter Biographien: bis der Vierundachtzigjährige dem ungeheuren Gedanken der Weltgeschichte Raum gab. Nur ihm lebend, ein Überleber seiner Zeitgenossen — denn Alter ist an und für sich Einsamkeit, wie er wohl schrieb — hat er noch über sechs Jahre lang geschaffen: und dies in seinem langen Sonnenuntergang so glückliche Dasein ist nicht erloschen, ehe nicht der Zusammenhang des letzten großen Werkes mit den früheren Geschichten der europäischen Welt des 16. bis 19. Jahrhunderts in der Hauptsache gewonnen war.

Ranke ist weder in dem Getriebe der historischen Methode noch in dem Ideenkreise der romantischen Philosophie völlig aufgegangen. Mit Recht hat er Scherer, der ihn einmal auf seine geistigen Ursprünge klassifikatorisch auszufragen suchte, den Weg mit dem humorvollen Worte abgeschnitten, er sei viel originaler, als man glaube. Er war vor allem eine lebensprühende Persönlichkeit. So war ihm Kritik und Methode schlechthin nur Hilfsmittel und hob er sich schöpferisch über alle ihre kleinen Selbstzwecke; so gingen ihm philosophische Probleme, die er andachtsvoll liebte, nur vom Standpunkte eines persönlich-innigen, an früher Lektüre Luthers gefestigten evangelischen Gottesglaubens aus auf: und insofern diese liebenswürdige Natur hassen konnte, haßte sie Hegel. So entnahm Ranke der Atmosphäre der Kantischen Philosophie nicht die harte Antinomie zwischen Freiheit

und Notwendigkeit und zwischen individuellen und staatlichen Energien; in der milden Luft seines anschaulichen Denkens erschienen die Staaten wohl als vornehmste Träger menschlicher Geschicke; aber er blieb weit davon entfernt, über ihren scharfkantigen Wirkungen die freiheitlich höhere Sphäre der geistigen und vor allem der religiösen Bewegungen zu vernachlässigen; und er hat selbst kunstgeschichtlich im einzelnen gearbeitet. So blieb er zwar ein Kind seiner Zeit, aber indem er deren Richtlinien in die besondere Denkweise einer universalen Anlage und damit ins Ungemeine verlängerte, sah er auch sein Werk in Zeiträume von einer Ausdehnung hineinwachsen, die sich über die gewöhnliche Periode der Wirkung eines Menschenlebens erhoben: und lange Zeit hindurch weniger gelesen und mehr von ferne betrachtet, hatte er gegen Ende seines Lebens und seines Jahrhunderts auch in dieser Hinsicht in Fülle, was seine Jugend sich mochte gewünscht haben. Zugleich aber war er über den politischen Gegensatz von Legitimität und Revolution, der noch die Generationen seiner Mannesjahre heftig bewegte, durch Erbreiterung der Begriffe der geschichtlichen und der aufklärerischen Anschauung so gut wie völlig hinausgewachsen; und nachdem er das Auge unter dem Blickpunkte der letzten Zeitalter vom 15. und 16. Jahrhundert ab zu höchsten Perspektiven geweitet hatte, war er, einem Goethe, einem Faust an Weltfreude und Weltkenntnis ähnelnd, zu unerhörten Tiefen universaler Fernsicht gelangt, die ihn dem Ewigen zu vermählen schienen.

Rankes Zeitgenossen im historiographischen Berufe, die wie er schon einen stärkeren Realismus der Forschung und der Darstellung mit dem idealen Zuge einer Weltanschauung der Ideenlehre mehr oder minder verbanden, ein Loebell, Voigt, Lappenberg, Stenzel, sind in der Überlieferung in den Kernschatten dieses blendenden Lichtes geraten; besonders unverdient darunter auch Gervinus. In manchen Dingen Ranke ähnlich, eine wesentlich methodisch angelegte Natur und vor allem literarische Entwicklungen meisternd, kritisch und doch gleich Ranke die Kraft bloßen Methodentums auf historischem Gebiete

im Gegensatze zu vielen Zeitgenossen nicht überschätzend, wich Gervinus durch die Schroffheiten einer höchst eigenwilligen Persönlichkeit doch wesentlich von seinem Rivalen ab. War es unter diesen Umständen ein Zufall, daß er zum willigsten Schüler Schlossers, des strengsten historischen Moralisten deutscher Zunge, geworden ist? Wie dem auch sein möge, indem er so das Individuelle praktisch wenig beachtete, weder in den Personen noch in den Dingen, hat er sich eine minder vorteilhafte Basis persönlicher Erinnerungen geschaffen und auf wissenschaftlichem Gebiete vor allem die unpersönliche Seite der Ideenlehre zur Geltung gebracht. Es war ganz sicherlich ein Fortschritt in der Art, wie diese in seiner Historik vom Jahre 1837 gelehrt wurde und teilweise auch in seinen Arbeiten, vor allem den literargeschichtlichen, zutage trat. Allein indem dabei die „künstlerische Behandlung des Geschehens" besonders betont wurde, indem der Historiker als ordnender Kopf gegenüber den menschlichen Geschicken zu den Dichtern in Parallele geriet, die gegenüber denselben Geschicken schöpferischen Sinn zu bewähren hätten: trat Gervinus in Gegensatz zu einer Zeit, die immer mehr zum Realismus der Einzelforschung fortdrängte, und der bald ein Satz, wie der, daß in der Geschichte nur wichtig sei, was sich einer historischen Idee anschließt, als ein Märchen, wenn nicht gar als eine Blasphemie zu erscheinen vermochte. Und nur der Gedanke, daß alles historische Leben doch wohl im Staate gipfele, verband den Alternden zuletzt noch mit den Epigonen Rankescher Schule.

Im übrigen war nicht zu verkennen, daß die Verquickung der Ideenlehre als Teil der historischen Methodologie mit den spekulativen Anschauungen der Romantik doch auch zu starken Einseitigkeiten führte, die dem zunehmenden Realismus Anlaß zu einer gewissen Abwendung gaben. Sicherlich hatte diese Lehre der Geschichtsbetrachtung den höchsten Schwung gegeben. „Was kann kühner sein", ruft Gervinus einmal aus, „als der Weltordnung nachzuforschen, im wirren Chaos der Dinge die lenkende Hand Gottes zu erraten?" Allein es mußte auch erlaubt sein zu fragen, ob denn der Historiker die nötigen

Organe zu solcher Erkenntnis aufweise? Nur intuitiv, antwortete darauf Droysen noch viel später in seiner Historik, läßt sich der Ideengehalt der Geschichte erkennen. Da war denn also die mystische Erkenntnistheorie der Romantik in die historische Methodenlehre eingetreten; und niemand schien mehr etwas zu wissen von den rationalistischen Anfängen dieser Lehre im 18. Jahrhundert. Darum mußte ein steigend rationalisierender Realismus die Ideenlehre in der Art, wie sie bestand, bald als in hohem Grade einseitig erkennen. Ging sie denn etwa auf die Totalität der menschlichen Begebenheiten? Dem Geistigen andächtig schauend zugewandt, übersah sie dessen Wurzeln in jenen wirtschaftlichen und sozialen Elementarvorgängen, die dann eine spätere Theorie ebenso einseitig als einzig zeugendes Element der Geschichte gepriesen hat. Und diese Vernachlässigung der Erdenelemente gleichsam geschichtlichen Werdens ging schon bei Ranke so weit, daß alles „Ungeistige" nur als „Schein" betrachtet wurde, während es Hegel, der Geschichtsphilosoph, gar als „unendliche Lüge" bezeichnete. Da hatte denn die Historie freilich bekenntnismäßig „das Amt, die Vergangenheit zu richten", wie Ranke sich ausdrückte, aufgegeben: war sie aber ihrem positiven Vorhaben treu geblieben, bloß zu berichten, „wie es eigentlich gewesen"?

Eine Zeitlang konnte es scheinen, als wenn eine erkenntnistheoretische Heeresfolge Hegels über die Schwierigkeiten, die sich hier auftaten, hinweg- und weiterführen könne. Da konnte man die Frage, ob die Geschichte tatsächlich die Verwirklichung der Freiheit oder der Vernunft oder des Selbstbewußtseins sei, vielleicht auf sich beruhen lassen und sich auch verwandt „hoher Ämter nicht unterwinden": und vermochte doch von dem Erkenntnisschlüssel Hegels, dem Triadensystem, Gebrauch zu machen, da es mit dem ihm eingeschriebenen Gedanken der Polarität der Gegensätze und ihrem Werden auseinander und zueinander ganz sicherlich eine starke psychologische und damit historische Wahrheit enthielt oder wenigstens andeutete. Es war ein Moment, das eine völlig andere Wendung in der Entwicklung der Geschichtswissenschaft zuließ: das Moment, welches

eigentlich alle von Hegel beeinflußte historische Methodologie in sich zusammenhält.

Und von ihm aus entwickelte sich nun in der Tat eine überaus rege Geschichtsforschung, die mehrere Jahrzehnte, bis in die sechziger, ja siebziger Jahre hinein noch fortwährte. Nur war sie naturgemäß nicht so sehr auf die voluntaristische Seite des geschichtlichen Geschehens als auf die intellektualistische gerichtet; denn ihr Triadensystem ging ja im Grunde von einer dialektischen Formel aus. Ein sehr merkwürdiges Geschick in der Tat der Einwirkung der Hegelschen Geschichtsphilosophie. Nach Tradition und Wissen der zwanziger Jahre vornehmlich dem Staate als dem vermeintlichen Mittelpunkte alles historischen Werdens zugewandt und insofern voluntaristischen Charakters, hat sie doch schließlich vor allem der Durchbildung einer rationalisierenden Kulturgeschichte gedient. Denn die höheren Zweige der Kultur vor allem waren es, auf deren Entwicklung das triadische System Anwendung erlangte.

In diesem Bereiche aber hat seine Einführung in der Tat wesentlich gefördert. Fragte man nach dem erkenntnistheoretischen Werte der Ideenlehre, so bestand er doch vor allem darin, daß sie längere Reihen historischen Geschehens unter einem Begriffe, einer Anschauung zusammenzufassen gestattete. Damit war, gingen diese Reihen auch ursprünglich und ausgesprochenermaßen nur auf das Singuläre in der Geschichte, doch schon häufig auch eine vage Erfassung sozialpsychischer Momente verknüpft. Jetzt nun, in der Organisierung des kulturgeschichtlichen Stoffes durch das Hegelsche Triadensystem, traten diese sozialpsychischen Elemente, die Stilformen in der Kunst, die Frömmigkeitsarten in der Religion, die Rechtscharaktere in der Verfassung und im Rechte, ganz anders in den Vordergrund. Und die Triade erlaubte viel längere, ja eigentlich über eine ganze menschliche Gesellschaft und ihre Schicksale durch beliebig viele Generationen hin verlaufende Reihen: und unterwarf zudem diese Reihen auch noch einer Gliederung. Es war ein Zusammenhang, der aus der alten rein historischen und der späteren genetischen Auffassung schon auf eine noch weitere,

evolutionistische verwies: so wie wenig später die melodisch kurzen Reihen noch der klassizistischen Musik durch viel längere romantische Bildungen und schließlich durch die „ewige Melodie" der modernen Symphonik abgelöst worden sind.

Zugute aber kam die neue Betrachtungsweise an erster Stelle der Geschichte der Philosophie und der Religion, soweit diese dem weiten Gebiete philosophischer Weltanschauung verwandt war.

Für die Entwicklung der Geschichte der Philosophie wurde Hegels System schon deshalb überaus einflußreich, weil die entsprechenden Studien durchweg in der Hand von Philosophen lagen und sein Urheber unter diesen des weitesten Anhanges genoß. Denn während Kants Einwirkung sich so ziemlich erschöpft hatte und von einer Schule Fichtes nicht eigentlich gesprochen werden konnte — erst neuerdings haben Fichtes Gedanken wenigstens zum Teil in den Philosophemen Bergmanns und Euckens eine Auferstehung gefeiert — und während auch die Scharen der Schellingianer dünn gesät waren, wurden in den letzten Jahrzehnten vor der Mitte des Jahrhunderts die meisten philosophischen Katheder der deutschen Hochschulen von Hegelianern eingenommen und erschien von 1827—1847 in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik ein eigenes Organ der Hegelschen Schule. Das bedeutete im allgemeinen schon eine außerordentliche Macht im Bereiche des deutschen Geisteslebens, und eine besonders starke erst recht auf dem engeren Felde der Philosophie. Diese aber mußte bei der ganzen historisierenden Richtung der romantischen Philosophie überhaupt und vor allem des Hegelschen Denkens keiner philosophischen Disziplin mehr als der Geschichte der Philosophie zugute kommen. Und so haben hier Meister wie Zeller, Erdmann, Fischer reiche Ernten geborgen. Aber auch andere Gebiete der Philosophie begannen sich mehr oder weniger in diskursive, historische Disziplinen zu verwandeln und damit den gleichen Einflüssen anheimzufallen, so an erster Stelle die Ästhetik: es sei da nur an die Arbeiten Vischers und Carrieres erinnert, die fast ebensosehr der Geschichte wie der systematischen

Philosophie angehören. Und erging es den systematischen Disziplinen der Jurisprudenz, an erster Stelle der Staatswissenschaft, etwa anders? Innerhalb der Theologie aber, der systematischen wie der historischen, lösten die gleichen Einflüsse eine Bewegung aus, die tief einschneidend die Zeit bewegte und darum ins Politische verlief. Es ist ein Ausgang, auf den unsere Erzählung hier zum ersten Male stößt und auf den sie später genauer einzugehen haben wird: ein charakteristischer Ausgang: was stark und groß war in der realistischen Bewegung der höchsten geistigen Kultur während der dreißiger und im Beginne der vierziger Jahre, in Wissenschaft, Philosophie, Religion, Kunst, ist schließlich dieser Entwicklung zugefallen: und die besten Errungenschaften des Realismus führten so zu revolutionärer Tat, zu kriegerischem Entschluß, zu jener nationalen Einheitsbewegung vor allem, welche die Mitte des Jahrhunderts erfüllte.

Wenn aber so die systematischen Geisteswissenschaften unter den genetischen Gesichtspunkt des Hegelschen Triadensystems traten, wie hätten da die eigentlich historischen, und das hieß nach früher Erzähltem[1] in diesem Zusammenhange die kulturhistorischen Disziplinen, die Literaturgeschichte und die Kunstgeschichte vornweg, zurückbleiben sollen?

Schließlich geschah sogar noch ein anderes, Erstaunlicheres. Da das dialektische Entwicklungsgesetz Hegels aus der Selbstbewegung des Geistes abgeleitet war, so konnte es eigentlich auch nur auf die Bewegung der höchsten geistigen Funktionen vornehmlich intellektueller Art übertragen werden; wir wissen dies schon, und es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß Hegel selbst seine Anwendung auf die Geschichte des Rechts, d. h. nach seiner Auffassung des Gesamtwillens, nicht gefunden hat. Da war es denn doch höchst merkwürdig, daß Marx, in der sogenannten materialistischen Geschichtsphilosophie[2], die Trias Hegels auf die wirtschaftlichen Entwicklungsphänomene

[1] S. oben S. 243 ff.

[2] S. ausführlicher noch Band XI, 1, Buch 25, Zweites Kapitel No. III.

und über sie hinaus auf die Sozial- und schließlich Verfassungsgeschichte anwandte. Und indem er damit die geschichtliche Führung auf dem Wege der Selbstbewegung, die Hegel dem Geiste zugeschrieben hatte, an erster Stelle dem Wirtschaftsleben zuwies, zu dem Satze kam, daß die ökonomische Potenz der menschlichen Entwicklung zentral innewohne: und demgemäß von ihrer veränderten Fortbildung [in der Gegenwart und nächsten Zukunft eine entscheidende Änderung in dem Gange unseres Kulturlebens überhaupt erwartete.

Gewiß erklärte sich diese total veränderte Anwendung der Hegelschen Entwicklungsmechanik an erster Stelle aus der überaus energischen Ausgestaltung des Wirtschaftslebens der Unternehmung, aus der schweren Spannung vor allem zwischen den neuen sozialen Schichten dieses Wirtschaftslebens, den Arbeitnehmern und Arbeitgebern, die inzwischen einzutreten begann. Auch entsprach sie einem kausalen Bedürfnisse, das sich in der nationalökonomischen Wissenschaft schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts langsam gegenüber der bis dahin überwiegenden teleologischen Betrachtungsweise angekündigt hatte. Gleichwohl war kein Zweifel, daß die Schlußfolgerungen von Marx innerhalb des Hegelschen Systems selber dessen außerordentliche Einseitigkeit und dessen fundamentale Fehler ganz besonders deutlich erkennen ließen. Abgeleitet aus bloß logischen Vorgängen, deren Auffassung an sich schon früh innerhalb der erkenntnistheoretischen Fachliteratur insbesondere von Trendelenburg bestritten wurde, allenfalls übertragbar nur auf den intellektualistischen Teil der menschlichen Entwicklung, mußte es bestenfalls die Erkenntnis nur dieses Teiles fördern, dagegen zur Vernachlässigung der übrigen seelischen Vorgänge des geschichtlichen Lebens führen: bis es auf den elementarsten dieser Vorgänge, den wirtschaftlichen, eine im Sinne seiner Entstehung geradezu mißbräuchliche Anwendung fand.

Freilich: als diese Folgen klarer zutage traten, war die Wirkung der Gedanken Hegels auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften schon außerordentlich genug gewesen; und noch die Köpfe der sechziger und siebziger Jahre waren von ihnen

erfüllt — wie denn ihr stiller, unbewußter Einfluß in seinen Ausläufern noch heute gerade innerhalb der Kreise der sogenannten exakten Forschung fortwährt.

Daneben hatte man sich freilich im höheren Betriebe der Geisteswissenschaften schon früh gegen Hegel, gegen seine Weltanschauung wie seine Methode, zu verwahren begonnen. Und noch vor dem Widerspruche der Vertreter der Einzelwissenschaften ertönte vereinzelt der der Philosophen. Schopenhauer, der später Hegel mit deutscher Gelehrtenhöflichkeit einen „geistlosen, unwissenden, Unsinn schmierenden, die Köpfe durch beispiellos hohlen Wortkram von Grund aus und für immer desorganisierenden Philosophaster" genannt hat, hatte doch auch den Mut gehabt, schon in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Berlin vor versammelter Fakultät zu erklären, bald nach Kants Tode seien Sophisten aufgetreten, die mit ihrer barbarischen Dunkelheit die Denkkraft ihrer Zeitgenossen ermüdet und vom Studium der Philosophie abgeschreckt hätten. Und andere Philosophen, die sich mit Schopenhauer schon gegen die Romantik überhaupt wandten, bezeichneten dann deren Philosophie als einen babylonischen Turmbau, der „mit Hochmut und Torheit begonnen wurde und mit der Verwirrung der Sprachen schloß". Ja noch bei Hegels Lebzeiten war der Widerspruch so weit gewachsen, daß der Meister in der satirischen Komödie Gruppes „Die Winde, oder ganz absolute Konstruktion der neueren Weltgeschichte durch Oberons Horn" verhöhnt werden konnte und seinen Anhängern nur der Trost blieb, daß es Schelling in der anonym erschienenen Schrift Bruno Bauers „Schelling, der Philosoph in Christo, oder die Verklärung der Weltweisheit zur Gottesweisheit" schließlich fast noch schlimmer ergehen konnte.

Wenn aber die Philosophie so durch ihre eigenen Angehörigen für das Zeitbewußtsein entwertet wurde: sollten da die Geisteswissenschaften und vor allem die Geschichtswissenschaft nicht versuchen, proprio Marte zu siegen?

Schon längst, noch unter der Einwirkung der Frühromantik, war dazu ein Anfang gemacht worden. Von

unmittelbar poetischen Anregungen, der Übersetzungstätigkeit an fremden Literaturen und Verwandtem ausgehend[1], der politischen Tätigkeit und Geschichtsbetrachtung ursprünglich fern, hatte diese Bewegung anfangs zunächst auf einem Gebiete Früchte gezeitigt, das, ein Willensgebiet, von der Geistesphilosophie der Romantik am wenigsten gemeistert werden konnte, auf dem Gebiete des Rechtes. Hier hatten Eichhorn in seiner Deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte seit 1808 und von Savigny in seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter seit 1815 schon die Bahnen einer durchaus empirischen Forschung eingeschlagen. Freilich blieb dabei dem Verlaufe auch dieser Forschungen der romantische Geist noch nicht völlig fern; so wenn Thibaut in Heidelberg im Jahre 1814 über Eichhorn und Savigny hinweg erklärte: alles Recht sei nicht geschaffen, sondern es werde und wachse als eine in das Bewußtsein aufgenommene natürliche Ordnung, als ein Teil des Volksgeistes: und eben in diesem Sinne sei die Entwicklung des Rechts nichts als ein Teil der Kulturgeschichte.

Fast noch mehr einen romantischen Schimmer behielt die Forschung auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Kultur, wie sie sich durch das dritte und vierte Jahrzehnt des Jahrhunderts in niemand mehr als in den Gebrüdern Grimm verkörperte. Das hessische Brüderpaar, das 1802 die Landesuniversität Marburg bezogen hatte, traf hier Savigny; und enge Fäden zogen sich alsbald von seinem juristischen Katheder zu der Beschaulichkeit Wilhelms und dem Forschernerne Jakobs. In die gelehrte Arena traten die Brüder aber erst nach den Freiheitskriegen ein, nachdem sie der Nation schon 1812 ihr und ihres Stammes kostbarstes Vermächtnis, die „Kinder- und Hausmärchen" auf den Weihnachtstisch gelegt hatten. Was sie von nun ab ein langes und ehrenfestes Leben hindurch gemeinsam trieben, war eine durch innigste Liebe verklärte Untersuchung der vaterländischen Vergangenheit, ein gemütvolles Wiederauflebenlassen alter deutscher und germanischer Kultur in

[1] S. oben S. 246 ff.

vertiefter Forschung. So fehlte denn die Anlegung allgemeinerer wissenschaftlicher Maßstäbe: dies Volk eben, diese Geschichte, nur auf der breiteren Grundlage allenfalls gemeingermanischen Geschehens, fesselte sie, fand in ihren Werken Verherrlichung. Aber eben in diesem Individualisieren griffen sie dann freilich in noch niemals aufgesuchte Tiefen. Nach dem Erscheinen der „Deutschen Sagen", die in der Durchforschung ihrer Stoffe eine deutsche Literaturgeschichte vorbereiten sollten, war das eigentlich entscheidende Werk Jakobs die Deutsche Grammatik, von der 1819 der erste Band veröffentlicht wurde: in Wahrheit eine aller trockenen Sprachvergleichung entrückte lebendige Geschichte der deutschen, ja der germanischen Sprachwelt. Im Jahre 1837 ist ihr vierter Band, der letzterschienene, nicht der letztgeplante, herausgekommen; das Jahr 1848 brachte aus Jakobs Feder noch eine „Geschichte der deutschen Sprache", der dann 1852 der Beginn des großen Grimmschen Wörterbuches folgte: es waren die grammatischen Arbeiten, die das Leben der Brüder am meisten durchzogen, ihrer Methode Halt, ihrem Denken Richtung gegeben haben.

Dabei wurde gewiß die eigentliche Romantik allmählich abgestreift. Und gewißlich war auch exakte kulturgeschichtliche Methode am ehesten auf dem Gebiete der unbewußtesten aller großen Kulturerscheinungen, auf dem der Sprache, zu üben und auszubauen. Aber ließ sich darüber hinaus leicht auf weitere, vielleicht noch wichtigere und höhere Kulturgebiete gelangen? Neben dem Gebiete der Sprache haben die Brüder vornehmlich nur noch die Felder des Mythus und des Rechts, das sie in ihrer gemütvollen Fassung stark der Sitte annäherten, bestellt: die nächsten bedeutsamen Gebiete unbewußten sozialpsychischen Lebens: und bezeichnend war, daß ihnen schon die literärgeschichtlichen Studien nicht gleich günstig gediehen.

Und so blieben denn trotz ihrer Tätigkeit die historischen Disziplinen der Kunst und der Dichtung, der Religion und der Wissenschaft, der Verfassung und des Staates dem Einflusse der vollen romantischen Weltanschauung und der Schlußmethode Hegels überlassen; und nur in den Außenseiten germanischen Lebens, jenseits der Sprachgrenze des Gemeindeutschen, in

Holland und unter den Vlamen fanden ihre Studien nicht bloß Nachahmung, sondern auch Fortsetzung; hier folgte dem Wörterbuche von De Vries die freilich schon übertrieben individualistische Literaturgeschichte Jonckbloets.

Die stärkste Gegnerschaft gegen die romantische Leitung der Geisteswissenschaften aber ging schließlich doch von der politischen Geschichte aus: und ihre vollere Entwicklung hat vielleicht mehr dazu beigetragen, jene glänzende scholastische Konstruktion mit ihren tausend Pfeilern, Bogen, Fialen, wie sie schließlich aus Hegel entgegentrat, zu stürzen, als alle deduktiven Beweisführungen dahin, daß es nicht möglich sei, mit Hegel die Welt der Erscheinungen aus einem bloßen Begriffe abzuleiten. Denn von vornherein und jedermann einleuchtend wurde hier klar, daß sich der Gang der äußeren politischen Ereignisse ebensowenig der Gesamtanschauung Hegels wie etwa gar der immanenten Dialektik nach Thesis, Antithesis und Synthesis einordne.

Allein so leicht es erschien, von diesem Standpunkte aus zu kritisieren, zu protestieren oder zu ignorieren, so schwer war es, auf der Stelle des Ortes der Verwüstung ein neues Gebäude historischer Disziplinen zu errichten. Da mochte man wohl, wie John Stuart Mill nach dem Erscheinen von Comtes Philosophie positive, denken oder noch lieber als Richtung einer angeblichen öffentlichen Meinung proklamieren, daß jeder Versuch, allgemeine Wahrheiten über Politik und Gesellschaft aufzustellen, Marktschreierei bedeute: die allgemeinste öffentliche Meinung, das einfache menschliche Bewußtsein, die primitivste Definition von dem, was Wissenschaft ist, forderte solche Wahrheiten gleichwohl: mitnichten war sie durch einen rationalistisch angehauchten Individualismus befriedigt: wie denn die Geschichtswissenschaft und noch mehr die Geschichtschreibung auch äußerlich und künstlerisch jederzeit Perioden des Einschrumpfens erlebt hat, sobald sie nicht durch einen Zug allgemeiner Gedanken getragen wurde.

Nun konnte dafür freilich ein Surrogat eintreten, das schon die Frühromantik sehr klar beschrieben hat. „Die sogenannte

Staatenhistorie, welche nichts ist als eine genetische Definition vom Phänomen des gegenwärtigen politischen Zustandes einer Nation, kann nicht für eine reine Kunst oder Wissenschaft gelten. Sie ist ein wissenschaftliches Gewerbe, das durch Freimütigkeit und Opposition gegen Faustrecht und Mode geadelt werden kann.“[1] Die Verbindung mit der Politik vermochte über den Mangel an allgemeiner gedanklicher Systematik hinwegzutäuschen, konnte das Fehlen breiter universaler Gedankenreihen scheinbar ersetzen. Und wir werden sehen, wie sich auf dieser Grundlage in Deutschland alsbald eine glänzende politische Geschichtschreibung erhoben hat, sobald, mit den vierziger und fünfziger Jahren, in Liberalismus und Einheitsbewegung die Vorbedingungen eines großen allgemeinen politischen Interesses gegeben waren: auch hier mündete der reine Realismus in Politik.

Einstweilen aber, in den dreißiger Jahren, war dies Interesse noch nicht so stark vorhanden. Und so half man sich, auf der Grundlage des Surrogats, nochmals mit einem Surrogate. Das Interesse an der fremden politischen Geschichtschreibung erwachte. Vor allem an der Frankreichs. Denn hier war in der Tat seit den zwanziger Jahren eine gewaltige Literatur im Aufblühen begriffen, die, namentlich von der künstlerischen Seite her betrachtet, wohl geeignet schien, Anteilnahme zu wecken: 1823 und 1824 waren Mignet und Thiers mit den Anfängen ihrer Geschichte der französischen Revolution hervorgetreten; 1825 hatte Thierry seine Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen herausgegeben, der dann die Erzählungen aus der Merowingerzeit und die Geschichte des Tiers état folgten; und Guizot hatte sich 1826 in seiner Geschichte der englischen Revolution in die erste Reihe der französischen Historiker gestellt. Diese Übermacht geschichtlichen Schaffens drang nun seit den dreißiger Jahren immer stärker über den Rhein, und „so hat es geschehen können, daß nicht bloß der historische Geschmack, sondern auch das historische und damit

[1] Athenaeum 1 2 S. 60.

zum nicht geringen Teil das politische Urteil in Deutschland drei, vier Jahrzehnte lang von der fremden Historiographie gebildet und geleitet, von ihrer rhetorischen Überlegenheit beherrscht wurde“ [1].

War damit aber der Entwicklung der deutschen Geisteswissenschaften gedient? Vergebens kämpfte die politische Geschichte einstweilen um eine Anerkennung, die ihr den Sieg im Streite mit der Romantik hätte sichern können.

Doch war in diesem Momente längst eine Wissenschaft in den Vordergrund getreten, die diesen Streit allerdings bestand: die klassische Philologie, richtiger die Geschichtswissenschaft des klassischen Altertums.

Es ist schon früher erzählt worden, wie die klassische Philologie als eine Interpretationskunst der alten Schriftsteller, einschließlich der Bibel, entstanden ist; und zwar vornehmlich in protestantischen Ländern [2]: denn bis zu einem gewissen Grade ist sie in ihrer gelehrten Ausbildung das Ergebnis von Vorstellungen, welche gewissen Schriften einzigartigen, ja teilweise göttlichen Wert beilegten.

Diese Art der Philologie wurde nun mit beginnendem Subjektivismus, seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zunächst zu immer größerer Freiheit und Feinheit entwickelt; Hand in Hand mit einer vollständigen Aufnahme der Überlieferung in Handschrift und Inschrift ging dabei das Bestreben, jeden Schriftsteller durch eingehendste Versetzung in seine einstige Umwelt besser verstehen zu lernen.

Es war eine Entwicklung der Philologie, die sich vor allem in der Leipziger Schule zu höchsten Leistungen hob. Ihr wichtigster Vertreter war wohl Gottfried Hermann (1772—1848), seit 1803 ordentlicher Professor an der Leipziger Universität. Ein wirksamer Lehrer und präziser, methodischer Forscher lebte und webte er in Grammatik und Kritik, entwickelte die erkenntnistheoretischen Grundlagen wie die hauptsächlichsten technischen

[1] Droysen, Historik[3] S. 83.
[2] S. Band VI S. 155 ff., VII, 1, 335 ff.

Handgriffe der Interpretation systematisch und übte sie an den hervorragendsten klassischen Autoren praktisch aus. Dabei hatte er eine besondere Vorliebe für die griechischen Dichter, so Homer, Hesiod, die Dramatiker und Pindar, und wurde damit auch zum Begründer der klassischen Metrik. Hermann hat sehr viele Schüler herangezogen, so den Gräzisten Lobeck, den Homeriker Lehrs, als vielseitigsten wohl Theodor Bergk, als begabtesten den frühverstorbenen Reisig (1792—1829). Ein Schüler Reisigs war Friedrich Ritschl (1806—1876), der dann Hermanns Lehr- und Arbeitsweise zuerst in Bonn, dann in Leipzig am treuesten fortsetzte. Freilich ging Ritschl dabei nicht mehr völlig in Kritik und Hermeneutik auf, wenn er auch fast stets von ihnen ausging. Vielmehr ergriff er von einzelnen Autoren, namentlich von Plautus her, schon das Problem der Geschichte der Sprache überhaupt; in diesem Zusammenhange hat er z. B. den altlateinischen Sprachresten die erste vollwissenschaftliche Bearbeitung zuteil werden lassen. Und so hob denn seine Auffassungsweise die Methodik der Philologie inhaltlich etwa in die Gebiete, welche die Brüder Grimm in den germanischen Kulturen eingehend bebauten, und ging damit über die wissenschaftliche Anschauung der Berliner Philologen Lachmann (1793 bis 1851) und auch noch Haupt (1808—1874) bereits hinweg.

Allein inzwischen hatte der Begriff der klassischen Philologie schon längst eine Erweiterung erfahren, die den immer noch durchscheinenden Standpunkt einer bloßen Interpretationskunst völlig überholte. Wollte man subjektivistischen Anforderungen entsprechend interpretieren, so hatte man die Persönlichkeit und den Charakter jedes einzelnen Autors aufs weiteste aus dessen Umwelt zu erklären: und tat man dies, so sah man sich alsbald zur Umgestaltung der klassischen Philologie in eine allgemeine Altertumswissenschaft veranlaßt. Und während einer solchen Umwandlung auf den Gebieten der mittelalterlichen und neueren Geschichte ohne weiteres die Tatsache entgegengestanden haben würde, daß sich hier die Verbreiterung des historischen Interesses allein auf dem Wege einer arbeitsteiligen Durchbildung schon bestehender wissenschaft-

licher Interessen ins Historische hinein möglich erwies, so daß einzelne Disziplinen der Rechtsgeschichte, Literärgeschichte, Kunstgeschichte, später Wirtschafts- und Sozialgeschichte entstanden: ergab sich für das klassische Altertum bei der Begrenztheit der praktischen Interessen, die sich auf Römer und Griechen bezogen, der außerordentliche Vorteil, der historischen Auffassung ohne jede allzustarke Entwicklung arbeitsteiliger Organisation von vornherein eine Universalität wahren zu können, innerhalb deren noch dieselben Personen alle Gebiete des antiken Lebens grundsätzlich gleich stark im Sinne einer allgemeinen Altertumswissenschaft umfaßten.

Der Meister, der der klassischen Philologie mit Klarheit und Ernst die erweiterte Aufgabe zuwies, war Friedrich August Wolf (1759—1824), bis 1807 an der Universität Halle, von da ab in Berlin tätig. Doch hat auch er noch die Aufgabe mehr nur formuliert als schon zu lösen begonnen. In dieser Hinsicht verknüpfte sich der Fortschritt vielmehr mit dem Namen August Böckhs (1785—1867) und gehörte der Hauptsache nach doch erst der Zeit des Realismus an, wenn Böckh, auch schon 1811 Professor an der Universität Berlin wurde und bereits 1817 sein wichtigstes Werk, die Staatshaushaltung der Athener, hat erscheinen lassen. Böckh hat gelegentlich wohl noch im Sinne der älteren Auffassung, so namentlich über Pindar, gearbeitet: auch hierin für die Späteren vorbildlich; denn es ist immer ein Vorzug der antiken Geschichtsforschung geblieben, daß ihre Jünger und Meister zugleich Künstler der Interpretation waren oder wenigstens sein sollten. Vor allem aber war er doch der Begründer der heutigen Disziplinen der Staatsaltertümer und damit einer der Erklärung der Schriftsteller an sich ferner stehenden Forschung, die vielmehr aus den Inschriften wichtige Nahrung zog; vornehmlich auf Böckhs Betreiben trat daher die Berliner Akademie 1825 mit der Ausgabe des Corpus inscriptionum Graecarum hervor. Und er bereitete der neuen Ansicht des Altertums alsbald einen so sicheren Standpunkt, daß sie seitdem nicht wieder unterdrückt werden konnte: er hat auch schon die Hilfsdisziplinen der Finanz- und Verfassungsgeschichte der

Alten musterhaft bearbeitet, so die Chronologie und noch mehr, in seinen Metrologischen Untersuchungen von 1838, die griechischen Maße und Gewichte, deren Zusammenhang mit dem asiatischen Orient er nachwies.

Wie aber Böckh die philologische Wissenschaft durch die Kenntnis und Erforschung der ökonomischen und politischen Seiten des antiken Lebens grundsätzlich zu einer höchst allgemeinen und vollkommneren historischen Disziplin umschuf, so gelang dies für die ideellen Seiten der antiken Kultur den Bonner Archäologen Welcker und Jahn wie dem Göttinger Otfried Müller. Auf diesem Gebiete hatte allerdings Friedrich Creuzer (1771—1858) in seinem Buche über Symbolik und Mythologie (1810—12) in romantischer Überhast und voll Schellingscher Ideen alsbald den vollen Inhalt einiger neu zu begründender Disziplinen vorwegnehmen wollen. Natürlich ohne Erfolg. Nur in harter Arbeit, unter eingehender Sammlung erst des sehr zerstreuten Materials, namentlich soweit es monumentaler Art war, und unter unabläßiger Kontrolle neuer Methoden konnte das gelingen. Da war denn zunächst die Gründung des Archäologischen Instituts zu Rom, 1829, von Bedeutung: anfangs international, später mehr deutsch, ist es zur wichtigsten Pflegstätte vor allem der kunstgeschichtlichen Bestrebungen geworden. Freilich den ersten Studien Welckers (1784—1868) kam es noch nicht zugute. Welcker, einer der ersten Philologen, die persönlich nach den Ländern des klassischen Altertums wallfahrteten, war schon in den Jahren 1806—08 in Rom gewesen und verdankte diesem Aufenthalte, der ihn zugleich in das Haus des feinsinnigen Wilhelm von Humboldt führte, die dauerndsten Anregungen. Denn von da ab sah er das Kunstwerk nicht mehr isoliert, sondern eingebettet in seine lokalen, religiösen, technischen Beziehungen: und diese Betrachtungsweise wies ihm sofort den Weg vollgeschichtlicher Auffassung. Und so wandte er sich außer der Literatur nicht nur der Entwicklung der Kunst, namentlich in deren höchsten Blütezeiten, zu; auch andere Seiten des antiken Lebens und vor allem die Mythologie als nächstes Verständnismittel der Kunst haben ihn beschäftigt.

Neben Welcker wirkte ziemlich gleichzeitig, doch frühem Tode in Athen verfallend, auf dem Kolonos, in Sophokles' Heimat, bestattet, Karl Otfried Müller (1797—1840). Müller war von den universalsten Interessen, wenn auch zunächst nur für das griechische Altertum, getragen; sein Wunsch, der ihm freilich nicht in Erfüllung gegangen ist, war eine ganz allseitig durchgeführte Geschichte von Hellas. So beschäftigte er sich mit der Sagengeschichte der griechischen Stämme, mit der Mythologie als historischer Disziplin, mit der Kunstgeschichte endlich als auch einem wichtigen Teil [der] allgemeinen Äußerungen nationalen Lebens.

Der dritte endlich in dieser Reihe, philologisch strenger, war Otto Jahn (1813—1869). Er zuerst hat auf die Archäologie eine durchaus exakte Methode angewandt; in dieser Hinsicht waren namentlich seine Arbeiten über die antike Vasenkunde von Bedeutung. Aber es kennzeichnet ihn doch noch besser, daß er zugleich der Biograph Mozarts und einer der besten Kenner der neueren Musikgeschichte seiner Zeit gewesen ist: so breit wurzelte sein Geist in allem, was groß war in europäischer Vergangenheit.

Mit den genannten Namen sind wohl die schönsten Zeiten der klassischen Altertumskunde des 19. Jahrhunderts am besten umschrieben. Fragt man sich vom allgemeinsten Standpunkte der Geschichte der Geisteswissenschaften, was sie eigentlich bezeichnet, so ergibt sich als wesentlich, daß in ihnen auf Grund einer noch durchaus singulären Anschauung vom klassischen Altertum, das dogmatisch als allen anderen historischen Zeiten überlegen und daher als mit ihnen unvergleichbar betrachtet wurde, der Versuch gemacht worden ist, den inneren Zusammenhang einer so singulär aufgefaßten Zeit allseitig anzuschauen und womöglich zu begreifen. Es war, scharf gefaßt, eine unmögliche Aufgabe. In Annäherungen aber wurde sie erreicht. Und eben hierin liegt das Große, liegt die geschichtliche Bedeutung des Versuchs. In einer Zeit, da die Psychologie noch weit davon entfernt war, zu jener Führerin der Geisteswissenschaften zu werden, zu der sie ihre natürliche Stellung innerhalb des Reigens der Wissenschaften

bestimmt, gelang es, an einer der wichtigsten Stellen der historischen Disziplinen, auf dem einfachen Wege der analytischen und synthetischen, der abstrahierenden und determinierenden Methode diese Lücke zu decken und ein sonst nirgends in gleicher Schärfe erreichtes Bild einer bedeutenden Vergangenheit zu entwerfen.

Natürlich stellte sich damit die klassische Philologie an die Spitze der geschichtswissenschaftlichen Bewegung in der Zeit des Realismus; noch in den fünfziger und sechziger Jahren sind die jungen Historiker des Mittelalters und der Neuzeit, den wissenschaftsgeschichtlichen Prämissen der dreißiger und vierziger Jahre folgend, an erster Stelle, wenn nicht allein in den Seminarien der klassischen Philologen gebildet worden.

Es war zu einer Zeit, wo dennoch die Vorherrschaft der klassischen Philologie schon gefährdet war. Auf die Dauer zeigte sich doch, daß die bloße Anwendung singulärer Methoden verzerrte Ergebnisse zeitigte; schon unterlag das Dogma vom klassischen Altertum immer gewichtigerem Zweifel, wenn auch zunächst erst von seiten der Exoteriker, seitens des nicht klassisch gebildeten Publikums. Was aber wichtiger war: seit den vierziger Jahren ging die Führung in der singulären Methode an die moderne politische Geschichte über: diejenige Geschichtsdisziplin, die seitdem durch den liberalen und nationalen Gedanken, durch Revolution und Einheitsbewegung gestützt wurde.

Und so blieb es trotz allem zu Recht bestehen, daß der Realismus der Geisteswissenschaften, soweit er nicht mehr mit romantischen Ingredienzien verquickt war, in sichtlicher Schnelligkeit in die Politik, ja unmittelbar in jenes politische Handeln hinein verlief, das die Zeit immer einseitiger zu charakterisieren begann. Es war gewiß ein Zeichen der noch mangelnden innerlichsten Selbständigkeit der Geisteswissenschaften; die Naturwissenschaften, an sich schon durch den Charakter ihres Gegenstandes mehr geschützt, wiesen doch auch in den Methoden da, wo Zugeständnisse möglich gewesen wären, nicht ein gleiches Maß von Entgegenkommen auf.

Es war aber auch ein Zeichen dafür, daß in der neuen

realistischen Zeit neben den vornehmlich intellektualistischen Kräften des Seelenlebens sich ganz andere Kräfte, die des Willens, zu regen begannen. Und damit trat denn der ideologische Charakter des Daseins immer und immer mehr zurück; Fragen der Ethik und der Politik wurden aufgeworfen und begannen schließlich zu überwiegen: ein neues Gesicht wurde schließlich für die Zeit charakteristisch: und aus den politisch läßlichen Jahrzehnten nach dem Wiener Kongreß, Jahrzehnten der Restauration und Reaktion, hoben sich höher und höher die Wogen der Revolution und der Bewegung zur nationalen Einheit.

Viertes Kapitel.

Politische Restauration; wirtschaftliche Fortschritte.

I.

Nichts ist für die politische Geschichte des deutschen Volkes in dem ersten Vierteljahrhundert nach den Freiheitskriegen bezeichnender, als daß sie eigentlich nur dann verstanden werden kann, wenn man sich vorher die Geschichte Europas, ja auch noch der atlantischen Welt Amerikas in diesem Zeitraume vorführt. Nicht als ob der deutsche Wille in diesem gewaltigen Kreise der erweiterten abendländischen Welt allseitig und tief zur Geltung gebracht worden wäre. Ganz im Gegenteil: der Deutsche hatte nirgends auch nur das geringste zu sagen; von seinen beiden Großmächten schwieg Preußen ebenfalls beharrlich; und allein das nur noch halbdeutsche und immer weniger deutsch werdende Österreich ließ sich hören. Das, was die äußere Geschichte unseres Volkes zu dieser Zeit charakterisierte, war vielmehr nur die Tatsache, daß fast jedes große Ereignis und jede Ereignissumme der europäisch-amerikanischen Entwicklung in seinem Tun und Denken zumeist so stark reflektierte, daß diese zum Teil davon mit beherrscht wurden. So waren wir kosmopolitisch nicht etwa aus dem Grunde, weil wir die Welt beherrschten oder auch nur mit Herrscheraugen angesehen hätten, sondern weil wir ihr untertan waren: in der Tat untertan und untertan auch im politischen Denken.

Es ist in gewissem Sinne die Zeit größter politischer Erniedrigung innerhalb unserer gesamten Geschichte. Indes bleibt

zu bedenken, daß der außerordentliche Einfluß des Auslandes und die nationale Suggestibilität ihm gegenüber auch noch aus einem anderen Grunde mächtig waren, der an sich mit der deutschen Entwicklung nichts zu tun hat. Mit der steigenden Entwicklung des Wirtschaftslebens der Unternehmung bei allen Nationen der mitteleuropäischen Welt und der atlantischen Seite Europas wuchs auch in hohem Grade die Endosmose der Kultur und des politischen Lebens dieser Völker. Denn dieses Wirtschaftsleben, vornehmlich auf quantitative Erzeugung von Gütern gerichtet, bedeutete eine Lebensform der Absatzerweiterung, der Expansion: und so verbesserte es von vornherein die Verkehrsbahnen gleichviel welcher Art: die Wege, die Flußläufe, den Nachrichtendienst, Geld und Kredit: und schuf damit über die getrennten Sitze der Nationen hinweg von Jahrzehnt zu Jahrzehnt einheitlichere Gebiete der Wirtschaft und des gegenseitigen wirtschaftlichen Austausches. Es war ein Vorgang, der dann natürlich den Austausch auch auf anderen Gebieten nach sich zog. So vor allem auf denen der leicht transportierbaren geistigen Kulturgüter, vornweg im Bereiche von Weltanschauung, Dichtung und Wissenschaft. Man weiß, wie auf diesem Gebiete schon Goethe das große Wort der Weltliteratur aussprechen konnte: und eben in ihrem Bereiche trat die Geisteskultur des deutschen Klassizismus und der Romantik einen Siegeszug durch die europäisch-atlantischen Länder, ja durch die Welt an fast ohnegleichen. Auf politischem Gebiete freilich wandten sich alle Vorteile dieses Zustandes gegen das Volk der Dichter und Denker. Und dies mußte um so mehr geschehen, als die erleichterte Austauschfähigkeit und der immer schnellere Nachrichtendienst zu einer Vereinheitlichung des Empfindens und Denkens in praktisch-politischen Dingen führte, die die Welt vorher noch nicht gekannt hatte. Dabei versteht sich denn, daß dieser Zustand den politisch schon einmal Benachteiligten gleichsam nochmals und also doppelt traf: und eben dieser Zusammenhang erklärt wenigstens zum Teil die wahrhaft erbärmliche politische Rolle, zu der sich die Nation zwischen den Freiheitskriegen und der Revolution von 1848, ja noch über diese hinaus, verurteilt sah.

Wollen wir diesen Zusammenhang in seiner Schmach hier ganz kennen lernen, so kann es nicht einfacher geschehen, als indem wir zunächst mit kurzen Worten den großen Zusammenhang der politischen Ereignisse in den europäisch-atlantischen Gebieten von 1815—1840 überhaupt darlegen, ohne Deutschlands als eines politischen Gesamtbegriffs auch nur zu gedenken.

Nach dem bisher Erzählten ist klar, daß die allgemeine, wenn auch in sich sehr verschieden geartete und keineswegs ganz gleichzeitige Entwicklung eines höheren Wirtschaftslebens der Unternehmung in diesen Gebieten auch eine große Anzahl gleichartiger wirtschaftlicher, sozialer, geistiger, politischer Erscheinungen zur Folge haben mußte. So kam es an erster Stelle überall zur Entwicklung eines subjektivistischen Seelenlebens, und innerhalb seines Verlaufes, aus Gründen, die uns für Deutschland schon bekannt sind, zu einer Spaltung der politischen Instinkte in konservative und liberale Anschauungen. Denn überall erzeugte dies neue Wirtschaftsleben den Drang nach absolut freiheitlicher Betätigung der Einzelperson, und überall ergab sich demgegenüber das Bedürfnis der Regulierung dieser Betätigung durch Ausgestaltung der Nationen zu volkstümlichen Organismen: und so traten sich überall liberalisierende und komprimierende, fortschrittliche und konservativ-restaurierende Tendenzen und Parteiungen gegenüber: und Liberalismus und Restauration, womit man dann das Ganze dieser entgegengesetzten Tendenzen zu bezeichnen pflegte, wurden zu den beherrschenden Ideen der Zeit.

Dabei nahm die liberalisierende Richtung schließlich überall zugleich einen spezifisch nationalistischen, auf die Einheit der Nationen hindrängenden Ton an. Denn da der Liberalismus der engeren Organisation der Einzelpersonen wenig zuneigte, so mußte er um so eher ein letztes, ihre ganze Masse zusammenfassendes und organisierendes Prinzip suchen: und fand es im Begriffe der nationalen Einheit. Liberalismus und Nationalismus wurden auf diese Weise Angelpunkte gleichsam eines einzigen politischen Systems von Forderungen, die am Ende oft nur durch Krieg

und Revolution zu verwirklichen waren, und traten damit erst recht dem Konservatismus der Restauration entgegen, der, nicht zum geringsten aus der Verschärfung dieses Gegensatzes her, nun um so mehr auf die Wiederherstellung oder Erhaltung des Ancien Régime, auf Legitimität und Gottesgnadentum ausging.

Die Forderungen des Liberalismus aber waren nirgends sichtbarer ins Leben getreten und klarer formuliert worden als in der französischen Revolution: eben hierin besteht nicht zum geringsten deren weltgeschichtliche Bedeutung. Übereifriger Patriotismus machte einen starken Zug im Wesen der französischen Revolutionshelden aus, sehr im Gegensatze zu der vorhergehenden universellen Geistesrichtung eines Voltaire und Rousseau; und eben auf der Basis der Nationalität hatte die Erklärung der Menschenrechte die Grundlage aller liberalen Forderungen entwickelt: „Le principe de toute souveraineté réside dans la nation." Diese klare Formulierung war zudem auch durch den Despotismus Napoleons keineswegs beseitigt worden. Denn Napoleon blieb in seinem Innersten stets ein echter Sohn der Revolution, mochte er nun das Heilige Römische Reich stürzen oder als Nachfolger seines „glorreichen Vorgängers" Karls des Großen dem Papste den Kirchenstaat nehmen, weil Seine Heiligkeit durch Ungehorsam die Schenkung Kaiser Karls verwirkt habe. Diente er damit, durch Demütigung so uralt geschichtlicher Mächte, wenn auch gegen seinen Willen dem Liberalismus, so förderte er den Nationalismus durch Erweckung der spanischen und deutschen Volksseele, durch zeitweilig einheitliche Konstitution wenigstens des italienischen Nordens und durch seine Sympathiebeweise für die Polen: und so begreift sich leicht, daß der Verbannte von St. Helena noch bei Lebzeiten als nationaler und liberaler Held Verehrung zu finden vermochte.

Diese durch die freie Entwicklung des politischen Subjektivismus geweckten tieferen Strömungen mußten nun aber in Kampf treten mit den nicht minder starken konservativen Neigungen, welche derselbe Subjektivismus auslöste, sobald er

auf die Fragen der politischen und sozialen Organisation der freien Subjekte geführt wurde: und die konservativen Neigungen mußten sich in diesem Zusammenhange mit den reaktionären Bestrebungen der vielen Regierungen verbünden, die seit dem Jahre 1815 wesentlich nur ein Gedanke beherrschte: der der Auslöschung dessen, was seit 1789 oder seit 1804 und 1806 geschehen war, und der vollen Restauration der alten Zeiten. Zudem mußte dieser Kampf ein allgemeiner werden, wie die ihm zugrunde liegende seelische Entwicklung allgemein war: und dem Liberalismus und Nationalismus Westeuropas vermochte dabei geistig führend vor allem die restaurative Gedankenwelt in Deutschland, namentlich unter der Führung Österreichs, und unter Umständen der autokratische Wille des Zaren, falls er für die Restauration gewonnen war, entgegenzutreten. Es war eine Lage, die Österreich, und somit Metternich, in manchem Betracht eine führende Rolle zuwies, bis die Grundtendenz der seelischen Entwicklung, Nationalismus und Liberalismus, schließlich der Hauptsache nach siegte.

Das internationale Organ des Kampfes der Restauration gegen den Liberalismus und Nationalismus war die Heilige Allianz: eben hierin liegt ihre eigentliche Bedeutung. In dem immer aussichtsloser werdenden Kriege, den sie und die ihr nachfolgenden politischen Organisationen und Kombinationen damit zu führen begannen und bis tief in die dreißiger Jahre hinein fortschleppten, lassen sich etwa drei Phasen unterscheiden: bis etwa 1823 oder 1825; bis 1829; und bis über die französische Julirevolution von 1830 hinaus, worauf dann eine Reihenfolge anderer Kombinationen eintrat: und von ihnen dreien soll jetzt zunächst auf den folgenden Blättern erzählt werden.

Voll gesiegt hatte die Restauration mit dem Jahre 1815 in den romanischen Staaten des europäischen Südens. In Deutschland blieben die Fürstentümer und freien Städte, früher etwa 300, auf 39 beschränkt; Belgien und Holland wurden zu einem Königreich vereinigt: so hatte sich Zentraleuropa immerhin in neue Formen einzuleben. Ein gleiches galt auch für Frankreich; da hatte Ludwig XVIII. eine Charte oktroyiert und damit

persönlich seinen guten Willen zu erkennen gegeben, die Nation nach Gesetz und Freiheit zu regieren. Anders in Italien, Spanien, Portugal und deren kolonialem Zubehör, den süd- und mittelamerikanischen Vizekönigreichen und Brasilien. Für sie hatte der Wiener Kongreß absolute Reaktion beschlossen; unter österreichischem Schutze kehrten die kleinen Fürsten Italiens zurück, und in Spanien herrschte von neuem der elende Ferdinand VII.

So mußte sich das Gefühl des Mißbehagens in den südromanischen Ländern am ehesten regen, besonders aber in Spanien: denn hier war durch die Cortes des Jahres 1812 eine Verfassung beschlossen worden[1], welche in weitgehendster Weise der Monarchie die Gedanken der französischen Revolution entgegenstellte; und hier dachte der regierende Fürst am wenigsten daran, die beschworene Verfassung zu halten.

Während damit in Italien und Spanien schon früh geheime Bewegungen begannen, deren Ziel in Italien die Einführung, in Spanien die Durchführung der Cortesverfassung von 1812 war, erlebte Frankreich in der Terreur blanche die merkwürdigste Zeit eines überkönigstreuen Enthusiasmus. In beiden Kammern waren die royalistischen Eiferer in der Mehrheit; es konnte von einzelnen Deputierten der Antrag gestellt werden, für die Aufpflanzung der Trikolore an Stelle der schon gesetzlich gültigen Deportation die Todesstrafe zu setzen; und ein Heißsporn wünschte die Abschaffung der Guillotine als eines königsmörderischen Werkzeugs und die Wiedereinführung des Galgens „avec tous ses privilèges". Es war ein Treiben, das schließlich sogar den König anwiderte; er hat die Chambre introuvable aufgelöst, worauf eine etwas liberaler gestimmte Vertretung folgte. Doch trat Frankreich fast gleichzeitig, auf dem Aachener Kongreß der Heiligen Allianz vom Jahre 1818, dieser Allianz bei; die Okkupationstruppen der allgemeinen europäischen Koalition, die immer noch in Frankreich standen, wurden zurückgezogen; und der Zar und der König von Preußen besuchten ihren

[1] S. dazu Band IX, S. 389.

französischen Vetter in Paris. Es war damit die günstigste internationale Gruppierung der Mächte erreicht, welche die Heilige Allianz erlebt hat: auf der einen Seite das mittlere östliche und westliche Europa, Österreich, Rußland, Preußen, England, Frankreich; auf der anderen die gärenden südromanischen Staaten.

War es unter diesen Umständen nicht Wahnwitz, daß in diesen, zuerst in Italien, Revolutionen ausbrachen? Aber auf italienischem Boden galt es zugleich dem fremden Eroberer, Österreich. Deutsche haben Italien niemals zu beherrschen vermocht: ihr systematisch-ruhiges, auch bei extremen Maßregeln, die der Italiener an sich sehr wohl verträgt, dem südlichen Temperament kalt erscheinendes Wesen ist jenseits der Alpen nie verstanden worden und darum stets verhaßt gewesen. Wie oft haben die deutschen Kaiser des frühen Mittelalters dies Land diesseits der Apenninen und hinab bis nach Rom erobert! Vergebens! Noch heute begegnet man in den Erinnerungen des Süditalieners dem Hasse gegen die Zeit, da die Staufer dies Land wirklich beherrschten. Und selbst in Oberitalien, in Padua, wird die Zeit Ezzelinos amtlich und öffentlich noch als nefanda tirannide bezeichnet. Sollte jetzt Österreich gegenüber der unbändigen Nation mehr Glück haben als die Kaiser einst der großen mittelalterlichen Zeit? Es hat gut verwaltet, wie denn noch heute seine Verwaltung besser ist als die Italiens. Allein diese Wohltat ist niemals anerkannt worden: was im Gedächtnis blieb, war die Tyrannei der Fremden. Österreich suchte in dem lombardisch-venetianischem Königreiche, das ihm unmittelbar zugefallen war, zunächst die Spuren der französischen Zeit, deren man sich gern erinnerte, tunlichst zu tilgen; daneben wurde durch Verbot der Freimaurerei die nationale Neigung zur Geheimbündelei möglichst unterdrückt: und über das Ganze hin die österreichische Verwaltung, vor allem in Recht und Gericht, mit zahlreichen hohen österreichischen Beamten und dem Erzherzog Rainer als Vizekönig an der Spitze eingeführt. Glaubte man damit die Sympathien des Landes gewinnen zu können? Es kam zu keiner Vertretung der

Einwohner, in der deren Wünsche frei hätten geäußert werden können; die sogenannten Kongregationen sollten beratend wirken, aber die Regierung holte ihren Rat nicht ein: mit wohlwollend angewandten Mitteln einer vergangenen absolutistischen Zeit glaubte man zum Ziele einer gesicherten Herrschaft zu kommen. Metternich versuchte zudem dieses System zugleich auch auf die österreichischen Vasallen- und Halbblutstaaten italienischen Bodens zu übertragen. Leicht gelang das für Parma und Modena; weniger für Toskana: hier hielt der Großherzog Ferdinand III. wenigstens das geistige Leben von Bevormundung frei.

Charakteristisch aber für den Gesamtverlauf der italienischen Entwicklung war, daß die Restaurationspolitik in den eigentlich italienischen Staaten bei weitem stärker auftrat als im italienischen Österreich. In Piemont-Sardinien herrschte mit Viktor Emanuel ein König, der während der Napoleonischen Zeit in Sardinien vereinsamt und verbauert war; nun wieder Herrscher des ganzen angestammten Landes wollte er diese Zeit noch mehr ungeschehen machen als in Deutschland der hessische Kurfürst: er hat die von den Franzosen angelegten Straßen verfallen lassen, und beinahe wäre es zum Abbruch der Turiner Pobrücke gekommen, nur weil Napoleon sie gebaut hatte. Gleich stark aber wie in Piemont herrschte die Restauration im Kirchenstaat; es wird davon noch die Rede sein.

Hatten aber diese Restaurationstendenzen, bei kurzsichtigerer Betrachtung der politischen Lage, nicht eigentlich recht? In den beiden Sizilien, wo König Ferdinand I. mit anfangs liberalen Absichten und Neigungen herrschte, kam es am frühesten zu revolutionären Ausbrüchen, zunächst in Neapel, dann auch in Palermo. Und in der einen wie in der anderen Hauptstadt wurde nicht Maß gehalten; voreilig verkündete man die Cortesverfassung von 1812, statt nach französischem Rate eine Charte im Sinne Ludwigs XVIII. einzuführen, die der Bewegung die Sympathien Frankreichs gesichert haben würde.

So erhielt denn König Ferdinand vollen Rückhalt an der Heiligen Allianz und namentlich Österreich, zumal es im Sinne

Metternichs war, in ganz Italien durchgreifen zu können; nur England sprach sich für Nichtintervention aus. Nachdem Österreich schon auf dem Troppauer Kongreß der Heiligen Allianz, 1820, beauftragt worden war, die Ruhe in Italien herzustellen, erschien König Ferdinand im Jahre 1821 selbst auf dem Kongreß zu Laibach und fügte sich dem Beschlusse der Mächte, mit österreichischen, ja unter Umständen auch russischen Truppen die Revolution in Neapel niederzuschlagen. Darauf rückten die Österreicher ein; fast widerstandslos besetzten sie Süditalien, im Jahre 1821 war die Restauration auch in Sizilien vollzogen; österreichische Truppen sollten noch auf drei Jahre das Land besetzt halten. Und unter ihrem Schutze begann nun ein volles Restaurationstreiben und wurde noch stärker fortgesetzt, als Franz I. im Jahre 1825 seinem milderen Vater Ferdinand folgte.

Inzwischen war aber auch im Norden Italiens, im Rücken der österreichischen Truppen, in Piemont, die Revolution ausgebrochen, und eine Zeitlang war die Befürchtung nicht unbegründet, ganz Italien möchte in einem Brande zusammenlohen, den zu löschen sich Österreichs Heere nicht gewachsen zeigen würden. Indes die piemontesische Bewegung erwies sich als allzusehr außerhalb des Zuges der damaligen zentralistischen Strömung stehend, wenngleich auch sie auf ein italienisches Einheitsreich als letztes Ziel hinauslief; zudem wurde sie im Vertrauen auf die Hilfe des Thronfolgers Karl Albert unternommen, die nachher versagte: und platzte in dem Augenblicke los, da das Geschick der neapolitanischen Revolution in dem Treffen von Rieti schon unglücklich entschieden war. Und so gelang es denn schon im April 1821 österreichischen und piemontesischen Truppen, sie zu unterdrücken.

Es war der Moment, von dem an Italien für lange Zeit ruhig geblieben ist; sogar die durch die französische Julirevolution des Jahres 1830 ausgelöste allgemeine Bewegung ging verhältnismäßig folgenlos an ihm vorüber. Die österreichische Verwaltung und Politik aber wurde von diesem Zeitpunkte an wirklich drückend; ein politisches Sykophantentum

peinlicher Art wucherte auf, und polizeiliche Spionage vergiftete das Verhältnis zwischen Regierenden und Regierten.

Noch früher als in Italien hatte die revolutionäre Gärung in Spanien begonnen; sie knüpfte unmittelbar an den Staatsstreich an, mit welchem Ferdinand VII. die Rückkehr in sein Reich feierte, indem er die Cortesverfassung des Jahres 1812 durch das Manifest von Valencia (4. Mai 1814) zu Fall brachte: und sie verlief in den nächsten sechs Jahren in bunten Wechseln royalistischer Zwingherrschaft und liberalisierender Willkür. Dann, 1820, waren die Dinge zu einer Militärmeuterei von Truppen reif, die nach Südamerika bestimmt waren: die allgemeine Sympathie war mit den Meuterern, der König wurde zur Einberufung der Cortes gezwungen, und diese schufen eine äußerst liberale Verfassung, die der König am 7. März 1820 beschwor.

Es war ein Ausgang, der den Mächten der Heiligen Allianz den schlechtesten Eindruck machte. Man verdachte dem Könige seine Nachgiebigkeit: besser sei es gewesen, auf dem Throne zu fallen. Doch kam es einstweilen zu keinem Eingriff; der russische Vorschlag einer Drohnote an die Cortes wurde von den anderen Mächten abgelehnt.

Allein in Spanien nahmen die Dinge einen Verlauf, der schließlich doch eine Intervention herbeiführte. Ein allgemeiner Revolutionsrausch ging durch das Land, der durch die Nachrichten aus Italien noch verstärkt wurde: die Exaltados, Liberale radikalster Färbung, gewannen an Boden; im Beginn des Jahres 1822 siegten sie in der Wahl für die Cortes. Das verleitete den König zu einem erneuten Staatsstreich; und als dieser mißlang, bat er die Großmächte im geheimen dringend um Hilfe.

Diese Hilfe war inzwischen durch die Entwicklung der Dinge in Frankreich aussichtsvoll geworden. Dem Beitritte Frankreichs zur Heiligen Allianz im Jahre 1818 war noch ein liberales Ministerium Decazes gefolgt; allein es vermochte der ultraroyalistischen Strömung des Landes wie des Hofes nicht lange standzuhalten. Es wurde durch ein gemäßigtes Ministerium

Richelieu abgelöst; doch auch dies mußte weichen. Im Jahre 1821 erhielt das Land ein reaktionäres Ministerium Villèle; ein drakonisches Preßgesetz mit Aussicht auf Einführung der Zensur bezeichnete seinen Eintritt.

In diesem Augenblicke trat die spanische Sache an die Großmächte heran. Von dem Kongreß von Verona aus, Herbst 1822, ließen die vier Kontinentalmächte — England schloß sich wiederum aus — eine Drohnote an die Cortes ergehen mit der Aufforderung, die Verfassung zugunsten des Königs abzuändern. Und als dies Ansinnen zurückgewiesen wurde, beauftragten sie Frankreich mit der Exekution gegen die Cortes. In der Tat erlangte die französische Regierung von dem Parlament, wenn auch erst nach schlimmen Kämpfen und nach dem Austritte der sechzig Abgeordnete starken Opposition der Liberalen einen Kredit von 100 Millionen Franken zur Führung des Feldzugs. Darauf rückten, Frühjahr 1823, die Franzosen in Spanien ein und besetzten das Land fast ohne Widerstand; die Cortesregierung erwies sich von kläglicher Ohnmacht; die Reaktion erhob ihr Haupt, und der französische Befehlshaber hatte zu sorgen, daß ihre Ausschreitungen nicht jedes Maß überschritten.

Für die innere Entwicklung Frankreichs aber war dieser Verlauf von schlimmen Folgen. Die feudal-klerikale Regierung triumphierte; dem Preßgesetze folgte im Herbste 1824 die Wiedereinführung der Zensur. Die letzten Tage Ludwigs XVIII., der am 16. September 1824 starb, waren somit durch eine vollkommene Restauration gekennzeichnet; wohlwollend, aber schwach hatte er ihren Einbruch nicht aufzuhalten gewußt. Und ihm folgte in Karl X. ein zwar ritterlicher, aber auch rücksichtsloser Reaktionär reinen Wassers: der weitere Gang der Entwicklung Frankreichs war also vorauszusehen.

Die spanischen Wirren hatten inzwischen ernste, weltgeschichtliche Konsequenzen gezeitigt. Und in diese wurde auch Portugal hineingerissen, da es wie Spanien revolutionäre Bewegungen erlebt hatte, deren zerstörender Charakter noch durch Zwistigkeiten innerhalb der Königsfamilie verstärkt worden war.

Schon seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts, dann in wachsendem Umfange seit Ausgang des achtzehnten, hatten die großen amerikanischen Kolonien der pyrenäischen Staaten nach Verselbständigung gestrebt. Jetzt rissen sie sich völlig los: 1819 wurde die Republik Columbia begründet; 1821 machte sich Mexiko selbständig und wurde 1823 nach wirren Kämpfen Republik; 1823 fiel Peru ab; und es folgten La Plata, Uruguay, Chile, Bolivia (Südperu) und der Jesuitenstaat Paraguay. Das portugiesische Brasilien endlich erklärte sich, während die übrigen Staaten auf spanischem Boden Republiken wurden, 1822 zum selbständigen konstitutionellen Kaisertum, und der neue Herrscher Pedro I., ein Sohn des portugiesischen Königs Johanns VI., gab ihm eine gemäßigt liberale Verfassung.

Es waren Ereignisse, die man in Europa, begriff man auch keineswegs ihre Tragweite, doch nicht gänzlich ohne Widerstand hinnahm. Portugal verweigerte die Anerkennung der Veränderungen, die es angingen, noch einige Jahre; und die Heilige Allianz suchte einzugreifen. Allein da dem England und vor allem die Vereinigten Staaten von Nordamerika widersprachen und Österreich, noch immer das moralische Haupt der Allianz, nur geringe überseeische Interessen und Neigungen verriet, so erschlaffte der Widerspruch; und 1825 erkannte auch Portugal die neue Lage an.

Übersah man damit um 1825 den Verlauf der liberalen Bewegungen seit dem Wiener Kongreß und dem Pariser Frieden, so konnte kein Zweifel darüber entstehen, daß sie vor allem dem romanischen Amerika zugute gekommen waren: an der äußersten Peripherie ihres Einflußkreises hatte sich zunächst die Macht der Heiligen Allianz als unzulänglich erwiesen. Während im mutterländischen Europa die Restauration gesiegt hatte, auch in Frankreich, dem Herde der revolutionären Bewegungen, gewannen die Kolonien eine Freiheit, die, wenngleich vielfach mißbraucht und für die nächste Zukunft die Bringerin ruheloser Zeiten, doch der Möglichkeit selbständiger Entwicklung Bahn brach.

Wie aber erschienen diese Aussichten noch erhöht und

verallgemeinert, betrachtete man sie mit den Augen des amerikanischen Weißen. Da zeigte sich die französische Revolution umrahmt von den Emanzipationsbestrebungen Amerikas, von seinem raschen Vordringen hin zu den Zielen eines mehr als europäischen Subjektivismus: wie nach ihr die Befreiung der romanischen Südhälfte des Kontinents, so lagen vor ihr die glorreichen Freiheitskriege und die föderative Staatenbildung des germanischen Nordens. War es da zu verwundern, wenn alsbald die Anfänge des panamerikanischen Gedankens auftauchten? Und sie wurden naturgemäß der stärkeren, der germanischen Hälfte des Erdteils verdankt. Bereits die Verselbständigung Brasiliens war durch nordamerikanischen Einspruch gefördert worden; im Jahre 1824 wurde dann die mexikanische Verfassung der der Vereinigten Staaten nachgebildet. Und schon hatte um diese selbe Zeit der panamerikanische Gedanke seine erste programmatische Fassung in der frühesten Form der Monroedoktrin gefunden und war in der äußeren Politik des für sie namengebenden Präsidenten der Union zum Ausdrucke gelangt. Damit trat dem alternden Kontinente, wie er damals unter dem stärksten Drucke der Heiligen Allianz stand, ein neuer Kontinent zum ersten Male als Ganzes entgegen: werdend, ohne das schwere Gepäck einer Jahrtausende alten Geschichte, ohne Sorgen vor Restauration und Legitimität, eine Stätte freien Handelns und Denkens, und darum Erbe vielleicht der europäischen Zukunft.

Indes waren um diese Zeit immerhin die Tage der Heiligen Allianz schon gezählt; an der Uneinigkeit der Personen und an dem Zwiespalt der Interessen der in ihr vereinigten Staaten ist sie zugrunde gegangen.

In den ersten zwanziger Jahren war die Lage der Allianz freilich anscheinend noch sehr günstig; noch fühlte sich ihr eigentlicher Stifter, Metternich, der Urheber der Kongresse von Troppau, Laibach, Verona (1820—1822), alles Städten österreichischen Gebietes, vollkommen ihrer Herr; noch stand sein Land im Mittelpunkte der Führung der europäischen Geschicke. Und zu diesem Kerngebiet der restaurativen Neigungen stand

in jenen Jahren Deutschland in vollkommenster Abhängigkeit. Von den kleineren Staaten ist dabei weiter nicht zu reden. Aber auch Preußen marschierte ganz in den Fußstapfen der österreichischen Politik; 1819 hatten sich Wilhelm von Humboldt, Beyme und Boyen von dem Staatsdienste zurückgezogen, da ihnen in der Stickluft der Restauration zu eng wurde; und die letzten Jahre des Staatskanzlers Hardenberg brachten erst recht reaktionäre Zeiten.

Nicht minder aber erschien der Zar Alexander allen Zwecken Metternichs gewonnen. Denn wohin waren inzwischen seine liberalisierenden Neigungen aus der Zeit der Freiheitskriege gelangt! Schon die spiritistische und thaumaturgische Umgebung der Pariser Zeit hatte ihn der Romantik, der Orthodoxie und dem Konservatismus äußerlich zugeführt; innerlich fiel er ihnen zu, als er gelegentlich der ersten liberalen Regungen der russischen Volksseele Erfahrungen mit dem, was Freiheit meinte, im eigenen Hause zu erleben begann. Da war im Jahre 1817 durch Paul Pestel, Nikolaj Turgenjew, den Fürsten Trubetzkoi, die Offiziere Alexander und Michael Murawiew der Verein des Heils begründet worden: er war national und liberal mit panslawistischen Vorahnungen, er zielte auf eine einheimische Verfassung neben der Befreiung der slawischen und griechisch-orthodoxen Brüder im Orient: ein Greuel in den Augen Alexanders.

Aber waren um 1820 nicht selbst die europäischen Weststaaten Metternichs Zielen günstig, Frankreich und England, jene Staaten, die von alters her und vornehmlich seit dem 16. und 17. Jahrhundert die Träger europäischen Fortschrittes gewesen waren? In England regierte seit 1815 ein volles Toryministerium, das auch nach dem Thronwechsel vom Jahre 1820 beibehalten wurde; in Frankreich währten noch die Zeiten der Chambre introuvable.

So schien alles wohlbestellt: da wurde das schöne Bild durch den griechischen Freiheitskampf der Jahre 1821—1829 häßlich entstellt, ja teilweise vernichtet.

Die Türkei hatte, nach dem Aufhören der österreichischen

Angriffe von Westen her, um so mehr unter russischen Kriegen von Norden her zu leiden gehabt und zu leiden. Um 1820 waren schon zwei große Perioden der russischen Initiative gegen den Glaubens- und Erbfeind abgelaufen, ihr Ende wurde durch die Frieden von Kütschük Kainardsche, 1774, und Bukarest, 1812, bezeichnet.

Im Jahre 1774 hatte Rußland außer Teilen der Krim die freie Handelsschiffahrt auf allen türkischen Meeren erreicht; vor allem aber waren die Donaufürstentümer Moldau und Walachei an ihre mit Rußland sympathisierenden Herrscher zurückgegeben worden und hatte Rußland deren Vertretung bei der Pforte erhalten. Im Jahre 1812 war dann Bessarabien östlich des Pruth Rußland einverleibt und die russische Herrschaft bis an die südliche Donaumündung ausgedehnt worden. Seitdem war die Stimmung in den unteren Donaufürstentümern der Pforte wenig geneigt.

Noch weiter fortgeschritten war die Abbröckelung des türkischen Reiches schon in Serbien. War der Aufstand des schwarzen Georg auch gescheitert, so hatte das serbische Volk 1813 doch das Recht errungen, sich einen erblichen Fürsten aus eigenem Stamme zu erwählen, dem eine Skupschtina zur Seite treten sollte. Daraufhin hatte man 1817 Milosch Obrenowitsch zum Fürsten gewählt. Gegen die Türkei aber blieben die Stimmungen feindlich.

Und auch an den Südgrenzen des Reiches trat der Verfall der Zentralgewalt zutage. In Albanien hatte Ali Pascha von Janina eine nahezu souveräne Macht begründet, die erst 1822 mit Mühe zerstört wurde. Schlimmer noch standen die Dinge in Ägypten. Hier hatte Mehemed Ali es schon 1805 zu solcher Selbständigkeit gebracht, daß die Pforte sich gezwungen sah, ihn zum Pascha zu ernennen. Mehemed Ali begründete nun erst recht ein Heer nach europäischem Zuschnitt; eroberte selbständig Nubien, Sennar, Dongola und Darfur; monopolisierte die Erzeugung von Baumwolle, Hanf, Flachs, Indigo, Sesam und anderen Ölfrüchten in seinen Ländern: und beherrschte so sein Reich wie eine große Domäne. Dabei war er klug genug, obwohl dem Sultan nur noch nominell

untertan, die äußeren Formen des Gehorsams sorgfältig zu wahren.

Was bedeutete unter diesen Umständen die Türkei noch? Und der Verfall war eingetreten, obwohl Selim III. (1789 bis 1807) und Mahmud (1808—1839) tüchtige Herrscher waren.

Dieser Zustand schien das überall im Reiche verbreitete Element der Griechen zur Befreiung ihres Vaterlandes geradezu herauszufordern, um so mehr, als die Türkenherrschaft in Griechenland mit am verrottetsten war. Schon im Jahre 1812 war die Hetärie der Philomusen zu Athen entstanden, ein literarischer Verein mit politischen Zielen, wie so oft in verwandten Fällen europäischer Geschichte des 19. Jahrhunderts; 1814 bildete sich, zur Befreiung des Vaterlandes, in Odessa die rein politische Hetärie der Philiker. Im März 1821 erfolgte der erste Ausbruch griechischen Freiheitsdranges in Jassy, in den Donauprovinzen, unter den Brüdern Alexander und Nikolaus Ypsilanti. Er wurde blutig unterdrückt; Alexander Ypsilanti flüchtete nach Österreich und starb 1828 zu Wien, nach jahrelanger Gefangenschaft zu Munkács.

Fast gleichzeitig aber begannen Aufstände in Morea, auf den Inseln, in Rumelien, in Thessalien. Die Türken griffen barbarisch dagegen durch; Kennzeichen dieser Phase des Aufstandes war die Verwüstung von Chios, April und Juni 1822. Gleichwohl blieben die Griechen bis zum Jahre 1823 im allgemeinen im Vorteil; und bereits am 1. Januar 1822 trat eine erste griechische Nationalversammlung unweit des alten Epidauros zusammen.

Da brachte das Jahr 1824 eine Wendung in den Geschicken des Krieges. Der Sultan, unfähig den Aufstand allein zu unterdrücken, rief ägyptische Hilfe an. Und nun erschien Ibrahim, ein furchtbarer Kriegshauptmann, Adoptivsohn Mehemed Alis, mit Heer und Flotte. Er siegte, verwüstete Morea schrecklich, nahm endlich, am 22. April 1826, die letzte Hoffnung der Griechen, das lange verteidigte Missolunghi. Der Aufstand schien dem Ende nahe.

Allein inzwischen hatte sich in Europa, und mit am meisten

in Deutschland, die öffentliche Meinung längst für die Sache der Hellenen erwärmt. Unter Deutschen sang Müller seine Griechenlieder; der arme Dichter Johann Heinrich Voß zahlte tausend Gulden zu den allgemeinen Sammlungen für Griechenland als kleinen Beitrag zur Ablösung der großen Schuld der modernen Welt an das alte Hellas. Beträchtlich waren die Mittel, die aufgebracht wurden; neben den deutschen Sympathien fiel die reiche Geldhilfe des Genfer Bankiers Eynard ins Gewicht; idealen und materiellen Beistand zugleich leistete Byron.

Ganz anders aber stellten sich die großen Kabinette zu dem griechischen Kampfe für Freiheit und Volkstum. Grundsätzlich trat ihm natürlich Österreich entgegen; Metternich hatte nur Spott für die Hellenen. Preußen stand ihm zur Seite, nicht ohne harten Tadel der Philhellenen Norddeutschlands. Aber auch England wollte von den Griechen nichts wissen, aus Handelseifersucht, Sorge um die Jonischen Inseln, Furcht vor einem möglichen Eingreifen Rußlands. Indes war nicht auch der Zar als Mann restaurativer Politik jeder Gunsterzeigung gegen die Griechen fern?

So schien einstweilen für Metternichs Politik nichts zu befürchten. Aber da starb der Zar am 1. Dezember 1825: und damit eröffneten sich ganz andere Perspektiven. Des Zaren Nachfolger, sein Bruder Nikolaus, war gewiß nicht liberal. Aber über allen europäisch-restaurativen Sorgen stand ihm die nationale russische Politik, und ihr war die Sache Griechenlands von jeher heilig. Dieser Umschwung in Rußland traf nunmehr mit einem solchen in England zusammen; hier brachte ein Kabinettswechsel Canning ans Ruder, der, weit verbreiteten populären Regungen entsprechend, von jeher für die Freiheit der Hellenen geschwärmt hatte.

Auf Grund dieser Wendung einigten sich dann England und Rußland am 4. April 1826 dahin, zwischen Hellas und der Türkei zu vermitteln. Es geschah im tiefsten Geheimnis vor der Heiligen Allianz, deren Grundsätze damit schnöde verlassen wurden. In der Tat war Metternich aufs äußerste

bestürzt, als er von dem verräterischen Schritte erfuhr. Indes schien einstweilen gleichwohl nicht zu viel zu befürchten. Die Türkei lehnte die Vermittlungsversuche der beiden Mächte ab; und der Sultan Mahmud raffte nun erst recht, unter blutiger Abschaffung der prätorianisch gewordenen Janitscharen, alle Kräfte der Türkei zum Kampfe zusammen.

Indes die Einigkeit der englisch-russischen Koalition blieb doch bestehen, ja diese verstärkte sich durch Frankreich: denn in Frankreich galten die Sympathien der Liberalen schon längst der Freiheit Griechenlands, aber auch Karl X. empfand ritterlich für die kämpfenden Helden. So kam es zur Annäherung und schließlich zur Allianz zwischen diesen Mächten; am 6. Juli 1827. Danach wurde eine vereinigte Flotte der drei Mächte in die griechischen Gewässer gesandt, um jeden Zusammenstoß zwischen den Parteien zu verhindern; inzwischen sollte die Türkei diplomatisch zum Nachgeben gezwungen werden. Indes die Armada der Alliierten vernichtete am 20. Oktober 1827 bei Navarino in dem Bestreben, Türken und Griechen zu trennen, die türkische Flotte: ein gänzlich unerwartetes Ereignis, welches das Verhältnis der Mächte zur Türkei von Grund aus verschob.

Die Türken, schon bisher jeder Vermittlung abgeneigt, begannen nun furchtbar zu rüsten; und ihre bedrohlichen Vorbereitungen konnten nur Rußland gelten. So kam ihnen Rußland zuvor und nahm, nach anfangs ungünstigem Feldzuge, in dem Frieden zu Adrianopel vom 14. September 1828 der Türkei Gebiete in Asien ab: erzwang aber namentlich auch das Versprechen, daß die Türkei sich in Sachen der Griechen den Beschlüssen einer nach London zu berufenden Konferenz fügen werde.

Die Londoner Konferenz aber erkannte darauf, in dem Protokoll vom 3. Februar 1830, die Unabhängigkeit Griechenlands an, wenn sie auch seine territoriale Ausdehnung ziemlich kärglich begrenzte. Dabei sollte das Land eine konstitutionelle Monarchie erhalten, und König wurde ein deutscher Fürst, der Wittelsbacher Otto I.

Es war eine für die äußere Machtstellung Österreichs und, insofern dieses allenfalls noch Deutschland vertrat, auch Deutschlands schmerzlicher Abschluß. Es begann sich zu rächen, daß Metternich in der äußeren Politik an derselben unseligen absoluten Restauration festhielt, durch deren Durchführung, wie wir sehen werden, er Deutschland auch im Innern unglücklich machte. Überblickte man aber den Verlauf der griechischen Wirren in ihrer weiteren Einwirkung auf Europa, so ergab sich, daß die Großstaaten sich in der diplomatischen und schließlich militärischen Behandlung dieser Sache am Ende getrennt hatten: die Heilige Allianz war äußerlich gesprengt worden. Aber sie war auch innerlich gesprengt! Denn die Alliierten von Navarino hatten in dem Londoner Protokoll Revolution und Nationalitätsprinzip wenigstens für eine Stelle Europas, wenn auch nur in dem entlegeneren Südosten, anerkannt, ja seine Durchführung veranlaßt und begünstigt.

Es war klar: Liberalismus und Nationalismus drangen in das monarchische System des Erdteils ein: und so sehr sich die freiheitsliebende deutsche Gesellschaft dieses Umschwungs freuen mochte, so sehr bedeutete das für die deutschen Großmächte nach der einmal bestehenden Kombination der Dinge doch zugleich einen zunehmenden Verlust ihres Ansehens. Dabei war diese Entwicklung noch keineswegs abgeschlossen. Vollendet wurde sie erst durch die französische Julirevolution und die Befestigung der liberalen Entwicklung in England.

In England war auf Georg III. im Jahre 1820 Georg IV. gefolgt, nach den Sportsmännern der erste Gentleman Europas, in Wahrheit ein infamer Wüstling. Das Ärgernis, das er gab, führte zur Abwendung der Nation von den Torys; Canning machte während seiner langen Ministerzeit die Wandlung der Anschauungen ins Whigistische mit. Als er dann 1827 starb, folgte zwar noch ein Torykabinett, aber mit dem Tode Georgs IV. (1830) war der Übergang zu liberalen Strömungen auf lange entschieden. Denn nun folgte nicht nur in Wilhelm IV. von 1830 bis 1837 ein liberaler König und diesem in Viktoria eine liberale Königin: die ganze innere Entwicklung Englands vor allem wies in ein schon modern-

liberales, nicht einmal mehr bloß whigistisches Fahrwasser. Denn dies war die Zeit, in der unter dem Drucke einer ersten Vollendung der sozialen Schichtung nach den kapitalistischen Prinzipien des Wirtschaftslebens der freien Unternehmung England zum modernen Staate, zur ersten großen europäischen Demokratie, wenn auch mit noch aristokratischer Exekutive, heranreifte.

Einen verwandten Übergang aber machte um diese Zeit auch schon Frankreich durch. Nur daß er nicht, wie in England, in kontinuierlichen organischen Umwandlungen erfolgte, sondern, französischem Temperamente entsprechend, in dem Knalleffekte eines revolutionären Umsturzes. Während Karl X. mit den steigenden Jahren seiner Regierung immer reaktionärer wurde und in der allgemeinen Leitung der äußeren französischen Politik dem Fürsten Metternich noch einmal vorübergehend den Trost einer verständnisvollen Bundesgenossenschaft bot, regte sich in der Nation immer stärker der Widerwille gegen Restaurationsgelüste, die nichts als Begünstigung der alten Kirche und finanzielle Wiederherstellung des vorrevolutionären Adels zu kennen schienen. Es war eine Opposition, die schon früh alles, was modern dachte, umfaßte, darunter sogar die gemäßigten Gelehrten der Pariser Universität, einen Guizot, Villemain, Royer-Collard; bitterer wurde sie, als man Metternich mit Ratschlägen auch in die innere Politik Frankreichs eingreifen sah, als die vorübergehende torystische Strömung in England nach dem Tode Georgs IV. stark einzuwirken schien, als man die zunehmende Verblendung Karls X. erkannte. Aus alledem ging darauf im Jahre 1830 die äußerlich verhältnismäßig ruhig verlaufende Julirevolution hervor; Karl X. dankte ab, und Louis Philipp wurde zum Throne berufen.

Aber unter welchen Wandlungen der Verfassung! Louis Philipp von Orléans, der Sohn des revolutionären Herzogs Egalité, der Urenkel des libertinischen Regenten aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, wurde nicht der alte Roi de France des Lilienbanners; als Roi des Français vielmehr bestieg er, auf Grund eines Staatsvertrages zwischen Nation und Herrscher, einen Thron, den seine Väter nicht besessen

hatten. So fiel das Recht der alten Monarchie hinweg; ein neues Königsrecht war in Europa eingeführt, das Dogma der Legitimität durchbrochen.

Da war denn freilich die Frage, ob dies Königtum von den anderen Mächten so leicht anerkannt werden würde. Aber Louis Philipp, unterstützt von stark kriegerischen Strömungen in der Nation, wußte hier mit Erfolg zu operieren. Sehr bald fädelte er ein engeres Verhältnis mit dem liberalen England ein; doch auch die konservativen Mächte fügten sich schließlich, darunter sogar der Papst und Zar Nikolaus. Natürlich auch Metternich. Allerdings mit einer schlauen Wendung der Sachlage, soweit es auf den erbleichenden Glanz der Heiligen Allianz ankam. Die Heilige Allianz hatte bis dahin die Verfassungsentwicklung Europas tatsächlich kontrolliert oder zu kontrollieren wenigstens beansprucht. Jetzt stellte Metternich, um die offenbar gewordene Haltlosigkeit dieses Anspruchs zu maskieren, das Prinzip der Nichtintervention auf. Es war ein schönes Wort. Tatsächlich war mit dem liberalen Umschwung in England und den Erfolgen der französischen Julirevolution der legitimistische Gedanke der Heiligen Allianz tot und begraben.

Die Frage war, was dieser Umschwung für Deutschland bedeutete und bedeuten konnte. So viel war klar: die europäische Führerschaft, ja das europäische Prestige Österreichs — von Preußen ist in diesem Zusammenhange kaum noch zu reden —, sie waren erloschen. So konnte es auch im Innern Deutschlands zu einer freieren Entwicklung kommen, wenn die liberale Strömung der westeuropäischen Großstaaten tiefgreifend anhielt. Geschah das nicht, traten auf diesem Boden Schwankungen ein, die dann für Frankreich unzweifelhaft eine neue Revolution bedeuteten, so mußte auch die deutsche Nation in ungewisse Gärung geraten: konnte äußerlich die Reaktion ihr Werk vielleicht noch fortsetzen: mußte es aber schließlich doch auch auf deutschem Boden zu einem Durchbruche des Neuen, der liberalen und nationalen Prinzipien, auf gewaltsamem Wege kommen.

Es ist bekannt, daß die letztere Alternative eintraf. In-

wieweit sie aber bis gegen das Jahr 1840 hin durch die französische und englische Entwicklung vorbereitet wurde, wird noch in diesem Abschnitte zu erzählen sein.

Zunächst war an der Fortdauer der liberalen Strömung in Frankreich schon deshalb kein Zweifel, weil die Julirevolution hinweg über alle Velleitäten der Heiligen Allianz, soweit an diese überhaupt noch gedacht wurde, in Europa den gewaltigsten Eindruck machte. So vor allem in Polen, in Belgien und in Italien, von alters her den Sitzen politischer Unruhe; so aber sogar auch in Deutschland, soweit schlecht regierte Kleinstaaten, Hessen-Kassel, Sachsen, Braunschweig, in Betracht kamen.

In Polen führte freilich die Revolution nur zur Unterdrückung der Freiheiten, welche Alexander I. der Nation noch in guten Stunden gegeben hatte: das sogenannte Organische Statut vom Jahre 1832 hob die bestehende Verfassung auf und machte das Land zu einer einfachen russischen Provinz, wenn auch mit etwas selbständigerer Verwaltung; das nationale Geistesleben wurde möglichst unterdrückt, die Universitäten Wilna und Warschau aufgehoben. Hieß dies alles zugleich die Beseitigung jeder liberalen und nationalen Gefahr im Bereiche der Gebiete des legitimistischen Osteuropas, zwischen Rußland, Österreich und Preußen, so blieb doch im übrigen die polnische Revolution nicht ohne Folgen für Deutschland und den Westen. Tausende hochgebildeter Polen wanderten damals aus und wurden schon auf deutschem Boden begeistert aufgenommen. In Frankreich aber erhielten sie sogar Unterstützung aus Staatsmitteln. Und von diesem Augenblicke an haben die polnischen Emigranten überall ein revolutionäres Element gebildet, dessen zumeist deutschfeindliche Wirksamkeit selbst heute noch, ja heute erst recht wieder, zu verspüren ist.

Von äußerlich mehr entscheidendem Erfolge dagegen war die belgische Revolution, die schon im September 1830, mit am frühesten nach der französischen, ausbrach.

Der auf Englands Betreiben aus Holland und Belgien im Jahre 1815 begründete Staat der Niederlande hatte sich

von vornherein als eine unglückliche Schöpfung erwiesen. Gewiß ist die Bevölkerung in Holland völlig, in Belgien zum größeren Teile germanisch; die belgischen Wallonen hatten bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts politisch im Grunde niemals die Führung gehabt. Aber die belgischen Vlamen und die holländischen Niederländer sind weit davon entfernt, sich jemals ganz verstanden zu haben; und nicht selten hat zwischen ihnen der Haß näher Verwandter getobt. Dazu waren beide Stämme zum Teil auch wirtschaftliche Rivalen. Vor allem aber trennte sie doch der Glaube: denn im Norden herrschte damals noch fast ausschließlich der halb demokratische Protestantismus der großen Zeiten der Republik, im Süden aber galt die katholische Konfession, und in ihr traf sich ein reicher Adel mit einem fanatischen Klerus.

Wie sorgsam hätte unter diesen Umständen die Regierung der vereinigten Lande verfahren müssen, um auch nur die äußere Ruhe aufrechtzuerhalten! Aber der Starrsinn des oranischen Herrschers, Wilhelms I., erlaubte gegenüber der Art und den Neigungen vor allem der Belgier kaum die Anwendung der gewöhnlichsten Vorsicht. Die neue Regierung weckte den religiösen Gegensatz, indem sie durch eine Schulordnung vom Jahre 1825 und deren Ergänzungen die Herrschaft des Katholizismus zu brechen suchte; sie schuf sich durch hart-absolutistische Haltung eine liberale Opposition; und sie verscherzte zugleich die Sympathien aller Belgier durch Hervorkehrung holländischen Hochmuts. So verschmolzen denn auf südniederländischer Grundlage klerikale Demagogie und liberaler Radikalismus: und der Ausbruch der Revolution war nur noch eine Frage günstiger Gelegenheit. Diese ergab sich am 25. August 1830 nach einer Aufführung der „Stummen von Portici" mit ihren aufreizenden Volksszenen. Und sie bedeutete Trennung der beiden vereinigten Länder mit der furchtbaren Beschießung von Antwerpen, am 27. Oktober 1830. In der Tat tagte, während am 18. November eine belgische Nationalversammlung die Ausschließung des Hauses Oranien und die Unabhängigkeit Belgiens erklärte, in London eine Konferenz der Großmächte zur Ord-

nung der Dinge in diesem Sinne; und am 20. Dezember erkannte sie die Unabhängigkeit Belgiens an.

Allein nunmehr, da es sich um die Wahl eines Herrschers für das freigewordene Land handelte, zeigte sich zum ersten Male zwischen den liberalen Westmächten, welche einmütig für Nationalismus und Konstitutionalismus in Belgien eingetreten waren, ein unedler Wetteifer: England wie Frankreich versuchten sich durch Unterbringung eines ihnen genehmen und ihrem Herrscherhause verwandten Fürsten die Vorgewalt in Belgien zu verschaffen. Und nur schwer einigte man sich schließlich dahin, daß Leopold von Sachsen-Koburg König wurde, doch so, daß er eine französische Prinzessin heiratete. Belgien erhielt im übrigen die Grenzen von 1790 und wurde für ewig neutral erklärt; Luxemburg wurde als deutscher Bundesstaat dem Könige von Holland zugesprochen.

Im Grunde waren es schon hier zwei Motive gewesen, die das Einvernehmen der liberalen Westmächte durchbrachen: machtpolitische Tendenzen, und, namentlich auf französischer Seite, der ständige, auch durch den persönlichen Geiz des Königs immer wieder diktierte Versuch, dem Herrscherhause der Orléans allerlei internationale Vorteile zu verschaffen.

Es waren Motive, die sich natürlich in jeder großen internationalen Konstellation der nächsten Zeit wiederum auswirkten.

In Italien war man seit der gescheiterten Revolution der zwanziger Jahre gewohnt, auf Frankreich zu blicken. In Frankreich lebten die italienischen politischen Flüchtlinge; in Paris tagte unter Mazzini das Komitee, das ihre Verbindungen mit der Heimat aufrechthielt. Kein Wunder daher, daß man in Italien nach der Julirevolution losschlug. So in Modena und Parma, den österreichischen Halbblutstaaten, so im Kirchenstaat, wo namentlich die Romagna und die Marken revoltierten.

Gegenüber diesen Strömungen erwies sich Frankreich zunächst als dem liberalen Programm getreu; es sprach den Grundsatz der Nichtintervention aus, wogegen Metternich seit Anwendung eben dieses Prinzips durch ihn gegenüber

Frankreich nichts einzuwenden vermochte, und ließ dadurch den Revolutionen eine bedeutende moralische Stärkung zuteil werden.

Allein diese Stellungnahme wurde schließlich nicht beibehalten. Als Metternich, der sich Italien gegenüber keineswegs des Nichtinterventionssatzes erinnerte, die österreichischen Truppen einmarschieren ließ, als diese in Bologna als Befreier von mancher Not der Revolution und Konterrevolution freudig empfangen wurden: als Metternich weiter nicht übel Lust zeigte, die Legationen vom Papste für Österreich zu fordern: — da griff auch Frankreich ein. In der Nacht vom 22. zum 23. Februar 1832 nahm ein französisches Geschwader Hafen und Stadt Ancona durch einen Handstreich.

Nun konnte dieses Ereignis, das in Europa ungeheures Aufsehen erregte, allenfalls noch in liberalem Sinne gedeutet werden; und in der Tat wurde Ancona zum Sammelplatz aller freien Seelen Italiens. Allein bald schlossen die Franzosen selber gerade diese Deutung aus. Als sich zeigte, daß ihr Eingreifen ihr nationales Prestige in Italien, das sie seit dem 15. Jahrhundert jederzeit zu erhalten eifrig bemüht waren, gerettet hatte, vertrugen sie sich mit den Österreichern; und als beide Mächte schließlich, im Jahre 1838, ihre Truppen aus den Ländern des Kirchenstaates zurückzogen, waren die meisten Spuren der revolutionären Bewegung von 1830 getilgt.

Nun hätte eine durchgreifende Politik Frankreichs gegenüber den Mittelmeerstaaten allerdings an sich sehr wohl mit einer inneren Politik des Liberalismus vereinigt werden können: dann nämlich und dadurch, daß sie strikt national gewesen wäre. Allein bald zeigten weitere Ereignisse in Spanien, daß sie das keineswegs war, sondern daß Louis Philipp in seiner äußeren Politik eigentlich durch grundsätzlich legitimistische, ja schließlich sogar nur dynastische Interessen geleitet wurde.

In Spanien hatte in den zwanziger Jahren die schlimmste aller europäischen Restaurationsregierungen geherrscht; auch waren bis 1828 französische Okkupationstruppen in den Festungen geblieben. Zu alledem kam seit 1830 noch die Un-

sicherheit der Thronfolge. König Ferdinand hatte von der Königin Amalie, einer sächsischen Prinzessin, keine Kinder; als Thronerbe galt der ultraroyalistische und klerikale Infant Don Carlos. Da starb die Königin im Jahre 1829; nach zwei Monaten heiratete der König eine Prinzessin Marie Christine von Neapel, und diese gebar ihm im Jahre 1830 die Infantin Isabella. Dabei hatte eine unglückselige Verquickung alten Erbrechts und späterer Abänderungen zur Folge, daß sich bei der herrschenden Parteiung die Legitimisten für Don Carlos, die Liberalen für Isabella und ihre Mutter als thronfolgeberechtigt entscheiden konnten. Das führte natürlich nach des Königs Tode, im Jahre 1833, zum Bürgerkrieg: Karlisten und Christinos standen gegeneinander, wenn es auch der Königin-Mutter gelang, die königliche Gewalt in ihre Hände zu bekommen. Während des Kampfes aber, den sie nunmehr gegen einen legitimistisch-reaktionären Aufstand, vornehmlich in den baskischen Provinzen, zu führen hatte, mehrten sich zugleich in ihrem eigenen Parteilager die Radikalen: es bildete sich eine anarchistische Partei aus, und der gemäßigte Liberalismus geriet zwischen zwei Feuer.

Es war eine Lage, welche die liberalen Westmächte wohl zu einem Eingreifen veranlassen konnte, zumal sie sich in Portugal wiederholte. In der Tat schloß denn auch England mit der portugiesischen Königin Maria da Gloria wie mit der Königin Christine einen Vertrag, der durch Zutritt Frankreichs bald zu einer Quadrupelallianz erweitert wurde: und nach welchem zur Aufrechterhaltung des nationalen und liberalen Königtums auf der Pyrenäischen Halbinsel englische und französische Hilfe gewährt werden sollte.

Allein diese Hilfe blieb lau, da keiner der beiden Helfer dem andern traute; der Bürgerkrieg wütete fort und fand seinen Abschluß eigentlich erst, als sich mit dem Weggange von Don Carlos im Jahre 1839 die karlistische Gefahr verringerte und mit der Abdankung der Königin-Mutter im Jahre 1841 die junge Königin Isabella auf den Thron kam.

Doch eben in den nun folgenden Jahren zeigte Louis

Philipp wiederum in besonders schmutziger Weise, was er unter liberaler und nationaler Politik Frankreichs verstand. Im Jahre 1846 heiratete Isabella auf Vermittlung Frankreichs ihren unfruchtbaren Vetter Franz von Assis; und gleichzeitig verheiratete Louis Philipp seinen jüngsten Sohn, den Herzog von Montpensier, mit Luise Fernande, der Schwester Isabellens — und bei der voraussichtlichen Kinderlosigkeit der Ehe Isabellens deren Nachfolgerin.

Es war eine für die Politik Louis Philipps, und das heißt Frankreichs, schon gegen Schluß der dreißiger Jahre typische Handlungsweise. Wollte man es den Engländern verargen, wenn sie sich darüber erzürnten? Und so lebten denn die führenden Staaten des westeuropäischen Liberalismus von Jahr zu Jahr mehr in gestörter Freundschaft, je rücksichtsloser, geiziger und immer mehr auf persönlichen und Familienvorteil bedacht sich der König der Franzosen zeigte.

Zu entscheidendem Gegensatze indes hatte diese Ära der Mißverständnisse schon vorher, um das Jahr 1840, an einer Stelle geführt, an welcher auch die übrigen europäischen Mächte ein Wort mitzureden hatten: an derselben Stelle, von der aus schon die restaurative Herrschaft Österreichs gebrochen worden war, im europäischen Südosten.

Schon seit dem Beginn der Julimonarchie verfolgte Frankreich das Ziel, sich zur beherrschenden Großmacht wenigstens des Mittelmeeres zu machen, da England die Ozeane seiner Hegemonie unterworfen hatte: es war, in kleinerem Ausmaße, die Wiederaufnahme Napoleonischer Pläne. Aber wie Ludwig der Heilige die letzten Kreuzzüge nicht mehr gegen das Heilige Land selbst gerichtet, sondern zunächst bescheidenere Aufgaben zu lösen versucht hatte, so führten auch die neuen Gesta Dei per Francos nicht alsbald nach Ägypten, sondern, näher der Heimat, nach Algier. Als wenn sich dadurch ein schließlicher Konflikt mit England hätte vermeiden lassen!

Die Eroberung Algiers hat viel Blut gekostet; erst gegen die Mitte des Jahrhunderts konnte sie als vollendet gelten; 1847 wurde Abd-el-Kader gefangen genommen. Allein inzwischen

ergab sich Gelegenheit, auch weiterhin in der Levante Einfluß zu gewinnen. Im Jahre 1832 eroberte der nie ruhige und nimmersatte Vizekönig Mehemed Ali von Ägypten Syrien und drang gegen die Türkei, die durch die Ereignisse des griechischen Aufstandes geschwächt war, bis Skutari vor. Es war eine unmittelbare Bedrohung des Sultans, die sich der Zar, der sich schon als der natürliche Vormund und Erbe der türkischen Herrschaft ansah, nicht bieten ließ: er war zum Einschreiten bereit. Da hinderte Frankreich eben in diesem Augenblicke einen vollen Erfolg Rußlands und schob zugleich Mehemed Ali noch bedrohlicher in die Nähe Konstantinopels, indem es zwischen ihm und dem Sultan den Präliminarfrieden von Kutahia, vom 4. Mai 1833, vermittelte, wonach Mehemed Syrien unter der Oberhoheit der Pforte erhielt. Kaiser Nikolaus war höchst entrüstet über diesen französischen Erfolg, der ungefähr mit der Besetzung Anconas und mit der Konstituierung des Königreichs Belgien zusammenfiel; doch vermochte er die Abmachungen nicht zu verhindern. Dagegen glaubte er durch einen Vertrag vom 8. Juli 1833, zu Hunkiar Iskelessi, weitere Fortschritte Frankreichs vereiteln zu können, indem er sich verpflichtete, der Türkei bei jeder drohenden Gefahr auf Ansuchen zu Hilfe zu kommen, während die Hohe Pforte die Dardanellen für fremde Kriegsschiffe schloß.

In diesen Verwicklungen hatten nun Frankreich und England noch gegen Rußland zusammengestanden. Allein als Mehemed Ali auch nach dem Vertrage von Kutahia seine Eroberungszüge fortsetzte und im Jahre 1839 ein türkisches Heer bei Nisib völlig schlug, und als gleichzeitig dem kraftvollen Sultan Mahmud in Abdul Medschid ein sechzehnjähriger Knabe folgte, änderte sich das. Jetzt gelang es Rußland leicht, England auf seine Seite zu ziehen: denn es lag keineswegs in Englands Interesse, daß der ganz in französischem Fahrwasser befindliche Mehemed den festen Besitz Syriens erhielt und damit die englisch-indischen Beziehungen beherrschte. Und so vollzog sich denn, da auch die deutschen Mächte und insbesondere Österreich sich gegen eine Alleinherrschaft Frankreichs auf dem

Mittelmeere zu wehren hatten, eine allgemeine Annäherung der europäischen Großmächte mit Ausnahme Frankreichs zur Beratung einer Reform der Türkei und zur Zurückdrängung Mehemeds: das Band des liberalen Zusammenhanges im europäischen Westen schien gelöst. Und so schmerzlich dies dem deutschen Liberalismus für seine Hoffnungen im Innern sein mochte, so daß die Gefahr einer radikalen Lösung näher trat, so wohltuend war diese Wendung doch dem deutschen Nationalismus: denn zum ersten Male wieder seit langer Zeit hatte sich eine große europäische Frage ergeben, in der die deutschen Mächte gemeinsam und im Geiste maßvoller Freiheit mitsprachen.

In diesem allgemeinen Zusammenhange spitzte sich aber freilich auch das eigentliche Problem außerordentlich zu; am 11. Juli 1840 schlossen alle Mächte außer Frankreich einen Vertrag zur Friedensstiftung im Orient im englischen Sinne, gegen den Willen Frankreichs. Darüber wurde die öffentliche Meinung in Europa immer erregter; in Frankreich, wo schon längst die Gärung gegen die Regierung Louis Philipps einen gewaltsamen Ausgang suchte, herrschte eine provozierend kriegerische Stimmung; zum ersten Male wieder seit langer Zeit erscholl die Marseillaise. Und merkwürdig genug: sehr bald vergaß man in dieser Stimmung fast die orientalische Frage und forderte die Rheingrenze. Und sofort schien es, als ob französische Eifersucht auf den Nachbar, der sich jetzt bei einer Frage von allgemeiner europäischer Bedeutung endlich auch einmal deutlich zum Worte zu melden drohte, schon damals das träge Blut der Deutschen zu einem Kampfe um das ganze Deutschland in Wallung bringen sollte; Frankreich selbst begann umfassende Rüstungen; es war wie der Vorabend eines großen Krieges.

Aber schon nach wenigen Monaten herrschte wieder Ruhe. Mehemed Ali hatte inzwischen Rückschritte gemacht; die Pforte entsetzte ihn seiner Würden; Rußland drohte in die Türkei einzufallen und rief damit in England Beklemmungen hervor; in Frankreich bemächtigte sich der Radikalismus des Kriegs-

geschreis, und Louis Philipp stutzte. An Stelle des Ministeriums Thiers trat das friedselige Ministerium Guizot; und internationale Verhandlungen führten schließlich zu dem Londoner Protokoll vom 13. Juli 1841, in welchem Mehemed Ali bedingungslos als erblicher Vizekönig von Ägypten anerkannt wurde, alle anderen Eroberungen aber herausgab.

So war der Versuch einer französischen Beherrschung der Levante gescheitert; mißmutig und mißtrauisch vor allem gegen England zog sich das französische Volk aus diesem wenig ehrenvoll verlaufenen Handel heraus; zu der Verurteilung der immer reaktionärer werdenden inneren Politik des Königs kam der Ärger über Niederlagen auf dem Gebiete der äußeren: die Stimmung der Februarrevolution des Jahres 1848 bereitete sich vor.

Was aber für Europa und damit auch für Deutschland aus diesem Verlaufe der internationalen Politik der dreißiger Jahre und dem Spiel vor allem der westeuropäischen Interessen als Ganzes um 1840 hervortrat, das war doch, nach dem Verfalle der Heiligen Allianz schon seit 1830, der Sieg der großen liberalen Ideen auch in den politischen Beziehungen der Mächte, ganz abgesehen von ihrer außerordentlich starken kulturgeschichtlichen Fundamentierung in diesen Zeiten. Und eben dieser Zusammenhang nur macht es begreiflich, daß sich in Deutschland in dem Augenblicke, da die Grenzen des Vaterlandes bedroht schienen, die öffentliche Meinung mit einer ganz unerwarteten Wucht geäußert hatte: dem liberalen Gedanken war in mindestens ebenbürtigem Fortschritte alsbald der nationale zur Seite getreten. Als in den Zeiten des Ministeriums Guizot auf den Pariser Straßen der Ruf nach der Rheingrenze erscholl, da erwachte auch am Rhein und jenseits des Stroms die Stimmung der Freiheitskriege frisch und stark; man fühlte sich den Franzosen in einem künftigen Kriege gewachsen, und weithin drang das Echo von Beckers Lied: Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein. Und diese Stimmung verrauschte nicht rasch; sie blieb auch nach den gehobenen Tagen; dauernd bezeichnete sie den Umschwung der

politischen Haltung in Deutschland, wie er sich seit den dreißiger Jahren gegenüber den restaurativen Gefühlen des zweiten und dritten Jahrzehnts vollzogen hatte.

II.

In der Schilderung der politischen Vorgänge von 1815 bis 1840 im vorigen Abschnitt ist Deutschland, soweit es ein politischer Begriff war, der im Deutschen Bunde seine Spitze fand, kaum ein einziges Mal erwähnt worden. Und auch das deutsche Volk haben wir fast nur einmal als Einheit eingreifen sehen, im Moment vermeintlicher höchster Gefahr, 1840, als die Franzosen das linke Rheinufer forderten. Aber auch die deutschen Großmächte sind im Grunde wenig genannt worden. Am wenigsten Preußen. Es hatte auf seine Großmachtstellung nahezu verzichtet; bis 1830 etwa folgte es absolut Metternich, von da ab Rußland und nebenher Österreich. Österreich seinerseits spielte eine hervorragende Rolle doch nur als Hort der Heiligen Allianz, wenn sich auch Metternich zur Höhezeit seiner Macht in der Vorstellung gefiel, sein Kaiser könne sich eigentlich mit Recht zugleich als Kaiser von Deutschland betrachten.

Die Heilige Allianz aber hatte völlig eigentlich nur bis etwa zum Tode des Kaisers Alexander (1825) die Führung Europas in Händen gehabt, während sich schon in dieser Zeit das romanische Amerika auf eigene Füße stellte. Es war dann ferner ihre tiefere Grundlage, die Gesamttendenz der europäischen Entwicklung noch im Sinne des Legitimismus und Absolutismus, durch die Julirevolution gesprengt worden: seitdem galt ein nicht legitimistisch, sondern auf nationaler Souveränität begründetes Königtum, eine nicht absolutistisch, sondern konstitutionell im Sinne der Forderungen des höheren Bürgertums verlaufende monarchische Regierung als denkbar; Beispiele waren England und Frankreich.

Dabei war es denn allerdings England und Frankreich nicht gelungen, das Ideal ihres Staatslebens anderswo außer

in Belgien zur Geltung zu bringen; in den südromanischen Staaten scheiterten dahinzielende Versuche der revolutionierenden Italiener, Spanier und Portugiesen, soweit das Ausland dabei in Betracht kam, an der Lauheit der französischen und englischen Hilfe wie an dem immer wieder hervorbrechenden politischen Gegensatz zwischen England und Frankreich, schließlich auch an der immer stärkeren Hinwendung König Louis Philipps zu Absolutismus und Legitimismus.

Noch weniger Erfolg hatte die nationale und liberale Bewegung, wie sie von der französischen Julirevolution ausging, unter Germanen und Slawen. Hier bot sie vielmehr Anlaß zu verstärkten Repressalien der absolutistisch-legitimistischen Mächte und wurde durch den weiteren Verlauf der englisch-französischen Beziehungen in den dreißiger Jahren nicht gestärkt, sondern in dem Grade im Stich gelassen, daß eben das Ende des vierten Jahrzehnts, wenigstens auf deutschem Boden, die stärksten Unterdrückungsversuche freiheitlicher Empfindung erlebt hat.

Im ganzen betrachtet war somit in der Zeit von 1815 bis 1840 für Deutschland von außen her kein durchschlagender Impuls vorhanden, um eine absolutistische und legitimistische Reaktion zu verhindern; war eine solche Reaktion vorhanden, so mußte sie im Gegenteil sogar gestärkt werden. Dies um so mehr, als es den deutschen Großmächten auch im Bereiche geringfügiger internationaler Beziehungen nicht gelang, Erfolge zu erringen und dadurch das nationale Empfinden zu kräftigen. Wie wenig haben da Österreich und Preußen beispielsweise zum Schutze deutscher Seefahrtsinteressen, besonders für Hamburg, erreicht! Und wie kläglich hat sich Preußen von dem Königreiche der Niederlande behandeln lassen, als es sich um die Realisierung der durch den Wiener Kongreß festgestellten Freiheit der Rheinschiffahrt bis in die See handelte! Von dieser halb lächerlichen, halb ärgerlichen Angelegenheit wird noch weiter zu erzählen sein.

Aber auch von innen her gab es keine Macht, welche der drohenden Restauration widerstanden hätte. Die geistigen

Strömungen wendeten sich der Romantik, dem Universellen und Verschwommenen, nicht dem Konkreten und Nationalen zu; und indem sie das Willkürleben der Einzelperson zu statuieren schienen, aber auf die Dauer nicht gewährleisteten, öffneten sie den Mächten einer scheinbar längst überwundenen Vergangenheit, dem legitimistischen Absolutismus und dem orthodoxen und ultromontan-klerikalen Kirchentum die Tore.

Und so geschah es, daß Deutschland, das soeben die Welt vom Joche Napoleons befreit hatte, das darauf Europa in der Romantik eine neue Geisteskultur schenkte, gleichwohl und zum Teil ebendeshalb politisch den Reaktionsgelüsten der partikularen und legitimistischen Gewalten, sowie einer unglückseligen, zur Tatenlosigkeit verdammenden Gesamtverfassung anheimfiel.

Die Stimmung, in der man aus den Befreiungskriegen heraus an die Lösung der deutschen Verfassungsfrage trat, war bei der Masse der Gebildeten bald eine ganz andere, als sie der geistige und sittliche Aufschwung der Freiheitskriege hätte erwarten lassen.

Es ist dabei zu bedenken, daß der Geist der Freiheitskriege keineswegs aus einer überall gleichmäßig verbreiteten geistigen Haltung heraus geboren worden war. Die kleineren Staaten im Westen hatten die preußische Begeisterung nicht mitgemacht, teilweise auch nicht Österreich: und so erwachte auch in ihnen nicht die große und flammende Begeisterung für das ganze Vaterland. Was aber außerhalb Preußens für die Größe der Nation fühlte, das war vielfach auch schon nach Preußen gegangen: Stein und Scharnhorst, Hardenberg, Blücher und Gneisenau, Niebuhr, Fichte und K. F. Eichhorn, wie viele andere, sind nicht geborene Preußen gewesen.

Außerdem aber war das Freiheitsgefühl, das in Preußen neben dem Nationalgefühl geweckt worden war, nicht das der frühen Romantik. Freiheit hatte der Freiherr vom Stein nur im Sinne pflichtstrenger Einordnung in den Staat und patriotischer Unterordnung unter dessen Zwecke verstanden: dem Bürger sollte die Sache des Staates als seine eigene erscheinen. War vorauszusetzen, daß dieser Begriff sich unter den Ein-

wirkungen insbesondere der nun in weitere Kreise dringenden Frühromantik nach den großen Ereignissen der Jahre 1813 bis 1815 lange erhalten würde? Hatte Arndt gesungen „Das ganze Deutschland soll es sein"; hatte Stein geschrieben „Ich habe nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland; ... mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge": bald dachte man anders; und mit dem steigenden historischen Sinne der Romantik feierte der Legitimismus Orgien der Auferstehung.

Dazu kam, daß Österreich schon 1813 die diplomatische Führung des Krieges gegen Frankreich über Preußen hinweg an sich gerissen hatte, und daß Metternich in Verfolgung dieser Handlungsweise mit den süddeutschen Staaten schon Verträge abgeschlossen hatte, die den Aufbau eines mächtigen Bundesstaates von vornherein verhinderten. Und Österreich wollte einen solchen Bundesstaat überhaupt nicht. In Wien wollte man vor allem österreichische Großmacht werden und bleiben: also mit den deutschen Dingen nur insoweit befaßt sein, um sie im Sinne der eigenen Politik zu beherrschen. Und so wünschte man weder ein deutsches Kaisertum des österreichischen Kaisers noch eine Führung der deutschen Angelegenheiten durch einen anderen Staat, etwa gar wohl durch Preußen. Den österreichischen Absichten, den Anschauungen Metternichs entsprach daher nur eine Verfassung, die wie die spätere Bundesverfassung beschaffen war.

Zu den politischen Bedenken kamen für Österreich auch noch legitimistische. Österreich ließ sich von vornherein der Idee der Nationalität und der damit verquickten Idee staatsbürgerlicher Freiheit nicht einordnen: bei seiner Zusammensetzung aus zahlreichen Nationalitäten wäre es darüber zugrunde gegangen. Heute wie damals beruhte darum die Einheit der österreichischen Monarchie auf der Anhänglichkeit der Völker an die Herrscherfamilie, d. h. auf dem Legitimismus.

In diesem Zusammenhange mag man am ehesten die geschichtliche Rechtfertigung der Metternichschen Reaktionspolitik

sehen: Österreich mußte bleiben, wie es im 16. bis 18. Jahrhundert gewesen war.

Nun schienen aber gerade in Preußen durch Stein und Hardenberg die nationalistischen und liberalen Ideen Boden zu finden. Daher durfte Preußen bei der Ordnung der deutschen Verhältnisse auf keinen Fall bevorzugt werden: wie leicht hätte sonst sein Staatsziel siegen, die in ihm gepflegte Anschauung sich nach Österreich verbreiten können.

Indem aber Österreich so gegen Preußen ein- und auftrat, traf es zugleich auch die Meinung der neubegründeten Königreiche im Süden sowie des mit England in Personalunion verbundenen Hannovers: denn diese Königreiche wollten als Preußen ebenbürtig angesehen werden und vermochten dies nur, wenn Preußen gedrückt wurde.

Unter diesen allgemeinen Voraussetzungen etwa begannen die Verhandlungen über die Frage der künftigen deutschen Verfassung.

Auf Steins Betreiben war die Ordnung der deutschen Verhältnisse von den Alliierten als eine ausschließlich deutsche Sache einem Ausschuß von Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg und Hannover, der sogenannten Pentarchie, übertragen worden. Für diesen Ausschuß legte Hardenberg am 13. September 1814 zunächst dem Fürsten Metternich einen Entwurf vor, und dieser wurde dann von Metternich stark verwässert am 14. Oktober 1814 dem Ausschuß übergeben. Hier fand er aber, als viel zu weitgehend, vor den kleinen Königreichen keine Gnade. Wrede protestierte im Namen des „bayrischen Nationalstolzes", Württemberg fand es unglaublich, daß man „aus verschiedenen Völkerschaften, wie Preußen und Bayern, sozusagen Eine Nation machen wolle".

Am 16. November 1814 war man soweit, daß, zur Freude Metternichs, die Pentarchie unverrichteter Dinge auseinanderging.

Aber nun regten sich die kleinen deutschen Souveräne, welche bisher vergebens gebeten hatten, sie mit beraten zu lassen. Sie wollten weit eher auf einzelne Rechte zugunsten

der Zentralgewalt verzichten als allein stehen, und 29 von ihnen forderten — zum letzten Male für lange Zeit — eine kaiserliche Obergewalt. Indes ohne Erfolg. In dem nun folgenden Kampfe des Jahres 1815 gegen Napoleon trat zunächst die amtliche Beratung der ganzen Angelegenheit zurück, wogegen eine Fülle lustiger Privatprojekte aufflatterte.

Indes kam man auf dem Wiener Kongreß doch endlich noch zum Abschluß. Nachdem Preußen vergebens zwei, durch Wilhelm von Humboldt ausgearbeitete Projekte vorgelegt hatte, präsentierte Metternich ein äußerst verdünntes Elaborat des Herrn von Wessenberg, das nach nochmaliger Abschwächung namentlich durch Bayern und Sachsen, unter allgemeiner Ermüdung, gleichsam in Ermangelung von etwas Besserem, angenommen wurde; am 8. Juni 1815.

Die Verfassung, wie sie nun perfekt geworden war, charakterisierte sich als ein ziemlich inhaltloses Machwerk, dessen Leere die Gefahr barg, daß eine führende Macht aus gewissen vagen und weiten Bestimmungen leicht diktatorische Gewalten ableiten konnte. Dazu kam, daß die Akte auch noch der Wiener Kongreßakte eingefügt wurde: so daß später die Signatarmächte des Kongresses aus dieser Tatsache her die Befugnis beanspruchten, die deutsche Entwicklung zu kontrollieren, ja in sie gegebenenfalls selbst tatsächlich einzugreifen.

Die Zahl der Bundesstaaten betrug 39, darunter vier freie Städte; später schmolzen sie auf 35 zusammen. Von Österreich gehörte nur das cisleithanische Gebiet zum Bunde, von Preußen nicht die Provinzen Preußen und Posen. Organ des Bundes war der in Frankfurt residierende Bundestag, bestehend aus Bevollmächtigten der Bundesglieder, welche der Instruktion bedurften. Die Folge dieser Einrichtung war ein endlos schleppender Geschäftsgang. Der Bundestag beschloß bei wichtigeren, sogenannten „organischen" Fragen im Plenum mit 69 Stimmen. Dabei war für dauernde Institutionen Stimmeneinheit nötig; im übrigen entschied eine Mehrheit von zwei Dritteln. In diesem Falle konnten die sechs größten Staaten im Plenum die kleinen überstimmen, da sie zusammen 28 Stimmen

führten. Ganz anders lagen dagegen die Dinge in dem gewöhnlich tagenden engeren Rat von 17 Stimmen. Hier hatten die elf größeren Staaten je eine Stimme, die anderen kleinen sechs Kuriatstimmen: es konnten somit Österreich und Preußen sehr leicht überstimmt, ja unter Umständen konnten neun Zehntel der Nation durch ein Zehntel majorisiert werden.

Die Folge dieser Bevorzugung der Kleinen war, daß Österreich und Preußen mit ihnen, statt sachlich und gemeinsam, vielmehr einzeln, persönlich und diplomatisch von Hof zu Hof verhandelten; und so kam es zu ständigen Intrigen und Zetteleien, und die bundesstaatliche Diplomatie gewann langsam wieder den Charakter der veralteten Kabinettspolitik des 17. und 18. Jahrhunderts.

Der unförmlichen Zentralbehörde des Bundes aber wurde nun die Ausführung des einzigen Zweckes des Bundes beigelegt, „über die Sicherheit Deutschlands nach innen und außen zu wachen". Und der Unbestimmtheit dieser Aufgabe entsprachen die dürftigen Bestimmungen über die Stellung der Einzelländer. Den Fürsten war gestattet, Gesandtschaften zu halten, auch Bünde zu schließen außer gegen den Deutschen Bund; außerdem war im Artikel 13 der Akte in ziemlich unklarer Sprache festgestellt, in jedem Bundesstaate „werde" — ursprünglich hatte es geheißen „solle" — eine landständische Verfassung statthaben; für den Staatsbürger kamen dazu verschwommene Redensarten über Preßfreiheit und Handelsfreiheit, neben einer sehr genauen Aufzählung der Privilegien der Mediatisierten und der Thurn und Taxisschen Postrechte.

Natürlich hätten diese unfertigen Bestimmungen, mehr Direktiven als Gebote, einer gesetzgeberischen Ausgestaltung bedurft. Aber dazu kam es nie. Zwar gab sich Preußen während des ersten Jahrfünftes der Bundesverfassung Mühe, wenigstens eine leidliche Heeresverfassung herzustellen, und wenigstens scheinbar wurde es dabei von Österreich unterstützt, aber das nach endlosen Verhandlungen gewonnene Resultat war kläglich. Als im Jahre 1821 endlich eine provisorische Kriegsverfassung zustande kam, sollte das Bundesheer aus

300000 Mann bestehen, formiert in zehn Armeekorps, deren je drei erste von Österreich und Preußen, das siebente von Bayern, das achte bis zehnte von den übrigen Staaten zu stellen waren. Aber ein gemeinsames Kommando im Frieden gab es nicht, noch viel weniger eine einheitliche Organisation: jeder Staat richtete sein Kontingent selbst ein, ja es war verboten, das Kontingent eines kleineren Staates einem größeren zu unterstellen; und eine Musterkarte teilweise phantastischer Uniformen bezeugte den tatsächlichen Charakter der Desorganisation auch äußerlich. Wie es dabei namentlich im achten bis zehnten Korps selbst innerhalb des eigentlichen Dienstbereiches aussah, läßt sich denken. Das neunte und zehnte Korps wurde überhaupt erst im Laufe der nächsten vierzehn Jahre formiert, und auch dann nur auf dem Papiere. Ebenso wurde erst nach einem langen Hin und Her von Verhandlungen Ulm den alten Bundesfestungen Luxemburg, Mainz und Rastatt hinzugefügt.

In den dreißiger Jahren ist dann allerdings noch einmal der Versuch des Anfangs eines Ausbaus der Heeresverfassung gemacht worden. Als unmittelbar nach der Julirevolution kriegerische Übergriffe Frankreichs über den Rhein nicht ausgeschlossen waren, während Frankreich gleichzeitig der belgischen Revolution sympathisch gegenübertrat und in Italien die revolutionären Bewegungen im Gegensatz zu Österreich zu schützen schien, kamen die süddeutschen Staaten in große Verlegenheit. Österreich, in Italien beschäftigt, konnte ihnen für den Fall eines französischen Angriffs wenig helfen; ja es schien fast, als ob es einen Angriff Frankreichs auf Süddeutschland gern sehen würde, um in Italien freie Hand gegen die Revolution, die ohne Frankreichs Hilfe viel leichter zu bewältigen war, zu erhalten. In dieser Not rüsteten Württemberg und Bayern eifrig, und zwar außerhalb des Rahmens der Bundeskriegsverfassung, denn in beiden Staaten wußte man wohl, daß diese nichts taugte. Das gemeinsame Heer sollte dann unter den Oberbefehl König Wilhelms von Württemberg gestellt werden, der schon als Kronprinz militärisches Geschick als Heerführer

bewährt hatte. Gleichzeitig aber wandten sich Bayern und Württemberg an Preußen, es solle den Mitschutz auch des Oberrheins übernehmen; am besten werde man hierzu gemeinsame militärische Abmachungen treffen.

Damit war denn ein Moment gegeben, auf das hin zunächst eine militärische Sonderverfassung im Bunde und damit vielleicht der Kern einer allgemeinen Reform der Heeres-, wenn nicht gar der Bundesverfassung, hätte entwickelt werden können. Aber freilich mußte man rasch handeln, ehe die Kriegsgefahr verflog.

Indes Friedrich Wilhelm III. zauderte; und schließlich glaubte er in der Sache nichts tun zu dürfen ohne Vorwissen Österreichs. Im Januar 1831 ging daher General von Röder nach Wien und machte den Vorschlag, für den Kriegsfall drei Heere aufzustellen, am Niederrhein, am Main und am Oberrhein, wobei die Disposition so getroffen war, daß Bayern und die drei gemischten Bundeskorps unter preußisches Kommando gekommen wären. Den gemeinsamen Oberbefehl aber sollte nicht ein Bundesfeldherr, sondern nach Analogie der Verhältnisse des Jahres 1813 ein großes Hauptquartier führen.

Nun war es ganz selbstverständlich, daß Preußen mit diesen Vorschlägen auf Metternichs entschiedenen Widerstand stieß. Metternich stützte sich dabei in seinen Gegenargumentationen auf das Bestehende: an die Bundeskriegsverfassung habe man sich zu halten. Und damit gelang es ihm, einen Entscheid in der Sache im Laufe der kommenden Monate bis zum Herbst 1832 überhaupt aufzuhalten, — um dann, als die Kriegsgefahr längst vorüber war, den preußischen Plan im allgemeinen zu billigen.

Natürlich aber wollten nunmehr die süddeutschen Staaten von diesem Plane nichts mehr wissen, wie er denn in der Tat zum Teile wenigstens gegenstandslos geworden war: die Sache schlief ein, und auf lange hin war eine letzte Gelegenheit zur Begründung einer besseren Heeresverfassung, eine Gelegenheit auch vielleicht zur Begründung der Anfänge eines engeren Deutschlands unter Preußens Führung verabsäumt.

Innerhalb des Verfassungslebens des Bundes aber rückte ebensowenig, wie der Ausbau der Militärverfassung, der Ausbau der politischen Verfassung vorwärts. Und das war schließlich noch ein Glück. Denn Österreich hätte hier gern Bestimmungen in restaurativem und reaktionärem Sinne getroffen. Allein das ließ die Opposition der Mittelstaaten, welche mittels ihrer verhältnismäßig liberalen Landesverfassungen einen soliden Partikularismus anzubahnen begannen, nicht zu. Und so kam es denn in der Wiener Schlußakte vom 8. Juni 1820, mit welcher die Entwicklung der Bundesverfassung erst eigentlich abschloß, im ganzen noch zu freiheitlichen Zusatzbestimmungen zur eigentlichen Bundesakte. Wichtig war da namentlich die Art, in der das Verhältnis der Bundesgewalt zu dem Einzelleben der Staaten bestimmt wurde; es wird davon bald eingehender die Rede sein.

Die Veröffentlichung der Bundesverfassung wurde in Deutschland mit Hohn und Ingrimm aufgenommen, nicht minder die Nachricht vom Zusammentritte des Bundestages, der, auf den 1. September 1815 ausgeschrieben, vorbedeutungsvoll für die Energie dieser neuen Zentralgewalt erst am 5. November 1816 stattfand. Selbst den Regierungen nahestehende Männer fragten sich, ob diese Sorte von Verfassung denn der Lohn sein solle für die patriotische Hingebung des Volkes in den Freiheitskriegen. Das Schwergewicht, welches sich in Form des notwendigen legitimistischen Konservatismus Österreichs der deutschen Entwicklung angehängt hatte, erkannten freilich die wenigsten, und so kam es zu einer blinden Erbitterung.

Sie fand ihren Ausdruck zunächst in der doktrinären Kritik einer Fülle liberaler Zeitungen, der Nemesis Ludens, der Isis Okens, des Volksfreundes von Wieland, die alle im Schutze der liberalen Regierung Karl Augusts von Weimar erschienen, ferner im „Rheinischen Merkur" von Görres, dem bedeutendsten Blatte damals nicht bloß des Mittelrheins, sondern Deutschlands überhaupt, in dem „Wächter" von Arndt u. a. m. Sitz der Opposition waren dabei neben Thüringen namentlich die rheinischen Länder und die Staaten des Südens. Praktisch

aber machte sich die Kritik vor allem in den süddeutschen Parlamenten geltend. Und hier war es wiederum besonders die badische Kammer, die offen eine Verbesserung der Bundesverfassung erstrebte.

Den liebenswürdigsten aber und freilich zugleich unvorsichtigsten Ausdruck fand die Opposition und die Stimmung getäuschter Hoffnung in der akademischen Jugend und unter den Turnerschaften. An den Universitäten vor allem begeisterte man sich auch noch fürderhin für das Ideal eines einigen, großen Deutschlands. Es war eine Gesinnung, die in ihren Anfängen schon die neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts gezeitigt hatten, die dann genährt und gefestigt worden war in der stählenden Not der Kriege. Mittelpunkte der Bewegung waren Jena und Gießen, Universitäten der Kleinstaaten, zeitweise auch Würzburg, soweit das patriotische Denken an die Entwicklung der Burschenschaft gebunden war. Der frischere Ton herrschte dabei in Jena; hier eben war die Deutsche Burschenschaft im Jahre 1815 begründet worden. In Gießen dagegen schritt man zu einem verderblichen Fanatismus fort; es gab hier eine Gruppe der „Unbedingten" unter den Brüdern Adolf, Karl und Paul Follen.

Den charakteristischsten Ausdruck vielleicht fand diese Bewegung an den Universitäten im Jahre 1817 in einem Feste, das am 18. Oktober auf der Wartburg und in Eisenach zum Andenken an die Schlacht bei Leipzig gefeiert wurde. Es war eine ernste Tagung der Burschenschaften, insbesondere der von Jena; mit feierlichem Gesang und dem Empfange des Abendmahls wurde sie eröffnet. Später zog eine Anzahl von Studenten auf den Wartenberg, auf dem jetzt das Burschenschaftsdenkmal aufragt, und verbrannte dort, ein wenig nach Luthers Beispiel, die Zeichen der alten verhaßten Zeit: Zopf, Schnürbrust und Korporalstock, Schriften von Kotzebue und Kamptz, sowie Bücher des preußischen Delators Schmalz und Hallers, des politischen Theoretikers der Restaurationszeit.

Es war im ganzen eine harmlose Demonstration, so begeisterte Reden auch gehalten wurden. Allein in den Kreisen

der Restauration, namentlich in Wien, war furchtbare Entrüstung die Folge; Metternich fuhr energisch gegen Karl August von Weimar, den „Altbursch", wie er ihn nannte, los, und wollte den Deutschen Bund gegen die Empörer polizeilich mobil machen.

Indes dies ging bei der Unreife der Bundesverfassung, der keinerlei Ausführungsorgane zur Seite standen, nicht auf direktem Wege; nur die Vereinbarung einiger größerer Staaten zu einer Pression auf den Bundestag und zur Willigkeit eigener Ausführung konnte hier fördern.

Dabei bedurfte es aber vor allem der Teilnahme Preußens. In Preußen war die Reaktion gegen den Geist der Freiheitskriege und der Steinischen Reformen nach 1815 um so stärker gewesen, je höher der Aufschwung vorher getragen hatte. Schon wenige Wochen nach Belle-Alliance hatte der Geheimrat Schmalz, der erste Rektor der Berliner Universität, Stein, Schleiermacher, Arndt und andere Träger erlauchter Namen als Verschwörer und Revolutionäre verdächtigt und die Befreiung des Vaterlandes als auf Befehl allein des Königs erfolgt geschildert. Diesem Angriffe hatte dann freilich ein Heer entrüsteter Gegenschriften geantwortet; bis tief in das Jahr 1816 hinein zogen sich literarische Kämpfe. Allein bald zeigte sich, daß König und Regierung das Unwesen zu stützen geneigt waren. Schon im Januar 1816 war der Rheinische Merkur unterdrückt worden, dann nahm Gneisenau, der in Koblenz als Gouverneur der Rheinlande residiert hatte, seine Entlassung; der Lauf des Jahres sah das Zurückschrecken der Regierung vor dem Andrängen der agrarischen Reaktion; und schon 1817 stand Preußen „moralisch tiefer in der öffentlichen Meinung am Rhein und in ganz Süddeutschland, als die österreichischen Papiere im öffentlichen Kredite je gestanden hatten". Jetzt, nach 1817, wollte es das Zusammenfallen zweier unglücklicher Ereignisse, daß Metternich den Preußenkönig ganz für sein System und seine Absichten gewann. Am 23. März 1819 ermordete der Student Sand, ein Jenaer Burschenschafter, den russischen Staatsrat Kotzebue, der als ein Söldner im

Dienste der Reaktion verhaßt war; und am 1. Juli suchte der Apotheker Löning den nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell in Schwalbach zu töten.

Diesen Taten folgten hier und da Zusammenrottungen des Pöbels, vielfach in antisemitischem Sinne.

Es waren Vorgänge, die, zusammen mit Wiener Einflüsterungen, Friedrich Wilhelm III. völlig einschüchterten; er verfügte jetzt eine strenge Untersuchung des „Demagogentums" und zeigte sich zu polizeilichen Maßregeln im Sinne Metternichs bereit. Und so kam es, während die Demagogenriecherei in Preußen die höchsten Namen der Befreiungszeit zu besudeln begann, zu den Karlsbader Beschlüssen vom 20. September 1819.

Nach einer vorhergegangenen Punktation zu Teplitz, vom 1. August 1819, und persönlichen Unterredungen Metternichs mit Friedrich Wilhelm III. beschlossen die Minister von zehn größeren, dem Systeme Metternichs sicheren Bundesstaaten in Karlsbad: erstens Maßnahmen zur Unterdrückung des freien Geistes der Universitäten; sie sollten durch die neu zu errichtende Aufsichtsinstanz der Kuratoren kontrolliert und, wenn nötig, durch Absetzung renitenter Professoren und Auflösung freiheitlicher Studentenverbindungen bestraft werden; zweitens Maßnahmen gegen den „Unfug der Presse", deren Freiheit durch Einführung der Zensur für alle Druckschriften unter zwanzig Bogen gefnebelt wurde; drittens: Einsetzung einer Zentraluntersuchungskommission in Mainz gegen demagogische Umtriebe und Errichtung einer provisorischen Exekutionsordnung für die Vollziehung von Beschlüssen, die der Bundestag gegen demagogische Umtriebe richten werde. Außerdem aber beschäftigten sich die Herren in Karlsbad auch noch eingehend mit jenem Artikel 13 der Bundesakte, der, wie wir wissen, über die ständischen Verfassungen in den einzelnen Bundesstaaten handelte. Dieser Artikel war bisher in der Entwicklung der Verfassungen, freilich namentlich in den kleineren Bundesstaaten, wenigstens vielfach in dem Sinne verstanden worden, daß er moderne Verfassungen, und das hieß repräsentative Verfassungen im Sinne einer konstitutionellen Monarchie zulasse:

und auch da, wo die Bildung der neuen Stände nicht nach individualistischem Wahlrechte, sondern nach irgendwelchen Motiven des Berufs oder selbst des privilegierten Standes erfolgt war, hatte man wenigstens den Grundsatz zumeist ausdrücklich ausgesprochen, daß der Abgeordnete die Interessen des ganzen Landes, nicht etwa partikular-ständische, zu vertreten berufen sei. Demgegenüber erfolgte jetzt eine Deutung des Artikels 13 in dem Sinne, daß unter den Verfassungen dieses Artikels nicht repräsentative, sondern ständische im Sinne des Ancien régime verstanden werden müßten.

Diese Beschlüsse hatten natürlich zunächst nur für die Staaten Geltung, deren Minister sie gefaßt hatten. Aber es war von Anfang an nicht Metternichs Absicht, bei diesem Ergebnis stehen zu bleiben. Vielmehr wurden die Beschlüsse den bisher gänzlich unbeteiligten und unwissenden 29 kleineren Staaten in rascher Durchpeitschung im Bundestage zu Frankfurt aufoktroyiert. Es war in Wirklichkeit nichts weiter als ein Staatsstreich, eine Revolution von oben, gegen welche die Kleinen nichts zu tun wußten, als, wenn auch teilweise nicht ohne Tapferkeit, zu protestieren.

Und nun erst recht begann eine Demagogenriecherei sondergleichen. Haussuchungen folgten auf Haussuchungen; das Sykophantentum blühte; und manch einer entzog sich seinen heimlichen Gegnern durch Flucht übers Meer. Vor allem wandte man sich dabei gegen die Jugend. Es ist die Zeit, da die Burschenschafter mit stillem Grimme das Lied sangen: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus." Aber froh tönend erhob sich trotz allem aus der Resignation der ersten Verse der Schluß:

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not:
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott!

Für die Bundesstaaten aber bedeutete die Annahme der Karlsbader Beschlüsse die erste Unterordnung unter eine despotisch-legitimistische Fälschung des Geistes der Bundesverfassung durch Österreich: es rächte sich bitter, daß man deren Be-

stimmungen so unklar gelassen hatte. Diese Machtstellung Österreichs aber war wiederum doch nur möglich, weil Preußen verblendet zustimmte.

Gleichwohl hielt sich im Bundesrat noch immer eine ziemlich starke Opposition. Sie war dabei nicht eigentlich und grundsätzlich antilegitimistisch oder liberal; ihre Grundlagen waren vielmehr in der besonderen Entwicklung der kleineren Einzelstaaten seit 1815 gegeben.

Während sich nämlich die deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, ganz der legitimistischen Restauration hingaben, hatten insbesondere die süddeutschen Mittelmächte bald herausgefunden, daß sie den Parlamentarismus trefflich zur Begründung eines einheitlichen Staatsgefühls ihrer eben erst aus tausend Sprengstücken zusammengestellten Territorien benutzen könnten. So wurden sie denn im Innern leidlich liberal. Und über diese Grundlage schritt schon seit Ende des zweiten Jahrzehnts König Wilhelm von Württemberg noch hinweg. Er faßte den Gedanken eines „reinen" Deutschlands neben den großen Ostmächten, namentlich auch gegenüber dem „halbslawischen, barbarischen" Preußen. Die Triasidee trat zum ersten Male entschiedener und selbständiger auf, ausgesprochen namentlich in dem politischen Pamphlet Lindners „Manuskript aus Süddeutschland", 1820, das die Ideen König Wilhelms in das erregte Publikum warf.

Diese Ambitionen verkörperten sich nun in einer Opposition im Bundesrat, wie sie namentlich der hochbegabte württembergische Gesandte von Wangenheim vertrat.

Natürlich waren sie Österreich und Preußen um so mehr ein Dorn im Auge, je mehr sie den Beifall der Gebildeten fanden. Metternich berief daher im Winter 1822 auf 1823 eine Anzahl von getreuen Staatsmännern, vor allem den preußischen Minister Bernstorff, nach Wien und vereinte sie auf die Unterdrückung dieser Opposition. Zur Ausführung aber mußte auch das Ausland herhalten; Rußland, mit den kleinen Höfen verschwägert, drückte vielerorten nach, zog aus Stuttgart sogar seinen Gesandten zurück. In der Tat mußte

Württemberg schließlich den Herrn von Wangenheim abberufen und einige Stuttgarter Zeitungen unterdrücken; und auch andere Gesandte kehrten Frankfurt den Rücken.

Seit Sommer 1823 war damit der Bundestag gereinigt, im Jahre 1824 konnte man die Karlsbader Beschlüsse unter Verschärfungen erneuern, die kleinen Fürsten waren in ihrer bundestäglichen Stellung halb mediatisiert, auch die mittleren fügten sich. Die Veröffentlichung der Bundesverhandlungen wurde allmählich eingestellt, äußere Politik wurde jetzt erst recht nicht mehr getrieben, sogar die Befreiung des Rheins von ungerechtem holländischem Zollschluß mußte Preußen 1831 allein durchsetzen: der hohe Bundestag war nur noch Polizeiinstitut in den Händen der beiden Großmächte.

Der ganze Ingrimm der Nation über diesen eklen Verfall aber häufte sich auf Preußen. Von Österreich hatte man nichts anderes erwartet, in Preußen sah man sich getäuscht. Am 31. März 1824 aber schrieb der Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm I.: „Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrigbleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert, solchen Resultates halber? Die Aufstellung jener Frage verpflichtet auf das heiligste, einem Volke von elf Millionen (Preußen) den Platz zu erhalten, welchen es durch Aufopferungen erlangte, die weder früher gesehen worden sind noch werden gesehen werden." —

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre erlahmte das politische Interesse in Deutschland fast völlig, und somit schliefen auch die Institutionen des durchlauchtigsten Bundestages zur Unterdrückung der nationalen und liberalen Agitation allmählich ein.

Mitten in diese Traumseligkeit, die den vorhandenen Ingrimm nur verhüllte, nicht zerstörte, fiel die Nachricht von der Pariser Julirevolution. Und nun kam es vielerorts in Deutschland zu aufständischer Bewegung; auf preußischem Gebiete in

Aachen, Berlin, Breslau, ferner in Mainz und Hamburg. Förmliche kleine Revolutionen aber gab es in Braunschweig, Kurhessen, Hannover und Sachsen: d. h. in den schlecht konstitutionellen Staaten des Nordens. In den süddeutschen Staaten dagegen herrschte im allgemeinen Ruhe; kaum, daß es in Bayern zu geringfügigen, in Baden zu schärferen Meinungsäußerungen der Kammern kam[1].

Es waren Erscheinungen, die Metternich aufs äußerste bedrängten, zumal er gleichzeitig den Zerfall seiner europäischen Hegemonie erleben mußte. Und unglücklicherweise gaben einige Unbesonnenheiten der Liberalen in Süddeutschland ihm die Handhabe, von neuem und nochmals härter einzuschreiten.

In der Pfalz und in Hessen agitierte damals eine Reihe radikaler Liberaler, vor allem der Doktor Wirth. Sie veranstalteten Volksversammlungen von Ort zu Ort. Eine Hauptversammlung fand am 26. bis 28. Mai 1832 auf der Schloßruine zu Hambach bei Neustadt an der Hardt statt. Angeblich 30—40000 Menschen waren anwesend. Doktor Wirth schwang einen Ehrensäbel und brachte den vereinigten deutschen Freistaaten ein Hoch, den deutschen Fürsten einen dreimaligen Fluch aus. Worauf spornstreichs der glorreiche Besiegte von Hanau, Fürst Wrede, mit viertausend reisigen bayrischen Kriegern herzukam, die Demokraten mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen. Doch fand er niemand mehr vor: man war ruhig nach Hause gegangen.

Ein Jahr darauf, am 3. April 1833, ereignete sich noch Furchtbareres am Sitze des durchlauchtigsten Bundestages zu Frankfurt. Ein Revolutionsheer von einundfünfzig Mann, unter der Führung des Doktors Gärth, des Göttinger Privatdozenten von Rauschenplat und des braunschweigischen Studenten von Rochau, unternahm einen Feldzug gegen die Frankfurter Hauptwache, eroberte sie und behauptete bei zwei Stunden das Feld.

Es war klar: mit diesen Ereignissen war der Beweis der Konspiration und Revolution in Deutschland geliefert.

---

[1] S. Genaueres darüber unten S. 406.

Und schon vor dem Frankfurter Attentate, nach dem Hambacher Feste, hatte Metternich mit der Fruktifikation dieser schrecklichen Ereignisse begonnen. Schrieb er doch an das Bundespräsidium nach Frankfurt: „Das Hambacher Fest, wenn es gut benutzt wird, kann das Fest der Guten werden." Unter Vorschiebung Preußens bewog er den Bundestag zu den berüchtigten Beschlüssen vom 28. Juni und 5. Juli 1832 „zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe", hob er sogar das badische Preßgesetz kraft eigener Machtvollkommenheit auf.

Dem folgten dann zwei Jahre später Ministerkonferenzen in Wien, deren Abmachungen in dem Wiener Schlußprotokoll vom 12. Juni 1834 niedergelegt sind: sie wurden vom Bundestage zur Ausführung gebracht, ohne daß er sie jemals formell zu seinen Beschlüssen gemacht hätte. Ihr Inhalt ist schon dadurch genugsam gekennzeichnet, daß sie geheim gehalten werden sollten. Doch wurden sie bald bekannt. Sie wandten sich zunächst gegen die Universitäten. Da wurden selbst die Privatdozenten mit der Aussicht auf Maßregelung bedroht; nur widerruflich sollten sie die Erlaubnis zu Vorlesungen erhalten. Die Studenten wurden der Kontrolle über „staatsgefährliche Verbindungen" unterstellt. Den Professoren legte man die stete Gefahr der Absetzung nahe. Nicht minder ging man gegen die Presse vor. Die Regierungen sollten auf Verminderung der politischen Presse überhaupt hinwirken; Konzessionen zur Herausgabe neuer Blätter sollten nur an gesinnungstüchtige Redakteure und widerruflich erteilt werden; das Imprimatur der Zensur galt von jetzt ab nur für je einen Bundesstaat. Endlich und an dritter Stelle suchte man den Parlamentarismus zu treffen. Das Recht der Steuerbewilligung sollte nicht an Bedingungen geknüpft werden können und wurde somit wirkungslos; die ständischen Befugnisse sollten keinesfalls und keines Ortes erweitert werden; und eine Bundeskommission sollte die Verhandlungen der Stände in den einzelnen Ländern stetig überwachen.

Aber mit diesen Bestimmungen der Wiener Konferenzen

schien es noch nicht genug. Im September 1833 und im Sommer 1835 verbanden sich Österreich und Preußen auf den Kongressen von Münchengrätz und Kalisch auch international noch fester mit Rußland gegen jede „Revolution".

Damit begann in Deutschland auf fast ein Jahrzehnt eine Zeit absoluter Reaktion in Verbindung mit besonderer Hochschätzung der russischen Zustände vornehmlich in Preußen: es war, international betrachtet, die Ergänzung des Zusammenbruchs des liberalen Einverständnisses zwischen Frankreich und England im europäischen Westen.

Auf deutschem Boden aber, in den gebildeten und politisch denkenden Kreisen unseres Volkes, erwartete man von da ab nichts mehr vom Bundestage, ja kümmerte sich kaum noch um das Leben kläglicher Nichtigkeit, das er führte. Die Zentralinstanz mochte tun, was sie wollte: die Einzelstaaten frischem Leben zu erhalten, erschien jetzt als Pflicht des Tages und der nächsten Zukunft. —

In der Entwicklung des Verfassungslebens der Einzelstaaten hatte das Schicksal der deutschen Landschaften in napoleonischer Zeit einen dauernden Unterschied begründet.

In Süddeutschland waren damals durch gewaltsame Mediatisierung und Einverleibung kleinerer Staaten und Staatenfetzen in größere ganz neue staatliche Gebilde entstanden: Mittelmächte, die man in dieser Regelmäßigkeit früher in Deutschland nicht gekannt hatte. Sie sollten der französischen Herrschaft die dauernde Zersplitterung Deutschlands gewährleisten.

In der Tat war das richtig gerechnet. Diese Staaten mußten schon aus dem Triebe, sich überhaupt erst zu formieren, nach Entwicklung eines partikularen Staatsgeistes streben. Dieser Geist aber konnte, wie schon einmal berührt worden ist, gebildet werden nur durch die Entwicklung einer neuen, modernen, d. h. nach den Anschauungen des zeitgemäßen Liberalismus repräsentativen Verfassung. Und diese Straße ließ sich in der Welt der neuen Staaten um so eher einschlagen, als diese wenigstens teilweise schon in napoleonischer

Zeit die Verfassung des französischen Kaiserreiches im Zerrbild nachgeahmt hatten, also auf halbem Wege zur Entwicklung konstitutioneller Verfassung standen. Sie mußten diesen Weg vollenden, wie ihn Napoleon für Frankreich in den Hundert Tagen durch Erlaß einer liberalen Verfassung wenigstens äußerlich vollendet hatte.

Ganz anders war die Lage in Norddeutschland. Hier waren im wesentlichen, sieht man von Preußen ab, die alten Staaten wiederhergestellt worden. Damit war der Drang zu einer repräsentativ zu begründenden Einheit des Staatswesens nicht gegeben, um so weniger, als die norddeutschen Staaten die Napoleonische Verfassung nicht angenommen hatten. Sie standen vielmehr noch auf der alten ständischen Grundlage, und höchstens an deren Wiedereinführung oder Entwicklung schien zu denken zu sein.

Mit diesem Unterschiede der Entwicklung war nun eine tiefe Spaltung des deutschen politischen Lebens im Norden und Süden überhaupt auf lange Zeit eingeführt. Im Süden schlug die jüngere Entwicklung ihr Lager auf; namentlich Baden wurde das Musterland neuerer, innerstaatlicher Fortschritte. Aus dem Gefühl stärkeren inneren Lebens bei größerer äußerer Ohnmacht gegenüber dem Norden, vor allem gegenüber Preußen, entwickelte sich dann wenigstens zum Teil und auf Grund schon älterer Momente der Abneigung jene tief eingewurzelte Antipathie der Süddeutschen gegen Preußen und Norddeutschland, die der Einheitsbewegung so viel geschadet hat und auch heute noch nicht ganz verschwunden ist: übrigens nicht, ohne durch das lange Zeit hindurch egoistische Verhalten Preußens in vielen gemeindeutschen Fragen noch stark vermehrt zu werden.

Zugleich aber bildete sich neben dem Gegensatze zwischen süddeutschem Parlamentarismus und norddeutschem Absolutismus und teilweise auch Ständetum von gleicher Grundlage aus auch noch ein weiterer ständiger Unterschied zwischen den Mittelmächten und den beiden Großmächten.

In Preußen wurden die Versprechen, eine Verfassung zu

geben, nicht gehalten. In Österreich hatte man sich zu einem Versprechen überhaupt nicht herbeigelassen und bei der inneren Struktur dieses Reiches vielleicht auch nicht herbeilassen können [1]; die Monarchie kannte nur die sogenannten Postulatenlandtage, ganz unbedeutende Vertretungen der einzelnen Kronländer nach uraltem Schema. Und so galt denn ganz ausnahmslos der Grundsatz der Stabilität. Wie es Kaiser Franz einmal, nicht ohne Einsicht in die Gegenwart seiner Zeit, wenn auch ohne Sorge für die Zukunft, ausgedrückt hat: „Mein Reich ist wie ein wurmstichiges Haus, wenn man einen Teil davon abträgt, kann man nicht wissen, wieviel davon nachstürzt."

Bei dieser Haltung der Großmächte mußte sich nun das Gemeinsame der inneren, verfassungsmäßigen Entwicklung der süddeutschen Mittelstaaten sehr bald auch in gemeinsamer äußerer Haltung ausprägen. Und wir wissen schon, daß es König Wilhelm I. von Württemberg war, der die Entfaltung dieser gemeinsamen Haltung zum ersten Male in dem Gedanken des „reinen" Deutschlands und der Triasidee übernahm. Geschah das ohne Erfolg, so war doch klar, daß damit die Strömung, die dem Gedanken zugrunde lag, nicht beseitigt war; immer und immer wieder ist sie hervorgetreten.

Innerhalb der süddeutschen Staaten selbst verlief im übrigen die Verfassungsentwicklung mit am glattesten in Bayern; hier gab nach dem Rücktritt des um die Verwaltung hochverdienten Montgelas (1817) König Max Joseph I. unterm 26. Mai 1818 durch einseitigen königlichen Erlaß eine ziemlich freisinnige Konstitution, deren Hauptinhalt noch heute zu Recht besteht. Aber auch in Baden kam man leicht zum Ziele; denn hier hatte die lange segensreiche Regierung des Markgrafen Karl Friedrich (1771—1811) dem Vertrauen zwischen Fürst und Volk wirksam vorgearbeitet. Auch die badische Verfassung, am 22. August 1818 einseitig vom Großherzoge Karl erlassen, gilt im ganzen heute noch. Nicht minder kam man in Hessen-Darmstadt rasch zustande, wenn auch nach lebhafteren Differenzen. Die Verfassung

[1] S. oben S. 383 f.

vom 17. Dezember 1820 wurde landesherrlich erlassen, beruhte aber dem Wesen nach auf einer Vereinbarung zwischen Fürst und Volk.

Eigenartig verliefen die Dinge dagegen bei dem querköpfigen Volke der Schwaben, in Württemberg. Hier hatte König Friedrich I., der Tyrann von Napoleons Gnaden und Beispiel, im Jahre 1805 die altständische, vielfach veraltete und unpraktische Verfassung abgeschafft. Zehn Jahre später, 1815, wollte er dann eine neue, repräsentative Verfassung geben, die viel besser war als die alte landständische. Aber die Schwaben wollten sie nicht, sie wollten ihre alten Stände wiederhaben. Sie verlangten, wie es Uhland aussprach, „das gute alte Recht". Darüber starb König Friedrich 1816; aber auch sein kluger und klarer Nachfolger Wilhelm I. brachte das Verfassungswerk zunächst nicht zustande, bis die Stände durch die Karlsbader Beschlüsse ängstlich gemacht wurden und nun rasch die übrigens sehr liberalen Anerbietungen des Königs annahmen, 25. September 1819.

Während aber so Süddeutschland seine neuen Einrichtungen im wesentlichen noch vor der hereinbrechenden stärkeren Reaktion der zwanziger Jahre abschloß, knickte eben diese Reaktion die letzten Hoffnungen auf ein liberaleres Vorgehen in Preußen.

In Preußen standen sich seit den großen Reformen der Freiheitszeit Anhänger und Freunde dieser Reformen schroff gegenüber.

Die unmittelbaren Feinde, die sich im wesentlichen aus kurmärkischem, pommerschem und schlesischem Adel rekrutierten, hatten als Führer den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise, und den Polizeiminister Fürst Wittgenstein, einen unbedeutenden Menschen, aber besonderen Freund des Königs. Sie verlangten Rückkehr zu der von Gott und Natur geschaffenen Ordnung des Ancien régime nach Ständen: und wie der König über die oberen Stände, den Adel, so habe der Adel über die Bauern zu herrschen. Ihr speziell staatliches Ideal war dabei etwa die ständische Zeit vor dem Großen Kurfürsten.

Diesen Bestrebungen war die Regierung noch um 1815 fest und sicher entgegengetreten. Am 22. Mai 1815 erließ Friedrich Wilhelm III. als „Band des Vertrauens" die Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volkes. Er versprach darin die Bildung von Provinzialständen, aus ihnen sollten dann Reichsstände hervorgehen mit dem Recht beratender Stimme über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigentumsrechte einschließlich der Besteuerung betreffen würden. Zur Einführung einer solchen Verfassung sollte eine Kommission eingesetzt werden.

Es war zwar bereits ein etwas mageres Gericht nach den unbestimmteren, aber auch weitergreifenden Verheißungen der früheren Jahre; gleichwohl erregten die Versprechungen Dank und Hoffnung.

Allein erst im Jahre 1819, nach mannigfachen Erinnerungen, wurde Wilhelm von Humboldt als Verfassungsminister zur Leitung der konstituierenden Kommission berufen. Während er aber die Arbeit eifrig begann, erfolgten die Karlsbader Beschlüsse und die Reaktion begann schon übermächtig zu werden, so daß die großen Minister der Freiheitszeit aus dem Staatsdienste ausschieden: von Boyen mit seinem Generalstabschef von Grolman, Beyme, auch Wilhelm von Humboldt selbst; Dezember 1819.

Gleichzeitig bildete sich neben der feudalen Opposition gegen die Verfassung eine vielleicht noch mächtigere bureaukratische aus. Das hohe preußische Beamtentum der Zeit war gewiß vorzüglich; gern rühmte man die treffliche Verwaltung der Provinzen, namentlich auch der neu in den Staatsverband eingereihten Länder; es war gleichsam der glänzende Abschluß der Lehrzeiten der preußischen Verwaltung im 18. Jahrhundert. Aber je besser die Bureaukratie war, um so weniger wollte sie von einer Kontrolle durch Kammern oder Stände wissen. Man machte geltend, daß der Staat dazu in seinen Besitzungen noch nicht genügend konsolidiert sei, und was sich dergleichen Gründe mehr leichtlich ergaben.

Dem doppelten Drängen der Feudalen und der Bureau-

kraten widerstand Friedrich Wilhelm III. um so weniger, als gleichzeitig die Nachrichten von der Revolution in Italien und Griechenland eintrafen. Und so fiel denn die Entscheidung zugunsten der Reaktion. Am 11. Juli 1821 lehnte der König eine freiheitliche Kommunalordnung ab, nachdem er noch nicht lange vorher die Mitwirkung der Stände als für künftige Kontrahierung von Staatsschulden notwendig bezeichnet hatte. Bald darauf, am 26. November 1822, starb Hardenberg, zwar selbst nur noch ein lauer Verteidiger einer repräsentativen Entwicklung, aber immerhin noch ein letzter Hort freiheitlicher Anschauung aus früheren Zeiten.

Von nun ab war in Preußen nur noch von Provinzialständen die Rede. Ihre Organisation aber überließ der König seinem Sohne, dem Kronprinzen. Und dieser betätigte nun alsbald Ideale, die man wohl fälschlich als mittelalterlich bezeichnet hat — vielmehr entsprachen sie einem zwar romantischen, aber subjektivistisch fortgeschrittenen Gefühl —: die sich aber nach Lage der Verhältnisse nicht anders als unter Zugeständnissen an die Restauration durchführen ließen. Er wünschte einen Aufbau der Vertretung nicht nach den individualistischen Prinzipien der Einzelwahl, sondern unter organischer Heranziehung der sozialen Schichtung; und er fand sich dabei in Übereinstimmung mit der Theorie und Praxis, die in manchem kleinen Staate unter Bewahrung liberaler Grundsätze gesiegt hatte. Allein ließen sich in den Provinzen Preußens sozial charakterisierte Vertretungen anders als auf der alten Ständeeinteilung des 18. Jahrhunderts, nur vielleicht unter stärkerer Heranziehung der Bauern, aufbauen? Das Gesetz über die Anordnung der Provinzialstände vom 5. Juni 1823 verfügte die Zusammensetzung dieser Stände aus Mitgliedern des Herren-, des Ritter-, des Bürger- und des Bauernstandes. Für die Bestimmung der Tätigkeit dieser Stände aber setzte die Bureaukratie Beschränkungen durch, welche die neuen Institutionen fast zur Untätigkeit verdammten. Dazu wurden in den folgenden Jahren noch Kreisordnungen für die einzelnen Provinzen erlassen, die auch in den unteren Lebenskreisen den

Grundsatz der Selbstverwaltung tunlichst begrenzten: und so ergab sich schließlich als Gesamtresultat ein Sieg der restaurativen, der bureaukratischen Mächte.

War es da zu verwundern, daß die auf diese Weise begründeten ständischen Institutionen so gut wie keine Wirkung hatten? Frischeres Leben entfaltete fast nur der rheinische Provinziallandtag: und aus seiner Mitte ging daher eine Fülle tätiger Kräfte für die Bewegungen der vierziger Jahre hervor.

Waren aber damit die Versuche zur Herstellung einer preußischen Verfassung völlig gescheitert und blieb das feierliche Versprechen vom Jahre 1815 unerfüllt, so konnten doch die modernen Grundlagen des preußischen Staates, wie sie 1807—1812 gelegt worden waren, nicht mehr beseitigt werden. Die soziale Gesetzgebung blieb bestehen, und unangetastet galten auch fernerhin die Grundsätze der Freiheit des Grundeigentums, der Gewerbefreiheit, der Verkehrsfreiheit, der Selbstverwaltung der Bürger. Dabei erfolgte allerdings keine Erweiterung der bürgerlichen Freiheit zu ländlicher Selbstverwaltung und keinerlei Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit; aber es wurde doch wenigstens die Bauernbefreiung leidlich weitergeführt. Ausgebildet wurde ferner einigermaßen die Heeresverfassung. In weiten Kreisen hatte man das Scharnhorstsche System der allgemeinen Dienstpflicht während der Freiheitskriege als nur für das bestimmte Ziel dieser Befreiung eingerichtet betrachtet. Jetzt hatte es der Kriegsminister von Boyen darüber hinaus dauernd zu bewahren und zu verbessern gewußt. Tüchtig blieb endlich auch die Unterrichtsverwaltung unter dem Minister zum Altenstein und dem trefflichen Ministerialrat Schulze.

Während aber so in Preußen wenigstens die Grundlagen für eine künftige Verfassung gewahrt blieben und in Süddeutschland eine leidliche parlamentarische Betätigung der Bevölkerung eintrat, die auch während der Bedrängnisse der zwanziger Jahre eigentlich nur in Baden zeitweilig gestört wurde, war für die kleinen norddeutschen Staaten ein fast

völliges Stocken der Entwicklung charakteristisch. Sieht man von Sachsen-Weimar ab, wo Karl August am 5. Mai 1816 eine Verfassung mit den Ständen vereinbart hatte, die viel gerühmt wurde und auch in den kleinen Staaten Thüringens hier und da Nacheiferung fand, so blieb in Sachsen die althergebrachte Ständeverfassung unter einem patriarchalisch gedachten Königtum bestehen, und wurde in Hannover im Jahre 1814 eine Konstitution ganz auf Grundlage altfeudaler Prinzipien erlassen, die dann auch durch eine neue Verfassung von 1819 nicht übermäßig verbessert wurde. In Kurhessen endlich waren 1815 die alten Stände, nur um eine Bauernkurie vermehrt, wieder einberufen worden; doch hatte sie der Kurfürst 1816, da sie eine anständige Verfassung begehrt hatten, heimgeschickt und nie wieder berufen.

Unter diesen Umständen wirkten die Nachrichten von der Pariser Julirevolution in diesen Staaten wie der Funken in einer Pulvertonne, so wenig man an sich auf deutschem Boden geneigt war, Recht und Ordnung zu verlassen.

In Sachsen brachen Unruhen in Leipzig, dann auch in Dresden aus; König Anton mußte seinen Neffen Friedrich August II. zum Mitregenten annehmen; eine freiere Verfassung wurde statt der alten ständischen gegeben, aber freilich in der Folge vielfach nicht angewendet.

In Hannover standen die Göttinger Studenten, wenn auch aus zunächst keineswegs politischen Ursachen, auf; auch sonst gab es Unruhen; an Stelle des hochfeudalen Grafen Münster, der von London aus das Land wie ein Orakel regierte, wurde der Bruder des englischen Königs, der menschlichere Herzog von Cambridge, zum Vizekönig ernannt. Darauf wurde ein neues, ziemlich liberales Staatsgrundgesetz gegeben, den 26. September 1833.

In Kurhessen endlich büßte Wilhelm II. nun doch einmal seine jahrelange Mißregierung. Es kam in Kassel und sonstwo zu Tumulten, der Kurfürst mußte sich bequemen, eine sehr liberale Verfassung anzunehmen; am 5. Januar 1831. Und als er dann, eine Zeitlang des Landes fremd, mit seiner

unglückseligen Maitresse, einer von ihm zur Gräfin Reichenbach gemachten gewissen Emilie Ortlepp, wieder heimkehrte, kam es von neuem zu Unruhen; so daß schließlich nichts übrigblieb, als daß sich der Kurfürst mit seiner Geliebten nach Frankfurt zurückzog und den Kurprinzen Friedrich Wilhelm I. zum Mitregenten ernannte.

Am schlimmsten aber ging es in Braunschweig her. Hier regierte der Herzog Karl nach Lust und Laune eines Tyrannen, ja Verbrechers, so daß er bald alle Stände, so selbst den Adel, gegen sich hatte. Am 6. September 1830 brach die lang verhaltene Gärung in Braunschweig gegen ihn los, als er mit einer Maitresse aus dem Theater zum Schlosse fuhr; den Aufruhr durch Geschütz zu bekämpfen, wurde er glücklicherweise verhindert: statt dessen wurde das Schloß verbrannt, und er selbst mußte sich flüchten. Auf dem Braunschweiger Throne folgte dann sein Bruder Wilhelm, zunächst provisorisch, bis eine neue Landschaftsordnung vom 12. Oktober 1832 definitive, glückliche Zustände herbeiführte. Karl versuchte darauf zwar noch mehrmals gewaltsam zurückzukehren, aber ohne Erfolg; selbst der Bundestag schüttelte ihn von sich ab; und im Jahre 1873 ist er zu Genf, im Auslande, unter Hinterlassung eines halb wahnwitzigen Testamentes, gestorben.

Während aber so in den kleinen Staaten des Nordens Aufstände drohten und ausbrachen, blieb Süddeutschland dank seiner besseren Verfassungsverhältnisse ruhig. So vollkommen Württemberg; in Bayern trat nur ein Ministerwechsel ein; in Baden endlich wurde unter dem liberalen Großherzog Leopold (1830—1852) am 31. Dezember 1831 ein Gesetz erlassen, das gegen den Bundestag volle Preßfreiheit statuierte; und schon im Oktober 1831 hatte hier der Abgeordnete Welcker sogar den Antrag gestellt, die Kammer möge den Wunsch aussprechen, daß alle Bundesstaaten repräsentative Verfassungen erhielten, und daß neben dem Bundestag eine Nationalversammlung geschaffen werde. Freilich war der Antrag nicht votiert worden.

Wir haben aber schon erfahren, welche Wirkung er gleichwohl, und noch mehr das Preßgesetz, auf den Bundestag

ausübte. Es folgten die Bundestagsbeschlüsse von 1832 „zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe", und das Wiener Schlußprotokoll vom 12. Juni 1834, das den Regierungen die energischsten Mittel zur Unterdrückung jeder parlamentarischen Selbständigkeit an die Hand gab.

Für die darauf folgende Periode stärkster Reaktion aber fragte es sich nun, ob die Regierungen imstande sein würden, von der durch den Bund ihnen verliehenen Autorität einen so kräftigen Gebrauch zu machen, daß sie das parlamentarische Leben ganz töteten oder wenigstens aufs stärkste drückten, und ob der Bundestag bereit sein würde, die dahin gehenden Maßregeln bis aufs äußerste, bis zur Billigung des Staatsstreichs, zu unterstützen.

Die Antwort auf diese Frage wurde in Hannover gegeben.

In Hannover war am 26. September 1833 eine neue Verfassung zustande gekommen, durch welche die altständische Verfassung vom Jahre 1819 abgeändert wurde, indem die Rechte der Volksvertretung bei Gesetzgebung und Steuerbewilligung erweitert, Preßfreiheit und Öffentlichkeit der Verhandlungen des Landtags u. dgl. gewährt und unter anderem auch die Domänen zum Staatseigentum gemacht wurden: wofür der König eine Zivilliste erhielt.

Nun starb im Jahre 1837 König Wilhelm von England, der zugleich auch König von Hannover war, und ihm folgte in England Königin Viktoria, in Hannover dagegen nach deutschem Fürstenrecht der Herzog Ernst August von Cumberland.

Der Herzog Ernst August, ein hochfahrender Tory, veröffentlichte alsbald bei seinem Regierungsantritt ein Patent, wonach er die Verfassung des Jahres 1833 für ungültig erklärte. Der Hauptanlaß hierzu war für ihn der Umstand, daß durch diese Verfassung die Domänen in Staatseigentum übergeführt worden waren; denn er glaubte dieser persönlich zu bedürfen, um seine enormen Schulden zu decken.

In Hannover erhob sich darauf ein Sturm des Unwillens, um so mehr, als der hochmütige Minister des Königs, von Schele, vorlängst der schlimmste Gegner der glücklichen Regierung des

Herzogs von Cambridge, sofort alle „königlichen Diener" — er meinte damit die öffentlichen Beamten — zur Leistung eines Eides auf den Verfassungsbruch aufforderte.

In diesem Moment kam es zu einer sittlichen Tat von außergewöhnlicher Bedeutung. Sieben Göttinger Professoren, die beiden Grimm, Dahlmann, Gervinus, vier Häupter der historischen Wissenschaften, ferner der Orientalist Ewald, der Jurist Albrecht und der Physiker Wilhelm Weber verweigerten den Eid. Sie wurden ihrer Ämter entsetzt, Jakob Grimm, Dahlmann und Gervinus zugleich auch des Landes verwiesen.

Der Eindruck dieser Vorgänge war in Deutschland ungeheuer. Alles las die Verteidigungsschriften Jakob Grimms und Dahlmanns; es bildete sich ein Verein zur Unterstützung der Abgesetzten.

Inzwischen ließ aber sich Ernst August in seinem Vorhaben nicht stören. Er schrieb neue Wahlen nach der Verfassung des Jahres 1819 aus und vertagte die darauf gewählten Stände, als sie auf der Verfassung des Jahres 1833 beharrten. Jetzt gingen aber die Stände an den Bundestag und beschwerten sich über die Verletzung ihres Rechtes. Zweifelsohne standen sie damit ganz auf dem Boden der Wiener Schlußakte, also eines Grundgesetzes des Bundes. Allein der Bundestag erklärte sich mit acht gegen acht Stimmen — unter den acht verneinenden Stimmen war die des angeklagten Königs! — für unzuständig: die Sache sei eine innere Angelegenheit Hannovers. Und Preußen stand auf der Seite des hannoverschen Königs.

Es war ein Beschluß, der die Geduld des deutschen Volkes erschöpfte. Indirekte Anerkennung eines Staatsstreiches durch den Bundestag: das hatte man denn doch nicht erwartet.

Seitdem das parlamentarische Einzelleben in den Bundesstaaten auf Grund der Bundestagsbeschlüsse bedrückt wurde, hatte man des Bundestages nicht mehr geachtet; er schien im Sterben zu liegen. Nun er gar auch noch die Regierungen der Einzelstaaten in ihrer Reaktion positiv unterstützte, schrie alles nach einer Reform, bald nach einer Revolution an Haupt

und Gliedern. Die Stimmung der vierziger Jahre, der Revolutionszeit, kam herauf.

Einstweilen freilich erlebte man noch überall neue Gewalttätigkeiten der Regierungen im kleinen, wie sie seit der Julirevolution und den Wiener Beschlüssen gang und gäbe geworden waren. In Württemberg dauerte die unter dem Ministerium Schlayer seit dem Jahre 1832 eingeleitete, übrigens mäßige Reaktion fort; in Baden kam 1838 das böse Ministerium Blittersdorf ans Ruder und erzeugte langiam jene Opposition der Welcker und Hecker, der Mathy, Soiron und Bassermann, aus welcher später starke Einflüsse in die Entwicklung der Jahre 1848 und 1849 hinüberführten. In Bayern regierte von 1837 bis 1847 das Ministerium Abel feudal und klerikal; es begann mit der Einführung der Zensur und der Stockprügel, es führte die Abbitte sogenannter Hochverräter vor dem Bildnis des Königs sowie die Kniebeuge der protestantischen Soldaten vor dem katholischen höchsten Gut in der Monstranz ein, es brachte die Zahl der bayrischen Klöster auf 132 und verbot den Gustav-Adolf-Verein. Das Schlußjahr seines Regimentes aber wurde denkwürdig durch das Auftreten der spanischen Dirne und Tänzerin Lola Montez, deren Einfluß beim König Ludwig I. die Klerikalen stürzte. Denn auch hier wohnte, wie überall in der Welt, den Dingen eine von Humor nicht gänzlich freie Gerechtigkeit inne, und Lola besiegte Loyola.

III.

Fassen wir zusammen, was als Ergebnis des Schattenspiels der politischen Gewalten im Bereiche des Deutschen Bundes in dem Zeitraume von 1815 bis etwa 1840 betrachtet werden kann, so ist der Eindruck wahrlich nicht erhebend. War die Nation etwa Herrin ihrer Geschicke geworden? Sah es nicht vielmehr aus, als wären die politischen Ereignisse der Welt und Deutschlands gleichsam fern von ihr, bestenfalls in einer isolierten Wolkenschicht der Herrschenden verlaufen, von der

aus nur von Zeit zu Zeit Hagel und Wetterstrahl in die Tiefe hinabbrach?

Dennoch war auch in dieser Zeit die Nation im Grunde ihres Glückes Schmied. Während die Politik der oberen Schichten immer verdrießlicher, aber auch immer nichtiger wurde, entwickelten sich, zum Teil unbewußt, in den Massen die Keime der Kräfte, die später das neue Deutschland begründet haben. Da nahm trotz allem der politische Sinn zu, da bildeten sich leise die Umrisse künftiger politischer Parteien, und schon früh, wenn nicht gar schon vor dieser mehr ideellen Seite der Entwicklung erschollen immer sicherer die dumpfen Akzente einer Wirtschaftsbewegung, die seit den fünfziger Jahren langsam zur eigentlich tragenden Strömung der zweiten subjektivistischen Periode, der heutigen Kultur, werden sollte: und zeigten bereits im Anbeginn ihren elementaren und fundamentalen, alsbald bis in die obersten politischen Vorgänge hinein einflußreichen Charakter.

Das Wirtschaftsleben der primitiven Unternehmung, dessen Entwicklung seit mindestens dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts das Wesen der deutschen Volkswirtschaft zu bezeichnen begann, war bis in das erregte Schlußjahrzehnt des 18. Jahrhunderts glücklich fortverlaufen, wenn seine sozialen Konsequenzen auch unter dem Drucke der absoluten Monarchie zum Teil ausblieben, während die geistigen Folgen sich um so glänzender und reicher entwickelten. Und auch die Revolutionszeit und die Fremdherrschaft hatte diesen Entwicklungsprozeß nicht eigentlich unterbrochen, ja in manchem Punkte sogar noch verstärkt und befestigt.

Die Gründe hierfür waren mannigfacher Art. Zunächst war für die Landwirtschaft, durchaus noch das führende Gewerbe, insofern eine überaus günstige Entwicklung eingetreten, als starke technische Verbesserungen, wie sie der Absolutismus in hohem Grade begünstigte, zu sehr erheblicher Steigerung der Erträge geführt hatten: dahin gehörten Kleebau und Besömmerung der Brache, Intensivierung der graswüchsigen norddeutschen Außenwirtschaft und allenthalben beginnende Durchbrechung des lähmenden Systems der Dreifelderwirtschaft: und

mit alledem stärkere Körner- und Viehproduktion — ja eine stärkere Produktion auch an Menschen eben in den besonders landwirtschaftlich charakterisierten Gegenden, und somit vermehrte Arbeitskräfte des platten Landes. Zu alledem kam dann wenigstens für den Nordosten noch eine besondere Konjunktur seit etwa 1760: die Zunahme des Bedürfnisses nach fremden Landesprodukten in Schweden, in Holland und vor allem in England, die den norddeutschen Gutsherrschaften stärksten Antrieb für Vermehrung der Getreide- und auch der Wollproduktion gab. Und es versteht sich, wie dies alles ganz allgemein doch auch dem kleinen Mann und dem Bauern zugute kommen mußte: beide lebten unter dem Einflusse steigender Erträge, wobei der Bauer in der Nähe der größeren Städte schon im Gemüsehandel und im Vertrieb von Handelsgewächsen zum kleinen Unternehmer wurde, während der Großbauer den neuen Segen zur Ernährung einer stärkeren Familie und zur behäbigeren Ausgestaltung seiner Lebenshaltung verwenden mochte. Am entschiedensten spürbar aber war der wirtschaftliche Erfolg doch für den Junker im Nordosten: er wurde jetzt tatsächlich schon oft ganz ein Unternehmer, der nach den Anforderungen des Marktes zu arbeiten begann, und auf Grund der noch hörigen Arbeitskräfte entwickelte sich bei ihm jene Straffheit und vielfach Freiheit der wirtschaftlichen Disposition zugleich, die ihn im Beginn des neuen Jahrhunderts agrar- und sozialpolitischen Reformen, insbesondere der Emanzipation der Bauern, so wenig zugänglich machte.

Einen besonderen Aufschwung aber erhielt nun das Wirtschaftsleben des platten Landes noch durch eine höchst beträchtliche Vermehrung der Barmittel und des Edelmetalls innerhalb der deutschen Grenzen, die ein allgemeines Steigen der Preise und damit vor allem auch der agrarischen Erzeugnisse, trotz deren vermehrter Produktion, zur Folge hatte. Da waren zunächst im 18. Jahrhundert außerordentliche Mittel aus Frankreich als Subsidien- und Bestechungsgelder deutscher Fürsten ins Land geflossen, und diese Quelle versiegte auch während der Freiheitskriege noch nicht ganz, insofern englische Subsidien

bestehen blieben. Da war weiterhin die Silberproduktion im Lande selbst besonders stark gewachsen; in Sachsen waren zu Freiberg in den vier Jahren von 1767 bis 1771 nur 131 205 Mark fein Silbers, in den Jahren 1797—1801 dagegen 241 297 Mark gewonnen worden. Gegen Schluß der Periode endlich, 1815, traf in den französischen Kriegsentschädigungen noch ein besonders erfreulicher Zuwachs ein; Preußen allein erhielt 100 Millionen.

Natürlich aber kam diese Entwicklung nicht minder auch dem Bürgertum zugute; und sie mußte hier um so mehr zur Hebung speziell der Unternehmung gegenüber dem Handwerk führen, als es auch sonst mehr als einen Ursachenkomplex gab, der gerade dem Unternehmer besonders zustatten kam. Von hervorragenden Gründen gehören in diesen Zusammenhang vor allem das besonders rasche Steigen der Bevölkerung und, gegen Schluß des Zeitraums, die Einwirkung der Kontinentalsperre; jenes lieferte dem Unternehmen endlich die dienenden Kräfte, die man im 18. Jahrhundert auf deutschem Boden so schwer hatte finden können; diese befreite Deutschland von der Überschwemmung durch Produkte der viel weiter entwickelten Industrie Englands und ermöglichte damit den Aufschwung des eigenen gewerblichen Lebens.

Aus diesen Zusammenhängen geht schon hervor, daß vor allem die eigentlichen Industrien aufblühen mußten, während das Handwerk einstweilen sogar durch die Erklärung der Gewerbefreiheit, wo sie erfolgte, so wenig in den allgemeinen Fortschritt selbst auf dem Wege der Umbildung oder auch nur der stärkeren Akzentuierung speziell kapitalistischer Verfallserscheinungen hineingezogen wurde, daß zunächst eigentlich nur die alten Klagen des 16. bis 18. Jahrhunderts weitertönten.

In der Industrie und ihrem Aufblühen war damit schon in den Jahrzehnten um 1800 der eigentliche Ausdruck fortschreitender Entfaltung der modernen Volkswirtschaft zu sehen. Und dabei waren es wiederum die jüngsten Formen, die besonders emporkamen. So konnten sich z. B. ältere Arten der Hausindustrie, bei welchen der Vertrieb der Erzeugnisse noch

durch eine Anzahl kleiner Hausierer stattfand, schon jetzt vielfach nicht mehr halten; über dem Hausiererwesen entwickelte sich der eigentliche kaufmännisch-kapitalistische Verlag, und die Hausierer traten, in umgewandelten Formen ihres Berufes, in dessen Dienste. So ging ferner eine ganze Anzahl der Gewerkschaften des Bergbaus und der Montanindustrie ihrem alten Dasein nach zugrunde, indem sich einzelne reiche Genossen wie fremde Kapitalisten ihrer Rechte bemächtigten und sie selbst zur Knappschaft herabzudrücken begannen; und nur die verhältnismäßig noch wenig umfangreiche und nicht sehr rasch fortschreitende Entwicklung schloß dabei größere Verwicklungen und Schädigungen aus[1]. Dagegen war die Manufaktur die eigentlich repräsentative und die Fabrik die zukunftsreiche Form der Industrie in diesen Zeiten. Die Manufaktur war schon sehr verbreitet; die Fabrik, worunter hier eine durch irgendeinen Motor von größerer Kraft straffer zusammengefaßte Manufaktur verstanden werden soll, bildete sich dagegen erst langsam überall da aus, wo Bewegungskräfte zur Verfügung standen. Man darf dabei freilich noch nicht eigentlich an Dampf und verwandte Kräfte denken; durchaus an erster Stelle standen noch die elementaren Leistungen des tierischen Muskels, des Windes und Wassers. Natürlich war die Industrie damit vielfach an das platte Land gebannt, in dem ja auch die Hausindustrien nicht zum geringsten ihre Standorte hatten; aber während diese vornehmlich in den unfruchtbaren Höhen der Mittelgebirge ihre Heimat gefunden hatten, da, wo eine genügsame Bevölkerung nur einen Teil des Jahres im Ackerbau und in der Okkupation von Waldesprodukten beschäftigt war, liebten die Fabriken die behäbigeren Berglehnen der Vorgebirge, wo sie namentlich die Windkraft abfingen, und die zwischen den Vorhügeln eingebetteten Täler mit den rauschenden Bächen, denen sie ihre bewegende Kraft, und mit den Häuserzeilen lang-

[1] Die deutsche Ausbeute an Steinkohlen betrug im Jahre 1843 erst 3 Millionen Tonnen, während die englische schon 1800 die Höhe von 10 Millionen erreicht hatte; der Wert der gesamten Montanerzeugnisse Preußens stieg in den Jahren 1798—1835 nur von 4½ auf 7 Millionen Taler.

hingestreckter Dörfer, denen sie frische Menschenarbeit entnehmen konnten. So war denn dieses Dasein vielfach noch unstädtisch und darum gesünder als heute; in Sachsen, dem industriereichsten deutschen Lande dieser und der nächstkommenden Zeiten, wurden in einer der verbreitetsten Industrien, der Spinnerei, noch 1831 82% aller Spindeln durch Wasserkraft angetrieben und 12% durch Menschenhand oder Göpelwerke in Bewegung gesetzt: und nur für 6% bestand die bewegende Kraft zeitweise in Wasser und, falls dieses versagte, in Dampf.

Wie sich dabei das numerische Verhältnis der Kräfte und Ergebnisse in Handwerk und in Industrie stellte, ist im ganzen nur schwer zu übersehen. In Berlin hat sich das Handwerk zwischen 1784 und 1847 der Zahl seiner Angehörigen nach merkwürdig wenig entwickelt, während die Industrie stieg; geradezu abgenommen haben die Lohgerber und Maurermeister, während stark nur die Zahl der Tischler, Tapezierer, Klempner, Drechsler, Buchbinder, Instrumentenmacher stieg. Im Herzogtum Magdeburg, dessen Entwicklung vielleicht als eine durchschnittliche, wenn auch entschieden vorwärts weisende angesehen werden kann, kamen um 1800 auf etwa 12—14000 im Handwerk beschäftigte Personen schon 7—8000 Arbeiter in den Haus- und Fabrikindustrien wie in Saline und Bergwerk.

Doch wäre es falsch, sich diese Arbeiter, wie die ganze Industrie bereits nach Art der heutigen oder auch nur der vor einem Menschenalter vorhanden gewesenen vorzustellen. Von Bedeutung war hier schon das bereits angeführte technische Moment: noch war jenem großen Zeitalter der Erfindungen, das der Welt den Kompaß, das Schießpulver und den Buchdruck geschenkt hat, nicht das weitere der tatsächlichen Einführung der durch Wärme oder sonstwie betriebenen Kraftmaschinen gefolgt. Damit fehlte die unbarmherzige Präzision von heute und das ganze Bukett der in der industriellen Bevölkerung auf sie zurückgehenden seelischen Dispositionen; so sehr Goethe schon vor dem aktuelleren Umtriebe der Welt einen gewissen Schauer empfunden und die Entthronung des Wissens und Erkennens, noch mehr aber der Phantasietätigkeit von

ihrer bisher innegehabten Herrschaft vorausgesehen hat: im Grunde ging es, nach unseren Begriffen, doch noch recht gemütlich her. Und zwar gemütlich im eigentlichen, heute so oft schon verlorenen Sinne des Wortes: der Fabrikant war noch ein Fabrikherr und der Arbeiter stand, ohne ausgesprochenes Klassenbewußtsein, noch unter seiner moralischen und politischen Verantwortung.

Viel trug dazu auch der ländliche Standort der meisten Industrien sowie der Umstand bei, daß die Industrie überhaupt mit dem Leben des platten Landes die engsten Beziehungen hatte. Denn ihre wichtigsten Zweige waren das Müllereigewerbe und vor allem die Leinen- und die Wollspinnerei und -Weberei; daneben kam allerdings die Baumwollindustrie, auf ein fremdes Erzeugnis begründet, immer mehr in Betracht; aber auch sie wurde nach Analogie der alten einheimischen Textilindustrien, die sich auf Haupterzeugnisse des Landes selbst stützten, betrieben.

Die Müllerei war bis ins 19. Jahrhundert hinein allerdings im allgemeinen eine kleine Industrie geblieben — doch war sie ihrer gewerblichen Ausstattung nach immerhin der eigentlich älteste Industriezweig des Landes überhaupt. Jetzt kam hinzu, daß mit der Aufhebung des Mühlenzwanges, der ziemlich allgemein, in Preußen z. B. im Jahre 1810, fiel, allenthalben, namentlich aber in Norddeutschland, eine wahre Überfülle von verbesserten Windmühlen errichtet wurde: so daß man in Preußen 1825 sogar glaubte den Bau wegen Überproduktion an eine Konzession knüpfen zu müssen.

Unmittelbarer freilich führten die Textilgewerbe in die Industrie ein, aber doch immer noch im Bereiche des platten Landes. Von ihnen hatte die Leinenindustrie um 1800 ebensosehr noch die ältesten Formen bewahrt, und zwar in Spinnerei und Weberei, wie sie die verbreitetste und blühendste war: was trug man nicht alles noch aus Leinen, außer den Unterkleidern auch vielfach noch die Oberkleider, und Tisch- und Bettzeug aller Stände war selbstverständlich von Leinen gemacht. Spinnerei und Weberei wurden dabei teils in uralter

bäuerlicher Hausindustrie als Nebengewerbe, teils auch in moderner Hausindustrie als Hauptgewerbe betrieben: in letzterem Falle hatten sich, in Westfalen, in Schlesien, ganze Kolonien von Spinnern und Webern gebildet. Und das Erzeugnis deckte nicht bloß das heimische Bedürfnis, weithin vielmehr nach Spanien und nach England ging deutsches Leinen; und aus Preußen wurde außer Geweben gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch noch jährlich für etwa drei Millionen Taler Leinengarn exportiert. Diese günstige Entwicklung wurde nun zunächst durch Erfindung der Spinnmaschine insofern beeinträchtigt, als diese auf Flachs schwer anwendbar war und also der Wolle, namentlich aber der Baumwolle einen Vorteil verschaffte. Schlimmer aber wirkten dann Kontinentalsperre und Napoleonische Kriege. Die Engländer füllten jetzt im Auslande durch ihre Erzeugnisse die Lücken, welche der deutsche Export lassen mußte, und beseitigten diesen endgültig durch weit billigere Produktion, wie sie der Übergang zur mechanischen Spinnerei gestattete.

Neben der Leinenindustrie nahm sich die Wollindustrie längst nicht so stattlich aus wie heute. In Preußen schlug man um 1800 den Verbrauch an Tuch für den Kopf der Bevölkerung auf etwa eine halbe Elle an: „der Tuchrock der Bauern mußte viele Jahre aushalten, und oft erschienen Knechte und Tagelöhner im strengsten Winter beim Gutsherrn oder im Gerichtstermin im leinenen Kittel". Daher war denn die Wollindustrie immer noch ein wenig, was sie im Mittelalter gewesen war: eine Luxusindustrie wenn auch für breiteren Verbrauch; und nur durch die Entwicklung der stehenden Heere mit ihren groben Tuchuniformen hatte sie nach unten hin einen ständig stärkeren Halt erlangt. In Preußen berechnete man 1802 die Produktion auf 13 Millionen Taler; davon wurde, neben einer Einfuhr von 2 Millionen, für 7 Millionen ausgeführt. Der Betrieb lief aber noch nicht auf größere Fabriken, sondern auf kleine Anlagen hinaus, in denen sich allmählich die von früher her ansässigen Tuchmacher des Mittelstandes, soweit sie wohlhabend waren oder wurden, ohne große Schwierig-

keiten in sachtem Aufsteigen fortentwickelten; sie schafften die neuen kleineren Maschinen an, namentlich die des Spinnereibetriebes, und sie verstiegen sich allmählich wohl auch, im ganzen aber wiederum nur für die Spinnerei, zur stärkeren Einspannung mechanischer Kräfte.

Im Verhältnis zu den anderen Textilgewerben aber trat die Baumwollindustrie immer mehr hervor. Denn in ihr wurden jene Erfindungen kostbarer Spinnmaschinen erst recht wirksam, welche darauf hinausliefen, mechanisch getriebene Apparate mit einer großen Reihe von Spindeln aufzustellen, die nur von je einem Arbeiter bedient werden sollten: Erfindungen, die sich an die Namen Wyatts (1730—1738), Hargreaves (1767), Arkwrights (1768), Cromptons (1775) und John Roberts (1825) knüpften. Wie man sieht, lauter englische Namen: sie bezeichnen zugleich den Aufschwung der mechanischen Spinnerei in ihrem klassischen Lande, und abgeschlossen erscheinen sie der Hauptsache nach mit der Mule-Jenny Cromptons. Nach Deutschland drangen diese Neuigkeiten schon seit dem Anfang der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts und ergriffen und begünstigten vor allem die Baumwollindustrie: denn Baumwolle läßt sich, wie schon angedeutet, am leichtesten mechanisch verspinnen, und auf diesem Gebiete, das bisher weniger gepflegt war, waren zugleich keine älteren Industrieformen zu verdrängen. Daher kam es denn zu einem sehr raschen, ja zu dem ersten abnormen Aufblühen einer neuen Industrie auf deutschem Boden, zumal der Preis des Rohstoffes von 100 und mehr Talern auf den Zentner bis auf 70 Taler im Jahre 1817 fiel und die Kontinentalsperre den englischen Wettbewerb abdrängte: überall erhoben sich Spinnereien: am Rhein, an der Wupper und an der Ruhr, an der Erft und an der Sieg, in Sachsen, Schlesien, Bayern[1]. Dieser Bewegung auf dem

[1] Der Einfluß der Kontinentalsperre war besonders in Sachsen stark. Es waren auf Baumwolle gangbar Spindeln: 1806 13200; 1807 15500; 1808 19024; 1809 28884; 1810 54452; 1811 103488; 1812 210150. Im Jahre 1831 301202.

Gebiete der Spinnerei mußte natürlich auch die Weberei folgen, zumal auch hier schon das 18. Jahrhundert die entscheidenden Erfindungen gebracht hatte; 1738 hatte John Kay den Schnellschützen eingeführt, 1787 Cartwright den mechanischen Kraftwebstuhl erfunden. Indes erfolgte der Aufschwung in der Weberei doch eigentlich erst mit der Kontinentalsperre, während vorher nur kleinere Manufakturen am Niederrhein, in Kursachsen, Brandenburg und Schlesien sowie in Oberfranken bestanden hatten und in Augsburg neben der Weberei auch schon der Kattundruck zur Blüte gelangt war. Nun aber wurde das Hauptland des Fortschrittes das Königreich Sachsen: obwohl auch hier einstweilen kaum größere Fabriken entstanden und die Anwendung großer mechanischer Kräfte noch selten blieb.

Diese Streiflichter auf die Entwicklung einzelner wichtiger Industrien eröffnen jetzt einen genaueren Einblick in das Wesen auch der sozialen Entwicklung des nunmehr immer wichtiger werdenden Hauptstandes der Unternehmung, des Bürgertums. Man sieht zunächst: es sind in hohem Grade erst werdende Verhältnisse. Das frühere große Bürgertum der Renaissancezeit war der Hauptsache nach nicht aus der Industrie, sondern aus dem Handel hervorgegangen: seine wichtigsten Vertreter waren anfangs Warenhändler, später Geldhändler gewesen. Das hatte dann einen überaus raschen Aufschwung der sozialen Bewegung bedingt; denn schnell liefert der Handel große Kapitalien. Das moderne Bürgertum dagegen ging an erster Stelle aus der Industrie hervor: darum erwuchs es langsamer, aber freilich auch solider und nicht zu raschem Verblühen bestimmt. Aber freilich: dieser Wachstumsprozeß sicherte ihm auch nur sehr allmählich steigende soziale oder gar, als Stand, politisch-persönliche Beachtung. In Preußen hatte Friedrich der Große noch 1763 den Offizieren durch Kabinettsorder ausdrücklich das Prügeln der Bürger verbieten müssen. In einer Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III. vom Jahre 1798 heißt es dann milder, aber immer noch bezeichnend genug: „Ich habe sehr mißfällig vernehmen müssen, wie besonders junge

Offiziers Vorrang vor dem Civilstande behaupten wollen .... Kein Soldat darf sich unterstehen, weß Standes er auch sei, einen der geringsten meiner Bürger zu brüsquiren; sie sind es, nicht ich, die die Armee unterhalten." In Wirklichkeit dauerte die soziale Disposition des 18. Jahrhunderts noch während des ganzen ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts und zum guten Teile darüber hinaus ungebrochen fort; die alten oberen Klassen herrschten unbedingt, wenn sie auch teilweise in einer Atmosphäre lebten, in der die vorwiegend geistige Bildung des Frühsubjektivismus zum Miasmus geworden war; die Militärs waren nach wie vor übermütig und herausfordernd die Beamten zum Teil zweideutige Charaktere: und erst die Freiheitskriege, in diesem Zusammenhange und Sinne recht eigentlich auch Emanzipationskämpfe des Bürgertums, haben die Luft des 18. Jahrhunderts wenigstens als Gesamtatmosphäre zerrissen.

Zugleich begann eine Organisationsbewegung innerhalb des Bürgertums selbst, die diesen Prozeß noch beschleunigen mußte. Mit dem Aufkommen eines volleren Zeitalters der Unternehmung trat schon an sich alsbald eine soziale Verschiebung innerhalb der Stände, die sich einem Unternehmen widmeten, dahin ein, daß nur wenige zu Leitern und Beherrschern der Produktion, viele dagegen in ihr dienend wurden: hier Fabrikant, dort Arbeiter: die Zahl der selbständigen Betriebe wuchs verhältnismäßig langsam, der Umfang der einzelnen dagegen bedeutend und mit ihr die Zahl der Berufsausübenden in abhängiger Stellung. Es war ein Prozeß, der seit 1780 und 1800 mit steigendem Industrialismus natürlich in wachsender Progression eintrat und damit schon den alten Bürgerstand sozial umzuorganisieren begann in der Richtung, daß verhältnismäßig wenige bürgerliche Familien besonders hervortraten und sozial bedeutend wurden als Arbeitgeber immer größerer Massen. Das mußte ihnen natürlich allmählich eine allgemeinere soziale Anerkennung auch seitens des Adels und des Beamtentums und damit zugleich die Anfänge einer selbständigen politischen Bedeutung sichern.

Die ersten deutlichen Spuren dieser Umbildung zeigten sich auf den Gebieten, wo sich politische Tätigkeit und wirtschaftlich-soziale Interessen der neuen bürgerlichen Gesellschaft enger berührten: im Bereiche der Industrie- und namentlich der Handelspolitik. Und da lassen sie sich besonders klar wiederum alsbald nach 1815 in der Zollpolitik verfolgen: denn im Gegensatze zu der Tatsache, daß die Reformjahre von 1806 bis 1812 fast überall in Deutschland die subjektivistische Emanzipation der Industrie und auch des Handels als wirtschaftlicher Betriebsformen, Freizügigkeit, Gewerbe- und Handelsfreiheit gebracht hatten, hatten sich in der Zollpolitik bei ihrer engen Verquickung mit den Staatsfinanzen alte Zustände noch vielfach über die Freiheitskriege hinweg gerettet.

Vor allem war das auch in Preußen der Fall. Während selbst ein wirtschaftlich so wenig fortgeschrittener Staat wie Bayern teilweise schon 1650, völlig aber im Jahre 1808 die Zölle an die Landesgrenze verlegt und damit die Landesgrenze zur einzigen Zollgrenze und das Land zu einem einzigen Zollgebiete ausgestaltet hatte, bestanden in Preußen in dieser Hinsicht auch um 1815 noch die merkwürdigsten Verhältnisse. Zwar hatte man sich schon im 18. Jahrhundert langsam daran gewöhnt, die mittleren Provinzen als eine wirtschaftliche Einheit zu behandeln[1]; allein daneben bildete damals doch noch fast jede Provinz ein besonderes Zollgebiet. Dabei schützte, im Gegensatze zu den freihändlerischen Bestrebungen Westeuropas, wie sie in dem französisch-englischen Handelsvertrage vom Jahre 1786 zum Ausdrucke gelangt waren, ein strenges Prohibitivsystem den heimischen Gewerbfleiß. Die Waren aber, welches es zuließ, wurden nicht an der Grenze verzollt, sondern in den Städten, nach denen sie bestimmt waren. Das hatte freilich zur Folge, da man den Zoll wie eine Verbrauchssteuer erhob, daß man nun vermöge der städtischen Akzise das ganze Land finanziell gleichsam beherrschte: führte aber, bei der Verquickung ganz verschiedenartiger finanzpolitischer Prinzipien,

[1] S. Band VII, 2, S. 782 f.

auch zu Mißständen in der Verwaltung, die immer und immer wieder, vor allem auch schon in den Schlußjahren der Regierungszeit Friedrichs des Großen, beklagt worden waren. Und noch im Jahre 1806 gab es auf Grund dieser allgemeinen Anlage des Zollsystems in Preußen nicht weniger als 67 Tarife, wenn auch von diesen nur elf im eigentlichen Sinne Akzisetarife waren; und allein diese elf Tarife schon besteuerten die stattliche Anzahl von 2775 Gegenständen. Wie sollte sich nun in diesem Gewirr von Einfuhrlasten der Kaufmann, wie in ihnen, zumal da ihnen auch noch allerlei Ausfuhrprämien und sonstige Unterstützungsformen der heimischen Gewerbe gegenüberstanden, zur Kalkulierung seiner Preise der Industrielle zurechtfinden? Es schien fast nötig, hierfür eigene Tarifgelehrte zur Verfügung zu haben.

Und doch waren dies, für den deutschen Unternehmer, erst die binnenpreußischen Bestimmungen. Sah der preußisch-deutsche Kaufmann und Industrielle über die vielgewundenen Grenzen seines engeren Vaterlandes hinweg, so entdeckte er seit 1815 allerdings nicht mehr wie noch um 1800 über 300 Fürsten und regierende Herren, die ihre Gebiete gegenseitig als Zollausland behandelten, aber immerhin doch noch 38. Und er teilte die Empfindungen, die Friedrich List später in den Satz zusammenfaßte: „Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe. Um von Hamburg nach Österreich, von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und Mautordnungen zu studieren, zehnmal Durchgangszoll zu zahlen. Wer aber das Unglück hat, auf einer Grenze zu wohnen, wo drei oder vier Staaten zusammenstoßen, der verlebt sein ganzes Leben mitten unter feindlich gesinnten Zöllnern und Mautnern; der hat kein Vaterland."

Dabei war klar, daß die Befreiung aus solchen Zuständen schwerlich von der Zentralgewalt des neuen Bundes zu erreichen sein werde. Der Artikel 19 der Bundesakte stellte

allerdings eine gemeinschaftliche Ordnung des deutschen Verkehrs und Handels in Aussicht; aber schon der erste Versuch einer gemeindeutschen Handelspolitik, als während der Hungersnot von 1816 auf 1817 die Aufhebung der Getreideausfuhrverbote verlangt wurde, scheiterte an dem Widerspruche einzelner Bundesglieder.

So blieb die nächste Hoffnung eigentlich doch nur auf Preußen gestellt. Denn auch Österreich konnte hier nicht in Betracht kommen: trotz aller Zentralisierungsbestrebungen seit Maria Theresia ist es noch heute nicht so weit gelangt, ein einziges Wirtschaftsgebiet zu sein: wie hätte es um 1815 auch nur in seinen Grenzen eine Zolleinheit herbeiführen sollen! Für Preußen dagegen standen um diese Zeit die Aussichten nicht ungünstig: vornehmlich infolge der Schicksale, die wenn nicht die alte Zollverwaltung, so doch das Tarifsystem seit 1806 und 1807 erlebt hatte. Da war es zunächst natürlich dem System der Napoleonischen Kontinentalsperre zum Opfer gefallen: und indem dies wiederum wie das ungeheuerlichste Schutzzollsystem wirkte, waren ganz besonders die modernen Wirtschaftsformen, die Formen der Unternehmung, emporgeblüht. Dann aber, nach dem Verfall der Napoleonischen Herrschaft, hatte sich aus einer Übergangszeit von mannigfacher Anarchie ein System herausgebildet, wonach westwärts der Weser Einfuhrverbote überhaupt nicht mehr bestanden und im allgemeinen, namentlich im Gebiete des ehemaligen Königreichs Westfalen, alle Waren gegen einen Wertzoll von 6 % eingelassen wurden, während man im preußischen Osten $8\frac{1}{3}$ % als Einfuhrzoll erhob und in den mittleren Provinzen, für die das alte Prohibitivsystem formell noch fortbestand, stets Einlaßpässe für den Preis von ebenfalls $8\frac{1}{3}$ % des Warenwertes zu haben waren.

So hatte man denn zwar noch die meisten Beschwerden des Systems des 18. Jahrhunderts, nicht aber mehr dessen Schutz, sondern dem Freihandelsprinzipe sich nähernde niedrige Zölle! Die Folgen davon zeigten sich bald. Englische Waren überschwemmten das Land, und da eine starke Überschätzung

der Konsumtionsfähigkeit des deutschen, durch die Kriege arm gewordenen Publikums in England eine beträchtliche Überproduktion zur Folge gehabt hatte, für deren Stapel man gleichwohl in Deutschland Absatz suchte, so fielen zugleich die Preise durch Unterbietung so, daß an einen gewinnbringenden Wettbewerb der eben erst im Aufschwung begriffenen heimischen Industrie kaum gedacht werden konnte. Krise also der heimischen Gewerbe, vor allem in ihren moderneren Formen, und dazu noch gänzlich veraltete Arten staatlichen Zolldruckes, das war das Ergebnis, das die erwachsenden industriellen Kreise laut genug beklagten.

Aber trug nicht eben diese Kombination die Gewähr der Besserung in sich? Allgemein, selbst in agrarischen Kreisen, sah man jetzt ein, daß etwas zur Abhilfe getan werden müsse: und es war klar, daß keine Reform, gleichviel welcher Art, auf diesem Gebiete das Zollerhebungssystem unberührt lassen konnte.

Aus diesem Zusammenhange ist die preußische Zollgesetzgebung der Jahre 1816—1818 hervorgegangen. Sie begann mit der Aufhebung der Wasser-, Binnen- und Provinzialzölle schon im Jahre 1816: an deren Stelle eine einzige Zollinie trat, die mit den Landesgrenzen zusammenfiel. Und sie schloß ab mit dem Tarifgesetze des Jahres 1818, das der Industrie wieder einen mäßigen, aber, wie die spätere Erfahrung zeigte, für ihre Entwicklung genügenden Schutzzoll gewährleistete, während ihr Prinzip, im Gegensatze zu den inzwischen in Westeuropa entwickelten schutzzöllnerischen Bestrebungen, eher als freihändlerisch und damit auch den exportierenden agrarischen Unternehmern des Ostens, den Junkern, erwünscht gelten konnte. Die Ausfuhr wurde von dem Gesetze ganz frei belassen, wenn auch ausnahmsweise Besteuerungen nicht ganz unmöglich gemacht waren. Ebenso blieb die Einfuhr von Roh- und Hilfsstoffen frei von Abgaben, falls diese nicht zu den Ganz- oder Halbfabrikaten gehörten. Mit Zoll wurden dagegen alle eingehenden Waren belegt, und zwar nach Bruttogewicht mit einem halben Taler für den Zentner. Dazu kam für die

Waren, die im Zollbereiche blieben, noch eine Verbrauchssteuer, die nach Nettogewicht berechnet wurde. Hierfür gab ein besonderer Tarif das Notwendige an; als Grundsatz galt, daß die Abgabe für Fabrik- und Manufakturwaren der Regel nach nicht 10% des Wertes übersteigen sollte, aber geringer sein durfte, „wenn es unbeschadet der inländischen Gewerbsamkeit geschehen könnte". Unter diesen Umständen war natürlich eine sehr einfache Berechnung möglich: Klarheit vor allem zog damit in die Praxis der Verzollung ein. Freilich blieb bei alledem bis 1821 immer noch ein Unterschied zwischen den Zollsätzen der westlichen und der östlichen Provinzen Preußens, der auf eine höhere Belastung im Osten hinauslief; aber durch eine Novelle des Jahres 1821 wurde auch er beseitigt.

Diese neue Ordnung hatten nun die erwachsenden bürgerlichen Kreise ganz wesentlich mit beraten und herstellen helfen. Bezeichnend aber war, daß sie einen vollkommenen Ausdruck dessen, was man in den Jahren zuvor der Regierung aus Unternehmerkreisen empfohlen hatte, dennoch nicht darstellte. Da hatte man einen viel stärkeren Schutz beantragt, ja womöglich die Wiederaufrichtung des alten Prohibitivsystems gewünscht. Und beinahe hätten diese Anschauungen auch im Staatsrate gesiegt, wie sie in der Spezialkommission zur Beratung des Gesetzes angenommen worden waren. Nur dem Eintreten des Staatsrates Kunth wurde es verdankt, daß man nicht in eine hochschutzzöllnerische, sondern in eine nach den Vorstellungen der Zeit eher liberale Ära eintrat. Der Staat war es somit, sehr bezeichnenderweise, der schon damals die tiefsten Grundsätze der neuen Zeit, die Freiheit des Handels und des Verkehrs, gegen den Industrialismus der Unternehmer zu vertreten hatte und mit Erfolg vertrat und sich damit, obwohl bei gemäßigtem Schutzzolle dem Aufblühen der Unternehmung geneigt, doch vor allem so weitherzig denkend erwies, daß die einseitig und partikular-preußisch getroffene Regelung die Nachbarn Preußens nicht abschrecken, sondern auf die Dauer eher zum Anschluß an das eingeführte System verlocken mußte. So waren denn die Unternehmer um 1816 als Vertreter wirtschaftlich-sozialer Interessen schon am

Platze; aber sie hatten sich staatlichen Anschauungen anderen Ursprungs durchaus noch zu fügen, zumal sich ergab, daß unter dem neuen Gesetze die modernen Formen des Wirtschaftslebens, vorweg die Industrie, aber auch der Handel ihre volle Rechnung fanden.

Im übrigen begreift sich, daß die Fürsorge für die Entfaltung des modernen Wirtschaftslebens, die nun, unabhängig von aller Sozialpolitik, als ein Ziel des Staatslebens erkannt wurde, jetzt auch auf anderen Gebieten durchgriff. So, im Zusammenhange mit der Zollgesetzgebung, namentlich auch in Schiffahrtsverträgen. Der Aufschwung des Schiffbaues und damit auch der Reederei war seit Mitte des 18. Jahrhunderts namentlich in der Ostsee, wo der Deutsche sich freier bewegen konnte als in der Nordsee, ziemlich bedeutend gewesen; der Schiffsverkehr hatte dann vor allem von etwa 1780 bis 1806, begünstigt durch die Kriege und die allgemeinen Weltverhältnisse, außerordentlich zugenommen. Dann freilich ereilte ihn fast der Todesstoß; mit der Kontinentalsperre verfiel die Handelsflotte der Vernichtung durch die Engländer, und ähnlich wie die Vereinigten Staaten haben Preußen und Deutschland erst etwa von 1840 bis 1860 wieder die Größe der Handelsmarine aufgewiesen, die sie schon 1804—1807 erreicht hatten. Allein der Umschwung zum Besseren wurde doch schon gleichzeitig mit dem neuen Zollgesetz herbeigeführt, indem Schiffahrts- und Handelsverträge mit Dänemark (1818), Großbritannien (1824), Schweden-Norwegen (1827), Mecklenburg-Schwerin (1827), Brasilien (1827), den Hansestädten (1828) und den Vereinigten Staaten (1828), obwohl jeder einzelne an sich nicht besonders günstig, doch in ihrer Gesamtheit die Reederei wieder erstehen ließen: so daß der deutsche Ostseehandel ziemlich durch die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts hindurch dem Nordseehandel die Wage hielt, obwohl eben dieser wenigstens zum Teil, besonders in Hamburg, durch die Kontinentalsperre und das mit ihr verbundene Schmugglergeschäft nicht wenig gewonnen hatte.

IV.

Hatte aber Preußen so zunächst für sich gesorgt, so zeigten doch schon die Erfahrungen der zwanziger Jahre für alle dem neueren Wirtschaftsleben in Deutschland angehörenden Kräfte und Schichten, wie gut es sein würde, würde dieses System in irgendeiner Form für den gesamten deutschen Boden maßgebend. Und bereits im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts, unmittelbar nach 1815, waren verwandte Bedürfnisse gefühlt worden. Denn eben unter der wirtschaftlichen Depression dieser Zeit, die nicht nur Preußen heimsuchte, mußte die freie Unternehmung um so eher den Wunsch hegen, weite Absatzgebiete zu gewinnen und sich zugleich innerhalb des Bundesgebietes, durch keinerlei Unterschiede der Behandlung gestört, so zu spezialisieren und territorial differenzieren zu können, daß ihr die Überwindung auch schlechter Zeiten ermöglicht wäre. Und dieser Wunsch mußte noch dringlicher werden, als die fortgesetzte Berührung mit dem freien Weltmarkte etwa um 1820 zunächst alle Schäden der rasch groß gewordenen Industrie aufdeckte: die Unerfahrenheit in der Erweiterung des Absatzes, die Leichtsinnigkeit in der Übernahme zu großer Risiken, die Neigung, in Lohndrückerei Ersatz für Einbußen zu suchen, die Ratlosigkeit sich zu helfen, sobald unter dem immer stärkeren Import englischer Waren das Edelmetall abzuströmen und die Handelsbilanz passiv zu werden begann. Kam nun zu alledem noch eine starke agrarische Krise, wie sie die nächste Folge der gänzlich veränderten sozialpolitischen Lage auf dem platten Lande namentlich des Nordostens sein mußte und war, und hörte dabei auch für das Ackerbauunternehmen einstweilen Export und Exportfähigkeit auf: so war ein Zustand geschaffen, der gerade die allgemeinsten Reformen dringend erheischte.

Da war nun der Gedanke, ein einheitliches deutsches Zollsystem zu schaffen, der die Kreise der jungen Unternehmerwirtschaft schon im 18. Jahrhundert gelegentlich beschäftigt hatte, unmittelbar nach den Kriegen, im Jahre 1816, zuerst wieder von einem Kreise von Unternehmern aufgenommen

worden, die sich auf der Leipziger Messe trafen. Dann hatten, im Jahre 1818, angesehene Mitglieder des rheinischen Unternehmertums an den Staatskanzler Hardenberg die Bitte gerichtet, für die Aufhebung aller Binnenzölle Deutschlands und die Verlegung der Zollinien an die Bundesgrenze Sorge zu tragen. Eine positive Antwort darauf war einstweilen nur das preußische Zollgesetz gewesen. Wenn dies aber in seinen Einführungsworten damit begründet wurde, daß sich „allgemein und klar das Bedürfnis zeige, durch eine angemessene Besteuerung des äußeren Handels und des Verbrauchs fremder Waren die inländische Gewerbsamkeit zu schützen", so lag auf der Hand, daß dieser Zusammenhang eigentlich auf eine deutsche Zollgesetzgebung führen mußte. In der Tat erklärte sich Preußen auch schon 1818 bereit, auf der Grundlage seines neuen Zollgesetzes mit anderen Staaten in zollpolitische Verhandlungen einzutreten. Und einen leisen Zwang auf die deutschen Nachbarn in dieser Richtung übte seine Zollgesetzgebung auch insofern aus, als sie die außerdeutschen Staaten, insbesondere England bei deren damals schutzzöllnerischer Haltung durch sein mildes, fast halb freihändlerisches System im Grunde begünstigte. Es war eine Tendenz, mit der sich zunächst die Anschauung verbunden hatte, England werde infolgedessen dem Import der notleidenden preußischen Landwirtschaft besonders bereitwillig seine Grenzen öffnen: und agrarische Hoffnungen in dieser Richtung sprachen sich nicht zum geringsten in der Tatsache eines nur sehr mäßigen Zollschutzes der Industrie aus. Diese Hoffnungen haben sich nun nicht erfüllt; erst ein Menschenalter später hat England seine harten Kornzölle ermäßigt. Um so mehr aber durfte man erwarten, daß die im ganzen Systeme liegende, den deutschen Staaten ungünstige differenzielle Behandlung diese zum Eintritt in ein gemeindeutsches Zollsystem erweichen werde. Wirklich stellte sich auch allmählich eine dementsprechende Stimmung ein. Man sah die preußische Volkswirtschaft unter dem neuen System langsam erblühen, während man selbst der ausländischen Konkurrenz fast schutzlos überliefert war. Namentlich die unmittelbaren Nachbarn Preußens seufzten. Andererseits

aber war man doch auch in Preußen nicht recht zufrieden: das Reformwerk wollte erst dann voll geglückt scheinen, wenn es gelänge, wenigstens die nächsten Nachbarstaaten ihm einzubeziehen.

Es versteht sich, daß dieses Hin und Her der Stimmungen wie geschaffen war, um einer öffentlichen Agitation zum Leben zu verhelfen. Und schon 1819 hatte sie eingesetzt. In diesem Jahre wurde, angeregt vornehmlich durch den Tübinger Professor Friedrich List, den großen schwäbischen und deutschen Volkswirt, zu Frankfurt und Nürnberg ein Handelsverein gegründet in der Absicht, durch ihn einen allgemeinen deutschen Zollverband verwirklichen zu helfen. Und so wäre man wohl rasch vorwärts gelangt, wenn die süddeutsche Agitation und die preußische Praxis sich hätten verständigen können. Allein daran war so bald nicht zu denken. In alten reichsdeutschen Traditionen hielt der Südwesten an einem gemeindeutschen Vorgehen fest und verwarf das einseitige Verfahren Preußens.

Unter diesen Umständen war es von größter Bedeutung, daß sich eben aus dem Südwesten beinahe gleichzeitig eine Stimme erhob, die wenigstens nach der technischen Seite hin Preußen gerecht wurde. In einer Denkschrift vom Jahre 1819 zeigte der badische Staatsmann Nebenius, ein alter Praktiker noch aus dem französischen Staatsdienste, daß ein deutscher Zollverein auf volle Handelsfreiheit im Innern, auf die Erhebung von Grenzzöllen, auf Schutzzölle für die Manufakturen in der Höhe von 10 bis 20% des Wertes, niedrige Besteuerung oder völlige Befreiung von Abgaben für eingeführte Rohmaterialien und die Erzeugnisse des Exports, und auf Verbrauchssteuern auf Kolonialwaren — kurz auf die Prinzipien der preußischen Zollpolitik hinauslaufen müsse, und entwickelte zugleich rationelle Grundsätze für die föderative Behandlung eines solchen Vereins: der Reingewinn sollte an die einzelnen Staaten nach Maßgabe der Bundesmatrikel oder nach der Kopfzahl der Bevölkerung verteilt werden. War das nicht die vollste Vorbereitung eines Zollvereins, der sich von Preußen her und durch preußische Politik entwickeln konnte? Im Jahre 1833,

nach Abschluß der wichtigsten Zollvereinsverhandlungen, hat das preußische Ministerium des Auswärtigen in einer nach Baden gerichteten Note ausgesprochen, daß „es dem Verfasser der badischen Denkschrift von 1819 zur großen Genugtuung gereichen müsse, wenn er aus den Verträgen der jetzt zu einem gemeinsamen Zoll- und Handelssystem verbundenen Staaten ersehen werde, wie vollständig nunmehr die Ideen ins Leben getreten seien, welche von ihm über die Bedingungen eines deutschen Zollvereins gehegt und bekannt gemacht worden seien".

Nach alledem war vorauszusehen, daß Konferenzen, welche die süddeutschen und einige mitteldeutsche Staaten einseitig und ohne Preußen 1821 zu Darmstadt, 1823 zu Arnstadt, 1825 zu Stuttgart abhielten, ergebnislos verlaufen würden. Die Zukunft des allgemeinen Zollvereins schien an den norddeutschen Großstaat gekettet. Wie es Hardenberg schon 1819 betont hatte: einzelne Staaten, welche sich durch den jetzigen Stand beschwert glauben, müßten sich mit denjenigen Bundesmitgliedern zu vereinigen suchen, woher nach ihrer Meinung die Beschwerde kommt; und dann müßten übereinstimmende Anordnungen von Grenze zu Grenze geleitet werden zu dem Zwecke, die inneren Scheidewände mehr und mehr zu Fall zu bringen.

Gleichwohl schlossen Bayern, Württemberg und die Hohenzollernschen Lande im Jahre 1826 einen besonderen Süddeutschen Zollverein; und als dieser mit Preußen gute Beziehungen zu pflegen begann, vereinigten sich die zwischen ihm und Preußen liegenden Länder, um nicht von beiden erdrückt zu werden, im Jahre 1828 zu einem Mitteldeutschen Handelsverein. Es waren Nassau, Hessen-Homburg, Frankfurt am Main, Kurhessen, Thüringen, Sachsen, Braunschweig, Hannover und Oldenburg; durch den Beitritt Hannovers erhoffte man namentlich billige Zufuhr englischer Halbfabrikate, so von Stabeisen und baumwollenen Garnen. Damit erschien denn eine deutsche Zolleinheit in ferne Zukunft gerückt.

Trotzdem war die Lösung aller Probleme auf Grund der dargestellten allgemeinen Verhältnisse nahe. In den preußischen

Zollverband waren die anhaltischen Lande, fast ganz von preußischen Grenzen umgeben, schon im Jahre 1826 eingetreten. Im Jahre 1828 folgte, nach vergebenen Versuchen, in dem süddeutschen Verein angemessene Unterkunft zu finden, Hessen-Darmstadt. Es war der entscheidende Moment. Denn bald stellte sich heraus, daß das kleine Land südlich des Mains dabei seine wirtschaftlichen Interessen vortrefflich gewahrt hatte, während die süd- und mitteldeutschen Sonderbildungen zu leiden begannen. Innerhalb des Süddeutschen Zollvereins verschlangen die Zollschutz- und Erhebungskosten für Bayern in den Jahren 1829—1831 44 % des Rohertrages; im Rheinkreise blieben im Jahre 1830 die Einnahmen sogar um 83094 Gulden hinter den Ausgaben zurück. Es war klar: der Verein war zu klein; war bei der Tendenz alles modernen Wirtschaftslebens, ins Große zu wachsen, nicht lebensfähig. Ganz dasselbe galt aber auch von dem Mitteldeutschen Handelsverein; zudem litt dieser auch noch an inneren Organisationsschwierigkeiten; es gelang nicht einmal, die Binnenmauten zu beseitigen. Und so reiften denn die Dinge dem Zollanschluß an Preußen entgegen.

Im Jahre 1831 trat Kurhessen, durch einen Zollkrieg mit Hessen-Darmstadt arg bedrängt, aus dem Mitteldeutschen Vereine aus und schloß sich Preußen an. Es hieß eigentlich schon die Zertrümmerung des Mitteldeutschen Vereins; namentlich für Sachsen, den in diesem Vereine führenden Staat, wurde die Lage jetzt überaus mißlich. Das um so mehr, als Preußen im Grunde auch schon Thüringen gewonnen hatte. Dies Mittelgebiet der deutschen Lande hatte von alters her eigentlich nur einen westöstlichen Verkehr; seine alte Hauptstraße verlief von Frankfurt und Fulda herkommend über Eisenach, Erfurt und Halle nach den Gegenden der Elbe. Nun aber streckte Preußen den kleinen Staaten die Mittel zum Bau einer Straße vor, die südnördlich durch Meiningen verlief und die dazu bestimmt war, das süddeutsche und das norddeutsch-preußische Zollgebiet unter Umgehung und doch zugleich Durchquerung des mitteldeutschen zu verbinden. War es da nicht wenigstens für das auf diese Weise isolierte und doch besonders industrie-

reiche Sachsen hohe Zeit, mit Preußen zum Frieden zu gelangen? Im Jahre 1833 traten Sachsen, Bayern und Württemberg dem Preußischen Zollverein bei; die Verträge gelangten am 1. Januar 1834 zur Wirksamkeit. Man darf sie als die eigentlichen Gründungsurkunden des Deutschen Zollvereins betrachten; denn in den acht Jahren, auf die sie zunächst gelten sollten, traten auch noch die meisten anderen wichtigeren Länder dem preußischen Zollgebiete zu. So die Thüringischen Staaten schon 1834; Baden und Nassau 1835; Frankfurt 1836. Und 1841, kurz nach seiner Wiedererneuerung auf 12 Jahre, umfaßte der Zollverein ganz Deutschland mit Ausnahme Mecklenburgs, des Steuervereins, in welchem sich Hannover und Oldenburg nach dem Zerfall des Mitteldeutschen Handelsvereins zusammengeschlossen hatten, der Hansestädte — also Teilen des Nordsee- und Ostseegestades —, und mit Ausnahme der österreichischen Länder.

Ein erster großer realer Erfolg nationaler Einheitsbewegung war damit erreicht: fast unbewußt, wie große wirtschaftliche Ereignisse einzutreten pflegen, war er errungen worden; und jedenfalls nicht an erster Stelle von dem Gedanken aus, damit für eine spätere politische Einheit eine Grundlage zu schaffen. Gleichwohl empfand die Nation ahnend etwas von dieser Zukunft, als mit der Neujahrsnacht des Jahres 1834 die Zollschranken zum ersten Male weithin fielen, als der Transport sich anfing frei durch alles deutsche Land zu bewegen und an Stelle des preußischen, bayrischen, württembergischen Kaufmanns und Industriellen der deutsche Unternehmer das Feld gewann.

Denn nicht mit der Hebung der Zollschranken allein war es um diese Zeit schon, vom Standpunkte des gesamten deutschen Wirtschaftslebens aus, getan. Der Riesenleib einer allgemeinen deutschen Volkswirtschaft überhaupt begann sich zu recken, und tausend Einzelentwicklungen verhalfen seinen einzelnen Gliedern zu immer sicherer und kräftigerer Funktion.

Vor allem die Bahnen des Verkehrs, die eigentlichsten Förderer jedes Wirtschaftslebens der Unternehmung, wurden

nun immer entschiedener ausgebaut. Auf diesem Gebiete hatte allerdings schon der Wiener Kongreß die Freiheit der Flußschiffahrt grundsätzlich anerkannt, während er die Frage einer künftigen zollpolitischen Einheit mit nichtssagenden Bemerkungen abgetan hatte. Aber erst die fünf Lustren hin bis zur Entstehungszeit des größeren Zollvereins brachten die Ausführung des grundsätzlichen Beschlusses. Zuerst, schon im Jahre 1819, wurde die Weserschiffahrt frei; nur noch für Strombauten und Instandhaltung des Leinpfades hatten die Schiffer mit aufzukommen. Schwerer wurde es, die Elbe von dem Egoismus der Uferstaaten freizumachen, doch war auch ihr Befahren seit 1822 nur noch mit geringen Kosten verknüpft. Am schwersten aber hielt es, die Verhältnisse der Rheinstraße, der bedeutendsten von allen, denn schon bei Basel hat der Strom das Doppelte und bei Mannheim das Vierfache der Wassermasse, mit der er den Bodensee verläßt, zur Zufriedenheit der Schiffahrt und des Handels zu ordnen: erst im Jahre 1831 fielen die letzten der hindernden Privilegien. Damit war denn aber auch Außerordentliches gewonnen; denn noch bildeten in unserem Zeitraum die natürlichen Wasserwege bei weitem die wichtigsten Transportstraßen, da der Ausbau der künstlichen in Deutschland in engen Grenzen geblieben war und der Bau von irgendwelchen Spurwegen, insbesondere Eisenbahnen, noch ganz in den Anfängen stak, wenn nicht völlig versagte.

Neben den Strömen kamen so eigentlich nur noch die Kunststraßen, die Chausseen, in Betracht. Und für ihren Bau geschah allerdings Außerordentliches; wobei in ihrer Anlage neben den militärischen Interessen jetzt mehr als je auch die wirtschaftlichen Bedürfnisse berücksichtigt wurden. Preußen insbesondere, das 1816 erst 522½ Meilen Landstraßen gehabt hatte, baute so stark, daß das Netz im Jahre 1831 schon eine Ausdehnung von 1147½ Meilen hatte; und dieser Umfang verdoppelte sich bis zur Mitte der vierziger Jahre nochmals. Allein in den Jahren 1820—1834 wurden gegen 12 Millionen Taler für Straßenbauten verausgabt.

Da lag es denn freilich in der Konsequenz der Dinge,

daß auch die Wirtschaftsformen des Verkehrs sich gänzlich veränderten; nichts hat sich vielleicht bis gegen 1840 hin auf wirtschaftlichem Gebiete mehr abgewandelt als sie; und eben die Begründung des Transportwesens als eines selbständigen Faktors der Volkswirtschaft bezeichnet recht eigentlich die Anfänge des Überganges zu einer zweiten, die Zeit des 18. Jahrhunderts überragenden Periode der Unternehmung und damit des wirtschaftlichen Subjektivismus.

Der Hauptumsatz der Waren hatte bisher noch immer in der Form des Lokohandels stattgefunden; der Vertragsabschluß vollzog sich zur Seite des Warenpostens. Eben darauf beruhte denn auch der weitverbreitete Zwischenhandel, wie auf diesen Brauch nicht minder die Bedeutung der Messen zurückging: in ihnen wurden diejenigen Waren zusammengebracht, die an kleineren Orten und zerstreut keinen Käufer fanden: so zog der Tuchfabrikant oder der Leinwandverleger aus Brandenburg oder Schlesien zur Leipziger Messe, unter der Plane eines Frachtwagens den Fleiß eines Jahres mit sich führend; so strebten von Osten her Polen und Russen mit kostbaren Pelz- und Lederwaren der gleichen Messe zu und trafen sich hier mit den Agenten des englischen Exports und den Vertreibern von Modewaren aus Frankreich.

Diese Art des Handels hat nun auch so bald nicht aufgehört; um die Mitte des Jahrhunderts bestand sie noch weithin, und sie ist noch heute auch im Großhandel für solche Waren üblich, die man sehen muß, ehe man sie kaufen und verkaufen kann, und bedingt damit die Vertriebsform der modernen Engrosmesse. Allein daneben stellten sich doch eben seit den ersten Jahrzehnten der neuen Zeit andere Formen. Man erzeugte mehr: und so konnte man nicht mehr so leicht das Erzeugnis als Ganzes transportieren. Treu und Glaube wurden mit steigendem Verkehr sicherer: und so vermochte man vielerlei nach Probestück zu handeln. Daher zog sich der Fabrikant schon leichter, und um so eher, je mehr er produzierte, vom direkten Handel zurück, und neue kapitalistische Formen des mittelbaren Handels kamen auf. Darunter als früheste wohl

ein neueres Hausierwesen. Der Absolutismus war den alten Hausierern, den Tabulettkrämern und Würzleuten und Laboranten und ähnlichen Erwerbsleuten gram gewesen; der Hausiervertrieb von selbsterzeugten Waren innerhalb gewisser Hausindustrien war durch die Wandlungen des Wirtschaftslebens um 1800 zerstört worden. Jetzt kamen größere Hausierer als Beauftragte von industriellen Unternehmern auf; sie durchzogen das Land kreuz und quer mit ihren oft schweren Warenballen, in der Genremalerei der dreißiger Jahre findet man sie als beliebte Figuren. Es war eine neue Form des Vertriebes, aus der später der Commis voyageur mit seinem Musterkoffer hervorgegangen ist. Einstweilen aber war es diejenige Form, durch deren Vermittlung vor allem der seit etwa 1812 und 1815 seinem Ghetto entzogene Jude seinen Einzug in die bürgerliche Gesellschaft hielt. Denn trefflich eignete er sich mit all seinen ererbten und anerzogenen Eigenschaften eben für diesen Beruf und schlug darin die meisten Arier, insbesondere auch die Deutschen, wenn sie sich auf einen Wettbewerb mit ihm einließen. Indes dachte er bei besserer Begabung und leidlichem Glück nur selten daran, dem Metier durch Generationen hindurch anzugehören. Schon er selbst oder spätestens seine Kinder drangen von da aus in den Kleinhandel ein und bald auch in die Unternehmung: und auch für sie, die Psychologie mithin des modernen Wirtschaftslebens überhaupt, erwies er sich in besonderer Weise geeignet.

Außer den Wandlungen der Vertriebsformen aber gab, wie schon angedeutet, die beginnende Verselbständigung der Transportunternehmungen schon dieser Zeit die eigentliche wirtschaftliche Signatur.

Der alte Großhändler früheste Jahrhunderte hatte den Transport seiner Güter selbst besorgt, ja ihn anfangs auch wohl selber geleitet. Dann hatten sich, auf wichtigen und unumgehbaren Wegen zumal, für Paßstraßen und Flüsse, zünftlerische Transportgesellschaften gebildet, Porten und Schiffergilden, die ihrerseits die Beförderung der Waren übernahmen, ohne sich jedoch zu Speditionsgeschäften zu entwickeln. Dem-

gegenüber wie vor allem auch gegenüber dem freien Frachtfuhrmann und Schiffer entstanden nun, mit steigendem Verkehre, sogenannte Speditionskontore: Anstalten, die den Verfrachtern den Transport ihrer Güter namentlich auch auf weite Strecken hin vermittelten. Dabei lag es in der Natur der Dinge, daß diese Kontore die Frachtfuhrleute und Schiffer bald unter ihre Kontrolle brachten; und aus dieser erwuchs dann auch früh wirtschaftliche Abhängigkeit einer- und Herrschaft andererseits: Pferd und Fahrzeug gingen in den Besitz der Kontore über. Leise trat so an Stelle der alten Hauderei das moderne Transportwesen: und der Übergang zu dessen weiterer Durchbildung in Eisenbahn und Dampfschiffahrt war gewonnen. Denn nun wurde der Transport natürlich kaufmännisch und rationell betrieben: pünktlich, reichlich, häufig. Im Gebiete der Frankfurter Messe verkehrten z. B. jetzt Frachtwagen, die noch im Jahre 1816 nur einmal wöchentlich gefahren waren, schon im Jahre 1830 mit täglicher Regelmäßigkeit; dazu erlaubten ihnen die verbesserten Wege auch stärkere Ladung. Denn während man im Jahre 1820 noch auf ein Pferd im allgemeinen 10 bis 20 Zentner gerechnet hatte, lud man deren um 1830 schon 20 bis 25; in den vierziger Jahren hat man es dann gar auf Vierspänner mit 100 bis 120 Zentnern Gewicht gebracht. Trotz alledem wuchs die Zahl der Spediteure von Jahrzehnt zu Jahrzehnt beträchtlich: in Frankfurt mit seinen 54000 Einwohnern gab es deren im Jahre 1835 44 außer etwa 300 Firmen, die Spedition als Nebenerwerb betrieben: wahrlich genügend war den Anfängen eines Zeitalters der Eisenbahnen der Weg bereitet. Und schon war, was sich hier anbahnte, für den Transport zu Schiffe so gut wie vollendet. Die Rheinschiffahrtskonvention vom Jahre 1831 hatte mit allen anderen alten Privilegien auch die der Schifferzünfte aufgehoben; Schiffahrtskontore ersetzten sie und machten zugleich den freien Leinpfadschiffern das Leben sauer: bis über sie alle die Dampfschiffahrt kam und den Strom einem modernen Transportbetrieb unterwarf.

War nun nicht mit alledem etwas im Begriffe zu erwachsen,

was dem heutigen Vortreiben von Eisenbahnen und Kanälen in unerschlossene Gegenden ähnelt? In Anlaß und Wechselwirkung war dies steigende Transportwesen der Ausdruck einer überhaupt sich leise öffnenden und aufblühenden modernen Unternehmungswirtschaft auch der Industrie: und mit deren Erscheinen eines sich allmählich wieder einfindenden Wohlstandes und freierer geistiger und politischer Haltung.

In einer Leipziger amtlichen Meßrelation vom Jahre 1814 war über die Verarmung Deutschlands geklagt worden; nicht bloß im Kleinhandel, auch im Großen gelte die Nachfrage meistens nur wohlfeilen, zur gemeinen Notdurft dienenden Waren; selten sei es, wenn es überhaupt vorkomme, daß teure Luxusartikel gekauft würden. Wie anders lagen da die Dinge doch schon in den dreißiger Jahren! Gewiß, auch in dieser Zeit war der Hausrat der Urgroßväter und Großväter der heutigen Generation noch kärglich genug; es herrschten die unbeholfenen Formen des sogenannten Biedermeierstils. Gleichwohl wurden schon Kunstvereine zur freilich noch kollektiven Förderung der heimischen Kunst gegründet; das Genrebild, das auf Ankauf im bürgerlichen Hause rechnete, entwickelte sich, und die lithographische Bildniskunst erreichte, noch rasch vor dem Aufkommen der Daguerrotypie, eine beträchtliche Höhe[1]. Es waren Anfänge nur eines bescheidenen Reichtums: aber sie waren als solche unleugbar.

Und schon belebte sich mit größerem Wohlstand und weiterem wirtschaftlichen Blicke auch das politische Interesse. Klar läßt sich z. B. am Rhein verfolgen, daß höhere Aufgaben des wirtschaftlichen Fortschrittes zur Assoziation des Kapitals in Aktiengesellschaften und anderen verwandten Bildungen trieben, und daß deren Durchbildung alsbald die kaufmännischen Geister politischen Fragen erschloß: zur Prüfung bestehender, zum Fordern besserer Gesetze, zum Vergleich der Praxis der einzelnen territorialen Verwaltungen untereinander auf Stetigkeit und Erfolg, ja schließlich zur Behandlung höchster

[1] Vgl. dazu S. 271 ff.

politischer Fragen überhaupt, der Probleme des demokratischen Fortschrittes und der konstitutionellen Verfassung. Und wie am Rhein, so stand es teilweise auch anderwärts: allenthalben wurde das Bürgertum der dreißiger und teilweise schon der zwanziger Jahre der Betrachtung der öffentlichen Verhältnisse zunächst von seinem, dann auch von allgemeinerem Standpunkte aus leise zugeführt.

Indem dies aber der Fall war, begann die wirtschaftliche und soziale Bewegung der nunmehr bald mit führenden Gesellschaftsschicht mit einer anderen Entwicklung langsam zu verschmelzen, die, vornehmlich geistiger Natur, von den großen Errungenschaften des Klassizismus und der Romantik ausgegangen und zu einem ersten, noch sehr primitiven politischen Denken gelangt war: mit einer Entwicklung, die in der Geschichte der deutschen Einheitsbewegung von nicht minderer Bedeutung gewesen ist wie die Ausgestaltung des Wirtschaftslebens zu neuen Formen der Unternehmung und die Entstehung des Zollvereins.

Fünftes Kapitel.

Fortschritte des politischen Denkens.

I.

Die Geschichte des politischen Denkens in Deutschland zeigt während des 19. Jahrhunderts von vornherein eine gespaltene Entwicklung: hie Liberalismus, hie Konservatismus ertönt schon früh wenn nicht der Ruf, so doch die Meinung; es bilden sich die psychologisch-politischen Voraussetzungen jeder primitiven Parteibildung.

Nur wäre es verkehrt anzunehmen, daß mit diesen entgegengesetzten Dispositionen des Fortschritts und des Beharrens, die zunächst nichts waren als Neigungen und Tendenzen, sogleich auch schon Parteien entstanden wären. Parteien sind nicht nur der Ausdruck eines Zustandes, in dem sich, auf Grund eingehenden Durchdenkens politischer Zustände seitens Gleichberechtigter, nicht bloß Meinungsscheidungen bis zu der Klarheit vollzogen haben, daß eine große Reihe von Anschauungsweisen einzelner politischer Fragen einer obersten politischen Theorie, einer letzten politischen Idee, einer ganz bestimmten Parteidoktrin unterstellt worden sind; zu ihrer Vollendung gehört auch noch eine Dressur der Willen der ihr Angehörenden bis zu dem Grade, daß es einem überragenden Willen und einer starken Intelligenz, dem Parteiführer, gelingen kann, die Massen der Parteifreunde zu meistern und zu großen Aktionen zusammenzufassen. Man sieht, es handelt sich da um einen langen Eingewöhnungs- und Durchbildungsprozeß,

der da, wo selbst die ersten Voraussetzungen dafür erst zu schaffen waren, schwerlich von einer einzigen Generation erledigt werden konnte. Sehr langsam also, eigentlich erst in den vierziger Jahren deutlich hervortretend, sind auf deutschem Boden im 19. Jahrhundert die Parteien erwachsen. Denn sollten sie sich vollends in ganzer Klarheit, besonders auch in den Beziehungen ihrer Wirkung und Gegenwirkung, untereinander herausbilden, so war, außer dem eigentlichen inneren Wachstum, offenbar auch noch ein oberstes mehr exoterisches Prinzip notwendig, nach dem sie sich gemeinsam orientierten und schieden. Ein solches Prinzip ist aber in Deutschland erst mit der Frage der nationalen Einheit gewonnen worden; dies Problem aber wiederum trat dringlich vor die Seele der Nation erst mit dem Jahre etwa 1840: wie wir schon in der äußeren politischen Geschichte gesehen haben[1], in so mancher Hinsicht eine Grenzscheide der Zeiten.

So dürfen wir denn im Verlaufe jener Jahrzehnte zwischen 1815 und 1840, die den Gegenstand der Erzählung dieses Bandes bilden, nicht schon erwarten, volle Parteibildungen anzutreffen. Gewiß kam es in den Parlamenten der Kleinstaaten, wo es deren gab, zu parteiartigen Differenzierungen der Mitglieder; und für diese Differenzierungen war der natürliche Gegensatz von Liberalismus und Konservatismus vielfach maßgebend. Allein es war im ganzen doch selten, daß sich die großen Linien des nationalen Lebens diesen partikularen Bildungen entscheidend aufgeprägt hätten: und eigentlich nur die badische Kammer kann Anspruch darauf erheben, in dieser Zeit des öfteren Sprachrohr der Nation und Vertreterin mehr als territorialer Anliegen gewesen zu sein.

Im ganzen verlief die Entwicklung der Parteigegensätze und damit auch des politischen Denkens der Nation vielmehr in den Kreisen dessen, was man gebildete Gesellschaft zu nennen pflegte. Und jedenfalls ist dieser Verlauf der eigentlich charakteristische. Denn mit ihm hing es zusammen, daß man

[1] S. oben S. 378 f.

für die Bildung politischer Meinungen keineswegs so sehr von den praktischen Bedürfnissen des Augenblicks, wie von Prinzipien ausging: nicht realpolitisch, sondern ideologisch war demgemäß der Charakter des neuen Denkens; nicht induktiv, sondern deduktiv verfuhr man; und war im Einzelfalle de lege ferenda zu reden, so gaben nicht Interessen, sondern Grundsätze den Ausschlag.

Es ist das Wesen deutsch-politischen Denkens noch weit über die vierziger Jahre hinaus, durchaus bis 1848 und noch tief hinein in die fünfziger Jahre geblieben; und erst die Zeit der Reaktion, die Weiterentwicklung des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens der Unternehmung und der Vorgang Bismarcks hat zu einem realpolitischen Denken von Interessengegensätzen aus hinübergeführt.

Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem für die Zeit vor 1840 war damit gesagt, daß das politische Denken wurzelhaft von den großen Bewegungen auf dem Gebiete der Philosophie, der Wissenschaft, ja noch der Poesie: also von Dichten und Denken überhaupt auszugehen habe; und eben darin, die einzelnen Schattierungen festzustellen, in denen es sich von dieser Plattform her ins Konkret-Politische abwandelte, beruht der hohe Reiz seiner Erforschung.

Unter diesen allgemeinsten Umständen nun mochte es von vornherein zweifelhaft sein, welche politische Anschauung sich früher und reicher entwickeln werde, die konservative oder die liberale. Die liberale hatte, wie man leicht sieht, von vornherein alle Vorteile der Deduktion für sich: denn da sie vom Gewordenen und dem Werden, wie es seinerseits aus dem Gewordenen unmittelbar hervorgeht, abzusehen geneigt war, so mußte es ihr scheinbar leicht fallen, die Neigung der Deduktion zur Aufstellung eines allgemeinsten Systemes auszunutzen. Indes wir werden bald sehen, daß dies ein Vorteil war, der doch zugleich an das Denksystem eines früheren Zeitalters fesseln konnte und dadurch dem Leben, so wie es nun einmal tatsächlich verlief, nur zu leicht bis zu dem Grade entfremdete, daß sich zwischen Theorie und Praxis einstweilen nur eine schmale Brücke zu finden schien. Der konservativen Anschauung konnte es demgegenüber

von Nutzen sein, daß ihre Anhänger, bei aller Neigung zu Deduktion und Prinzipienbildung, doch von dem Einflusse des konkret Werdenden und Bestehenden mächtig berührt wurden: und dieser Zusammenhang gab ihr schließlich auch, in gewissem Sinne wenigstens, einen zeitlichen Vorsprung. Während die praktische Lehre des deutschen Liberalismus erst in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts voller entwickelt zu werden begann, um sich dann, noch immer recht doktrinär und darum vielfach vergebens, im Jahre 1848 zum ersten Male an der Bemeisterung der Wirklichkeit zu versuchen und erst in den beiden Jahrzehnten nach 1866 voll ins Leben zu treten, erscheint die konservative Anschauung eigentlich schon um 1840 abgeschlossen und hat noch völlig innerhalb der ersten Periode des deutschen Subjektivismus, schon in den fünfziger und teilweise sechziger Jahren des Jahrhunderts ihre teilweise Verwirklichung erlebt.

So wird es denn dem ersten Gesetze aller geschichtlichen Darstellung, dem der chronologischen Folge, entsprechen, wenn wir uns zunächst mit der Entwicklung der konservativen Anschauungen beschäftigen.

Das konservative Denken ist aus einem ganz bestimmten Momente der allgemeinsten seelischen und geistigen Entwicklung hervorgegangen. Als der höchste Subjektivismus, der rein national, ohne starke Einwirkungen der Antike gewonnen worden war, sich jenen extremen Ausschlägen näherte, die wir in der Geschichte der Frühromantik kennen gelernt haben, löste er naturgemäß eine Reaktion aus: und wir wissen schon, daß sich in diesem Augenblicke das eben noch mehr als sieghafte Subjektivitätsgefühl auf die bestehenden Mächte des Daseins zurückzog und sich auf sie zu stützen begann. Dieser Moment — letzte Höhe eines extremen Subjektivismus und beginnende Reaktion gegen ihn — ist der der Genesis allgemeinerer konservativer Anschauungen.

Charakteristisch trat dabei alsbald zweierlei hervor: das Verhältnis zu der größten geistig-praktischen Kulturmacht, der Kirche, und das Verhältnis zu der gewaltigsten, mehr materiell-

praktischen Kulturmacht, zur Wucht der sozialen Schichtung. Gegenüber diesen beiden Mächten als werdenden und gewordenen hat sich der primitive Liberalismus im Grunde zunächst indifferent verhalten: unkirchlich ist er nur insofern geworden, als die Kirche seine Kreise zu stören begann, und gegenüber der bestehenden sozialen Schichtung aufmerksam wurde er nur insoweit, als sich diese zum Teil auf Grund früher Reformgesetzgebungen umbildete. Für das konservative Denken dagegen bedeuteten Stände und christliche Kirche von vornherein stärkste Halt- und Drehpunkte der Entfaltung; und gelang es dabei nicht, das soziale Problem — und wie wir sehen werden mit ihm zugleich auch das politische — in konservativem Sinne zu lösen, da die neue wirtschaftliche und soziale Entwicklung über die angenommenen Prämissen mit gewaltigen Schritten hinwegeilte, so war um so mehr die Kirche für den Konservatismus von ausschlaggebender Bedeutung. Darum erscheint denn das konservative Denken von Anbeginn gleichsam dubliert durch den Klerikalismus auf katholischer und die pietistische Orthodoxie auf protestantischer Seite; und unter dem Einflusse dieser Doppelbeziehungen sind noch viel später die großen innerpolitischen Ereignisse der Nation vor und nach der Mitte des 19. Jahrhunderts ebensosehr kirchlichen wie staatlichen Charakters gewesen: sie beginnen mit dem Auftauchen des Klerikalismus in den Kölner Wirren der dreißiger Jahre und dem Versuche einer modernen Verfassungsbildung des Protestantismus in Preußen; und sie endeten mit der Durchführung einer solchen Verfassungsbildung in den siebziger Jahren und mit dem Kulturkampf.

Suchen wir jetzt aber zu dem Quellbereiche des konservativen Denkens im einzelnen vorzudringen, so ist klar, daß dieser nicht in den Theorien von Staatsrechtslehrern wie De Maistre, Albrecht von Haller oder Adam Müller, sondern vielmehr in den Schriften der Frühromantiker, der Novalis und Schlegel, und zwar vor allem Friedrich von Schlegels, zu suchen ist[1].

[1] Im folgenden sind noch nicht veröffentlichte Untersuchungen meines

Als Mittelpunkt ursprünglichster Entwicklung fällt dabei vor allem eine unbedingte Einbettung noch in die idealistische, mystische Welt der Romantik auf bis zu dem Grade, daß sich sogar jene wenigen erkenntnistheoretisch-rationalistischen Elemente abgestreift zeigen, welche die Philosophie selbst Fichtes noch ausgezeichnet hatten. Weltdurchdringung auf dem Wege schließlich doch mystischer Ineinssetzung mit ihr, Selbstdurchdringung auf dem Wege der Ineinssetzung von Reflexion und Gefühl und romantische Ironie in diesem Sinne: das sind die tiefsten psychologischen Wurzeln des ursprünglichen konservativen Denkens. In der Selbstdurchdringung wie in der Weltdurchdringung entdeckt sich dann der Geist als das organische Prinzip, als Verschmelzung von Einheit und Vielheit, von Besonderheit und Pluralismus: und in diesem organischen und organisierenden Charakter zugleich als das Prinzip auch des menschlichen, des politischen Kosmos. So wird denn die romantisch-idealistische Weltanschauung aus der tiefsten Stelle ihres Werdens her alsbald organisch: und diese organische Auffassung ist schon ein Gemeingut der frühromantischen Kreise gewesen, das von den einzelnen zumeist unabhängig und selbständig gefunden wurde: so von Hardenberg und Hülsen, vornehmlich aber von Friedrich Schlegel, bei dem eine in diesen Zusammenhang gehörende Gedankenreihe schon in den philosophischen Studienheften von 1796 auf 1797 anklingt.

Einheit und unendliche Fülle zugleich also und organische Harmonie der Welt in diesem Sinne: Aufbau eines kirchlich-staatlichen Universalsystems in Gliedersystemen, in einem organischen Ineinanderleben der Teile bei geregelten Funktionen des einzelnen und Ganzen, in dem Eros Platos und in dem amor infinitus Spinozas, doch praktisch gewandt und insofern Grundbau aller Poesie wie aller Wirklichkeit, die eben in seiner Durchbildung zusammenfallen: das ist die Grundidee des werdenden Konservatismus.

lieben Schülers, Herrn Dr. A. Poetzsch, verwertet. S. auch dessen Schrift: Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte Heft 3, 1907).

Wie aber vermag nun diese Grundidee sich in der Zeit, der Geschichte, der Gegenwart auszuwirken? Hier tritt die außerordentliche Bedeutung der Religion, der Kirche noch mehr hervor. Der Weltidealismus wird zur Theosophie; Gott ist die organische Alleinheit und darum einmal, pantheistisch gedacht, das Ganze der Welt, zugleich aber auch, entheistisch gedacht, über der Welt als ihr Ziel und der letzte ihrer Zwecke. So bildet sich denn eine Auffassung, die alsbald eine esoterisch gedachte Eindeutung des Christentums, ja eine volle Verschmelzung der christlichen Hauptlehren mit ihr zuließ. Und so erscheint schon bei Novalis der pantheistische Gott, Gott Vater, in dem entheistischen Mittler Christus zentriert: das ist der tiefste Sinn der ergreifenden Abendmahlshymne des Dichters.

Wenn aber mit dieser Gotteslehre die christliche Kirche in den Mittelpunkt alles geschichtlichen Seins und Werdens tritt: wie wurde dieses dann durch sie in seinen Auswirkungen harmonisiert? Da enthüllte sich vor den Augen der Romantiker von neuem das berückende Bild der mittelalterlichen Concordantia catholica: verbanden sich mit den philosophischen Grundlagen schon deutlicher gewisse Gänge geschichtlicher, ja politischer Gedanken.

Noch entschiedener als das klassizistische Seelenleben, das immer noch einen gewissen Beisatz von Rationalismus behalten, ja diesen durch eine verständige Betrachtung der Antike verstärkt hatte, hatte die Romantik von Anbeginn gegen die Grundtriebe des individualistischen Zeitalters reagiert. Wie verwarf man da doch die steife Verstandesherrschaft, die zugleich Zerreißung aller organischen Zusammenhänge und Vereinzelung, ja Vereinsamung jeglichen Organes bedeutet hatte! Zurück aus der Stückhaftigkeit dieser nächsten Vergangenheit strebte man dem harmonischen Bilde des Mittelalters zu und sah in dionysischem Verzücktsein selbst in der Antike vor allem den Typ eines in sich reich gegliederten Einen, Ganzen. Und so fand man denn, daß es vor allem darauf ankomme, sich von der modernen Erbsünde der Trennung und Vereinzelung der

menschlichen Kräfte zu befreien, in der nur noch das Individuum Kultur besitze und selbst der Künstler zum Egoisten werde. Dies aber sei möglich, beachte man nur, was einstmals die Harmonie der Welt herbeigeführt und erhalten habe. Da habe sich schon im Griechen das reine Menschentum gespiegelt, insofern er nach dem Wesentlichen, Notwendigen, Gemeingültigen gestrebt habe. Dieser organische Kulturharmonismus des Hellenentums aber habe schließlich zur tiefsten Quelle die Mythologie gehabt, denn nur sie habe ihm seinen philosophischen Gehalt, nur sie ihm, dem Erzeugnis der fortgeschrittenen Stände, den stetigen und lebendigen Zusammenhang mit dem Volke vermittelt. Seien nun aber etwa die Erscheinungen im Mittelalter andrer Natur gewesen? Auch hier habe der Glaube, das Christentum, die Vermittlung alles menschlichen Lebens herbeigeführt, ein echter Sauerteig, der alles durchdringe: und eben jene Concordantia catholica sei die Folge gewesen, deren sich das 15. Jahrhundert so laut habe rühmen dürfen. Dann freilich seien die bösen Zeiten der Disgregation gekommen, als deren Vertreterinnen mehr denn als Ursachen Reformation und Revolution erscheinen müßten: nicht ohne Grund und tiefere göttliche Absicht: denn eben das sei das Weltgesetz der Entwicklung, daß die Geschichte aus Position zur Negation und aus dieser erst wiederum zu höchster Harmonie fortschreite.

Jetzt aber seien diese Zeiten höchster Harmonie nahe herbeigekommen; ein Zeitalter neuer Einheitsbildung stehe vor der Tür und sei nach Analogie der früheren großen Zeitalter nicht auf Grund nationaler Vereinzelung, sondern in der Entwicklung einer neuen großen Kultureinheit vor allem mythologisch-religiösen, glaubensstarken Charakters herbeizuführen.

Könne nun aber das bestehende Christentum, in seiner Auswirkung in Dogmen und Konfessionen, dieser Aufgabe gerecht werden? Für die Masse gewiß! Aber neben eine schon vorhandene oder in Bildung begriffene christliche Demokratie müsse eine neue christliche Aristokratie treten: hervorgehend aus den Ausschließlichkeitsgefühlen der romantischen Kreise, aber auch in deren Streben nach echter Volkstümlichkeit: und

so müsse der Gedanke der Popularität die exoterischen und esoterischen Kreise miteinander versöhnen und einen.

Es waren Anschauungen, die freilich auf eine Umgestaltung des Christentums, eine neue esoterische Religion vielleicht überhaupt als erste zu lösende Aufgabe hinwiesen. Und selbst vor der Inangriffnahme des ungeheuren damit gegebenen Problems ist die Frühromantik nicht zurückgeschreckt: wie es denn in seinen Nachwirkungen und Ausstrahlungen in der Tat die Kultur des 19. Jahrhunderts immer und immer wieder durchzittert hat. Denn eben an Stelle der Bildung überhaupt sollte diese neue Religion als persönliches und soziales Lebenszentrum treten. In diesen Bereichen aber sollte sie das Gefühl bedeuten für die Heiligkeit der Individualität in ihrem unendlichen Streben, sich dem Universalen einzugliedern, sollte sie als „gesetzlich organisierter Wechsel von Individualität und Universalität" der eigentliche Pulsschlag alles höheren Lebens sein, sollte sie sein die „Liebe selbst".

Diese Anfänge eines religiös-kirchlichen Empfindens wurden nun gewiß den tiefsten Frömmigkeitsrichtungen des Subjektivismus gerecht. Aber konnten sie wirklich unmittelbar zu ganz konkreten Ergebnissen, etwa gar zu kirchenartigen Bildungen führen? Wie weit waren sie doch noch von dem groben Gefüge jeglicher Verfassungsbildung entfernt! Aber in dem Kopfe namentlich Friedrich Schlegels rationalisierten und konkretisierten sie sich doch einigermaßen seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts. Das Übermaß des Individuellen dränge zu festerem Halt. Ein neuer sichrer gemeinsamer Boden müsse gefunden werden, wie ihn das Mittelalter in seinem christlichen Dogma gehabt habe; und hervorgehen müsse dieser neue Urgrund aus einer Einigung der Geister auf literarischem und intellektuellem und ästhetischem Gebiete überhaupt: aus einer Weltliteratur, einer Weltkunst, einer Weltphilosophie: einer gemeinschaftlichen Enzyklopädie als einer Geschichte und Theorie des Organismus aller Künste und Wissenschaften.

Wie aber diese Enzyklopädie begründen? An Stelle des festen Zieles einer intellektuellen und ästhetischen Universalität,

das doch niemals zu erreichen sei, trat da bald als das eigentlich Beherrschende des Fortschrittes vielmehr nur der Wille zu ihrem Aufbau: traten die voluntaristischen und gemütvollen Seiten der Seele, brach hervor, was man Liebe nannte: und auf den Bahnen dieses Umweges kehrte, geläutert freilich und gleichsam innerlich subjektiviert, all dies Streben, all dies Sinnen zurück zu den jungfräulicheren Formen einer christlichen Mythologie: zu gereinigt-esoterischer Verehrung des mittelalterlichen Christentums, der mittelalterlichen Kirche. Und so erschien denn nun als Sinn aller künftigen Geschichte die Wiedervereinigung der Menschheit, nach einer Periode der Negation, mit der göttlichen Ichheit zum Reiche Gottes auf Erden, so wie es die christliche Offenbarung fordere: das sei das Ziel der neuen Konkordanz, und der Katholizismus ergab sich als deren geborener Vermittler. Demut und Glaube daher, Sammlung und Stille, alles was hinzielt zu höherem Dasein überhaupt, sollte jetzt diesem Ideale gewidmet werden: und die beruhigende und reinigende Wirkung der Anerkennung neuer objektiver Werte und eines einzigen Sinnes der Welt sollte die Höhe einer neuen Gesinnung aus sich hervortreiben.

So hieß denn katholisch sein nichts anderes mehr, als die Religion als organischen Mittelpunkt alles Lebens anerkennen: und katholisch werden bedeutete mit heiligem Sinne und in lauterer Konsequenz die letzten Folgerungen ziehen aus den Gegebenheiten des Zeitalters, dem Entwicklungsgange der Romantik.

Man sieht hier, was das entscheidende Moment für so manchen der Romantiker war, die im Schoße des Katholizismus Ruhe fanden: gewiß ein Reaktionsgefühl gegen extremsten Subjektivismus, aber nicht bloß dies, sondern zugleich ein positives Gefühl für den Aufbau einer neuen Welt. Nicht das Kloster eigentlich suchte daher diese Frömmigkeit neuester Art, sondern die Kirche; und nicht in den Tiefen einer neuen Askese, sondern im Aufbau des Systems des Klerikalismus des 19. Jahrhunderts fand sie Genüge.

Da erscheint denn der ganze menschliche Kosmos zunächst

als ein Universum, das durch den Geist des katholischen Christentums zusammengehalten werden muß: und ihm entgegengesetzt erscheinen die Individuen an sich frei: alle Menschenrechte des Subjektivismus werden für sie in Anspruch genommen, und laut vermag in diesem Zusammenhange selbst die Revolution Frankreichs gerühmt zu werden. Aber als harmonisierendes Band schiebt sich zwischen Individuum und Menschheit der Staat: gewiß in sehr verschiedenen und sehr verschieden vollkommenen Exemplaren seiner Ausbildung; aber immer als eine große seelische Gemeinschaftspersönlichkeit, belebt und belebend: dem einzelnen gegenüber in irdischen Bahnen dasselbe, was im Bereiche des höchsten Kosmos die Persönlichkeit Gottes. Darum hat denn jeder Staat seinen Genius; und der Vertreter dieses Genius, die Inkarnation des besonderen Staatsgeistes, eines Geistes Gottes, ist in monarchischen Staaten der Fürst: der König von Gottes Gnaden, der priesterlich höherer Vernunft teilhaftige Herrscher.

So ist denn die Staatsgewalt gewiß einerseits Zwangsgewalt und insofern Rechtsorganisation; nicht umsonst ist die Obrigkeit schwertgegürtet; aber ihr Innerstes gehört nicht der Sphäre des Rechtes an und der Gewalt: im Kerne ist die Staatsgewalt die Seele des Gesellschaftskörpers des Volkes, wie er von den sittlich-religiösen Gemeinschaftstrieben der Liebe zusammengehalten wird; und die Zeit wird nahen, da für den Zusammenhalt ihrer Organisation Recht und Gewalt hinwegzufallen vermögen und Liebe und Sitte allein gebieten.

In dieser Aussicht tritt dann das Verhältnis von Staat und Kirche besonders klar hervor. Der Staat ist nur der zu gewisser Selbständigkeit erwachsene Sohn der Kirche; er beruht am Ende auf Treu und Glauben, er steht und fällt mit der sittlich-religiösen Gesinnung; seine Seele ist die der Kirche: und weil alle Staatsgewalt auf Glauben beruht, darum kommt alle Staatsgewalt von Gott.

So erfüllt sich denn jeder Zweck höchster geistiger Gemeinschaft zunächst in der Kirche; und der Staat hat nur die äußeren Bedingungen eines solchen Gemeinschaftslebens

herzustellen und zu erhalten. Er wird dieser Aufgabe am besten gerecht werden, wenn er sich auf die mittelalterlichen Staatsziele: Ordnung und Recht, Friede und Gerechtigkeit, beschränkt. Und er wird seinen Zweck am trefflichsten erfüllen, wenn er eine Rechtsordnung gewährleistet, die den kirchlichen Idealen vorarbeitet. Hierzu gehört vor allem eine Eigentumsordnung, welche die an jedem Eigentum, vor allem aber an dem monopolistischen Eigentum des Grundes und Bodens haftenden besonderen sittlichen Pflichten scharf betont und am besten etwa durch starkes Staatseigen am Boden, vielleicht sogar durch Bodenregal, zum Ausdrucke bringt. Und hierher gehört noch mehr die Forderung, daß der Staat über die Stabilität seiner Ordnungen keinen Zweifel lasse und dadurch deren ewigen, unabänderlichen, religiös-dogmatischen Kern deutlich hervorhebe.

Sind es damit, politisch betrachtet, nicht Anschauungen des strengsten Konservatismus, die, bei dem kirchlichen Charakter des passierten Milieus sehr begreiflich, doch schließlich aus tiefsten psychischen und philosophischen Grundlagen der Romantik hervorgehen? Anschauungen, denen vor allem die Landwirtschaft mit ihren natürlichen Verbänden agrarischen Charakters sympathisch sein muß, — die schon früh auch eine deutliche Abneigung gegen das drohende Übergewicht des Industrialismus verraten? Aber sind es nicht zugleich wieder Anschauungen, die, sozial und teilweise sogar auch politisch betrachtet, nicht minder demokratische Neigungen ausdrücken? In welche der aristokratisch-demokratische Doppelcharakter gleichsam des Christentums und seiner Offenbarung, des Neuen Testaments, übergegangen erscheint? In denen vor allem den Armen das Evangelium gepredigt wird? Schon in dieser keimhaften Entwicklung kündigt sich der zugleich aristokratische und demokratische, der exklusive und der Massencharakter namentlich des künftig vollentwickelten Klerikalismus, zugleich aber auch die Möglichkeit einer Massenentwicklung jeder Art des Konservatismus und damit das Geheimnis ihrer stärksten politischen Wirkungen an.

Das Bild der klerikalen Anschauungen aber erscheint

bereits um etwa 1810 schon weit deutlicher entwickelt. Da ist kein Zweifel mehr: der politische Universalismus wird dem Nationalitätsprinzip in der festen und engen Begrenzung, die der Liberalismus eben jetzt zu predigen beginnt, bei weitem vorgezogen. Und die Erfüllung der universalistisch-klerikalen Ideale wird von Österreich erwartet. Demgemäß stellt sich die Anschauung innerhalb der deutschen Verhältnisse dahin ein, daß ein neuer deutscher Staat nicht von einer kleindeutschen nationalistischen Einheitsbewegung unter Führung einer protestantischen Vormacht, insbesondere Preußens, erwartet und ersehnt wird, sondern vielmehr aus dem Vorgehen Österreichs her, das in seiner bunten nationalen Zusammensetzung unter dem Einheitszepter der Habsburger selbst schon einen Typ der ersehnten größeren Vereinigung darbiete.

Und unterhalb der Kreise und Schwingungen dieser internationalen und großdeutschen Anschauungen befestigt sich auch schon der Rahmen der Forderungen, die an die eigentliche, die innerstaatliche Organisation gestellt werden.

Da ist denn der Blick im allgemeinsten noch recht frei; selbst die Frage, ob Monarchie oder Republik die vorzuziehende Staatsform sei, wird noch vorurteilslos von dem Gesichtspunkte her geprüft, daß der beste Staat vor allem auf der harmonischsten Zusammenfügung seiner individuellen Elemente beruhen müsse: und von da aus rühmt und begründet August Wilhelm von Schlegel die hohe staatspolitische Stellung vor allem der Schweiz. Aber daneben stellt sich doch eine immer ausgesprochenere Vorliebe für die Monarchie ein: natürlich schon aus inneren Gründen, da sich nur hier, durch die geweihte Person des Fürsten hindurch, ein leichter Anschluß der schon gewonnenen politischen Vorstellungen an das hehre Bild der Concordantia catholica nova ergab; nicht minder begreiflich aber auch aus einer äußeren Ursache: im Bereiche des deutschen Lebens hatte schon seit Jahrhunderten die Monarchie gesiegt.

Wie aber wurde nun das aus göttlicher Höhe gesegnete Fürstentum wirksam? Konnte vor dem erhabenen Bilde des Fürsten von Gottes Gnaden die moderne Neigung zur Ra-

tionalisierung des Staates bestehen? Adam Müller hat sogar die Trennung der Zentralgewalt in Fachministerien verworfen. Keine Arbeitsteilung, keine der Isolierung einzelner Gewalten zuschreitende Praxis überhaupt sollte den voll dahinflutenden Strom souveräner Auswirkung stauen, behindern, schwächen: als Repräsentant der großen harmonischen Einheit vor allem erscheine der Monarch: als unmittelbarer Herrscher, als Priester, als Träger des Willens aller in Treue um Treue. Und in dieser Begabtheit sei er zugleich die alles Recht gewährleistende Person; nicht der Zwang der Gesetze, sondern die Autorität des Fürsten soll den Staat erhalten. Darum gehen denn öffentliches Interesse und persönliches Recht des Fürsten völlig ineinander auf; und so besitzt der Fürst — die Nationalisten würden sagen: privatrechtlich — alles Staatseigentum, wie es keine Trennung von fürstlichem und staatlichem Haushalt gibt.

Fühlt man sich nicht mit alledem scheinbar in die Zeiten der absoluten Monarchie zurückversetzt, so, wie sie deutsche Fürsten auf Grund von Luthers Lehre und eigenem sittlichen Bewußtsein als ein göttliches Amt verwaltet hatten? Aber die Lehre der Romantik ergänzte die Lehre vom Fürsten durch eine grundsätzlich nicht minder energische Lehre vom Volke. Da wurde ganz subjektivistisch die „höchste Freiheit des einzelnen bei der festesten Vereinigung aller" proklamiert. Und indem die Aufgabe, sie zu wahren, zur Lösung gestellt wurde, erhielt der einzelne ein durchaus sicheres Recht der Anteilnahme an der öffentlichen Gewalt. War indes diese Anteilnahme nach den individualistischen Wahlsystemen der Revolution zu gewährleisten? „Man muß im politischen Leben das wirklich sein, was man darstellen soll," lautete das Richtwort, und, vom Standpunkte subjektivistischen Denkens her viel richtiger als das System der Revolution, führte es zu dem Gedanken einer Volksvertretung nach der politischen Bedeutung der einzelnen Subjekte, und von da zur Idee einer Repräsentation nach Ständen.

Erschien nun aber diese Lösung theoretisch als korrekt und

damit auch als die anscheinend praktischste von allen, so stellte sich doch bald heraus, wie außerordentlich schwer sie in die Wirklichkeit einzuführen sein würde. Wer waren denn die Stände? Die Frage wurde in einer Zeit schon stärker aufsteigenden wirtschaftlichen Unternehmertums, dessen herrschende und dienende Stände im Laufe des Jahrhunderts jegliche alte soziale Bildung verändern, sprengen, umstürzen sollten, noch einmal dahin beantwortet, daß man an den „gottgewollten" Ständen der Bürger, Bauern, Edelleute von ehedem festhielt. Ja mehr noch: indem die agrarischen Stände als die noch „gottgewollteren" erschienen, und indem unter ihnen der des Adels, des „höheren Landmanns", als der im Grunde doch wesentlichere gedacht wurde, da er die Vertretung der Bauern zweifellos zu deren Nutzen führen werde: konzentrierte sich schließlich das Interesse in einseitigster Weise auf den agrarischen Adel. Auf ihn vor allem komme es an. Er müsse, ein vermittelndes, harmonisierendes Element, zwischen Volk und König treten. Er sei der natürlichste Träger des Rufes „Für König und Vaterland!" Er würde wieder der königliche Adel von einstmals werden; und zu seiner Leitung und inneren Festigung sei nur noch die Vertretung der Kirche heranzuziehen. Laienadel also und geistlicher Adel des Mittelalters in verjüngter Form: so lautete schließlich die ins feinste getriebene Lösung!

Allein während sich so, im zweiten und spätestens dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts, das Bild einer romantisch-katholischen Staatslehre dahin abrundete, daß, je nach seiner Beleuchtung, unter einem allgemeinen klerikalen Farbentone bald demokratische, bald aristokratische Lichter aufblitzten und ebensosehr eine klerikale Volkspartei wie eine Partei klerikal-konservativen Adels vorahnen ließen, begannen verwandte Lehren, und zwar durchaus nicht ohne Verbindung mit den Vorgängen auf katholischem Boden, auch unter den Protestanten Wurzel zu fassen: und wurden hier schließlich innerhalb der preußischen Grenzen ebenso lebendig wie die katholisch-klerikalen im Herrschaftsbereiche und Einflußgebiete Österreichs.

Der moderne Mystizismus, wie ihn der Verlauf der Ro-

mantik zeitigte, hatte in den Gebieten des protestantischen Geisteslebens nicht entfernt so stark und rasch Fuß gefaßt wie in denen des Katholizismus. Oder könnte man hier den Einfluß der Lehren Schleiermachers anführen? Abgesehen davon, daß sie, ein getreuer Ausdruck des neuen Geisteslebens ohne starken Kompromiß mit dem Alten, zunächst nur kleine Kreise Höchstgebildeter wahrhaft befruchten konnten, fehlte ihnen doch auch das eigentlich Mystische, ja selbst ein ausgesprochen pietistisches Element: das Fluidum, das sie durchzog, war feiner als das jeder Mystik und jedes Pietismus, erfrischte mehr, als daß es betäubte, und streckte sich verhältnismäßig weithin nach den Lebenswerten eines neuen Rationalismus. Es war ein Aroma, das mit dem Parfüm der Philosophie Fichtes Ähnlichkeit hatte in ihrem Gegensatz zur Philosophie Schellings: es waren die schärferen Gerüche der norddeutschen Heide gegenüber dem Blütenschwadenduft des südlichen Deutschlands.

Die Luft aber, welche die Kirchen des Protestantismus in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durchwehte, war noch die des alten individualistischen Rationalismus, mochten auch dessen Schärfen bei vielen inniger Glaubenden durch die Erlebung eines mehr oder minder persönlichen Verhältnisses zu Christus als dem Heiland der Seelen gemildert worden.

Aus diesem Zustande nun brach, stärker gegen Ende des zweiten Jahrzehnts, eine neue Form der Frömmigkeit hervor, die man pietistisch zu nennen pflegt. Sie war dies aber nicht im alten Sinne des Wortes. Sie hat wohl auch, namentlich in den sogenannten Erweckungen, noch einige gebundene Vorgänge der Heilserwerbung, ja selbst Gebetsheilungen und dergleichen gezeitigt: aber wenigstens dies letztere geschah schon im Zusammenhange mit pseudowissenschaftlichen Formen moderner Psychiatrie und daher, religiös gesprochen, im Sinne des Auswuchses. Im ganzen handelte es sich um eine quietistische Frömmigkeit, die, teilweise nicht ohne Zusammenhang mit dem Herrnhutertum und das Leben der Brüdergemeinde in gewissem Sinne fortbildend, subjektiv den Herren suchte, ohne die gewalt-

samen Vereinigungs- und Bekehrungsmittel des alten Pietismus anzuwenden. Zu Hause war diese Frömmigkeit in den alemannischen Bereichen und weiterhin in Süddeutschland in dem alten Herdgebiete separatistischen Christentums, in Schwaben; im Norden waren es neben einigen Stätten in Thüringen, in Sulza, in Naumburg, namentlich gewisse Kreise des preußischen Junkertums in der Mark, in Pommern und in der Provinz Preußen, die sie pflegten. Eine im Grunde nicht weiter auffällige Art der Verbreitung: wie vieles hat, bei allen Gegensätzen, die härtere schwäbische und vor allem alemannisch-schweizerische Gesellschaft mit der norddeutschen, insbesondere freilich niedersächsischen, gegenüber den mitteldeutschen Stämmen gemein.

Mußte nun aber nicht, unter der Entfaltung von religiösen Strömungen, die in mancher Hinsicht dem romantischen Katholizismus verwandt waren, in diesen evangelischen Kreisen auch eine dem politischen Klerikalismus ähnliche Anschauung vom Staatsleben entwickelt werden? In der Tat tauchten bald, vor allem in der Welt der Junker des kolonialen Nordostens, verwandte Auffassungen auf. Nur daß sie an zwei Stellen weiter fortgebildet wurden: in ihrem Fundament und vor allem in ihrem letzten, obersten Aufbau. An der Basis des ganzen Gebäudes wurden diejenigen Änderungen vorgenommen, die der abweichende Bekenntnisstand des Protestantismus erforderte. Weiter aber sprach die Junker der Spitzenaufbau des ganzen Systems besonders an, da er auf die stärkste Betonung der Stellung des Adels im Staate hinauslief. Denn im Grunde hatten sie sich ja eben diese Stellung im brandenburgisch-preußischen Staate trotz aller Anstrengungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen bisher gewahrt; jetzt eben aber sahen sie sie durch die emporschwellenden Stimmungen des Liberalismus angegriffen: sollten sie da nicht den weiteren Ausbau gerade nach dieser für sie entscheidenden Spitze hin besonders betonen?

Die immer konkreter werdenden Anschauungen nun vom Staate, und zwar schließlich vor allem vom preußischen Staate,

die sich auf diese Weise bildeten, wurden zwar zum Teile schon während der dreißiger Jahre in der Staatslehre Stahls, und hier nicht ohne einen Einfluß der besonderen Berliner Romantik, systematisch vorgetragen, entwickelten sich jedoch in schließlich jeglicher Hinsicht erst um und nach 1840 und haben in diesem Stadium ihren vollendetsten Ausdruck wohl nicht so sehr in einem Systeme, wie vielmehr in dem praktischen Denken Leopolds und Ludwigs von Gerlach, des Generaladjutanten Friedrich Wilhelms IV. und des Berliner Gerichtspräsidenten, gefunden: wie sie denn auch in dieser Form später, durch Vermittlung der durch Leopold von Gerlach am Hofe Friedrich Wilhelms IV. gebildeten Kamarilla und durch Begründung der konservativen Kreuzzeitungspartei vornehmlich durch Ludwig von Gerlach weitaus am wirksamsten geworden sind.

Was bei ihnen auch noch in den Zeiten des vollsten praktischen Ausreifens am meisten auffällt, das ist die noch immer fortwährende starke und prinzipielle religiöse Begründung. Zwar ist die Idee der Concordantia in speziell katholischem Sinne zurückgetreten; statt dessen wird an den viel konkreteren Gedanken der Heiligen Allianz der europäischen Mächte angeknüpft und erfolgt unter seinem Schutze eine konsequente Evangelisierung der religiösen Grundlage. Und so sind denn Pflicht und Gewissen viel mehr und mit ihnen auch der persönliche Glaube weit stärker in den Vordergrund gerückt. Und dem entspringt dann wieder eine Anerkennung des bewegenden Grundtriebes des Zeitalters, des Subjektivismus, die um manchen Grad über die analoge Beurteilung des Klerikalismus hinausführt: die Freiheit des Willens wird ausdrücklich betont und nur zu jener Freiheit hin abgetönt, die mit dem Bestande staatlicher Bindung vereinbar und von jedem in freiem Entschlusse erreichbar ist; fern steht weiter das Denken jeglichem Zwange und vor allem der Vielregiererei des Polizeistaats; Menschenrechte und Toleranz gelten ohne Vorbehalt als wahrhaft große Ideen, deren Hochhaltung und Verteidigung selbst am Liberalismus geschätzt wird; und in dem Lichte eines befreienden Subjektivismus finden sogar die Revolutionen und unter ihnen

auch die von 1848 eine verhältnismäßig unparteiische Beurteilung.

Aber aus der ganzen, auf diese Weise gemilderten und gleichsam mehr versubjektivierten Anschauung von einer Führung der Welt schlechthin durch Gott und den heiligsten, biblischen Ausdruck seines Willens wird nun doch deduktiv die ganze Lehre vom Staate abgeleitet. Und da erscheint das Staatsleben denn freilich als in hohem Grade organisch, ja der Staat gilt gleichsam als der typische Kollektivmensch in seiner normalsten und schönsten Entfaltung, als ein natürlich-geistiger Leib in reifer Schöne: aber er bleibt im Grunde doch kirchlich-religiösen Anschauungen unterstellt, und es bezeichnet die echt evangelische Wendung der klerikalen Lehre, wenn er, weil zurechnungsfähig, nun auch als fähig zu sündigen und darum als durch Gott strafbar betrachtet wird.

Natürlich mußte eine solche Lehre vor allem einem Königtum wie dem preußischen zugute kommen Hinweg, hieß es da, mit der verruchten Lehre einer Staatssouveränität oder gar einer Souveränität des Volkes! Es gibt nur ein Königtum von Gottes Gnaden, wie jede Obrigkeit von Gott ist; und der Fürst ist in diesem Zusammenhange nicht bloß ein Zuchtmeister auf Christum, wie ihn einst Luther gelehrt hatte: als unmittelbares Ebenbild Gottes vielmehr hat er auch dessen Majestät den Menschen, den Untertanen, augenscheinlich zu machen.

Dabei konnte man nun meinen, daß sich die Selbständigkeit des Volkes, der Regierten, gegenüber einer solchen Ansicht vom Gottesgnadentum kaum noch habe halten lassen. Allein damit wäre doch der Sinn des preußisch-protestantischen Konservatismus wenig getroffen. In Wirklichkeit wird nämlich der Begriff des Monarchen nicht in der Abstraktheit der Naturlehre gefaßt: ihm steht vielmehr der des Volkes in seiner ständischen Gliederung als Komplement gegenüber. Und in dieser Gliederung ist das Volk, in persönlichem Vertrauen zum Könige, zur Mitberatung des öffentlichen Wohles berufen. In welcher Form freilich, das war nicht so leicht zu sagen; wie schon der Klerikalismus,

so scheiterte der protestantische Konservatismus an der Beantwortung dieser praktisch schließlich wichtigsten Frage. Gewiß haben die Gerlachs, hier einmal mit dem Freiherrn vom Stein einverstanden, an den Aufbau einer ständischen Vertretung von den unteren autonomen Kreisen, aus den Kommunaltagen und Landtagen her gedacht: doch fehlt viel, daß sie diese Meinung ernstlich ausgebaut, geschweige denn für deren Verwirklichung ihre Hände entschieden gerührt hätten. Im ganzen begrenzten sie sich doch — und hierin lag der politische Fehler und das moralische Verfehlen des Konservatismus — auf die politische Betonung ihres Standes. Da hat denn vor allem Ludwig von Gerlach viel Schönes über Standessitten und deren Bedeutung namentlich im Hinblick auf adlige Sitten gesagt; im ganzen aber genügte den Adelskreisen eben doch ihre eigene Vertretung: und sie fanden sie in den fünfziger Jahren nicht nur legitim in der Kammer, sondern noch ein zweites Mal illegitim in der Kamarilla.

Zeigte sich in diesen Zusammenhängen bei den Konservativen die Grenze lauteren Denkens und durchgreifenden Mutes, so ist freilich nicht zu verkennen, daß sich in ihnen auch zwei vielleicht gleichmächtige Bahnen des konservativen Denkens kreuzten und teilweise gegenseitig aufhoben. Konservativ hieß im protestantischen Preußen noch ungleich mehr als im klerikalen Süd- und Westdeutschland zugleich auch agrarisch. Und neben der gottlosen Lehre von der Volkssouveränität stand für den Junker als fast gleich wichtig die verhaßte Lehre des Liberalismus von der Freiheit wie des Eigens überhaupt, so vor allem des Grundeigens. Denn dem Junker war Grundeigen seit Menschengedenken mit sozialer, administrativer, politischer Macht verknüpft: und so begriff er es, dachte er edel, eigentlich nur als ein exklusives Substrat staatlicher und sittlicher Pflichten, ja als ein wirtschaftliches Pudendum vielleicht, als einen bloßen Schein, dessen er aber bedürfe, um politisch aufrecht zu handeln. Wie es Ludwig von Gerlach einmal ausgedrückt hat: „Den Rücken gegen den Mist, die Front gegen den Feind, das ist adlig.“ Wenn aber so der bloße Besitz nicht Kern des Adels,

seine Seele vielmehr Persönlichkeit war: mußte es da nicht angemessen erscheinen, daß dem Edelmann vom sichersten Besitze, dem Grundeigen, wenigstens das Nahrungsnotwendige durch die Staatsgewalt garantiert werde? So ergab sich der Gedanke starken königlichen Grundeigens, der Gedanke des Lehnswesens und, auf einer weiteren Stufe schon zu modernerem Denken, der Gedanke des Fideikommisses — und mit ihnen die Idee der Grund- und Gutsherrschaft, der patrimonialen Rechtspflege und des patriarchalischen Verhältnisses zur Bauernschaft. Wurden aber wiederum diese anerkannt, so mußten die Reformen der Steinschen Zeit, wie sie einst gegen den Willen der Junker in ihrer Mehrheit durchgeführt worden waren, auch jetzt noch als Ausgeburt alles politisch Bösen erscheinen und erst recht die auf sie aufgebaute Gesetzgebung nach dem Prinzip der wirtschaftlichen Freiheit und dem Grundsatze des freien Wettbewerbs. Und von hier aus mochten denn die herbsten Reflexe auch auf die Vorstellung von der Einzelpersönlichkeit überhaupt fallen. Sollte sie denn wirklich so frei sein? Durfte es in der Tat als ein Grundrecht der Deutschen gelten, wie Heringe nach der Stückzahl in Betracht zu kommen? Die Linien eines Feudalkonservatismus gewannen Gestalt, dessen Forderungen mit der Gegenwart je länger je weniger reale Beziehung hatten.

Tröstet an diesem Verlaufe ein Moment, so ist es das der doch sehr vielfach durchaus idealistischen, ja eigentlich ideologischen Gesinnung, die all diesen Theorien und Meinungen zugrunde lag. Denn so sehr sich allmählich der Schwerpunkt innerhalb der gesamten Zeitanschauung vom Philosophisch-Mystischen in das Politisch-Praktische verlegt hatte, so war doch auch um 1840 die Grundstimmung noch immer durchaus dem Allgemeinen zugewendet, und Wirklichkeitsfragen wurden auch jetzt noch nicht nach Zweckmäßigkeit oder gar Interesse, sondern nach Prinzipien beantwortet. So vermochten z. B. die Gerlachs und viele mit ihnen, ja bis zu einem gewissen Grade sogar Ranke, selbst so große Gegensätze der praktischen Welt, wie Revolution und Legitimismus, noch immer in Ideen aufzulösen und über diese hinaus wiederum gegen religiöse Gewiß-

heiten abzuwerten; wobei denn an die Stelle der Revolution der Teufel trat, wie Christentum und Gottesreich an die Stelle menschlichen Gottesgnadentums. Und so wurde es möglich, daß sich die Gegensätze eines kirchlichen Kosmopolitismus und eines liberalen Patriotismus bei Leopold von Gerlach sogar dahin erweiterten, daß er von einem „Laster des Patriotismus" zu sprechen wußte, dem Heuchelei und Hohlheit innewohnten, während sein Bruder in gleich prinzipieller Denkart in den glorreichen Freiheitskriegen der Jahre 1813 bis 1815 Kriege „des Geistes gegen das Fleisch" sah. Diese Art politischen Räsonnements wirkte besonders dann verwunderlich, wenn sie auf dem Gebiete der äußeren Politik exerziert wurde, nicht ohne bisweilen der Vorstellung der Gegenwart nach dicht an Vaterlandsverrat zu streifen: und sie war zugleich ein letzter Reflex jenes Denkens der Romantik, das so gern noch den ontologischen Irrtum bewahrt, so gern noch an das „Und du gebeutst, so stehet es da" geglaubt hätte. Erst die fünfziger und sechziger Jahre haben, wie schon einmal angedeutet wurde[1], diese Art des Denkens abzustreifen begonnen. Und nur mit Mühe, vertreten durch eine neue Generation, neue Menschen und neue Meinungen erhob sich ihm gegenüber das Denken der politischen Zweckmäßigkeit, das Denken vom Standpunkte des Interesses. Im Verlaufe der Geschichte der fünfziger Jahre erscheint der Gegensatz des Weichenden und Werdenden besonders reizvoll in dem Briefwechsel der Gerlachs mit Bismarck, solange er noch in mäßigen Spannungen verläuft; später hat freilich Ludwig von Gerlach Bismarcks gesamte deutsche Politik für wurzelfaul erklärt, weil sie ohne gesunde Rechtsideen und unbußfertig wäre, und auf den Vorwurf Bismarcks, er trage die Dogmatik in die Politik, antworten können, eben da gehöre sie hin.

Um das Jahr 1840 aber war der Idealismus der politischen Anschauungen noch ein durchaus gemeinsamer Bestandteil der nationalen Atmosphäre; er umfaßte den Konservatismus

[1] S. oben S. 440.

und den Liberalismus zugleich; und gewiß ist eben ihm an erster Stelle die Vornehmheit und der Edelsinn zu verdanken, welche die politische Kampfweise dieser und der kommenden Jahre auszeichneten.

II.

Faßt man das Wesentliche der politischen Anschauungen des Konservatismus ins Auge, wie sie sich bis etwa zum Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. entwickelt hatten, so ergibt sich ein doppelter Kern: christliche Staatsanschauung und organische Staatsanschauung. Und sucht man nochmals zu raffinieren, so springt schließlich die organische Staatsanschauung als ein allerdings letztes Agens heraus. Denn offenbar ist der christliche Staat und die ihm zugrunde liegende Concordantia catholica nur eins der möglichen Objekte organischer Staatsauffassung: wenn auch dasjenige, das sich, sah man in dem organischen zugleich den gewordenen Staat, am ehesten und ungezwungensten ergab.

Dieser Zusammenhang läßt aber zugleich auch vermuten, daß das Element, welches die konservative Staatsauffassung als solche letztlich charakterisierte, nicht so sehr die Vorstellung vom Staatsorganismus als die von der Bedeutung des Christentums für diesen gewesen ist. Denn die Lehre vom Staat als einem Organismus griff ja über die kirchlich-christlichen Vorstellungen hinaus.

In der Tat läßt sich sagen, daß die organische Staatstheorie der treueste, fundamentalste Ausdruck aller Staatsanschauung subjektivistischer Zeitalter überhaupt gewesen ist, ist und sein muß. Denn was sind denn eigentlich die Forderungen einer solchen Theorie? Offenbar die, daß eine lebendige, in gegenseitig angepaßten Funktionen verlaufende und insofern eben organische Gliederung der Staatsbürger nach den wichtigsten Interessen der einzelnen Gruppen und der Gesamtheit bestehe: und daß sich aus ihr unmittelbar eine gerechte Beteiligung der einzelnen Gruppen am Staatsleben und eine der gesellschaftlichen

Gliederung entsprechende und daher organische Spitze des gesamten Staates ergebe. Diese Forderungen aber bringen in ihrer Grundlage ja nichts anderes zum Ausdruck als jene Struktur des geistigen und seelischen Lebens, die als subjektiv bezeichnet werden muß, und die sich in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, seit den Tagen der Empfindsamkeit schon in reichem Stufenausbau entwickelt hatte.

So ist es denn klar, daß die Forderung einer organischen Staatsanschauung nicht bloß Eigen der konservativen Ideenbildung sein, daß sie vielmehr in ganz gleichem Maße dem Liberalismus angehören mußte — und daß die konservative Ideenbildung genauer eben erst durch das christlich-kirchliche Ingrediens charakterisiert ist. Es ist ein Zusammenhang, der für das tiefere Verständnis der politischen Vorgänge im 19. Jahrhundert scharf im Auge behalten werden muß, und der nur erst spät und insoweit an Wichtigkeit verliert, als selbst konservativen Kreisen allmählich der lebendige Odem des Christentums, so namentlich auf protestantischer Seite, entschwindet.

Für den Liberalismus aber ergibt sich, daß er, wollte er elementar wirken, vor allem auch eine organische Staatslehre von seinen Prinzipien aus: und das heißt eine mehr die Rechte des einzelnen betonende, mehr individualistisch-organische Staatsanschauung entwickeln mußte.

Ist nun dies Problem von den liberalen Kreisen, wie sie vornehmlich mit dem fortschreitenden Bürgertum zusammenfielen, glatt und glücklich gelöst worden?

Man muß sagen, daß das Ziel selbst bis heute noch nicht erreicht ist.

Die Schwierigkeiten lagen vornehmlich darin, daß eine stärkere Betonung der Rechte des einzelnen im organischen Staate nur zu leicht in die Staatstheorien des individualistischen Zeitalters zurückwerfen konnte[1], und dies besonders leicht wieder in den Zeiten des aufkommenden Realismus seit dem

[1] Vgl. dazu schon Band IX, S. 298 ff.

Ende der zwanziger Jahre: als die zunehmende Intellektualisierung der jungen subjektivistischen Kultur einem Rationalismus redivivus von beträchtlichem Umfange Raum ließ.

Die Naturlehre vom Staate, die politische Theorie des individualistischen Zeitalters, hatte zudem in Westeuropa, vornehmlich in England und Frankreich, bei dem schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgenden langsamen Übergange der Nationen zum Subjektivismus eine Fülle von Lehren und Lehrsätzen entwickelt, die den anfänglichen Forderungen einer organischen Staatslehre gerecht zu werden schienen und wohl auch äußerlich gerecht wurden.

Da war vor allem, wenn auch zunächst noch unvollkommen und in verschleierten Formen, der Kodex der allgemeinen Menschenrechte proklamiert worden; und schon 1765 hatte Voltaire äußern können: „Liberty and property . . . c'est le cri anglais, . . . c'est le cri de la nature."

Da war weiter das Prinzip der Volksvertretung ein im Grunde schon uraltes: bereits im 14. und 15. Jahrhundert war es, im Rahmen der Kirchenverfassung, gelegentlich der Konzilsstreitigkeiten, ganz aus den Anforderungen des Zeitalters selbst her betont worden. In der speziell individualistischen Form: in der Forderung eines grundsätzlich allgemeinen gleichen bürgerlichen Stimmrechtes und von Wahlen, die auf Grund dieses Stimmrechtes nach Bezirksverbänden zu vollziehen seien, hat es dann freilich wohl erst Montesquieu, auf Grund einer oberflächlichen Rationalisierung der Erscheinungen des englischen Staatslebens, ausgesprochen.

Da war endlich für den neuen Repräsentativstaat die Lehre von der Teilung der Gewalten und damit, in Anwendung auf die bestehenden europäischen Verhältnisse, erst recht eigentlich das Prinzip der konstitutionellen Monarchie. Auch die Erörterung der mit diesen Dingen verknüpften Fragen war in Westeuropa eigentlich schon alt; in Frankreich war sie namentlich auf der Grundlage des Staatsvertrages, also vom Standpunkte der Volkssouveränität aus gepflogen worden; in England hatte sie sich unmittelbar aus der politischen Praxis

ergeben. Doch war man dabei in den Zeiten des Individualismus nicht eben viel über die allgemeine Problemstellung hinausgekommen: wie denn schließlich ein Staat unter Zulassung des neuen Prinzipes im einzelnen organisiert sein müsse, davon war wenig die Rede gewesen.

Bei dieser Entwicklung der neuen staatstheoretischen Anfänge gab nun im 19. Jahrhundert nicht so sehr die Lehre von der Teilung der Gewalten, auch nicht die Verkündigung der Menschenrechte, die viel zu sehr ins allgemeine verlief, wie vielmehr die Theorie von der Volksvertretung den Ausschlag.

War aber hier das, was Westeuropa gelehrt hatte und lehrte, für eine wahrhaft deutsche und wahrhaft subjektivistisch organische Staatsauffassung brauchbar?

Das Repräsentativsystem der englisch-französischen Doktrin war noch durchaus eine Schöpfung des Individualismus, des Rationalismus, der Aufklärung. Es ging von dem Gedanken einer auf Kollektivvollmacht begründeten Stellvertretung aus: einer Vorstellung, die, mit dem Gedanken eines staatlichen Organismus unvereinbar, noch heute organischer Durchbildung zustrebende Staaten immer und immer wieder dem Radikalismus zutreibt. Denn im Grunde sieht diese Theorie nur den isolierten und in allen Exemplaren gleichartig gedachten einzelnen als das konstituierende Element alles Staatslebens an; kennt also keine organische Vertretung der einzelnen nach ihrer Verschiedenartigkeit durch Gesellschaftskörper innerhalb des Staates, denen sie angehören, und dementsprechend auch nicht die Betrauung dieser Gesellschaftskörper mit den ihrer Wichtigkeit entsprechenden öffentlichen Funktionen.

Danach ist klar, daß diese rein äußerlichen, im Grunde mechanischen, antiorganischen Anfänge moderner Staatstheorie die Entwicklung einer wirklich organischen Staatslehre nur zu hindern und nur zu leicht vor allem da zu untergraben vermochten, wo man, wie im Lager alles Liberalismus, dem einzelnen doch auch innerhalb des organischen Staates an erster Stelle seine Freiheit zu wahren bestrebt war.

Auf deutschem Boden wurde die Schädlichkeit dieser Über-

gangslehren einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß sich der Gedanke des alten Rechtes der Stände zur Teilnahme am Staatsleben zwar nur an wenigen Stellen ganz lebendig erhalten, aber doch auch noch nirgends völlig verflüchtigt hatte. Dabei waren diese alten Stände ja ursprünglich gewiß nicht Repräsentanten organischen Staatslebens, sondern vielmehr Vertreter nur ihrer ganz persönlichen, partikularen Rechte gegenüber der Staatsgewalt gewesen: aber sie hatten sich doch in den meisten Territorien, wo sie noch bestanden oder wo die Erinnerung an ihre einstige Tätigkeit fortwährte, in der Behandlung der Geschäfte allmählich zu mehr oder minder allgemeinen Vertretern der Landeseingesessenen emporgeschwungen. Vermochten sie nun nicht, in einer gewissen Umbildung und Neuformierung, als Vertretungskörper auch des modernen, subjektivistischen, organischen Staates fortzubestehen?

Man begreift, wie leicht dies an sich denkbar war; und bis zu den vierziger Jahren hin, ja bis tief in sie hinein sind auf deutschem Boden immer und immer wieder Verfassungen — wenn auch nicht der beiden Großstaaten — entstanden, für deren Ausbau in den verschiedensten Modifikationen an die alten Stände angeknüpft wurde. Aber konnte in diesem Falle nicht auch nur zu leicht das alte, ursprünglich partikulare und persönliche Recht gewisser Stände, insbesondere des Adels und der Kirche, mit in den neuen Staat übernommen werden? Und wurde die Bildung einer Vertretung nach dem altständischen Prinzipe nicht immer schwerer, je mehr sich die moderne Entwicklung des Wirtschaftslebens der Unternehmung in ihren gesellschaftlichen Ergebnissen von jener sozialen Schichtung entfernte, aus der einmal, vor Jahrhunderten, die Bildung der alten politischen Stände hervorgegangen war?

In diesem Hin und Her von Schwierigkeiten fiel es dem liberalen Denken überaus schwer, sich zu einfachen, klaren Vorstellungen und Forderungen zu entwickeln.

Gewiß belebten die Staatsrechtslehrer noch des ausgehenden 18. Jahrhunderts den Gedanken des Repräsentativcharakters der alten Stände im Geiste der westeuropäisch-konstitutionellen

Doktrin. Aber war damit deren individualistischer Charakter gebrochen?

Zur Bildung eines wirklichen Systemes oder wenigstens zur Absicht einer vollen Systembildung brachte es zunächst nur Wilhelm von Humboldt[1]. Aber sein Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, erschien zunächst nicht in der Öffentlichkeit.

Dann konnte es scheinen, als ob die Rechtsphilosophie Kants eine erstmalige theoretische, das Reformwerk Steins eine erstmalige praktische Lösung bringen würde.

Aber wir wissen es schon[2]: Steins Wirksamkeit gelangte nicht bis zur Lösung der oberen politischen Probleme, die hier in Frage stehen: so sehr er für Preußen die Fundamente eines organischen Staatslebens vielfach unzerstörbar legte, so wenig wurden seine Ratschläge und Projekte für die Bildung einer obersten Volksvertretung Wirklichkeit.

Kant aber konnte zunächst in seiner Lehre vom Staate noch an keinerlei frühere Vertreter einer wirklichen organischen Staatslehre anknüpfen. Es muß betont werden, daß Schlözer noch den Staat ausdrücklich als „künstliche, überaus zusammengesetzte Maschine" bezeichnet hat, daß Möser dem Begriffe der Staatspersönlichkeit noch fern stand und sogar die Nation „kein in sich einiges Wesen" nannte, ja daß selbst Herder den Staat noch fast ganz mechanisch faßte: mitnichten hatte sich die deutsche öffentliche Meinung des ausgehenden 18. Jahrhunderts, namentlich auch soweit sie fortschrittlich gesonnen war, schon einer organischen Auffassung des Staates genähert; und nur in den einstweilen engen Kreisen der Frühromantik regten sich, wie erzählt worden ist[3], schon allgemeiner erste Vorstellungen subjektivistisch-organischer Grundlegung des Staates. So versteht es sich, daß auch Kant mit der individualistischen Auffassung noch keineswegs völlig brach. Auch ihm ist der Staat noch die Summe der

[1] S. Band IX, S. 116 ff.

[2] S. Band IX Personenregister u. d. W. Stein.

[3] S. oben S. 442 ff.

vereinigten Individuen und der souveräne Wille der vereinigte Wille aller dieser einzelnen; auch er kennt noch keine reale, geschweige denn eine ausgesprochen organische Staatspersönlichkeit. Aber er kommt dem Ideale des organischen Staates doch schon auf doppeltem Wege entgegen. Einmal nämlich ist ihm die individualistische Staatslehre wohl an sich richtig; aber sie besitzt ihm nur die Realität einer „Idee der Vernunft"; daß es in der geschichtlichen Wirklichkeit je einen naturrechtlichen Staatsvertrag gegeben habe, bezweifelt er. Und so wird für ihn die Frage nach der historischen Entstehung des Staates frei: und damit auch die Möglichkeit, ihn aus geschichtlichem, organischem Wachstum heraus zu begreifen. Dazu kommt ein Weiteres. Indem Kant nun in der Lage ist, dem konkreten, historisch gegebenen Staate ein Staatsideal entgegenzusetzen, konstruiert er dieses Ideal zwar wiederum noch als Vernunftstaat; aber insofern sich in diesem Vernunftstaate der kategorische Imperativ auswirken soll, erfüllt er ihn alsbald mit einem Prinzip, das ihn notwendig ethisieren und dadurch organisieren mußte.

Kants Ideen haben in den Anschauungen der hohen Regionen des Staatslebens in gewissem Sinne länger nachgewirkt als Steins zu früh abgebrochene Tätigkeit; sie fermentierten auch durch die ganze Philosophie der Romantik hindurch. Allein im Sinne einer stärkeren organischen Durchdringung des Staatsbegriffes wurden sie doch erst bei Hegel, insbesondere in dessen „Grundlinien der Philosophie des Rechts" (1821) wirksam fortgebildet. Ja man darf sagen, daß erst hier ganz mit jener individualistischen Auffassung gebrochen wurde, derzufolge der Staat als eine bewußte und willkürliche Schöpfung seiner Angehörigen erschien, daß erst hier der Staat als eine langsam sich wandelnde geschichtliche Erscheinung und damit als eine historische, organische Persönlichkeit begriffen wurde.

Allein war auf diese Weise auch der inzwischen in der Romantik schon reicher entwickelte Gedanke des organischen Staatslebens nun auch dialektisch-philosophisch und das hieß intellektualistisch gerechtfertigt und zugleich historisch verankert

— wie ihn denn die historische Rechtsschule alsbald in zahlreichen Einzeluntersuchungen ausbaute —: so war damit eine eigentliche, von christlichen Ingredienzien freie und insofern liberale organische Staatslehre doch immer noch nicht gegeben. Was zu ihrer Entwicklung fehlte, war eigenste nationale Erfahrung, war ein großes gemeindeutsches Leben überhaupt. Oder sollte dessen Mangel durch die winzigen politischen Experimente in den territorialen Parlamenten haben ersetzt werden können? Alle geistigen Voraussetzungen für eine neue Staatsanschauung waren erfüllt, alle praktisch genügende Anregung zu ihr, soweit sie nicht konservativ und rückblickend vom Vergangenen ausging, fehlte.

Unter diesen Umständen begreift sich, wie in den zwanziger und dreißiger Jahren noch einmal, zugleich mit der sehr erweiterten und populär werdenden Lektüre westeuropäischer Historiker, insbesondere der Franzosen, auch westeuropäische Staatstheorien in Deutschland eindrangen. Und naturgemäß bildeten diese eine Fortsetzung der westeuropäischen Staatstheorien des 18. Jahrhunderts.

Vor allem die Franzosen hatten inzwischen, in all den Verfassungen, die die Nation seit 1789 erlebt hatte, in überreichem Maße Erfahrungen staatspolitischen Charakters sammeln können. Und diese Erfahrungen waren vornehmlich der bisher weniger ausgebauten Lehre von der Teilung der Gewalten zugute gekommen. Sie also, im Zusammenhange mit ihr aber auch die übrigen Teiltheorien der konstitutionellen Monarchie waren damit durchgebildet worden; und die Einzelliteratur über sie hatte schließlich Benjamin Constant ermöglicht, im Jahre 1814 mit seiner Esquisse de Constitution hervorzutreten, in der alle die alten abstrakten Lehren von der Volkssouveränität mit den neueren praktischen Erfahrungen verbunden erschienen.

Es waren die Lehren, die in Deutschland, wenn auch in einiger Verquickung mit der historischen Auffassung vom Staate und von der Notwendigkeit eines organischen Staatsauf- oder -ausbaues, das Denken der liberalen Kreise, insbesondere vom Rheine her vordringend, bis zum Jahre 1848 und vielfach

darüber hinaus beherrscht haben. Da erscheint denn der Staat auf der Grundlage einer postulierten Volkssouveränität errichtet, als deren Vertreter das Parlament, als deren Bevollmächtigter die vollstreckende Gewalt beschließt und handelt; und die Teilung der Gewalten ist dabei derart getroffen, daß die vollziehende Gewalt gegenüber der Volksvertretung im Nachteil erscheint. Es waren die Lehren, in deren Geist vor allem die politisch-theoretischen Werke des Liberalismus der zwanziger bis vierziger Jahre geschrieben waren; die Lehren auch, die nachmals in der Frankfurter Reichsverfassung des Jahres 1849 zum Ausdrucke gelangten.

Die Literatur, die hier aufblühte, löste in gewissem Sinne die staatspolitischen Schriften des Konservatismus, die zum großen Teile schon früher erschienen waren, ab: wie einst Wilhelm von Humboldts Schrift über die Grenzen des Staates der Théorie du pouvoir politique et religieux dans la société civile Bonalds gefolgt war, so schrieben jetzt nach Friedrich Schlegel (Vorlesungen über die neuere Geschichte, 1811), Adam Müller (Elemente der Staatskunde, 1810, und spätere Schriften), Joseph Görres (Deutschland und die Revolution, 1820) und Ferdinand Walter (Kirchenrecht, 1822), die Rotteck und Welcker, wenn ihnen auch zur Zeit ihrer Blüte noch von Historikern Heinrich Leo (Geschichte des Mittelalters, 1830) und aus dem Kreise der Juristen Friedrich Julius Stahl (Philosophie des Rechts, 1830—1837) entgegentraten.

Es war eine Literatur, die zu gemäßigt war, um schon in den Jahren des studentischen und jugendlichen Radikalismus, gegen Ende des zweiten Jahrzehnts, aufzusprießen, und die auch in der zweiten Hälfte des dritten Jahrzehnts, wie sie politisch stiller verlief, noch nicht recht am Platze war. Allerdings gründete Welcker, der 1823 als Professor an die Universität Freiburg berufen wurde, dort mit Rotteck die Zeitung „Der Freisinnige" und vertrat in ihr vor allem historisch, wie Rotteck mehr juristisch, einen primitiven Liberalismus. Stärker aber wurde die Bewegung in Baden und erst recht im ganzen

deutschen Mutterlande und namentlich den Rhein herab doch erst nach der Julirevolution. Mit äußerster Spannung folgte man damals den Nachrichten aus Frankreich und erörterte die Verhandlungen der französischen Kammern; Volksversammlungen, unter denen das bekannte Hambacher Fest eine der größten und eindrucksvollsten war[1], wurden auch noch nach dem Jahre 1832 gehalten, und die reaktionärere Wendung der Bundestagspolitik wie die Entlassung von Männern wie Rotteck und Welcker waren auch nicht in der Lage, zu besserer Stimmung beizutragen, so sehr es Dahlmann in Göttingen von der hannoverschen Regierung freigegeben wurde, gegen Klerikalismus und Konservatismus zu wettern. Aus dieser Atmosphäre ging dann der vulgäre Liberalismus der dreißiger Jahre hervor, der in seiner zunächst wichtigeren süddeutschen Ausbildung in Rottecks und Welckers Staatslexikon zu Worte kam, während die niederrheinische Spielart erst 1841 in der „Rheinischen Zeitung" ihre bald radikalere Vertretung fand.

Der süddeutsche Liberalismus, der Hauptsache nach die wichtigste Vorfrucht der späteren parlamentarischen Reifezeit der Paulskirche, bestand dabei schließlich des genaueren aus einer Zusammenmischung der wesentlichsten, in den dreißiger Jahren verlaufenden politischen Strömungen, soweit sie nicht von vornherein konservativ waren; er lehnte eine geschichtliche Begründung des Staates nicht völlig ab, wenn er sich auch nicht mit den Lehren der Historischen Rechtsschule identifizierte, er stützte sich zum größeren Teile auf die französische Doktrin, und er wurde doch der organischen Staatsauffassung durch Repräsentationsgedanken gerecht, die ein Rückgreifen auf alte ständische Verhältnisse nicht gänzlich ausschlossen. So stieß er denn in vorwärts drängenden Kreisen nur selten an und erlebte daher eine weite Verbreitung: büßte aber eben dadurch auch stark an Durchschlagskraft ein, wie er sich denn selbst zum nationalen Einheitsgedanken noch nicht völlig entschieden gestellt hat.

[1] S. oben S. 396 f.

Dabei war dieser Verlauf weniger etwa durch eine Schwäche der Charaktere, die die liberale Doktrin vertraten, bedingt, als durch die innere Unfertigkeit des staatsrechtlich-theoretischen Gerüstes. Und sucht man die eigentliche Ursache für diese Unfertigkeit, so wird man doch schließlich wieder auf die geringe Durchbildung der organischen Vorstellungsweise — und von dieser letztlich auf die an sich im modernen Sinne noch so unorganische Entwicklung des Volkslebens selbst verwiesen. Wenn die soziale Umschichtung, die das neue Wirtschaftsleben der Unternehmung mit sich bringen mußte, so langsam verlief, wie es der Fall war: wer konnte dann ein lebendigstes Interesse daran haben, die parlamentarische Staatsvertretung etwa schon auf die organisch-politische Behandlung dieser Schichtung aufzubauen? Geschah dies aber nicht, so sah man sich eben schließlich doch immer wieder nur der an sich schon veralteten und darum unklaren individualistischen Lösung des allgemeinen gleichen Stimmrechtes oder der romantischen Rekonstruktion nach altständischen Grundsätzen gegenüber.

Und so versagte denn auf diesem wichtigsten Gebiete der Entwicklung eines organischen Staatslebens und organischer Staatsideale der Liberalismus, dem doch hier vor allem an positiven Ergebnissen gelegen sein mußte, ebenso, wie der in diesem Zusammenhange weniger wichtige Konservatismus. Und diese Erscheinung erbringt den Beweis dafür, daß es nicht so sehr die Theoreme und das Denken waren, die sich als unvermögend erwiesen, wie das praktische Substrat derselben, die fortschreitende politische und soziale Erfahrung. An dieser entscheidenden Stelle der Entwicklung rächte es sich, daß in dem gesamten Verlaufe der ersten Periode des deutschen Subjektivismus das wirtschaftliche und soziale Element weitaus zu schwach gewesen war bei starkem Überwuchern der spezifisch geistigen Energien: dem übertriebenen Spiritualismus entsprach die Unfähigkeit nicht nur organischer Staatsbildung auf lange Zeit, nein selbst der Bildung auch nur organischer Lehren vom Staate.

Dies alles führte dazu, daß zwischen 1815 und 1840 und

noch länger neben dem eigentlichen staatspolitischen Denken breit und üppig eine politisch- und sozial-ästhetische Opposition aufschießen konnte, die im Jungen Deutschland der dreißiger Jahre beinahe geradezu die literarische Bewegung überhaupt in sich aufnahm und neben den politischen bald auch die sozialen und, mit Rücksicht auf den christlichen Konservatismus in Klerikalismus und Orthodoxie, auch die religiös-kirchlichen Fragen mit zunehmendem Freimut, ja schließlich mit höhnender Übertreibung behandelte.

Die Wurzeln dieser Bewegung, deren Ausbreitung um die Mitte der dreißiger Jahre weit über die Wirksamkeit der mehr politisch-kontemplativen Literatur hinwegging, sind nicht so sehr in dieser als vielmehr in dem lange vorbereiteten Boden allgemeinster liberaler Anschauungen zu suchen; sie umfassen daher auch von Anbeginn schon weit mehr als nur Politik.

Die Frühromantik hat einmal definiert[1]: „Liberal ist, wer von allen Seiten und nach allen Richtungen wie von selbst frei ist und in seiner ganzen Menschheit wirkt, wer alles, was handelt ist und wird, nach dem Maß seiner Kraft heilig hält und an allem Leben Anteil nimmt, ohne sich durch beschränkte Ansichten zum Haß oder zur Geringschätzung desselben verführen zu lassen." Man sieht leicht, daß in diesem Sinne auch die Frühromantik, insofern sie erst die Keime des späteren Konservatismus entwickelte, liberal war: wie denn beide Richtungen, die liberale und die konservative, aus einer grundsätzlich niemals geleugneten Anerkennung des Subjektivismus hervorgegangen sind. Indes auch noch in den Zeiten des beginnenden Realismus bestand eine so weite Bedeutung des Wortes „liberal", wenn sie auch offenbar nicht mehr völlig anerkannt wurde. Noch im Jahre 1834 konnte Wienbarg im Vorwort der „Ästhetischen Feldzüge" schreiben: „Mit dem Schilde der Liberalität ausgerüstet sind jetzt die meisten Schriftsteller, die für das alte Deutschland (im Gegensatze zum „jungen") schreiben, sei es für das adlige oder für das gelehrte oder für

[1] Athenaeum I, 2, S. 143.

das philiströse alte Deutschland." In diesem weiten Sinne nun, der im Grunde nur Kampf gegen Vorurteile und Eintreten für Freiheit, Billigkeit und Recht bedeutete, sind Männer wie Schiller und Goethe in gleicher Weise liberal gewesen.

Allein daneben stellte sich doch, vornehmlich und steigend nach 1815, ein Sinn des Wortes ein, in welchem es Opposition gegen die bestehenden Gewalten quand même und damit vergebliche Opposition und zunehmendes Phrasentum ausdrückte. Und nun konnte der Dichter, der seinen Götz von Berlichingen mit dem Rufe „Es lebe die Freiheit!" hatte sterben lassen, den Satz prägen: „Eine Idee darf nicht liberal sein: kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle" — und auf die liberalen Schriftsteller das Wort Mazarins anwenden „Laßt sie singen, wenn sie nur zahlen!"

In der Tat erstarb der feste Ton des primitiven Liberalismus der Zeit der Freiheitskriege nach 1815 bald in der Wohlredenheit glatter älterer Optimisten und dem sprachlichen Sturm und Drang begeisterten Studententums; denn so sehr man gegen das Bestehende eiferte, so wenig wußte man das Zukünftige zu beschreiben: und war damit im Grunde nicht eben weiter als um 1799, für welches Jahr ein Pamphlet die Lage mit dem kurzen Frage- und Antwortspiel umschrieben hatte: „So wollen wir wohl eine Veränderung?" — „Nein, wir wissen selbst nicht, was wir wollen." Nur das eine stand jetzt fest, daß die liberale Strömung antiromantisch war oder wurde, daß sie den kommenden Realismus vorwegnahm: daß sie nicht in Gedankenräumen, sondern auf dieser Erde im Sinne einer edlen, menschlichen Freiheit heimisch zu werden suchte. Und da diesem Bestreben Staat und Kirche in gleicher Weise und innig verbunden entgegenzutreten schienen — denn noch hatte sich die Liquidation mittelalterlicher Lebensformen mit keiner Silbe der Trennung von Staat und Kirche zugewandt —, so erschien es weiterhin als selbstverständlich, daß die namentlich im Beginne der zwanziger Jahre stark um sich greifende Strömung gegen patriarchalische Regierung und Kirchenglauben zugleich zu Felde zog.

Dabei war aber diese Opposition keineswegs schon durch den nationalen Gedanken geleitet. Wie die ausgehende Romantik trotz aller Liebe zum Volkstümlichen, so war auch sie vielmehr kosmopolitisch orientiert und verstärkte diese Stellung im Vergleich zu Romantik und Konservatismus sogar vielleicht noch durch eine entschiedener betonte nationale Indifferenz. Wie sie denn vornehmlich auch aus der Bewunderung des französischen Geistes- und Staatslebens Kraft schöpfte.

So erklärt es sich auch, daß diese Opposition anfangs vornehmlich von halb internationalen, jüdischen Elementen, die zudem zugleich als unkirchlich erschienen, literarisch getragen werden konnte. Dies um so mehr, als die Anwendung literarischer Formen auf politische Inhalte, sozusagen die Profanierung der schönen Literatur und Wissenschaften für ihnen fremde Zwecke, dem Volldeutschen zunächst nicht eben leicht einging; die Not der Freiheitskriege mochte sie entschuldigt haben; jetzt erschien sie mit Rücksicht auf die reiche und reine Ausgestaltung in einer weiter zurückliegenden literarischen Vergangenheit wiederum verpönt.

Der erste in diesen Zusammenhang gehörende Schriftsteller war der bald seines Dienstes entsetzte Frankfurter Polizeiaktuar Ludwig Börne (1786—1837): ein kritisch und ruhig denkender Mann von demokratischer Gesinnung und guten literarischen Manieren; zunächst in der „Wage", einer „Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst" (1818 bis 1821), dann in den „Zeitschwingen" versuchte er an der Zentralstätte des Deutschen Bundes selbst, unter den Fenstern des Bundestagspalais in der Eschenheimer Gasse, das Publikum für liberale Ideen zu gewinnen. Sein größerer Nachfolger war dann Heinrich Heine. Heine hat zwar vor 1830 wenig unmittelbar Oppositionelles geschrieben, bewegte sich vielmehr in den Formen und zum Teil in der Gefühlsart der Romantik[1]. Allein schon seine packende, witzige Art wurde als gegen das Bestehende gerichtet empfunden, wie denn, ein Zeichen des steigenden Intellektualismus, den Jungdeutschen der Witz

[1] S. oben S. 188 ff.

vor allem als Merkmal eines hochstehenden Volkes gegolten hat. Und sicherlich hat der frische, bisweilen patzige, freilich auch nicht selten geschraubte Ton der Dichtung wie der Prosa Heines ebenso unmittelbar das, was man in den zwanziger Jahren Opposition nannte, hervorgerufen, wie die Opposition auch noch der dreißiger Jahre vielfach bestimmt.

Zum vollen Ausdrucke aber gelangte die allgemeine Strömung des Liberalismus doch erst nach der Julirevolution, zu einer Zeit, da Börne und Heine schon nach Paris gegangen waren. Und ihre Hauptvertreter wurden die Dichter des nun emporblühenden „Jungen Deutschlands", fast durchweg Kinder des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts: Kühne, Laube, Gutzkow, Mundt, Menzel, Wienbarg.

Was sie vor allem auszeichnete, war der Entschluß, nun die neue Dichtung wirklich unmittelbar in den Dienst des politisch-liberalen und antikirchlichen Gedankens zu stellen. Ein merkwürdiges Übergangsstadium von enthusiastischer zu rationaler Seelenhaltung, der zudem denen, die sich auf diese Brücke stellten, voll bewußt war. „Goethe war ein schöner Statthalter Gottes auf Erden," schrieb Mundt 1834 in seinen „Modernen Lebenswirren", „aber das Papsttum in der Literatur ist vorbei. Der heutigen Schriftstellergeneration muß es das höchste Ziel sein, Pfeile des Geistes in die Zeit hinaus zu schicken, um das Volk der Deutschen aufzuregen und aufzuschütteln." Als wichtigste Form aber für diese neue literarische Tätigkeit erschien den Dichtern des Jungen Deutschlands die Erzählung, wie sie sich gern ausdrückten, die „Novelle", womit zugleich auch der Roman gemeint war. In den zwanziger Jahren hatte sich das allgemeine Interesse am Aktuellen in Deutschland der Hauptsache nach im Theater erschöpft. Die Folge war zunächst eine starke Verehrung Schillers, namentlich aber ein Kult des greisen Goethe gewesen, gegen den Börne und Menzel vergebens in die Waffen riefen. Daneben hatten freilich Leute wie Raupach und Kotzebue noch mehr zum Geschmacke des Publikums gesprochen. Konnte nun aber das Drama mit der in ihm notwendigen Stilisierung oder wenigstens

Führung der Ereignisse so ganz den Absichten einer prinzipiellen Opposition gerecht werden? Dazu gab es noch andere Gründe, die zur Bevorzugung der Erzählung führten. „Vor dem Theater sind Gendarmen aufgestellt, die das Drama bewachen. Die Novelle flüchtet sich auf die Stube, wo es keine Gendarmen gibt. In seiner Stube glaubt der Deutsche an die Freiheit und an ein höheres Nationalleben. Da sieht er fast so aus, als könnte ihn die Weltgeschichte noch einmal brauchen." [1]

Indem nun aber die literarische Erzählung Gefäß der systematisch anhebenden Opposition wurde, mußte zugleich auch ihre bisher romantische Form weitergebildet werden; denn diese war zur Trägerin einer Bewegung, die die Welt realistisch sehen wollte, wenig geeignet. Eine an sich schon gewaltige Änderung! Denn mit welcher Wucht beherrschte die Romantik doch auch um 1830 noch die literarische Produktion; noch im Jahre 1827 hatte ihr z. B. sogar der spätere Marschall Moltke (geboren 1800) in einer nicht üblen Novelle gehuldigt. Demgegenüber kam man nicht eben rasch zu gründlicher formaler Wandlung. Man blieb noch überschwenglich in jeder Richtung, man karikierte und man übertrieb in Veredlung; man schwankte haltlos zwischen wahr und unwahr, zwischen gut und böse: und nur das eine ergab sich je länger je mehr: daß die Produktion nicht mehr so sehr von den Kräften der Phantasie, wie denen der Reflexion und des Verstandes geleitet wurde. Dieser innere Umschwung aber, sekundiert durch das Auftauchen neuer Stoffe, die bald im eigentlichsten Sinne dem grellen Lichte der Gegenwart angehörten, hatte denn doch zur Folge, daß man, verglichen mit der Romantik, die Wirklichkeit immer fester faßte. Dabei blieb freilich bis zuletzt noch manches im Charakter schwankenden Übergangs; die dargestellten Personen waren immer noch meist nur Schemen und mit der Draperie gewisser Tendenzen überzogene Gestelle, unfähig, auf den Beinen zu stehen und, wie es Seraphine in dem gleichnamigen Romane Gutzkows vom Jahre 1838 ausdrückt, „sich selbst ein Rätsel".

[1] Mundt a. a. O.

Aber andererseits wurde doch die Schilderung der Situationen immer fester und die Kraft der Erzählung, nicht ohne den fremden Einfluß der Scott, Byron und George Sand, überzeugender; und gewisse Szenen vor allem in Laubes Jungem Europa (besonders wieder in dem Teile „Die Krieger" von 1838) wie annähernd auch schon in Gutzkows Wally (1835) erinnern schon an die Grenze, welche den modernen Impressionismus von dem Realismus der ausgehenden ersten Periode des Subjektivismus scheidet.

Sehr bald aber begnügte sich das Junge Deutschland auch nicht mehr mit der künstlerischen Erzählung; unmittelbarer noch suchte es das Publikum durch die periodische Zeitschrift, die Presse, die Zeitung auf. Und schon 1841 schildert Hebbel, im Prolog zum Diamant, diesen Zustand als den gewöhnlichen:

„Man redigiert vielleicht ein Blatt
Und braucht es frisch an Schwertes Statt."

Es war ein Fortschritt von großer Wichtigkeit, wie er zugleich durch allgemeinste Wandlungen der Bildungsextensität erleichtert, ja erst ganz ermöglicht wurde. Während die Anfänge des Subjektivismus sich schon deshalb in verhältnismäßig engen Kreisen abgespielt hatten, weil sie im ganzen auf die Dichtung oder höchstens auf die Phantasietätigkeit im allgemeinen, wenn auch mit philosophischem Hintergrunde, beschränkt blieben, war die Romantik, im Grunde doch der Höhepunkt der ersten subjektivistischen Periode, soweit die Entwicklung aus rein nationalem Keime in Betracht kam, zum ersten Male zu einer vollen Weltanschauung, zu einer zugleich dichterischen und denkhaften Beherrschung der Welt fortgeschritten. Und so war es ihr zuerst denn auch gelungen, weiteste Kreise der Nation in ihren Bann zu zwingen. Aus kleinen Anfängen erwachsen, glich sie in dieser Hinsicht dem Senfkorn des Evangeliums, und die weiten Massen der Generation um 1830 wohnten fast ausnahmslos in ihrem Schatten. Damit war denn auch Gelegenheit gegeben, sie ebenso ausnahmslos durch das Mittel der Romantik und durch die aus diesem fortgebildeten Werkzeuge geistigen Charakters zu beeinflussen: und in vollem Maße hat

das Junge Deutschland hiervon Gebrauch gemacht. Hierzu kam, daß zu gleicher Zeit, wie es zu gehen pflegt, auch die Technik neue Mittel zur Bewältigung der Massenmeinung erfand. Von Bedeutung waren da nicht bloß die besseren Verkehrswege, die intensivere Entwicklung der Post und Verwandtes, wie es die dreißiger Jahre zur Verfügung stellten, sondern vor allem auch die Schnellpresse, die schon um 1810 ein Deutscher, Friedrich König aus Eisleben, erfunden hatte. König hatte sich mit seiner Erfindung nach England, damals schon dem Lande der entwickeltsten öffentlichen Meinung, gewandt und Erfolg gehabt: am 29. November 1814 waren die Times zum ersten Male nicht mehr von Menschenhand gedruckt erschienen. Mit den dreißiger Jahren nahm nun auch Deutschland die Erfindung auf, und sie bedeutete für das Zeitungswesen bald Verdoppelung und Verdreifachung seines Einflusses.

Waren so die Organe, welche dem Jungen Deutschland eine Einwirkung auf die Massen ermöglichten, in einer früher unbekannten Weise geschärft, so bedurfte es um so mehr einer sicheren Strategie für diese Einwirkung, und hierzu vollster Klarheit des liberalen Programmes.

Aber hier zeigte sich nun, daß man doch noch längst nicht zu wohlüberlegten Eingriffen geschult, ja überhaupt genügend erfahren war. War es nicht charakteristisch, daß beinahe alle Führer und Träger der neuen Opposition junge Leute waren und sein konnten? In den Anfängen noch immer, nicht in der Vollendung einer Bewegung befand man sich. Und so machte man noch Opposition, um Opposition zu machen „gegen alle Unnatur und Willkür, gegen den Druck auf den freien Menschengeist, gegen totes und hohles Formelwesen, gegen die Ertötung des jugendlichen Geistes auf den Schulen, gegen das handwerksmäßige Treiben der Wissenschaften auf den Universitäten, gegen den Beamtenschlendrian, gegen die Duldung des Schlechten, weil es herkömmlich und historisch begründet ist, gegen die Reste der Feudalität, gegen den Geist der Lüge, der in tausend Zungen spricht und sich mit tausend Redensarten eingeschlichen hat in alle bürgerlichen und menschlichen Verhältnisse".

War das nun im engeren, parteipolitischen Sinne liberal? In Frankreich war die Romantik mit der Julirevolution in ebendiesem begrenzten Sinne liberal geworden: Valet gesagt hatte sie dem Kernmotiv alles Romantischen, der modernen Mystik. Das Junge Deutschland dagegen blieb noch stark im Traditionellen und damit Irrationalen befangen, und so knüpfte es selbst an die alte Aufklärung noch an, indem es deren Toleranz- und Humanitätsideale sentimental und pathetisch wiederaufleben ließ, erinnerte in seinen gezwungenen Geistreichigkeiten, einem Symptom echten Philisterwesens, an Jean Paul, dessen Willkür des Fabulierens und ästhetische Unordnung ebenfalls Nachahmung fand, und blieb vor allem in der Romantik stecken, und zwar nicht bloß, wie wir schon hörten, auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit, sondern noch mehr in deren ideenhaften Anschauungsinhalten, deren letzter Philosophie, besonders in Hegel. Damit entstand denn eine Unklarheit der inneren Charakterdurcharbeitung und der Systematik der Gedankenbildung, die es bei allem Streben nach Realität doch nicht zu wohlumschriebenen Personen und Leistungen kommen ließ. Das, was in letzterer Hinsicht die Zeit zu kennzeichnen begann, war vielmehr das Auftreten jener Charaktere, die eine spätere Zeit als problematische bezeichnet hat, wenigstens in einigen Grundeigenschaften; was aber die Inhaltssystematik betraf, so war eine Konzentration höchstens insofern zu bemerken, als die Frage nach der obersten Organisation des Staates als dasjenige aller Probleme, das man für entscheidend erachtete, leise in den Mittelpunkt des Interesses zu treten begann. Aber hatte man auch nur dafür über Rotteck und Welcker hinaus eigene Gedanken? Noch überwog Abstraktion und allgemeines Vorstellen in idealpolitischer Betrachtung; und ahnte man auch schon die Hauptschwierigkeiten auf politischem Gebiete in dem Problem eines gerechten Aufbaues des neuen Staates auf die sozialautonomen Kräfte und erging sich infolgedessen allgemein in einem kräftigen Hasse gegen die als rein geschichtlich betrachtete Stellung des Adels, so war man doch noch weit davon entfernt, in dieser zentralen Angelegenheit

positive, schöpferische Ideen vorzubringen. Oder sollte sie etwa jemand in Meinungserleichterungen wie den folgenden Mundts (in den „Modernen Lebenswirren") zu finden hoffen: „Aristokratie, versuche dich auf dein letztes Rettungsmittel! Vergeistige dich, gründe deinen Besitz auf dein Verdienst, deine Macht auf deine Talente, nimm unter die Zahl deiner Ahnherren auch den Geist auf, und du wirst unsterblich sein!" —?

Im ganzen verblieb es nach alledem bei dem Ausdrucke eines allgemeinen Emanzipationsbestrebens, und dies wandte sich, infolge des fast noch jugendlichen Alters der meisten Autoren, ausgesprochenerweise schließlich beinahe mehr sozialen als politischen Fragen zu, soweit nicht antikirchliche und antichristliche Wünsche zum Ausdruck gelangten: die man denn freilich, auf der Basis der philosophisch-romantischen Vorzeit, viel eingehender zu begründen und auszubreiten wußte. Auf sozialem Gebiete spielte dabei zum ersten Male die Emanzipation der Frau eine Rolle. Gewiß nicht ohne innere Gründe. Es ist schon früher erzählt worden[1] und begreift sich aus den Fundamentalmotiven des subjektiven Seelenlebens ohne weiteres, daß seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Frau immer selbständiger hervortrat. Die Stein und die Lengefeld, die Frau Rat und die Bettina, die Henriette Herz und die Dorothea Veit geborene Mendelssohn, um nur einige Namen aus vielen zu nennen: wann hätte die deutsche Geschichte in früheren Zeitaltern eine so stark wirkende Menge bedeutender Frauen aufgezeigt? Und was die frühen Zeiten des Subjektivismus begonnen hatten, das ließ deren Ablauf in Spätromantik und Realismus nicht fallen, wenngleich sich jetzt noch mehr fast als im 18. Jahrhundert bedenkliche Charaktere einfanden, eine Charlotte Stieglitz z. B., die in Selbstmord endete, um ihrem Gemahl ein starkes inneres Erlebnis und damit poetische Anregung zuzuführen, oder eine Gräfin Ida Hahn-Hahn, deren Ideal jene halbwüchsige Emanzipation des Fleisches — sie nannte es freilich Emanzipation des Geistes — war,

[1] S. Band VIII, 1, S. 291 ff.

in der edle Frauenbilder alle Männer zu ihren Füßen zwingen sollten, ohne sich auch nur einem einzigen hinzugeben. Aber im ganzen überwogen doch auch unter den selbständig werdenden Frauen die ruhigen, ihrer selbst sicheren Charaktere, wie etwa Fanny Lewald, die schließlich, fern allem Überstürzten, nicht so sehr als geistige Produzenten — die Lewald hat allerdings seit den vierziger Jahren auch Romane geschrieben — wie als früheste Vertreterinnen jenes gemäßigten Liberalismus von Bedeutung wurden, der den Frauen größere Freiheit wenigstens der weiblichen Lebensberufe zusprach. In ihrem Sinne vor allem also bestand in der Tat eine Frauenfrage; und das Junge Deutschland hat sich dieser schon dadurch angenommen, daß es wohl zuerst die Frauen als Heldinnen von Dichtungen, insbesondere des Romans, in die Literatur einführte, obgleich es den Ohren der Gegenwart wunderlich genug klingen mag, wenn Mundt in seinem Romane „Madonna, oder Unterhaltungen mit einer Heiligen" die Perversität der Stieglitz als „christliche Gesinnung" feiert.

Übrigens waren Charlotte Stieglitz wie auch Fanny Lewald und nicht minder die Herz und die Mendelssohn-Veit-Schlegel Jüdinnen: ein Moment, das schon deutlich genug zeigt, wie die Anfänge der deutschen Frauenemanzipation mit der Emanzipation der Juden aufs innigste verquickt sind. Dieser Zusammenhang trat aber in dem Verhalten auch des Jungen Deutschlands um so deutlicher hervor, als die Juden von jeher, solange dies nur möglich war, liberale Grundsätze bekannt hatten. So hatte Moses Mendelssohn schon 1784, in seinem „Jerusalem", die letzte Liquidationsforderung des Subjektivismus, das Postulat einer unbedingten Trennung von Kirche und Staat ausgesprochen; so waren noch jüngst Börne und Heine Vorläufer der neuen liberalen Bewegung gewesen. War nicht schon dies alles Grund genug, dem Problem der Frauenemanzipation das der Judenemanzipation hinzuzufügen, soweit eine solche nach den Edikten der Zeit der Freiheitskriege noch nötig erscheinen mochte? Charakteristisch aber bleibt, daß die Forderungen auf diesem Gebiete doch längst nicht mit der Energie vorgetragen

wurden, mit der sich das Junge Deutschland für die Frauen einsetzte. Im tieferen Grunde sieht man da schon einen Judenhaß erwachen, der dann in den vierziger Jahren eigentlich jedermann, vom Hochkonservativen bis zum Demokraten kommunistischer Färbung, erfüllt oder wenigstens berührt hat. Es war die Zeit, da Feuerbach als Prinzip der jüdischen Religion den Egoismus verkündete: „Der Jude ist gleichgültig gegen alles, was nicht unmittelbar auf das Wohl des Selbst sich bezieht"; „Die Juden erhielten von Jehova das Gnadengebot zu stehlen". Es waren die Jahre, da Dingelstedt dichtete:

Wohin ihr faßt, ihr werdet Juden fassen,
Allüberall das Lieblingsvolk des Herrn!
Geht, sperrt sie wieder in die alten Gassen,
Eh' sie euch in ein Christenviertel sperr'n.

Das Jahr 1847 hat trotzdem in Preußen den Juden die Rechtsgleichheit und das Recht zu allen, außer den obrigkeitlichen Ämtern gebracht: so stark war damals noch die Politik der Prinzipien, mochte auch bei den Verhandlungen des preußischen Landtages Freiherr von Thadden-Trieglaff, der Führer des nordostdeutschen pietistischen Protestantismus, unter lebhafter Zustimmung Bismarcks vielmehr die „Emanzipierung der Christen von den Juden" fordern und in gleicher Zeit in Frankreich Toussenels Buch Les Juifs rois de l'époque erscheinen. Und schon waren um diese Zeit auch die Juden Helden von Romanen geworden; Auerbach hatte 1837 und 1839 Judenromane erscheinen lassen; Leopold Komperts Werke begannen um 1850 auszugehen; und die fünfziger Jahre erlebten die Veröffentlichung von Freytags „Soll und Haben", das den beliebten Gegenstand, wenn auch nicht im vordersten Plane, aufnahm.

Es war zu einer Zeit, da freilich das Schicksal des Jungen Deutschlands längst besiegelt war und nur noch einige seiner wichtigsten Vertreter unter ganz veränderten Verhältnissen fortschufen.

Die Anfänge des Jungen Deutschlands waren in gewissem Sinne durch Kühnes Novellen, 1831, bezeichnet. Deutlich erkennt man bei ihm noch Einflüsse Herders und seiner Epoche,

und im Grunde erscheint eigentlich nur das Prinzip des Klassizismus von der Erziehung der Einzelpersönlichkeit, der dann die richtige Lösung des subjektivistischen Staatsproblems ohne weiteres folgen werde, auf die Erziehung und das Wirken in der Familie angewendet: ähnlich, wie das klassizistische Problem der Lebenstotalität, zunächst auf die Einzelpersonen bezogen, in der romantischen Formulierung des Organismus seine Erweiterung auf Familie, Gesellschaft und Staat gefunden hatte. Von diesem Gesichtspunkte aus beantwortet Kühne die Frage nach der Zukunft des deutschen Gesamtwesens noch sehr zuversichtlich und einfach. Was wohl aus ihm werden solle? „Aber, mein Freund, was aus ihm werden kann! Jeder im kleinen wahrhaft deutsch, das Ganze gestaltet sich dann von selber."

Minder zuversichtlich spricht Gutzkow in seinen „Briefen eines Narren an eine Närrin" (1832), einem Werke, das schon alle Eigenschaften dieses Autors zeigt: die zerflatternde Komposition, die packende Behandlung von Zeitfragen und die oft divinatorisch richtige Beurteilung wichtiger Strömungen der Zukunft. Gutzkow prophezeit da für Deutschland eine Revolution, aber keine in der Art der französischen vom Jahre 1789. Deutschland werde nie eine Republik haben; dazu seien die Begriffe der Freiheit partikular zu verschieden. Worauf es jetzt ankomme, sei, durch die Dichtung die Deutschen zu einer einzigen Einheit und Freiheit zu erziehen; deren genauere politische Ziele schon aufzuhellen, sei müßig. Doch geht Gutzkow der Erörterung von Einzelfragen nicht aus dem Wege, wenn diese auch schon mehr der sozialen Welt zuneigen; er trägt ein persönliches System kollektivistischer Geschichtsauffassung vor; er setzt sich mit dem Saint-Simonismus auseinander; und leise tauchen schon einige Sozialprobleme der Frauenemanzipation empor, die den Dichter später besonders fesseln sollten.

Einen anderen Weg, sich dennoch den politischen Fragen eingehender zu nähern, hatte etwa um dieselbe Zeit Laube eingeschlagen. In dem ersten Teile seines „Jungen Europa" (1833) geht er noch einmal von dem alten Humanitätsideale des

Klassizismus, wie es auch dem Denken Kühnes zugrunde gelegen hatte, aus: Freiheit der Weltanschauung und Persönlichkeit der sittlichen Haltung werden gefordert; auf diesen Gebieten, dem sittlichen, dem religiösen, soll der einzelne Selbstherrscher sein. Freilich aber werden daneben für den Bereich des Staatslebens die Interessen der Gesamtheit als ausschlaggebend hingestellt: und da wird denn eine absolute Demokratie sehr radikal das Suum cuique durchführen, bis, unter dem Verschwinden der Nationalitäten, die Weltrepublik erreicht ist. Man sieht welch ausschweifende Ansichten, welch Denken alsbald noch von Pol zu Pol. Kann es wundern, wenn daneben auch die Emanzipation der Frau im Sinne einer Emanzipation des Fleisches gefordert und an den Personen des Romans nicht ohne Koketterie durchgeführt wird; wenn die Existenz und auch der Begriff der Untreue auf Zweifel stößt; wenn Gattinnen, die einem ungeliebten Manne treu bleiben, dem Dichter als „beklagenswerte Sklavinnen der Sitte" erscheinen?

Mit Laubes „Jungem Europa" war zuerst völlig ein Ton angeschlagen, der sich rasch vergröbern und abnutzen mußte: der Ton des Radikalismus: und nur durch die Form der Erzählung, sowie durch eine eigenartige Technik, die das Bestehende ironisch lobte und das Erstrebte scheinbar wunderlich fand und darum nur phantastisch anpries, durch die Form also eines verdeckten Kampfes, wurde er noch gemäßigt. Im ganzen aber war es so, wie es Mundt einmal als Erlebnis des Helden seiner „Modernen Lebenswirren" (1834) in dem charakteristischen Stil der Zeit beschreibt: der Zeitgeist zuckte, dröhnte, zog, wirbelte und hambacherte in den Vertretern des Jungen Deutschlands; er pfiff in ihnen hell wie eine Wachtel, spielte die Kriegstrompete auf ihnen, sang eine Marseillaise in allen ihren Eingeweiden und donnerte ihnen in der Lunge und Leber mit der Pauke des Aufruhrs herum.

Den Höhepunkt der zunehmenden Aufregung bildete das Jahr 1835. Es war das Erscheinungsjahr einer ganzen Reihe jungdeutscher Schriften, vor allem von Gutzkows Wally. Hier wurde, nachdem Gutzkow in dem Roman „Maha Gur"

(1833) Kirche und Christentum schon aufs schwerste angegriffen hatte, in erster Linie nach dem Vorgange von George Sand in Frankreich (Lélia, 1833) das Thema der Frauenemanzipation behandelt und die These verfochten, daß die Ehe unter keinen Umständen Institution der Kirche sein dürfe: ihr Sakrament sei nicht der Segen des Priesters, sondern die Liebe, die Liebe im physiologischen Sinne.

Schon lange hatten konservative Geister gegen die zunehmende Verstärkung des Tones der Jungdeutschen geeifert und dafür die Billigung der Regierenden gefunden. Jetzt war es dem Bundestage genug. Am 10. Dezember 1835 verbot er die Schriften des Jungen Deutschlands, weil sie darauf ausgingen, „in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören"; und Gutzkow insbesondere wanderte auf einige Zeit ins Gefängnis.

Es war zugleich, sehr bezeichnend, das Ende der jungdeutschen Bewegung. Zwar zuckten einige Erscheinungen der Literatur gleichsam galvanisch noch nach; so erschienen z. B. Willkomms „Europamüde" erst 1838, ein verfehlter Roman voll gräßlicher Szenen und larvenhafter Charaktere, der das verpestete Europa, das in der Weiterentwicklung seiner Kultur sein eignes Grab schaufle, mit dem reineren Amerika zu vertauschen riet. Im ganzen aber ergab man sich der Resignation; Willkomm ist später ein geschätzter Leihbibliothekenautor geworden; Mundt, der einst für Charlotte Stieglitz und Rahel Varnhagen geschwärmt hatte, heiratete Luise Mühlbach.

In organischer Form trat die Resignation bei den wichtigsten Gliedern der Gruppe hervor, bei Gutzkow und Laube. Vor allem Laubes Junges Europa in seinem zweiten und dritten Teile, die erst 1838, fünf Jahre nach dem ersten, erschienen, gibt davon Zeugnis. Da erscheint der Autor als ein ganz anderer, nun freilich auch als einer der Besonnensten seiner Gruppe und seiner Zeit. Er hat jetzt die Idee des Nationalismus in sich aufgenommen; der Traum der Welt-

republik ist verraucht. Dabei steht er auch sozialistischen Phantasien fern; die Stände erscheinen ihm als etwas geschichtlich Gewordenes und Berechtigtes, so sehr er, erfahren und gründlich, für die Emanzipation der Juden eintritt. In der Politik des Tages aber sucht er praktische, durch die Wirklichkeit begrenzte Lebensaufgaben zu lösen, ja verzichtet zum Teil selbst auf diese, sofern sie eine gewisse Grenze überschreiten. „Handle, wer sich berufen fühlt; aber keiner wage ins einzelne vorauszubestimmen, was werden soll; wir kennen die Welt nur einen Schritt weit. Ich will in meine Heimat gehen, mir eine Hütte bauen, das Weite auch ferner betrachten, aber nur fürs Nächste wirken." Daß damit auch für die Emanzipationsideen, soweit sie die Frauen betrafen, eine gewisse Einschränkung gegeben war, steht alsbald zu vermuten. „Haltet die Ehe offen wie der Herr des Himmels seine Hand offen erhält für den wahrhaft notwendigen Wechsel der irdischen Welt, den Wechsel von Tag zu Nacht, von Schnee zu Blumen; schüttelt die Personen ab, welche durch Lügen mit dem Institute Frevel treiben, schützet diejenigen, welche von der Unwahrheit einer Verbindung gefesselt und zertrümmert werden; kämpft gegen und für die Verehelichten, . . . doch vermengt damit nicht die Ehe selbst."

War nun aber eine so tiefe Resignation in den meisten Fällen ohne schweren Bruch in der Charakterentwicklung denkbar? Mußten nicht Männer, die mit den reinsten Absichten alle Fragen der Zeit durchgedacht hatten oder durchgedacht zu haben glaubten, nun Skeptiker werden, die nur noch mit „Begriffsschatten und gewesenem Enthusiasmus" rechneten: sittlich unterminierte Wesen, denen das Schönste dieser Welt abging, die Leidenschaft? Es waren in der Tat die Verhältnisse, aus denen der vollendete problematische Charakter der vierziger Jahre, die eigentlichste psychisch-epidemische Krankheitsform dieser Zeit, hervorgegangen ist. Es wird davon später noch die Rede sein[1].

Einstweilen aber brach sich die liberale Opposition der

[1] Im zweiten Kapitel des XXV. Buches (Band XI Teil 1).

dreißiger Jahre wenigstens an einer, der Zeit besonders wichtigen Stelle eine Bresche, in ihrem Verhältnis zu Kirche und Christentum.

III.

Wir haben schon früher, gelegentlich der Erzählung konservativ-protestantischer Strömungen, von der Entwicklung eines neuen pietistischen Christentums in protestantischen Kreisen des Nordens wie des Südens gehört, das im Grunde auf ein einfaches Bibelchristentum zurückging, aus dem bereits Männer wie Hamann und Claudius, Lavater und Novalis Trost und Anregung zu eigenständigem Glauben geschöpft hatten. Hatte nun dieses Christentum Aussicht, den ganzen Protestantismus zu erfüllen und für sich zu gewinnen?

In Süddeutschland nahm die Bewegung, wie sie zunächst von kleinen Zirkeln, auch wohl von Landgemeinden getragen wurde, und anfangs, bei dem Überwiegen der Laienelemente, so interkonfessionell war, daß sogar Katholiken an ihr teilnahmen, bald eine Wendung ins Lutherische. Und so tauchte der Gedanke auf, in Anlehnung an das ursprüngliche lutherische Gemeindeprinzip eine besondere Gemeinschaft des Glaubens und Lebens, eine Gottesgemeinde in der Welt zu bilden. Es war ein Gedanke, durch den man auch den Dogmen und den Symbolen des 16. und 17. Jahrhunderts näher gebracht wurde. Man hielt sich darum zum Bekenntnis, aber in der freien Weise, in dem man ihm entgegengekommen war, in eigner Wahl und unter wechselnden Reservaten. So bildeten sich die Dinge namentlich in Württemberg und Bayern aus, und die theologischen Fakultäten wurden Vertreterinnen dieses frei restaurierten Protestantismus. Ein zwingender Einfluß auf den Gesamtprotestantismus aber ging aus dieser Entwicklung natürlich nicht hervor.

Noch weniger in dieser Richtung verliefen die Dinge in Norddeutschland, insbesondere in Preußen. Schon im Jubeljahre der Reformation, 1817, wurden hier die Aussichten der

Bewegung durch die 95 neuen Thesen des warmherzigen Kieler Pfarrers Claus Harms geschädigt, die den neuen Pietismus gegen den Rationalismus zugunsten einer neuen Orthodoxie einzuspannen drohten: „Mit der Idee einer fortschreitenden Reformation, so wie man diese gefaßt hat, reformiert man das Luthertum in das Heidentum hinein und das Christentum aus der Welt hinaus." In Preußen selbst gerieten die Bestrebungen der einzelnen pietistischen Zirkel bald unter die Oberleitung bestimmter Persönlichkeiten, die zu den orthodoxen Neigungen des Hofes Beziehungen hatten. Zum Hauptorganisator wurde dabei seit 1827 der Berliner Professor Hengstenberg, nicht eigentlich ein einfältiger Frommer, sondern ein religiöser Fanatiker und Hierarch, und wie sich danach von selbst versteht, zugleich ein Politiker des engsten Konfessionalismus. Hengstenberg hat dann mehrere Jahrzehnte hindurch als Leiter der Evangelischen Kirchenzeitung die religiöse Bewegung im Lande so beherrscht, daß sie der Orthodoxie zugute kam; von dem Aufblühen eines freieren Christentums war bald nicht mehr die Rede.

Zu den merkwürdigsten Bildungen brachte es die neue Orthodoxie in ihrer engen Begrenzung aber in einigen kleinen nord- und mitteldeutschen Staaten, in Mecklenburg vornehmlich und in Kurhessen. Hier wollten sich Kliefoth und Vilmar keineswegs mit der Wiederaufrichtung des alten Bekenntnisstandes des 16. Jahrhunderts begnügen: dessen Zeugnisse seien nicht unmittelbar Gottes Wort; man müsse Gott näherkommen durch die Sakramente; sie allein seien drastischen Charakters; sie allein vermöchten „als der ins Menschenleben hineingreifende Arm Gottes selbst" zu gelten. So wurde denn den Eiferern die evangelische Kirche wieder zur Sakramentsanstalt und der Prediger zum Priester. Und mit dem mittelalterlichen Kirchenideal zog in diese Köpfe auch die ganze Heerschar mittelalterlicher Vorstellungen überhaupt ein. Vilmar zum Beispiel glaubte an den leibhaftigen Teufel. Für den Christen, so führte er in seiner „Theologie der Tatsachen wider die Theologie der Rhetorik" (1856) aus, komme es darauf an, „des Teufels Zähnefletschen aus der Tiefe gesehen (mit leiblichen Augen

gesehen; ich meine das ganz unfigürlich) und seine Kraft an einer armen Seele empfunden, sein Lästern, insbesondere sein Hohnlachen, aus dem Abgrund gehört zu haben" . . .

Ging die pietistische Bewegung in ihrem tiefsten Grunde bis auf die Zeiten des Sturmes und Dranges zurück, so war das Christentum Schleiermachers ein Erzeugnis der Romantik; der Klassizismus hat es bezeichnenderweise zu keinerlei Art christlich-moderner Frömmigkeit gebracht. Und so hätte man wohl erwarten können, daß, während die Bewegung des Sturmes und Dranges in die Orthodoxie verlief, wenigstens die der Romantik ihren selbständigen Wert behaupten werde. Allein bewies die Schwäche der Theologie Schleiermachers nicht schon der Umstand, daß sie sich unfähig zeigte, die ältere freie Richtung in sich aufzunehmen und durch sich zu reinigen? Diese Lehre war zu tief mit der Philosophie der Romantik verknüpft, um ganz eigenständig und darum durchschlagend zu wirken: zum ersten Male in subjektivistischen Zeiten zeigte sich damit die christliche Theologie auch in zeitgemäßeren Formen ohnmächtig, gegen die freie Bildung von Weltanschauungen obzusiegen. Doch muß dabei zugestanden werden, daß die romantische Philosophie diesen Sieg nur errang, indem sie ihre Lehre den Lehren des Christentums und die Lehren des Christentums wiederum ihrer Lehre soweit anpaßte, daß für den Laien der Unterschied fast zu verschwinden schien. Insbesondere Hegel ist da von skrupelloser Tätigkeit gewesen. Doch hatte bereits Kant merkwürdige Übereinstimmungen aufgefunden. War aber auf diese Weise nicht scheinbar ein Beweis des Glaubens gelungen? Und dies um so mehr, je mehr sich die philosophischen Systeme der Romantik im Verlaufe ihrer Entwicklung zu rationalisieren schienen?

Es war die Methode, durch die Schleiermachers Lehre schließlich für weitere Wirkungen so gut wie aus den Angeln gehoben wurde: um 1830, mit dem vollen Siege der Philosophie Hegels, erschien auch ein subjektives Christentum in den Formen der Orthodoxie, weil durch subjektive Dialektik rationalisiert, vollkommen am Platze.

Danach ist der Zustand des Protestantismus um diese Zeit leicht zu schildern. In den Tiefen der Entwicklung hatte sich noch fast ungestört bis zu diesen Jahren hinab der alte theologische Rationalismus des 18. Jahrhunderts erhalten. In dem Dunkel seiner Gewässer aber spiegelte sich von den oberen Entwicklungsschichten her kein wahrhaft subjektives Christentum neueren Datums, sondern eine pseudosubjektive Orthodoxie, die sich durch die Dialektik der letzten romantischen Philosophien rationalisiert sah. Orthodoxie und Rationalismus, das war mithin die Devise des herrschenden Protestantismus der Zeit.

Und es versteht sich, daß sich der Protestantismus in diesem Zeichen mit der Lehre der katholischen Kirche trefflich zusammenfand. Denn wann hätte der Katholizismus seit dem Mittelalter eben diese Devise jemals aufgegeben? Und nur der Umstand eigentlich schied die Orthodoxie beider Kirchen noch voneinander, daß der Beweis des Glaubens auf dem Boden des Protestantismus durch die jüngsten Philosophien noch zugelassen wurde — obwohl auch hiergegen teilweise Protest erfolgte —, während die katholische Kirche so junge Beweise entschieden verwarf und sich ausschließlich auf die mittelalterlichen Philosophen stützte. Wir werden später, bei genauerer Betrachtung der Schicksale der katholischen Kirche, noch mehr von dem Bonner katholischen Theologen Hermes (1775—1831) und von dem geistreichen Wiener Weltpriester Anton Günther (1785—1863) erfahren[1]; hier genügt es anzudeuten, daß Hermes den Beweis der Kirchenlehre aus dem Systeme Kants versuchte, während Günther darauf ausging, den romantischen Identitätssystemen einen kirchlich-katholischen Dualismus abzuringen: und daß das Wagnis beider von der Kirche verflucht ward. So war denn hier mittelalterlicher Rationalismus und Orthodoxie, und im Protestantismus neuzeitlicher Rationalismus und Orthodoxie die Losung; klar lag die reaktionäre Parallelentwicklung zutage: und wer wollte es Heißspornen im Bereiche des unter-

[1] In den ersten Abschnitten des ersten Kapitels von Buch XXV in Band XI, Teil 1.

stützungsbedürftigen lutherisch-protestantischen Bekenntnisses verdenken, wenn sie die Vereinigung beider Kirchen nicht für ausgeschlossen hielten, wenn ihr Sinn auch im kirchlichen Begriffe des Wortes nach einer Concordantia catholica stand: und wenn sie sich gegenüber den Drohungen eines subjektivistischen Christentums halluzinatorisch auf das zähnefletschende Dräuen des Teufels aus dem Abgrund beriefen?

Schon um 1830 war die Kluft zwischen dem, was die Kirchen als notwendig ansahen, und dem, was ehrlich-liberaler Subjektivismus erstrebte, so groß geworden, daß von einem Ausgleich nicht mehr die Rede sein konnte. Und der Kampf konnte nicht vermieden werden, da der Liberalismus weit davon entfernt war, irreligiös zu sein. Mit Recht betont Gutzkow in dieser Hinsicht[1]: „Unser Zeitalter ist politisch, aber nicht gottlos. Wie gern verbände es die Freiheit der Völker mit dem Glauben an die Ewigkeit! Aber unchristlich ist unser Zeitalter, denn das Christentum scheint sich überall der politischen Emanzipation in den Weg zu stellen." Indem nun aber diese Stimmung eintrat, rief eine eigenartige Konstellation eben die Jungdeutschen zuerst auf den Kampfplatz. Schon früh hatte sich im subjektivistischen Zeitalter ein enger Zusammenhang der ästhetischen und ethischen und damit auch der religiösen Interessen bemerkbar gemacht. Er beruhte am Ende auf der starken Verquickung aller psychischen Lebensäußerungen, die in einem Zeitalter immer mehr zutage treten mußten, das in dem Subjekt der Einzelperson als einem Mikrokosmos die eigentliche Komponente der psychischen Welt sah. Er lag z. B. der immer stärker ausgesprochenen Forderung nach einem Gesamtkunstwerk, den stets wiederholten Postulaten wissenschaftlicher Synthese, dem zunehmenden Reichtum der Dilettantismen neben den arbeitsteiligen Berufen zugrunde. Auf religiös-sittlich-ästhetischem Gebiete führte dieser Zusammenhang schon früh zur Fundamentierung der sittlichen Erziehung auf die ästhetische, wie sie vor allem Schiller anstrebte, und noch vor

[1] Wally S. 300.

den Theorien Schillers läßt sich die Neigung, religiöse Probleme ästhetisch zu betrachten, bei Hamann, Herder und anderen wahrnehmen. Es ist der Anfang jener Versuche, die Religion durch die Kunst zu ersetzen und damit die dogmatische Bindung durch eine kultische Narkose abzulösen, die dann in den Anfängen der zweiten Periode des Subjektivismus so zahlreich und so erfolglos hervortraten. In den dreißiger Jahren legten sie die Rettung einer freieren Frömmigkeit und den Kampf gegen die christliche Orthodoxie den Literatoren, den Dichtern besonders nahe.

Waren diese aber dem Strauß, den sie da begannen, ihren Kampfeswerkzeugen und ihrer inneren Veranlagung nach gewachsen? Gutzkow hat in seinem Roman „Maha Guru, die Geschichte eines Gottes" (1833), einer Erzählung aus dem Bereiche des tibetanischen Dalai Lama, deren Analogien mit dem Christentum mit den Händen zu greifen sind, den Versuch gemacht, darzutun, daß wahre Menschlichkeit höher stehe als falsche Göttlichkeit. Mundt hat in seiner „Madonna" (1835) eine rein gefühlsmäßige, höchstens ästhetisch-mythologische und poetisch-geschichtsphilosophische Umdeutung der Haupttatsachen der christlichen Heilslehre gegeben und die Grundidee des Christentums in dem Gedanken gesehen, daß „ich ein Christ bin, wenn Gott und Welt sich in meiner Menschenbrust zusammenfinden". Und diese Interpretation hat er dann bis zum letzten Ende geführt: „die Verweltlichung Gottes durch das Christentum war nicht bloß ein einmaliger und abgeschlossener Akt der Gnade, sondern eine unendlich sich wiederholende Emanation. Diese unendliche Weltwerdung Gottes ist die Entwicklungsfähigkeit der Geschichte; Welt und Geist sind gleich gewaltig geworden und fließen vereinigt in einem Strome der Geschichte dahin." Gutzkow endlich hat in seiner „Wally" (1835) diese extrem subjektivistische Deutung des Christentums, die wie eine Übertrumpfung der täuferischen Lehren des 16. Jahrhunderts wirkt, vollendet, indem er die Offenbarungstatsachen völlig hinwegdiskutierte und auf rein individualpsychologischem und intellektualistischem Wege als Urgrund aller Religion die

„Verzweiflung am Weltzweck" entdeckte. Natürlich war damit dem Christentum aller Boden entzogen, und religiös wirken konnte es in dem Bereiche dieser Gedanken höchstens noch als sentimentale Erinnerung. „Es war Sonntag. Die Glocken läuteten, aus der nahen Kirche brausten die Töne der Orgel herüber. Wally war in Tränen aufgelöst. Kann man dem Himmel ein schöneres Opfer bringen? Diese Tränen flossen aus dem Weihbecken einer unsichtbaren Kirche. Die Gottheit ist nirgends näher, als wo ein Herz an ihr verzweifelt." Denn nach Gutzkows Meinung hatte dieser Faustszene kein „Die Erde hat mich wieder", geschweige denn ein „Sei mir Sünder gnädig" zu folgen. Selbst der Protestantismus erschien ihm als nichts denn als ein mystischer Gottesdienst mit Beschränkung auf einen Gott in drei Hypostasen; und wie er diese Behauptung im ganzen aussprach, so ließ er es auch im einzelnen, wenn es auf die Kritik des Christentums ankam, an drastischen Bemerkungen nicht fehlen. „Es scheint fast, daß die Apostel Menschen von borniertem Verstande waren, daß sie überhaupt viel Ähnlichkeit mit unseren Theologen hatten und daß es zuletzt nicht ohne typische Vorbedeutung war, wenn neben der Krippe Jesu gleich ein Ochs und ein Esel standen."

Man wird schwerlich glauben, daß eine solche Polemik mehr als von vornherein von ihrer Tendenz Überzeugte fesseln konnte; und es bedurfte ihr gegenüber kaum des Bundestagsbeschlusses vom Dezember 1835. Doch zeigt der Verlauf der jungdeutschen Opposition in ihrem rapiden Zeitmaße, wie weit die Abwendung vom Christentum der Kirche schon gediehen war, und wie stark religiöse Fragen — vielleicht weit mehr als politische — die Mitte der dreißiger Jahre bereits erregten.

Da war es denn von ausschlaggebender Bedeutung, daß die kirchlich-religiöse Opposition nicht in den Reihen der Jungdeutschen endete, sondern eben in dem Augenblicke, da diese verstummten, an die Sachverständigen, die Theologen, überging.

Der Gegensatz zwischen dem autoritativen Bibelglauben der protestantischen Dogmatik des 16. und 17. Jahrhunderts und

noch späterer Zeit wie bis zu einem gewissen Grade sogar der katholischen Dogmatik des Tridentinums und dem spekulativen Subjektivismus der Theologen, die an die Philosophie Kants und der Romantik anknüpften oder sich von dem populären neuen Pietismus aufwärts zur Systembildung hinbewegten, ist schließlich durch die Bibelforschung des neuen Zeitalters ausgeglichen, vielleicht ließe sich besser sagen: erledigt worden. Denn indem diese Forschung nachwies, daß nicht die positiven Angaben der Evangelien, etwa gar insoweit sie Wunder und Verwandtes mitteilen, als historisch beglaubigt gelten können, sondern nur das religiös-sittliche Lebensideal, das sich in ihnen auswirkt, haben sie für das Verständnis dieses Lebensideals eine große Weite verschiedenartiger subjektiver Auffassungen ermöglicht.

Es sind Zusammenhänge, die man heute vollkommen überblickt. Zu der Zeit, da die neue Bibelforschung einsetzte, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, gleichzeitig mit der neuen subjektivistischen historischen Quellenkritik der Heyne, Friedrich August Wolf und Niebuhr überhaupt, sah man noch keineswegs so deutlich; und auch noch in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen die Ergebnisse dieser Forschungen den meisten dazu bestimmt, dem Christentum jeden positiven Inhalt zu nehmen. Es waren die Anschauungen eines Momentes, den wir jetzt genauer ins Auge fassen müssen.

Die wissenschaftliche Quellenforschung war, so weit das Neue Testament in Frage kam, alsbald mit dem vollen Aufblühen des subjektivistischen Zeitalters angeregt und begonnen worden, so schon von Semler, Lessing, Eichhorn, in gewissem Sinne auch von Herder: und Herder bereits hatte im Markusevangelium die älteste Aufzeichnung der apostolischen Überlieferung erkannt und das Johannesevangelium im ganzen richtig zu charakterisieren gewußt. Später hatte sich dann auch Schleiermacher mit den Quellenfragen eingehend beschäftigt.

Allein eine Methode wirklich rein wissenschaftlicher Art hat doch erst der Tübinger Theologe Ferdinand Christian Baur, gestützt auf die mittlerweile in der Profangeschichte reich entwickelten

Methoden, seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zur Anwendung gebracht. Seine kritischen Untersuchungen der Quellenschriften des Christentums, auf die sich später seine gewaltigen kirchengeschichtlichen Forschungen aufbauten, wurden 1831 mit der Abhandlung „über die Christuspartei in der korinthischen Gemeinde" eröffnet; ihr folgten später eine Anzahl weitere Einzeluntersuchungen, deren Ergebnisse schließlich in den Schriften über den „Apostel Paulus" 1845 und in den „kritischen Untersuchungen über die kanonischen Evangelien" 1847 zusammengefaßt wurden. Von diesen Einzelarbeiten boten nun diejenigen, die Mitte der dreißiger Jahre erschienen, zum ersten Male die vollendete Methode Baurs dar, und es wurde in ihnen für gewisse Briefe des Neuen Testamentes der Mangel an Apostolizität mit Sicherheit erwiesen. Waren diese Ergebnisse schon geeignet, Aufsehen zu machen, so mußte hierzu das beinahe gleichzeitige Erscheinen von Vatkes Geschichte der alttestamentlichen Religion noch mehr beitragen, wenngleich dies Buch, in die schwerverständliche Form Hegelscher Dialektik gehüllt, erst viel später völlig gewirkt hat: in jenen sechziger und siebziger Jahren, da durch den Straßburger Theologen Reuß und seinen Schüler Graf, wie durch Kayser, Duhn und vornehmlich Wellhausen (Geschichte Israels, 1878) die alttestamentliche Quellenkritik umfassender geübt wurde. Was aber das Jahr 1835 in den religiösen Kämpfen vor allem denkwürdig machte, war das Auftreten von David Friedrich Strauß, Baurs vielleicht begabtesten Schülers. In diesem Jahre nahm Strauß in seinem Leben Jesu die Ergebnisse, zu denen später die historische Schule Baurs gelangt ist, gleichsam voraus, indem er zur Quellenkritik des Neuen Testaments zahlreiche Ansätze machte und Vermutungen aussprach, und versuchte alsbald über diese bloßen Ansätze hinaus, als sei mit ihnen der kritische Boden der Überlieferung schon bereitet, kühn in hinreißender und blendender Sprache die Lebensgeschichte Jesu zu zeichnen.

Was aber diese Biographie der Zeit alsbald besonders schmackhaft machte und ihr eine außerordentliche Verbreitung und Wirkung gab, war ein Weiteres. Strauß war in manchem

Betracht ein Schüler Hegels, und so hatte er sich ganz in den von diesem weiterbearbeiteten romantischen Begriff des Mythus eingelebt. Lag es nun da nicht nahe, diesen Begriff auf das Leben Jesu anzuwenden? Und sicherte diese Kombination nicht der Darstellung des Buches den Beifall der eben zu höchster Höhe angewachsenen Gemeinde der Hegelianer? Strauß betrat diesen Weg um so eher, je mehr die von ihm behauptete sehr mittelbare Überlieferung über das Leben Jesu die Anwendung des Mythusbegriffes im allerreichsten Maße gestattete. Und so entstand denn jenes Leben Jesu, das lange Zeit hindurch fast als ein Schiboleth zwischen den religiösen Parteien gegolten und in eine Fülle orthodoxer Anschauungen und dogmatischer Begriffe aufs tiefste einschneidend gewirkt hat: denn der erste Eindruck war der, daß man ganz anders wie nach den Schriften der Jungdeutschen vor einem Bankerott des bisherigen Christentums stehe.

Strauß aber ließ seiner Biographie, die alsbald eine ganze Anzahl von Pamphleten und Entgegnungen hervorrief, zu deren Widerlegung wie im Verfolge weiterer geschichtlicher Studien in den Jahren 1840 und 1841 seine „Christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft" folgen. Es war eine Fortsetzung gleichsam des Lebens Jesu hinein in die innere Geschichte der Kirche. Strauß suchte da die Bilanz der bisherigen dogmatischen Entwicklung zu ziehen, und er fand, daß sie eigentlich nur aus einem kritischen Auflösungsvorgang der alten dogmatischen Grundlagen bestehe; und daß von der gelehrten Arbeit der letzten zwei Jahrhunderte eigentlich an ihr nichts Positives zurückgelassen worden sei. Es war ein trostloses, niederschmetterndes Ergebnis. Der zeitgenössischen Theologie aber blieb nach Ansicht von Strauß nur noch der Beruf, das morsche Kirchengebäude, das in den Bauplan der neuen Zeiten nicht mehr passe, so sachte abzutragen, daß sein Abbruch etwa noch vorhandene Insassen nicht mehr als nötig schädige.

Es schien den Zeitgenossen der Ruin des Christentums überhaupt, denn sie erkannten nur zum allergeringsten Teile

die vielen Keime positiv-christlicher Neubildung, die selbst die Glaubenslehre von Strauß aufweist; und nur die Frage erschien noch übrig, von welcher Seite her den Frommen ein Ersatz für den zerstörten Glauben geboten werden könne.

Sollte da nun nicht die letzte große philosophische Weltanschauung, die Hegels, als Surrogat eintreten können?

Hegel hatte, namentlich im letzten Jahrzehnt seines Lebens, wiederholt erklärt, sein System sei im Grunde, bei einer esoterischen Betrachtung, wie sie schon die Frühromantik ersehnt hatte, mit dem Innersten des christlichen Glaubens identisch. Doch hatte er sich, trotz alles Bestrebens, diese Identität im Lehrvortrag und in der Systematisierung auch äußerlich herzustellen, über die christliche Lehre von Gott, von der Person Christi und von der persönlichen Unsterblichkeit so wenig klar ausgesprochen, daß vorauszusehen war, daß sich nach seinem Tode unter den Massen seiner Anhänger Meinungsverschiedenheiten über diese Punkte bilden würden. Und da zeigte sich denn in der Tat eigentlich schon von 1832 ab, daß besonders die Gegensätze zwischen einem pantheistischen und einem theistischen Gottesbegriffe, zwischen der Auffassung der Gottmenschheit als der Idee der Menschheit und dem Begriffe Christi als des wirklichen persönlichen Gottesmenschen, zwischen der Anschauung von der Ewigkeit des Geistes überhaupt und dem Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit — Gegensätze, die Hegel mit dialektischen Mitteln, vornehmlich durch die Bildung von polaren Begriffen, mühsam verdeckt hatte —, nicht mehr zu überbrücken waren: von Jahr zu Jahr immer weniger vermittelt begann der Widerspruch zwischen einer Dialektik, die alles in den zeitlichen Fluß von Gedankensystemen auflöste, und einem Realismus der Anschauung zu wirken, dem das Gedachte wirklich war: und langsam bildete sich eine Spaltung der Hegelianer in eine Rechte und eine Linke.

Dabei war denn freilich an sich klar, daß die Linke, die sich immer mehr einem pantheistischen Monismus zuneigte, nicht bloß die Depositarin des eigentlichen Denkens Hegels war, sondern auch auf den tieferen subjektivistischen Fundamenten

des Zeitbewußtseins überhaupt stand. In der Richtung ihrer Anschauungen ist darum schließlich auch die Entwicklung verlaufen: hinweg über den Realidealismus Feuerbachs in die scheinbar naturwissenschaftlich gestützten Lehren des Materialismus der fünfziger Jahre. Die christlich-dualistische Interpretation Hegels dagegen, wie sie allerdings auch schon der Meister selbst angebahnt hatte, wurde vielmehr nur dem Bestreben des Ausgleichs mit der noch bestehenden Weltanschauung verdankt: und sie erwies sich darum als ein Transitorium, wie die entsprechenden Lehren schon Kants und Leibnizens.

Indes den Zeitgenossen erschienen die Gegensätze begreiflicherweise nicht in diesem leidenschaftslos objektiven Lichte. Vielmehr entbrannte um sie der heftigste Kampf der Meinungen und Personen: Hegelianer und Hegelingen erscholl der Ruf und überdröhnte in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre das Getöse des zunächst wieder stiller gewordenen politischen Kampfes.

Und da es sich im Grunde um eine Auseinandersetzung pantheistisch-monistischen Denkens mit dem Christentum handelte, so begreift es sich, wie sich nun auf dem Boden des Christentums selbst, soweit ihn Schüler Hegels zu behaupten versuchten, wieder verschiedene Meinungen und Observanzen ausbildeten. Da waren vor allem die Orthodoxen, die aus Hegel wirklich den Beweis des Glaubens führen, also eine dialektische Rationalisierung des Christentums durchsetzen wollten. Sie nahmen im Laufe der dreißiger Jahre schon sehr ab, so daß nunmehr eine Trennung eintrat zwischen einer Orthodoxie, die auf dogmatischer Zuversicht als solcher beruhte und namentlich den Hierarchen des Kirchenregiments eigen war, und einem immer gemütvoller werdenden Rationalismus, dessen Träger namentlich die frommbürgerlichen Kreise waren, innerhalb derer sich dieser Rationalismus mit den wohlbewahrten aufklärerischen Überlieferungen des 18. Jahrhunderts in den verschiedensten Schattierungen durchdrang und sättigte. Auf dem entgegengesetzten Pole der Rechten aber fand sich eine Anzahl von Theologen und Philosophen zusammen, deren Anschauung auf

einen meist stark ethisch und christlich gewandten, im Grunde aber schon spekulativen Theismus hinauslief. Sie gruppierten sich im Jahre 1837 um die Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie: von den Theologen Nitzsch, Neander, Rothe, Twesten; von den Philosophen Burdach, Steffens, Weiße und der Sohn des alten Fichte. Später ist die Strömung dann namentlich durch den Halleschen Philosophen Ulrici vertreten gewesen; nahe stand ihr auch Moritz Carriere in München. Grundrichtung dieser Kreise war es, die in Hegels System gegebenen Elemente des Dualismus fortzubilden. Allein das mußte sie, so sehr sie im übrigen vielfach vom Hegelschen Denken abhängig blieben, doch sehr bald zum Kampfe mit dem innersten Geiste aller und so auch des Hegelschen Identitätssystems führen: und so trat die Polemik gegen Hegel auch bald äußerlich stärker hervor und führte in den freidenkenden protestantischen Kreisen während der vierziger Jahre in eben der Zeit zu einer starken Reaktion gegen Hegel, da Trendelenburgs logische Kritik den Glauben an die Richtigkeit des dialektischen Mechanismus im Bereiche der Gebildeten zu erschüttern begann.

Löste sich damit die Rechte der Hegelianer in ihren extremen Durchbildungen nach links und rechts — und damit nicht minder in den unzähligen Zwischenstufen zwischen diesen Durchbildungen — allmählich derart auf, daß der Ertrag für eine wirklich christliche Frömmigkeit, geschweige denn eine Kirchenbildung nicht eben nennenswert war, so war von der großen Linken der Hegelianer von vornherein nichts anderes als Kampf gegen die bestehenden Kirchen und das hergebrachte Dogma zu erwarten.

In der Tat schwenkte schon bald nach dem Tode des Meisters diese Linke, die Partei der sogenannten Junghegelianer, unzweideutig zum Pantheismus ab, leugnete die persönliche Unsterblichkeit und stellte die Persönlichkeit Gottes und die Gottmenschheit Christi in Frage. Wie aber mußte sich diese Partei gar gekräftigt und zu weiteren Schritten ermutigt fühlen, als nun, nach den Vorstößen der jungdeutschen Literaten, die ihr zum Teil zuzurechnen waren, im Jahre 1835 Strauß' Leben

Jesu erschien und damit ein Theologe, wenn auch fast ihrer Observanz, die Erscheinung Christi im Grunde, wie man annahm, als das Erzeugnis einer absichtslos dichtenden Sage und zugleich als Mythus, als Einkleidung also einer realen Idee, der Idee des Gottmenschen, und das hieß jenes Weltprozesses nachwies, in welchem der absolute Geist bewußt endliche Gestalt annimmt. War das nicht die vollkommenste Kombination einer historisch-realistischen Kritik mit den junghegelianischen Restanschauungen der Identitätsphilosophie: schien hier nicht das alte Christentum durch einen neuen, esoterischvergeistigten, letzten Kern seines Mythus abgelöst, ja im Grunde ersetzt?

Seit 1838 erschienen die Halleschen Jahrbücher, herausgegeben von Ruge und Echtermeyer, in denen die Junghegelianer der durch Strauß angefachten Bewegung mit dem Ergebnis zu Hilfe kamen, daß sie von jenen Resten dogmatischen Inhaltes fast nichts mehr bewahrten, die Strauß noch immer hatte bestehen lassen. Es war ein Denken, das in den Anschauungen Bruno Bauers, eines in sich wenig gefestigten Charakters, der, Privatdozent der Theologie an der Universität Bonn, von dieser entfernt worden war, vielleicht seinen deutlichsten Ausdruck fand. Bauer setzte an Stelle der Mythustheorie von Strauß eine Anschauung, in der die historische Überlieferung über die Anfänge des Christentums etwa nach der Methode der primitiven Aufklärung des 18. Jahrhunderts als ein Erzeugnis späterer theologischer Reflexion verkündet wurde. Und roh wie diese Denkweise war auch die Sprache der neuen Lehre. Die Theorie der kirchlichen Orthodoxie von der Gnadenwahl hat Ruge schon 1838 eine Caprice „der unverschämten Ausschließlichkeit des Häufleins der Frommen" genannt, die „von der Fäulnis des verdorbenen Katholizismus angesteckt" seien. Und ihren Vertreter Heinrich Leo bezeichnete Vatke als „wüsten Betbruder mit presbyterianischen Stoßseufzern".

So war zu erwarten, daß dieses Treiben nicht allzulange dauern werde. Um das Jahr 1840 etwa hat sich der jung-

hegelsche philosophisch-theologische Radikalismus in den nunmehr auftauchenden politischen Radikalismus verloren, von dem wir bald hören werden[1].

Die gesunden Bestandteile aber, die auch diese Lehre enthielt, verband bald darauf Ludwig Feuerbach (1804—1872) mit neuen Elementen des aufkommenden Realismus zu einer Weltanschauung oder vielleicht richtiger zu einer Methode der Weltanschauung, die die erste Hälfte der vierziger Jahre weithin beherrscht hat, und die dem Christentum einen letzten Stoß zu versetzen schien.

Feuerbach setzte dem transzendenten Idealismus Schellings und insbesondere Hegels, dessen Schüler er übrigens war, einen irdischen, realen Idealismus entgegen. Er verzichtete ausgesprochenermaßen auf die dünne Luft der Spekulation; er gedachte auf die reine Kenntnis des Menschen bauend der Humanität ein edles Heim auf dieser Erde zu errichten. Natürlich kam er in diesen Bestrebungen mit der Identitätsphilosophie in Konflikt. Aber der Kampf mit den Hegelianern hatte schon um 1840 nicht mehr viel zu besagen. Wichtiger war, daß Feuerbach bereits durch seine Schrift „Vom Wesen des Christentums" (1841), die er später selbst als dessen Kaiserschnitt bezeichnet hat, in unmittelbaren Kampf mit allem Kirchlichen gebracht wurde. Und der Zwist verschärfte sich noch durch ein späteres Buch „Vom Wesen der Religion" (1845). Was Feuerbach in diesen Zeiten wollte, hat er in den Fragmenten zur Charakteristik seines philosophischen Curriculum vitae[2] in dem Satze zusammengefaßt: „Jetzt gilt es vor allem, den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich konzentriere; denn nur diese ungeteilte Konzentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder große Menschen, große Gesinnungen und Taten zeugen." Es war eine Aufgabe, die offenbar mehr auf Paräneſe und

[1] S. unten S. 505 ff.
[2] Sämtliche Werke 2, 389 (Leipzig 1846—1848).

Erziehung als auf Spekulation und Systematik, mehr auf tätiges Ausbreiten einzelner Grundgedanken, denn auf vertiefende Zusammenfassung hinauslief. Genug, wenn es gelang, die Gebildeten unter den Deutschen „aus Gottesfreunden zu Menschenfreunden, aus Gläubigen zu Denkern, aus Betern zu Arbeitern, aus Kandidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, aus Christen, welche ihrem eigenen Bekenntnis und Geständnis zufolge ‚halb Tier, halb Engel' sind, zu Menschen, zu ganzen Menschen zu machen"[1].

Doch würde man fehlgehen, wenn man den Anregungen Feuerbachs nicht auch eine tiefere Bedeutung zuschriebe. Nicht umsonst unterschied Feuerbach in seiner Theorie die Lehre von der Natur und vom Menschen. Seine Theorien waren durch den Einzug eines gänzlich neuen Denkens in die Philosophie ausgezeichnet, eines Denkens, das im Grunde nur Naturphilosophie und Anthropologie und Psychologie kannte. Es war, auf dem Gebiete der Begründung allgemeiner Weltanschauungen, die allgemeine Konsequenz des Denkens von Herbart und vor allem von Beneke. Man lernte jetzt begreifen, und hierin zeigte sich vor allem der Einfluß der neuen, vollrealistischen Entwicklung der Naturwissenschaften, die eben damals der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft entgegengingen[2], daß es eine Menge Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, auf die eine strenge Systematik nach Art der alten mathematisch-philosophischen Methode des Rationalismus und nach Art der dialektischen Methoden der Romantik nicht anwendbar war. Man begann dem Drange zum Absoluten aus dem Wege zu gehen. Man wollte nichts mehr wissen und hören von Vernunftgesetzen, von außersinnlichen Ursprungsweisen und von einer überirdischen Welt höherer Werte. Man verzichtete gern auf den „üppigen Traum der Unsterblichkeit". Man zog sich auf das positive Erkennen zurück. Und so fielen denn die alte Metaphysik, die Spekulation der Romantik und mit ihr auch

[1] Aus dem Schluß der Heidelberger Vorlesungen, 1849.
[2] S. oben S. 299 ff.

alle Stützen, die sie noch dem Christentum darboten; nur eine Disziplin der Grenzbegriffe unseres Erkennens gegenüber dem Unerkennbaren sollte bestehen bleiben; und eine Erfahrungsphilosophie sollte aufgebaut werden allein auf Grund innerer und äußerer Wahrnehmungen. Es war ein Weg der Überlegung, der auf das Problem ausmündete, wie man denn eigentlich, bei gegebener Grundlage, vom einzelnen zum Allgemeinen, von der Anschauung zum Denken aufsteigen könne: und diese Richtung hat die Philosophie und die Einzelwissenschaften der vierziger und fünfziger Jahre vielfach beschäftigt, bis sie, in Deutschland verhältnismäßig spät, besonders etwa in der Denkarbeit von Laas (1837—1885) und Riehl (geboren 1844) zu völlig bewußtem Ausdruck gelangte.

Nicht minder aber machten die Schriften Feuerbachs auf anthropologisch-psychologischem Gebiete Epoche. Denn hier, wo er jederlei Absolutes ebenso entschieden ablehnte wie in der Naturphilosophie, hat er im Grunde Max Stirner mit seinem Buche vom „Einzigen und seinem Eigentum" den Pfad geebnet. Denn nachdem Feuerbach die Theologie durch Sozial- und Individualpsychologie hatte ersetzen wollen, ist es erst Stirner gewesen, der von diesem Standpunkte aus in schroffer Folgerichtigkeit alle Ideale als wesenslose Illusionen zu verwerfen und nichts als das Ich und seine natürlichen selbstischen Zwecke als höchste Wirklichkeit hinzustellen suchte. Es waren, in rein naturalistischem Sinne, die letzten Konsequenzen des absoluten Subjektivismus; es war das Gegenstück zur Entwicklung des romantischen Ichs. Und wie dieses aus sich heraus den Idealismus der Identitätsphilosophie geschaffen hatte, so ließ sich das Ich Stirners durch ein volles System des Materialismus vervollständigen, wie es später Strauß in seinem Buche „Der alte und der neue Glaube" (1872), wenn auch mit gelegentlich schmerzlichen Rückblicken auf das verlorene Paradies eines begeisteten Universums entwickelt hat.

Feuerbach indes zog auf psychologisch-anthropologischem Gebiete noch nicht diese bitteren Schlüsse; noch lebte in ihm, wenn auch halb erloschen, ein Funke idealistischen Feuers.

Und so war ihm zwar, konsequent vom Standpunkte des diesseitigen absoluten Ichs, der Glaube ein rein menschliches Produkt, die Götterwelt ein Reich eingebildeter Wunschwesen und die Religion, vornehmlich die christliche, ein Erzeugnis der Selbstvergötterung egoistisch-kranker Herzen. Aber er glaubte, Stifter einer neuen Religion, den Glauben durch die Liebe ersetzen zu können: in ihrer Zentralisation gewinne die Philosophie „dem Leben als solchem religiöse Bedeutung ab"; zu ihr als dem erhabensten Ideale bete im Grunde die Menschheit.

Wurde aber damit nicht tatsächlich das Herzstück des noch lebendigen Christentums anerkannt? Und bewährte sich nicht die Philosophie eines stärker gewordenen Wirklichkeitssinnes eben in dieser neuen Fassung? Schien es jetzt nicht möglich, vom Christentum abzustreifen was dieser innersten Keimmasse nicht mehr völlig entsprach?

Wir vermögen uns heute nur schwer noch eine Vorstellung zu machen von der Wucht, mit der diese und verwandte Gedanken in den vierziger Jahren wirkten. Hier schien das starke Motiv einer religiösen Revolution gewonnen und bloßgelegt; und schon begann es in dem Gebälk der bestehenden Kirchen zu knistern, zu krachen, zu brechen.

Seit dem Jahre 1841 hielten die alten, nie ganz ausgestorbenen protestantischen Nationalisten Magdeburgs öffentliche Konferenzen ab zur Begründung eines vernunftgemäßen praktischen Christentums und begründeten einen Verein der „Lichtfreunde" oder „Protestantischen Freunde". Die Bewegung griff in der Provinz Sachsen um sich; ihre Seele waren bald zwei Pastoren, der biedre Uhlich in Magdeburg und der lebhafte Wislicenus in Halle. Einen größeren Aufschwung konnte man seit 1844 feststellen; es begannen zahlreiche Austritte aus der Kirche; seit 1846 erlebte man die Bildung „Freier Gemeinden", die ersten waren die von Halle und Königsberg. Und mittlerweile hatte es sich sogar in der katholischen Kirche zu regen begonnen. Die Ausstellung des Heiligen Rockes zu Trier im Jahre 1844, vielen freier Gesinnten eine unmittelbare Blasphemie und Gegenstand unzähliger

Pamphlete in Zustimmung und Widerspruch, hatte auf katholischer Seite eine Schrift von Johannes Ronge, einem gemaßregelten jungen Priester, hervorgerufen: „Gegen das Götzenfest zu Trier an den dasigen Bischof als den Tetzel des 19. Jahrhunderts." Es folgte die Begründung freisinniger deutschkatholischer Gemeinden unter Ronge und Czerski; nicht ganz in sich einig, zählten sie doch nach wenigen Jahren schon etwa 60000 Anhänger und tagten, nach einem Versöhnungskonzil zu Leipzig im Jahre 1845, 1847 auf einem zweiten Konzil zu Berlin.

Es waren Bewegungen, die Orthodoxie und Legitimismus vor 1848 vergebens zu ersticken suchten. Was half es, daß man in Preußen im Jahre 1841 den greisen Schelling an die Universität Berlin berief, auf daß er die „vollkommene Einigung der Wissenschaft mit einer Johanneskirche der Zukunft" anbahne! Was nützten direkte Maßregeln der Unterdrückung! Erst in der Restaurationsluft der fünfziger Jahre sind diese Schöpfungen, an sich nur schwache Symbole der bestehenden Erregung, zugrunde gegangen: und über ihrem Grabe wie über den erloschenen Hoffnungen der kirchlich Freisinnigen begann eine der schlimmsten geistigen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts zu brüten, der passive kirchlich-religiöse Widerstand der Laien, die Stickluft eines vollendeten kirchlichen und gar bald auch religiösen Indifferentismus.

Vor 1848 aber, und beginnend schon mit den ersten vierziger Jahren, war inzwischen die religiös-kirchliche Bewegung, an sich schon erregt genug, durch eine noch viel leidenschaftlichere politische Strömung verschärft, ja überholt worden.

Laßt die alten Weiber sich
Um den Himmel schelten!
Aber freie Männer wir
Lassen das nicht gelten.
Gegen dich, o Vaterland,
Sind uns nichts als eitler Tand
Alle Sternenwelten.

(Aus dem Männerlied Gottfried Kinkels, 1846.)

IV.

Das, was die neue Bewegung kennzeichnete und weit hinweghob über alle bisherigen politischen Strömungen, war der Nationalismus, war die Liebe zum Vaterland. Man kann zweifelhaft sein, was aus den Forderungen des Liberalismus allein und damit aus der politischen Kultur des subjektivistischen Zeitalters in Deutschland überhaupt geworden wäre ohne den Gedanken an eine politische Einheit, an ein zukünftiges gemeinsames Vaterland. Sicher ist, daß seit den vierziger Jahren der Liberalismus vor dem mehr kosmopolitischen und partikularistischen Konservatismus auf lange den Vorsprung dadurch erhielt, daß ihn das heilige Feuer der Vaterlandsliebe zu wärmen und umzuschmelzen begann: und dies um so mehr, als die Konservativen in ihrer lauen Haltung wesentlich durch jene Kirchen bestärkt zu werden schienen, die der Liberalismus haßte.

Bis zum Jahre 1820 etwa hatte im ganzen und großen noch die frische begeisterte Vaterlandsliebe der Zeit der Freiheitskriege fortgewährt. Dann aber war sie weit mehr, als man gewöhnlich annimmt, in Partikularismus, Kosmopolitismus, ja Antinationalismus untergegangen. Und so war es zu keinen vaterländischen Erörterungen großen Stiles mehr, geschweige denn zu nationalen Parteibildungen gekommen; und als zweifelhaftes Ergebnis all des Aufschwunges der Freiheitszeit war zunächst nichts zurückgeblieben als der schale Rest eines auf enge Kreise begrenzten nationalen Radikalismus.

Wie hätte es auch, von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, anders sein sollen? Ließ sich leugnen, daß dieses Volk der Franzosen, das man soeben besiegt hatte, doch der größte Kulturbringer des 18. Jahrhunderts von auswärts gewesen war? Galt nicht ein wenig das Ciceronianische Erfahrungswort Victi victoribus leges dedere, dessen herbe Wahrheit uns selbst nach 1870 nicht durchweg erspart geblieben ist? In ganz Deutschland hatten noch ein gutes Teil des 18. Jahrhunderts hindurch Adel und Bürgertum französisch

korrespondiert: so stark war noch die Überlegenheit des geistigen Exportes Frankreichs seit dem 17. Jahrhundert gewesen. Wenigstens der Adel aber hat diesen Brauch nicht bloß bis zu den Freiheitskriegen, sondern auch noch darüber hinaus festgehalten. Und wo schwärmte man nicht, bis in die vierziger Jahre hinein, für den kleinen Korporal und seine große Armee? Was sind noch am Schlusse dieser Zeit sogar die Grenadiere, die nach Rußland zogen, besungen worden!

Mit diesem Kult des Besiegten verband sich sehr bald eine befremdliche Art von Friedensliebe, die der Schätzung der eigenen Nation Abbruch tat. Da rief nicht bloß der Philister mit dem guten Hebel „Und numme keini Sebel meh!" — auch die sogenannten besseren Kreise zeigten sich bald nach den Freiheitskriegen wieder jenes harten politischen Denkens entwöhnt, das mit dem Kriege als letzter Möglichkeit, ja letztem Gottesurteil ständig rechnet. Eine wunderliche Sorte von politischem Kosmopolitismus verbreitete sich, die dem Denken des 16. bis 18. Jahrhunderts, insbesondere der Aufklärung, einige Momente entnahm und sie mit romantischem Fühlen eigenartig durchtränkte. Nachdem das Völkerrecht seit dem 16. Jahrhundert auf die Verbindlichkeit des Ius gentium eine naturrechtliche Societas gentium aufgebaut hatte, in der, trotz aller den einzelnen Völkern gewährten Selbständigkeit, die unvertilgbare Einheit des Menschengeschlechtes zum Ausdruck kam, hatte man diese neue Völkergemeinschaft dem absterbenden Reichsgedanken zur Seite gestellt und sich in Stunden patriotischer Schwäche auf sie bezogen. Und von der Zeit ab, da, kurz nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, durch Rettelbladt zum ersten Male die Theorie des Bundesstaatsbegriffes deutlicher ausgestaltet und noch vor Untergang des Reiches durch Pütter auf dessen staatsrechtliche Konstruktion übertragen worden war, hatte man begonnen, in einer weiteren Ausdehnung dieser Vorstellungen auf die Menschheit oder wenigstens auf die europäische Staatengemeinschaft von einer über die Nation hinausreichenden Bildung halb öffentlich-rechtlichen und halb völkerrechtlichen Charakters zu schwärmen, in der mit anderen Völkern

auch das deutsche aufzugehen bestimmt sei. Es waren Gedanken, die besonders seit dem Untergange des alten Reiches an Kraft innerer Gestaltung wuchsen. So hat der warmherzige Philosoph Krause im Jahre 1808 seinen „Erdrechtsbund" geschrieben[1], in dem er vorschlug, Europa unter Napoleons Führung und unter französischer Vorherrschaft zu einem Einheitsstaate zu gestalten mit Paris als natürlichem Sitze der Weltregierung, der französischen Sprache als Staatssprache — und dem allgemeinen Verbote des Leihens auf Zinsen: Phantasien, die durch die Kriege der Folgezeit bald aufs grausamste gekennzeichnet wurden. Als aber nach dem ersten Pariser Frieden die Heilige Allianz ins Leben zu treten begann: hatte man da nicht in manchem Betrachte den ersehnten Erdrechtsbund? Und bewährte er sich nicht gegen Napoleon, den verkörperten Antichrist, wie gegen das geistige Antichristentum des Liberalismus? Da war die große Lebensform errungen, deren man bedurfte. Wozu noch, im Schutzbereiche der Heiligen Allianz, eine nationale Einheit hinaus über die des Deutschen Bundes?

Selbst in den Kreisen, die liberal empfanden, gewöhnte man sich an diesen Zustand. War man denn am Ende nicht wirklich in erster Linie Österreicher, Preuße, Sachse; Mecklenburger, Reuß-Schleizer, Reuß-Greizer? Die Nationalität fiel aus; höchstens daß man für sie einen überaus vagen Begriff volkstümlicher Bindung entwickelte. In der zartesten, unbrauchbarsten Form findet sich dieser Begriff schon in der Frühromantik. „Deutsche gibt es überall, und Germanität ist so wenig wie Romanität, Gräzität oder Britannität auf einen besonderen Staat eingeschränkt; es sind nur allgemeine Menschencharaktere, die nur hier und da vorzüglich allgemein geworden sind." Zu den Zeiten des Jungen Deutschlands ist dieser Begriff dann gang und gäbe; und schon in Kühnes Novellen vom Jahre 1831 wird die fatal-deutliche Frage Ernst Moritz Arndts, was des Deutschen Vaterland sei, mit dem Satze beantwortet, für die Gemäßigten sei „die Einheit Deutschlands

[1] Herausgg. von Mollat, 1893.

nicht untergegangen, weil diese nicht in äußeren Formen, sondern in idealer Weise in deutscher Kunst und Wissenschaft" zu suchen sei.

Da war es denn doch gut, daß es außer den „Gemäßigten" auch noch Radikale und außer den Gebildeten auch noch ein Volk gab. In den unteren Kreisen der Nation war das Gefühl des Deutschtums noch stark; ein mächtiges Fundament späteren Aufschwunges heftete es sich politisch an die immer noch nicht völlig abgestorbenen Reste der Kaisersage des Mittelalters, deren tiefen Sinn Rückert in seinem Kaiser-Barbarossa-Lied unmittelbar nach den Freiheitskriegen erneuert hatte. Unter den Gebildeten aber hielten namentlich die Mitglieder der weitverbreiteten Burschenschaften der Universitäten an den politischen Einheitshoffnungen fest; sie wollten „das Wort nicht brechen, nicht Buben werden gleich"; sie wollten „predigen und sprechen vom heil'gen deutschen Reich".

Aber mit den dreißiger Jahren, mit der zunehmenden Erörterung öffentlicher Fragen überhaupt, begann auch der nie abgestorbene Keim des nationalen Gedankens von neuem kräftiger zu schwellen. Leise trieb er namentlich bei den Jungdeutschen empor und zerstörte die Vorliebe für Frankreich und den Kosmopolitismus. Und deutlich kann man verfolgen, wie seine Entwicklung einem sich erneuernden Gefühle für Kraft, Frische und Selbständigkeit parallel ging. Es ist zunächst noch etwas halb Unbewußtes, sind Stimmungen und Affekte, die aufdämmern; es ist bis zu einem gewissen Grade ein Reaktionsgefühl gegen den Intellektualismus und damit gegen die Bildung; es ist etwas wie Erdgeruch, wie steigender Saft des Volkstums. Das alles drückt sich z. B. in dem Satze Laubes vom Jahre 1838 aus, daß die Unterschiede der Nationen „bis in den geheimsten Winkel unseres Wesens eingepreßt seien und am lautesten sprächen, wenn man wer weiß welch hohe Motive zu hören glaube". Und führen diese Worte noch die kühle Sprache der Beobachtung, so ging die Zeit, und mit ihr auch der Kreis der Jungdeutschen, über den Mangel an Affekt doch schon in den nächsten Jahren hinaus.

Den Wendepunkt bezeichnet hier ziemlich genau das Jahr 1840: und so kann dies Jahr bis zu einem gewissen Grade als das Geburtsjahr des modernen deutschen Nationalgefühls gelten. Von niemand aber ist diese Zeit schließlich enthusiastischer begrüßt worden, als von dem im Grunde seines Herzens so nationalen Könige Ludwig von Bayern:

Endlich ist gelöst des Bannes Siegel,
Freudig sind die Herzen aufgetan,
Und das Leben wird des Denkens Spiegel,
Und zur Wahrheit was erschien als Wahn.

Bezeichnend war dabei, daß das eigentliche Signal des Aufschwunges durch das erste Ereignis der äußeren Geschichte gegeben wurde, das die Nation seit den Tagen der Freiheitskriege wieder erregte: die Bedrohung der Rheingrenze durch die Franzosen[1]. Es war wie das früheste, fernste Wetterleuchten einer Zeit, die da kommen mußte, einer Zeit der kriegerischen und der staatsmännischen Tat. Und alsbald erweckte diese erste nationale Stimmung auch die nationale Poesie: von der epischen Haltung, mit der Jungdeutschland die Gebildeten zu umstricken versucht hatte, sprang die Dichtung zur Lyrik über und sang zum Volke. So vermählten sich in ihr noch einmal letzte Neigungen der Vergangenheit, die auf Denken und Dichten gingen, mit der Tatenspannung des Zukünftigen. Beckers Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben!" erschien, ein Chor von Liedern schloß sich ihm an, geführt noch von dem greisen Ernst Moritz Arndt, der, nun einundsiebzigjährig, in einem von edelster Begeisterung getragenen Liede die Brücke schlug zwischen der alten Zeit der Erhebung seit 1806 und der neu sich ankündigenden Zeit der vierziger Jahre; und in den Ruf der Dichter mischte sich schon ein eherner Drommetenton der Musik; über hundertfünfzig Male ist Beckers Rheinlied komponiert worden. Unter den Komponisten aber befand sich auch Schneckenburger; und eben diesen Tagen verdankt jenes Lied von der Wacht am Rhein seine Entstehung, das ein

[1] S. oben S. 378.

Menschenalter später, nach langem Schlummer, zum Höchsten berufen war, was ein Dichter und Sänger erträumen kann: zum Herolds- und Kriegsrufe seines Volkes.

Alsbald aber wurden die Weisen auch mannigfaltiger und die Meinungen tiefer begründet; von den äußeren Sorgen sprang die Dichtung über zu den inneren, zu freiheitlicher Prophezeiung, Erwartung, Verkündigung. So enthält das gedankenreiche Gedicht von Robert Prutz aus dieser Zeit, „Der Rhein", die Strophe:

Gebt frei das Wort, ihr Herr'n auf euren Thronen,
So wird das andre sich von selbst befrei'n.
Wagt's und vertraut! In allen euren Kronen
Wo strahlt ein hell'res, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
Das Volk ist reif — ich wag's und sag' es laut:
Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größ'res anvertraut!

Unter diesem Ansturm schwand zunächst die begründende, forschende, staatsrechtliche Erwägung. Schon der Schluß der dreißiger Jahre hatte vielfach mit Ruge[1] gemeint, der Staat sei weder ein Organismus noch eine Maschine, sondern das freie Reich der Sittlichkeit — und zu erreichen sei er nur durch scharfe Forderungen des Tages: die französische Revolution sei eine „notwendige Blutwäsche" gewesen. Im Beginne der vierziger Jahre aber waren wohl neue Anfänge einer Staatslehre zu bemerken gewesen, die nun wirklich freiem Subjektivismus zustrebte, so z. B. in Bluntschlis „Psychologischen Studien über Staat und Kirche" (1844): allein, soweit sie wirklich besser ausgebaut worden waren, fielen sie erst späteren Zeiten zu. Was jetzt zur Frage stand, war ein anderes: Stimmungen, deren Ziele sich allmählich konkreter gestalteten; Ahnungen, die sich verdichteten; Visionen, deren Verwirklichung erstrebt, Forderungen, deren Erfüllung immer ungestümer verlangt wurde. So war denn die Politik auch innerlich eine Politik noch der Dichter; der äußeren Erscheinung nach aber sind um das eine

[1] Hallesche Jahrbücher S. 1169 f.

Jahr 1840 herum allein schon die sehr politischen „Unpolitischen Lieder" von Hoffmann von Fallersleben, die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" von Dingelstedt, die satirische Komödie „Politische Wochenstube" von Prutz, die „Gedichte eines Lebendigen" von Herwegh ins Feld getreten.

Von den beteiligten Dichtern war Hoffmann von Fallersleben, damals schon etwa vierzigjährig, noch der ruhigste, der eigentliche Vaterlandssänger, der unsterbliche Dichter des „Liedes aller Deutschen": „Deutschland, Deutschland über alles!" (1841). Gerade, ehrlich, der Romantik noch nicht gänzlich fern, schuf er aus der Tiefe einer eingehenden geschichtlichen Kenntnis der deutschen Volksseele; wir haben Lieder von ihm, die man nach ihrem psychischen Gehalte auf den ersten Blick geneigt sein könnte dem 15. oder 16. Jahrhundert zuzuschreiben, so scharf erfassen sie den historischen Moment; und auf echt altgermanisch ist seine Lyrik unzertrennlich vom Gesange. So hat er schon in jungen Jahren so köstliche Kunstwerke geschaffen, wie das heute noch vielgesungene „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald". Um das Jahr 1840 aber, mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., dessen Untertan er als Professor an der Universität Breslau war, wurde er politisch. Und politisch hieß ihm national:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Indes auch dieser reinste aller politischen Standpunkte, dessen Höhe lauter aus den Unpolitischen Liedern hervorgeht, schützte ihren Verfasser nicht vor Verfolgung; Anfang 1843 wurde Hoffmann seines Amtes entsetzt. Es hat ihn nicht eigentlich verbittert:

Es ist noch nichts verloren:
Professor oder nicht —
Der findet noch Augen und Ohren,
Wer Wahrheit schreibt und spricht.

Doch tritt in seinen späteren Gedichten, neben manchem

wirklichen Sarkasmus, ein gutmütig ironisierender Humor mehr als früher hervor, so in der folgenden Zeitungsperiflage:

Ein Portepeefähnrich ist Leutnant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten silberne Borten,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant! Wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Geistig bedeutender, bei weitem persönlicher, aber eben darum nicht gleich stark in die Weite wirkend, seiner Anlage nach aristokratischer und seinem Vorgehen nach überlegen-rücksichtslos ist Dingelstedt:

Was ist, ihr Herr'n, ein deutscher Patriot?
An alle Fakultäten diese Frage! —
„Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott
Und seinem König alle Werkeltage."

So hat er wesentlich nur verneinend geschaffen; mit Recht trägt seine erste Gedichtsammlung das Motto aus Béranger: „Éteignons les lumières et rallumons le feu!" Doch besteht über sein tief nationales Pathos kein Zweifel, wenn auch seine gelegentlich an Heine erinnernde Anlage wie seine späteren Schicksale — er wurde 1845 Königlich Württembergischer Dramaturg in Stuttgart und brachte es bis zum „Geheimrat" — bei den Zeitgenossen wie später gelegentlich Zweifel an seine Aufrichtigkeit weckten.

Unter solchen Zweifeln nun hat Prutz nie gelitten, denn er war der korrekte Dichter des gemäßigten Liberalismus; bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß schon bei ihm die Hoffnung auf einen großen Helden und Retter emportaucht, der der eigenen maßvollen Ohnmacht aufhelfen soll:

Wird er erscheinen?
Wird er sich zeigen,
Unser erwarteter
Pfeilbewaffneter
Rächender Gott?

O du erwarteter
O du verheißener
Freundlicher Bote zukünftiger Zeit!
O erschein', o erschein' uns, wir flehen dich an,
Dein wartet in Tränen, dein wartet die Welt:
O erscheine dem hoffenden Volke!
(Politische Wochenstube.)

Aus ganz anderem Holze geschnitzt war Georg Herwegh. Es war das Geringste, was von ihm gesagt werden konnte, wenn ihn Gottfried Keller mit der Zeile pries: „Zum Wecker bist vor vielen du gefürstet!" Er hat manch schönes unpolitisches Lied gedichtet; noch singt man von ihm „Die bange Nacht ist nun herum", und wohl auch gelegentlich noch einmal das einstmals vielgeliebte „Ich möchte hingehn wie das Abendrot". Was ihm aber politisch seine Stelle wies, das war der Umstand, daß er den frühen Radikalismus des Jungen Deutschlands um vieles reifer und schärfer wieder aufnahm; aus der Gedankenwelt Börnes und über sie hinaus erwachsen seine Lieder. Und erst recht ihre Form zeigt, daß die Trennungstage eines gemäßigten und eines radikalen Liberalismus nahten: rhetorisch zugespitzt, erbittert und erbitternd, Stacheln gleich dringen sie in die Gesinnung des Lesers; und sollte ihnen aus ihnen selbst ein Motto gegeben werden, so müßten es die Zeilen sein

Wir haben lang genug geliebt,
Wir wollen endlich hassen.

So erhält der Dichter unerwartete Beziehungen zu manchem großen Sänger der Jahre des Franzosenhasses und der Befreiung; und in den Strophen des „Aufrufs" ist es wie ein Wiederaufleben des Ingrimms der Geharnischten Sonette:

Vor der Freiheit sei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beschieden,
Und kein goldnes Korn dem Feld!
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh' kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt!

Doch streckt sich der Dichter nicht minder nach vorwärts; und wo die großen Ziele einer Demokratie der Zukunft auf-

dämmern selbst in den entferntesten Regionen eines national-demokratischen Systems, da ist er heimisch. So hat er mit zuerst die ungeheure Bedeutung einer nationalen Expansion über See geahnt; und noch heute wirkt sein Flottenlied mit der Gewalt eines der Zukunft gewidmeten Impulses:

Erwach, mein Volk, mit neuen Sinnen!
Blick in des Schicksals goldnes Buch!
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!

Erwach, mein Volk! Heiß deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch!

Gegenüber diesen Weiten, die freilich in späteren Jahren dichterischem Ermatten und steigender Verbitterung wichen, treten Dichter wie Freiligrath und auch Heine weit zurück. Freiligrath, der zuerst im Jahre 1844 mit der Gedichtsammlung „Ein Glaubensbekenntnis" eingriff, ist wohl von gewaltiger Kraft und hinreißendem Schwunge der Sprache und hat den Vorteil, der späten seichten Rhetorik Herweghscher Verse im allgemeinen fern zu bleiben; aber ein Seher, wie es ein politischer Dichter vor allem sein soll, war er kaum. Dagegen hat er die einzelnen Zeitereignisse der späteren Jahre, insbesondere des Jahres 1848, mit dem heißen Blute seiner Verse besprengt, ein Dichter der sich vollendenden Revolution ohnegleichen: und mit Recht darum noch ein Liebling des revolutionären Proletariates der Gegenwart. Heines Stellung in den vierziger Jahren ist im Grunde leicht verständlich. Er war der Veteran der Opposition, wie er schon der Vorkämpfer und Parabat des Jungen Deutschlands gewesen war; und das gab ihm Autorität und das Recht, gehört zu werden. Aber war er eigentlich jemals national gewesen in dem glühend-praktischen Sinne des staatsmännischen Talentes? Hatte er einzugreifen versucht? Seit den Tagen der Julirevolution saß er den deutschen Ereignissen persönlich fern in Paris — draußenstehend, von objektiver Ironie —: und sein Urteil wurde doch vielfach nur zufälligen Veranlassungen und rein individueller

Veranlagung, der Spottsucht des Autors, der satirischen Ader, dem Scharfblick, der ein Objekt suchte, dem Ehrgeiz, der des literarischen Erfolges bedurfte, verdankt. Gewiß war ihm Deutschland dabei nicht bloß Prügelknabe; er besaß eine höchste politische Tendenz; und nicht so ganz fern war er dem Pathos der werdenden Dinge. Aber seine Erwartungen galten nicht nur Deutschland. Er ersehnte ein Reich des freien Geistes; er war kulturpolitisch, was Napoleon III. machtpolitisch war: der Erträumer einer internationalen liberalen Zukunft: und in dieser Zukunft galt ihm, wie Napoleon, Frankreich als Führer. So begreift es sich, daß seine späteren satirischen Verse, „Deutschland, ein Wintermärchen" (1844), „Atta Troll" (1847) und anderes, heute noch von jungen Leuten gelesen werden, welche die glänzende Form besticht und der freche Inhalt kitzelt; die Erfahrung Älterer wendet sich von ihnen ab, denn sie enthalten kein Programm und sie atmen keine verhaltene Liebe.

Und doch ging es in den Jahren, da Heine sich so vernehmen ließ, in Deutschland schon machtvoll vorwärts; doch wäre so viel Positives bereits zu raten gewesen.

Schon in den ersten Jahren des fünften Jahrzehnts hatte der nationale Gedanke auch hier und da in den Parlamenten der einzelnen Länder, wo sie bestanden, Fuß gefaßt: in Sachsen gelegentlich, stärker im deutschen Südwesten, in Baden, in Hessen. In Hessen-Darmstadt hatte 1842 der Abgeordnete Glaubrecht aus Anlaß des hannöverschen Verfassungsbruches und seiner Folgen beantragt, „laut und freimütig die Stimme zu erheben zur Verteidigung der heiligsten und wichtigsten Interessen des gemeinsamen Vaterlandes". In der Germanistenversammlung des Jahres 1846 zu Frankfurt sprach es Uhland bei einer Tagung im Römer, in dem Bankettsaal der alten Kaiserkrönungen, offen aus: es sei ihm, als wollten die Gemälde der alten Herrscher, die die Wände zieren, lebendig werden, als wollten die Kaiser herabspringen unter ihr Volk. Ein Jahr später aber forderte eine Versammlung südwestdeutscher Liberaler zu Heppenheim schon die Berufung eines Zollparlaments. Und

wiederum ein Jahr darauf, im Februar 1848, beantragte Bassermann im badischen Landtage die Berufung eines nationalen, eines politischen deutschen Parlamentes neben dem Bundestag.

Zugleich mit der Verdeutlichung vor allem zunächst der nationalen Forderungen wuchs aber auch das allgemeine Unbehagen mit dem Bestehenden; die Nation begann zu fiebern, Gewalttätigkeit aus gleichviel welchem Anlaß wurde zum Zeichen der Zeit: bereits 1845 kam es in Leipzig, auch in München und Stuttgart zu Unruhen. Und schon erschienen jetzt Männer liberaler Gesinnungsart als Reaktionäre, die noch 1840 als fortschrittlich gegolten hatten: der Radikalismus erhob sein Haupt und organisierte sich 1846 zum ersten Male parteipolitisch in der badischen Kammer unter Hecker, Struve und Fickler: unruhig wurden der Strom des nationalen Lebens, aufzischend da und dort unter entgegenstrebenden Hindernissen: das brodelnde Kochen von Wässern stellte sich ein, die nahen Katarakten entgegeneilen.

Da mochte denn wohl ein Schweizer Kind, das treu deutsch beobachtete, im Jahre 1845 noch gelegentlich dichten:

Noch kämpfen wir, durchringend Jahr um Jahr,
Noch tut uns not ein scharf, ob unschön Zanken:
Durch dieses Zeitenwaldes wirre Ranken
Lacht eine Zukunftsau noch nicht uns klar.
(Gottfried Keller.)

Bei den wahren Propheten der Zukunft streckten sich gleichwohl die Ziele bereits deutlicher vorwärts, und von fern leuchteten den rechten Sehern und sah auch Gottfried Keller bereis blutig lohende Fanale:

Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
Nach einer wogenden Freiheitsschlacht
Und einem entscheidenden Völkertag!

Das waren denn wahrlich nicht mehr die Ideale, die der alternde Goethe erspäht hatte: „nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen". Anderes kündete der Führer eines neuen dichtenden

Geschlechtes, der jugendliche Geibel, in seinen besten Stunden der Welt, die er bereits schärfer, realistischer, ein Mann von Herz, von Glauben, von Treue, erschaute:

Bei Gott, ich zähle nicht zu den Verwegnen,
Die um ein Nichts ein schwer Verhängnis fodern:
Doch besser als am innern Krebs vermodern
Deucht mir's, dem Feind auf blut'gem Feld begegnen . . .

Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark verzehret im Gebein —
Deutschland ist todtkrank, schlagt ihm eine Ader!

Und von der festen Warte seines Glaubens, der sich ihm in der Vision des Nibelungenenkels offenbarte, ließ er es hinabschallen in die deutsche Welt:

Wacht auf! Ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach' auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset
Und wo der Rhein durch Felsen brauset
Und wo sich türmt der Düne Sand!
Habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

I. Sachregister.

A.

Aachen, Kongreß von 1818 355. — Zeit der Julirevolution 396. — Rathaus 260. 280.
Absolutismus 380 f.
Adel im 19. Jahrhundert 452 ff.
Adrianopel, Friede von 1828 367.
Ägypten 364. 377.
Ästhetik 335.
Albanien 364.
Alexanderbad im Fichtelgebirge 310.
Alexandriner 229.
Algier 376.
Almanache 264.
Altertumswissenschaft 247. 344 bis 349.
Amerika, Alexander von Humboldts Reisen dahin 311 f.
Analogieschluß 34 f. 49. 193 f.
Ancona 374. 377.
Anhalt, Herzogtum 430.
Anthropogeographie 245.
Anthropologie 212. 245. 501.
Antike 7. 23. 68. 89. 93. 444.
Antisemitismus 392. 481.
Antwerpen 148. 372.
Aquatintamanier 264.
Arithmetik 285.
Arnstadt 429.
Asiatische Gesellschaft in Kalkutta 227.
Asien, Forschung im 19. Jahrhundert 225 ff.
Asteke 5.
Assoziationspsychologie 321.
Astronomie 8. 197 f. 303 ff.
Athen 347.
Athenaeum, Zeitschrift 21. 24. 52 f. 62. 70. 80 Anm. 121. 246 259. 342 Anm. 471 Anm.
Aufklärungszeitalter 10. 56. 463. 478. 499. 506.
Augsburg, Industrie 418.

B.

Baden, 19. Jahrhundert 396 f. 399 f. 404. 406. 431. 439. 469. 515 f.
Balladen 128 f.
Barbizon bei Paris, Malerschule 271. 276.
Barock 272.
Basel, Geistesleben 20. — Handel 432.
Bauernstand im Mittelalter 6. — im 19. Jahrhundert 404. 411.
Baukunst 155 bis 160. 262.
Baumwollindustrie 415 ff.
Bayern, Königreich, Geistesleben 21. 486. — Politische Geschichte im 19. Jahrhundert 384 f. 387 bis 409. 429 ff. — Industrie 417. — Zollwesen 420.
Belgien, 19. Jahrhundert 354. 371 ff. 377. 381. — Kunst 148.
Bergbau 412 f.
Berlin, politische Geschichte im 19. Jahrhundert 396. — Geistesleben im 18. und 19. Jahrhundert 21. 45. 52. 58. 75. 249. 312. 329. 345. 454. 487. 504. — Kunst 125. 146. 148. 154. 158. 264. 269. 272. — Handwerk 414.
Bessarabien 364.
Bibelforschung 493.
Biedermeierstil 436.

Bildende Kunst im 18. Jahrhundert 9. — Zeit der Romantik 85 ff. 155 bis 160.
Bildnismalerei 268. 271 f. 318.
Biologie 207.
Bodenregal 449.
Bolivia 361.
Bollandisten 229.
Bologna, 19. Jahrhundert 374.
Bonn, Universität 309. 344. 499.
Boothia Felix 306.
Botanik 207 bis 215.
Brandenburg, Provinz, Industrie 418. — Geistesleben 454.
Brasilien 355. 361 f. 425.
Braunschweig, Herzogtum 371. 396. 406. 429.
Breslau 396. 511.
Brüssel 148.
Buchbinderhandwerk 414.
Buchdruck 262 f.
Bürgerstand im 19. Jahrhundert 412 bis 425.
Bukarest, Friede von 1812 364.
Bundestag zu Frankfurt a. M. 385 bis 409. 468 f. 484. 492. 516.
Burschenschaft 390 f. 393. 508.
Byzantiner 229.

C.

Camera obscura 288.
Chausseen siehe Kunststraßen.
Chemie 200 bis 223. 285 f. 292 bis 303. 306.
Chemische Jahresberichte 295.
Chile 361.
Chios 365.
Christiania 290.
Christinos 375.
Chronologie 346.
Columbia, Republik 361.

D.

Dänemark 425.
Daguerreotypie 272. 288. 436.
Daheim, Zeitschrift 265.
Dampfschiffahrt 435.
Dardanellen 377.
Darfur, Landschaft im Sudan 364.
Darmstadt 20. 429.
Deutscher Bund 385 bis 409.
„Deutschland", Zeitschrift 17 Anm.
Dezimalwagen 197.
Dichtkunst der Romantik 160 bis 191.
Dongola, Landschaft am Nil 364.
Drama 104. — der Romantik 62 ff. 84. 160 bis 167.
Drechslerhandwerk 414.
Drehwagen 197.
Dreifelderwirtschaft 410.
Dresden, 19. Jahrhundert 405. — Kunst 86 f. 133. 264. 269.
Düsseldorf 130. — Kunst 144. 146. 150. 153 f. 272 bis 281.

E.

Eisenach 390. 430.
Eisenbahnen 432.
Eisleben 477.
Elbschiffahrt 432.
Eleaten 255.
Elsaß, Geistesleben 181. 184 f.
Empfindsamkeitszeitalter 5. 9 f. 17 f. 20. 22 f. 37. 51. 67. 70. 75. 83. 102. 107. 110. 124. 157. 160. 179. 196. 212. 217. 237. 243. 258.
England, politische Geschichte im 19. Jahrhundert 356 bis 409. — Geistesleben im 17. Jahrhundert 33. — im 19. Jahrhundert 319. 462. 477. — Schauspielkunst 67. — Andere Künste 150. 265. 276. 281. — Industrie und Handel 411 f. 416. 422 bis 425. 427.
Epidauros 365.
Erfurt 430.
Evangelische Kirchenzeitung 487.

F.

Fabriken 413 ff. 418.
Fallmaschinen 197.
Fichtelgebirge 310.
Flandern, 19. Jahrhundert 372. — vlämische Kunst 148. 264. 271. — Wissenschaft 341.
Fliegende Blätter 265.
Frankfurt am Main (siehe auch Bundestag), 19. Jahrhundert 385. 396. 406. 428 bis 431. 435. —

Geistesleben 20. 233. 473. 515. — Kunst 96. 280. — Messe 435. — Paulskirche siehe Bundestag.
Frankreich, Anfang des 19. Jahrhunderts 350 bis 409. 478. — Staatswesen 462. — Geistesleben 198. 211. 319. 342. — Kunst 124. 160. 276.
Frauenemanzipation 15. 479 f. 482 ff.
Freiberg in Sachsen 412.
Freiburg im Breisgau 468.
Freie Gemeinden 503.
Freiheitskriege, Wirkung auf das Geistesleben 20. — auf die Künste 174 ff. 269. — auf Handel und Gewerbe 416. 419. — Stimmung nach ihnen 174 ff. 382.
Freiluftmalerei 267.
Freimaurerei 356.
„Der Freisinnige", Zeitung 468.
Freundschaftskultus 237.
Freskomalerei 262.
Fulda, Stadt 429.

G.

Galvanismus 289.
Galvanometer 290.
Gartenlaube, Zeitschrift 265.
Gazette musicale 142.
Geisteswissenschaften, Zeit der Romantik 224 ff.
Genf 406.
Genremalerei 268.
Geographie 304. 306. 314 ff.
Geologie 304. 306 bis 316.
Geometrie 285.
Geophysik 304. 306.
Germanistenversammlung von 1846 515.
Geschichtswissenschaft 234 ff.
Gespritzte Manier der Lithographie 264.
Gesteinslehre 309 ff.
Gesundbeten, Gebetsheilungen 13. 453.
Gewerbe im 19. Jahrhundert 412 ff.
Gießen 390.
Göttingen 20. 197. 405. 469.
Goldmacherei, Versuche hierzu 202 ff.
Gotha, 19. Jahrhundert 272.
Gotik 156 bis 160.
Graphische Künste siehe Griffelkünste.
Griechenland, 19. Jahrhundert 225. 363 bis 367. 403.
Griffelkünste 262 bis 267.
Gustav-Adolf-Verein 409.

H.

Halle (Saale), Handel 430. — Geistesleben 503. — Universität 58. 345.
Hallesche Jahrbücher 499. 510 Anm.
Hambach bei Neustadt an der Hardt 396 f. 469.
Hamburg, Geistesleben 20. 203. — Kunst 92. 99. 269. — Handel 381. 425. — Zeit der Julirevolution 396.
Handel im Mittelalter 6. — im 19. Jahrhundert 426 bis 437.
Handelsverein, Mitteldeutscher 429 f.
Handwerk im 19. Jahrhundert 412 ff.
Hannover, Königreich 384. 396. 405. 407 f. 429. 431.
Hannover (Stadt), Kunst 92.
Hansestädte (siehe auch die einzelnen Städte) 425. 431.
Hausierhandel 434.
Hausindustrie, Hausierer 412 f. 416.
Heerwesen, 19. Jahrhundert 386 ff. 404. 418.
Heidelberg, Universität 339. 501 Anm.
Heilbronn 300.
Heilige Allianz 354 bis 380. 455. 507.
Heiliger Rock 503.
Heppenheim an der Bergstraße 515.
Herrnhut 56 f. 453.
Hessen, Großherzogtum 400. 430. 515.
Hessen-Homburg 429.
Hessen-Kassel, Kurfürstentum 371. 396. 405. 429 f. 487.
Hetärie der Philister 365.
Hetärie der Philomusen 365.
Hindostan 226 f.
Hohenzollern, Fürstentum 429.

Holland siehe Niederlande.
Holzschnitt 262 bis 266.
Homöopathie 213.
Humanismus 91.
Hunkiar Iskelessi, Vertrag von 1833 377.

J (Vokal).

Illustrierte Zeitung 265.
Impressionismus 271.
Indien, Forschung 225 ff.
Individualismus 34. 48. 112. 232 ff. 463.
Indoeuropäer 227.
Induktionsschluß 194.
Industrie im 19. Jahrhundert 412 ff. 449.
Ingolstadt 203.
Instrumentenmacher 414.
Investiturstreit 6.
Isis, Zeitschrift 389.
Italien, Reisen dahin 225. — Geistesleben 319. — Kunst 90. 134. — Politische Geschichte zu Anfang des 19. Jahrhunderts 353. 355 bis 359. 371. 373 f. 381. 403.

J (Konsonant).

Jahrbücher der Deutschen Geschichte 228.
Janitscharen 367.
Jassy 365.
Java 300.
Jena, Zeit Schillers und der Romantik 21. 39. 45. 52. 222. 249. 327. — Burschenschaft 390 f.
Judentum, 19. Jahrhundert 21. 434. 480 f. 485.
Julirevolution siehe Revolution von 1830
„Junges Deutschland" 473 bis 486. 490. 492. 508. 513.

K.

Kalisch 398.
Kalkutta 227.
Karikatur 148. 265.
Karlisten 375.
Karlsbader Beschlüsse von 1819 392 bis 395. 401 f.
Karpologie 209.
Kassel 405.
Katholizismus siehe Kirche.
Kattundruck 418.
Kiel 487.
Kindergärten 326.
Kirche, kirchliche Verhältnisse in Deutschland im 19. Jahrhundert 442. 486 bis 504.
Kirchenstaat, 19. Jahrhundert 357. 373 f.
Kladderadatsch 265.
Klassizismus des 18. und 19. Jahrhunderts 5. 9 f. 18. 22 ff. 51. 63. 68. 70. 89 ff. 101. 103. 107. 110. 217. 266. 268. 318.
Klempnerhandwerk 414.
Klimatologie 306.
Koblenz 391.
Köln, politische Geschichte 442. — Dom 28. 157 f. — Kunst 95. 282.
Königsberg in Preußen 20. 503.
Konservatismus 352 ff. 438 bis 486. 505.
Kontinentalsperre 412. 416 ff. 422. 425.
Konzerte 261.
Kopenhagen 155. 289.
Kreuzzeitung (Neue preußische Zeitung) 455.
Kreuzzüge 376.
Krim 364.
Kütschük Kainardsche, Friede von 1774 364.
Kulturgeschichte 231. 243 ff. 247 f.
Kulturkampf 442.
Kunstblätter 154.
Kunstgeschichte 277.
Kunststraßen 432.
Kunstvereine 436.
Kupferstich 262 f. 265 ff.
Kutahia, Präliminarfriede von 1833 377.
Kyffhäusersage 508.

L.

Laibach 362.
Landschaftsmalerei 149 ff. 269 ff.
Landwirtschaft im 19. Jahrhundert 410 f. 449.

La Plata 361.
Leinenweberei 415 f.
Leipzig, Geistesleben 20. 56 Anm. 125. 504. — Universität 236. 343 f. — Kunst 125. 140 f. — Messe 427. 433. 436. — Völkerschlacht 158. 390. — spätere Geschichte im 19. Jahrhundert 405. 516.
Liberale Parteien, Liberalismus 352 f. 398. 438 bis 442. 450. 454. 460 bis 517.
Lichtfreunde, protestantischer Verein 503.
Lied, Zeit der Romantik 124 bis 131.
Lithographie siehe Steindruck.
Logik 320.
Lohgerber 414.
London, 19. Jahrhundert 367 f. 372. 379. — Kunst 136.
Lübeck 92. 95. 234.
Luisenburg bei Alexanderbad im Fichtelgebirge 310.
Luxemburg, Großherzogtum 373.
Luxemburg, Stadt 387.
Lyrik der Romantik 174 bis 191.

M.

Märchen 237. 248.
Magdeburg 414. 503.
Mainz (Stadt) 387. 392. 396. — Dom 96.
Malerei der Romantik 85 bis 93. 143 bis 155. 260 bis 282.
Mannheim 305. 432.
Manufaktur 413 ff.
Marburg in Hessen, Universität 339.
Marienburg in Westpreußen 157.
Marseillaise 122. 378.
Materialismus 31. 283. 317.
Mathematik 191 ff. 218. 285.
Maurerhandwerk 414.
Mauriner 229.
Mechanik 195. 216 f. 285 f. 320.
Mecklenburg-Schwerin, 19. Jahrhundert 425. 431. 487.
Medianismus 13.
Medizin 208. 211 f 222. 285.
Meersburg am Bodensee 213.
Meißen 234.
Mesmerismus 12. 213.
Messen (Handelsmessen) 433. 435.
Metaphysik 320. 501.
Meteorologie 305.
Mexiko 95. 361 f.
Militärmalerei 268 f.
Mineralogie 304.
Missolunghi 365.
Modena 357. 373.
Moldau, Fürstentum 364.
Monroedoktrin 362.
Montpellier 211.
Monumenta Germaniae historica 228.
Morea 365.
Müllereigewerbe 415.
München, politische Geschichte im 19. Jahrhundert 516. — Kunst 96. 145 f. 150. 260. 269 f. 272 f. — Universität 45.
Münchener Bilderbogen 265.
Münchengrätz 398.
Münster in Westfalen 156.
Mule-Jenny-Maschine 417.
Munkácz 365.
Musik im 18. u. 19. Jahrhundert 9 f. 13. 16. 119 bis 143. 347.
Mystik, Mystizismus 12. 34—37. 47 ff. 54. 75.
Mythologie 245. 248. 346. 445.

N.

Nassau, Herzogtum 429. 431.
Nationale Weltanschauung 352 ff. 379. 450. 505 bis 517.
Naturalismus des 19. Jahrhunderts 14. 26.
Naturrecht 205. 233.
Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert 4. 31. 191 bis 224. 282 bis 303. 320. 348. — Naturphilosophie 31. 201. 209. 220 bis 224. 252. 284. 286. 293. 296 ff. 501.
Naumburg an der Saale 454.
Navarino, Schlacht von 1827 367 f.
Nazarener, Malerschule 96. 100. 144 f. 153. 157. 159. 174. 191. 260.
Neapel, 19. Jahrhundert 357.
Nemesis, Zeitschrift 389.
Neptunisten 306 f.
Neuenburg (Neuschâtel) in der Schweiz 270.
Nibelungenlied 20. 109.

Niederländisch-Indische Kompanie 300.
Niederlande, 19. Jahrhundert 354. 371. 381. 395. — Geistesleben im 18. und 19. Jahrhundert 33. 341. — Handel 411. — Kunst 90. 262. 281.
Nisib, Schlacht von 1839 377.
Nordseehandel 425.
Novellen 172 f. 474.
Nubien 364.
Nürnberg 169. 428.

O.

Österreich-Ungarn, Finanzwesen 422. — Geistesleben 21. — Künste 162. — Politische Geschichte im 19. Jahrhundert 350 bis 409. 431. 450.
Okkasionalisten 34.
Okkultismus 13.
Oldenburg, Großherzogtum 429. 431.
Oper 104. 120 bis 124. 129. 131 bis 143.
Operette 124.
Oratorium 132.
Organisches Statut von 1832 371.
Ostseehandel 425.
Ozeanographie 306.

P.

Padua 356.
Pädagogik 325 f.
Paläontologie 210. 304. 308 ff.
Palermo 357.
Pandynamismus 35.
Panmechanismus 35.
Paraguay 361.
Paris, Politische Geschichte im 19. Jahrhundert 373. — Kunst 124. 136. 158. 190. 272. — Geistesleben 213. 474. — Gesellschaft der Wissenschaften 287.
Parma 357. 373.
Parteien, politische 438 ff.
Patrimonialgerichtsbarkeit 404.
Paulskirche siehe Bundestag.
Pentarchie 384.
Peru 361.
Petrographie siehe Gesteinslehre.
Pfalz, 19. Jahrhundert 396.
Philologie im 19. Jahrhundert 343 bis 349.
Phlogiston 199. 204.
Photographie 267. 272. 288 f.
Physik 196 bis 223. 285 bis 292. 295. 297.
Physiologie 207 bis 215.
Piemont 357 f.
Pietismus 12. 453.
Plutonisten 306.
Polen, Zeit Napoleons I. 353. — Mitte des 19. Jahrhunderts 371.
Pommern 454.
Porten 434.
Porträtmalerei siehe Bildnismalerei.
Portugal, 19. Jahrhundert 355. 360 f. 375. 381.
Posen (Provinz) 385.
Postwesen 386. 477.
Potsdam 158.
Präformation 214 ff.
Prag 64. 148.
Presse 476. — Preßfreiheit 392. 397. 406 f.
Preußen, Heerwesen 386 ff. 404. 418. — Verwaltung 402 bis 409. — Finanzen 412. 413 Anm. 415 f. 420 bis 437. 481. — Kirche 442. 486 ff. — Politische Geschichte des 19. Jahrhunderts 356. 363. 366. 370. 380 bis 409.
Preußen (Provinzen) 385. 454.
Protestantische Freunde, Verein 503.
Protestantismus siehe Kirche.
Psychologie 4. 196. 230. 320 bis 327. 347. 501.

Q.

Quartett 132.

R.

Radierung 262. 266 f.
Rastatt 387.
Rationalismus 37 f. 283 f. 313. 318. 444. 453. 463. 489. 503.
Realismus des 19. Jahrhunderts 31. 85. 259—349.

Rechtswissenschaft 232 f.
Rederijker 66.
Reedereien 425.
Reformation, Wirkung auf die Kunst 90.
Remagen am Rhein 95. 159. 260.
Revolution von 1789 259. 353. 355. 362. 448. 510.
Revolution von 1830 354. 358. 368. 371. 395. 405. 478.
Revolutionen von 1848 409. 456.
„Rheinischer Merkur" von Görres 389. 391.
Rheinische Zeitung 469.
Rheinprovinz, Industrie 417 f.
Rheinschiffahrt 381. 432. 435.
Rieti in Italien 358.
Rittertum 6.
Rococo 94. 99. 263.
Rom, Kunst 92. 144 f. 261. 272. — archäologisches Institut 346.
Roman der Romantik 62. 68. 167 bis 174. 474.
Romanzen 124.
Rumelien 365.
Rußland, Reise Alexander v. Humboldts 312. — 19. Jahrhundert 356 bis 409.

S.

Sachsen, Königreich, politische Geschichte im 19. Jahrhundert 371. 385 396. 405. 429 ff. 515. — Industrie 414. 417 f.
Sachsen, Provinz, Geistesleben 503.
Sachsen-Meiningen 430.
Sachsen-Weimar, Großherzogtum 405.
Saint-Simonismus 482.
Salzbergbau 414.
San Isidoro, Kloster 93.
Sanskrit 227.
Sardinien, Königreich 357.
Satanismus 13.
Schauspielkunst 67 f. 166 f.
Schiffahrt 434 ff. — deren Zollfreiheit 432.
Schiffergilden 434 f.
Schiffbau 425.
Schlemihl, Peter, Märchen, siehe Adalbert von Chamisso.
Schlesien, Industrie 416 ff.
Schnellpresse 477.
Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung 17 Anm.
Schwaben, Geistesleben 20. 181 ff. 454.
Schwalbach 392.
Schweden, 19. Jahrhundert 411. 425.
Schweiz, Dichtung 125. 316. — Staatswesen 450.
Sennar, Landschaft am Nil 364.
Serbien 364.
Silberbergbau 412.
Singspiel 124. 131.
Sintflut 309.
Sizilien (Königreich) 357 f.
Skeptizismus 36.
Skutari 377.
Societas Meteorologica Palatina 305.
Soerabaya auf Java 300.
Sonaten 121. 128. 135.
Sonette 75.
Spanien, 19. Jahrhundert 355. 359 f. 374 f. 381. 416.
Speditionsgeschäfte 435 f.
Spektralanalyse 198.
Spinnerei 414 bis 417.
Spiritismus 13. 363.
Stände im 19. Jahrhundert 452. 457. 464.
Stahlstich 266.
Steindruck 99. 263 f. 436.
Stein-Hardenbergsche Reformen siehe Stein, Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom.
Steuerverein 431.
Stöchiometrie 204
Straßburg im Elsaß, Geistesleben 20. — Münster 157.
Sturm und Drang 5. 9. 12. 17 bis 24. 37. 58. 67. 70. 75. 83. 102. 109 f. 124. 157. 160. 168. 192. 196. 212. 217. 258. 488.
Stuttgart 128. 249. 394 f. 429. 512. 516.
Subjektivismus 22 f. 30 f. 37. 47. 51. 60. 69. 81. 88. 100. 117 f. 209. 229 f 237. 283. 313. 441. 446.
Südamerika, 19. Jahrhundert 361.
Sulza bei Weimar 454.
Symphonien 121. 132.
Syrien 377.

T.

Täufer, Sekte 33.
Tapezierer-Handwerk 414.
Teleskop 197.
Teplitz 392.
Textilindustrie 415 bis 418.
Theologie 232 f.
Theosophie, Theosophismus 13.
Thessalien 365.
Thüringische Staaten (siehe auch die einzelnen Staaten) 429 ff.
Times, Zeitung 477.
Tischlerhandwerk 414.
Toscana 357.
Transportwesen 433 ff.
Trier 503.
Troppau 358. 362.
Tuchmacher 416.
Tübingen 249. 493.
Türkei, 19. Jahrhundert 363 bis 367. 377 f.
Turin 357.
Turnerschaften, akademische 390.

U.

Ulm 160. 387.
Universitäten 176. 197. 234. 285. 390 ff. 397. 405. 477.
Unternehmertum im Mittelalter 6. — im 19. Jahrhundert 412 ff. 419. 426 f. 434 ff. 440.
Uruguay 361.

V.

Valencia in Spanien 359.
Vaterlandsliebe 83.
Verein des Heils 363.
Vereinigte Staaten von Nordamerika, 19. Jahrhundert 361. 425.
Vermögenspsychologie 320 f.
Verona 360. 362.
Vlamen siehe Flandern.
Völkerkunde 325 f.
Völkerrecht 506.
Volksepos 237.
Volksfreund, Zeitschrift 389.

W.

Wächter, Zeitschrift 389.
Wage, Zeitschrift 473.
Wahlrechte 284. 462.
Walachei 364.
Warschau, Universität, 371.
Wartburg 390.
Weberei siehe Textilindustrie.
Weimar, Zeit Goethes 20. 67.
Weserschiffahrt 432.
Westfalen, Industrie 416. 422.
Wiehe, Stadt (Provinz Sachsen) 329.
Wien, Geistesleben 20. 65. — Kunst 92. 162 bis 166. 264. 269. 272. 274. — politische Geschichte im 19. Jahrhundert 365. 389. 397. 407.
Wiener Kongreß 355. 381. 385. 432.
Wilna 371.
Wochenschriften des 18. Jahrhunderts 16. — des 19. Jahrhunderts 265.
Wollproduktion 411. 415 f.
Württemberg, 19. Jahrhundert 384. 387 bis 409. 429 ff. 486.
Würzburg 45. 390.
Wunderglaube 193 f.
Wunderhorn, des Knaben 20. 125. 248.

Z.

Zeitschrift für bildende Kunst 278.
Zeitschrift für Musik 141.
Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie 498.
Zeitschrift für Rechtsgeschichte 233.
Zeitschriften und Zeitungen 265. 389. 476 f.
Zeitschwingen, Zeitschrift 473.
Zeitung, Neue preußische, siehe Kreuzzeitung.
Zollverein 426 bis 437. 515.
Zollwesen (siehe auch Zollverein) 420 bis 425.
Zoologie 207 f.
Zürich, Geistesleben 20. 39. 125.
Zwickau in Sachsen 140.

II. Personenregister.

A.

Abbt, Thomas 231. 239 f.
Abd-el-Kader (1807—1883), 376.
Abdul Medschid, türkischer Sultan 377.
Abel, Karl von, bayrischer Staatsmann 409.
Abt, Franz, Musiker 130.
Achenbach, Andreas 277.
Achenbach, Oswald 277.
Achtermann, Theodor Wilhelm 156.
Adam, Albrecht, Maler 269.
Ahlert, Baumeister des Kölner Doms 159.
Albrecht, Wilhelm Eduard, Jurist 408.
Alembert, Jean le Rond d' 198.
Alexander I., Zar 355. 363. 366. 371. 380.
Ali Pascha von Janina 364.
Altenstein, Karl Freiherr von Stein zum, preußischer Minister 404.
Amalie, Gattin Ferdinands VII. von Spanien 375.
Amerling, Friedrich von, Maler 272.
Ampère, André Marie, Naturforscher 289
Angelico, Fra 28. 93.
Anton, König von Sachsen 405.
Anzengruber, Ludwig 166.
Arago, Dominique François, Physiker 287. 289. 313.
Ariosto 94. 154.
Aristoteles 201. 223.
Arkwright, Sir Richard 417.
Armitage, Edward 95.
Arnd, Johann, Theolog 33.
Arndt, Ernst Moritz 19. 174 f. 383. 389. 391. 507. 509.
Arnim, Achim von 25. 161. 169 f. 173. 248.
Arnim, Bettina von 479.
Atwood, George, Physiker 197.
Aubry de Montdidier, französischer Ritter 15.
Auerbach, Berthold 481.
Auersperg, Anton Alexander Graf von (Anastasius Grün) 185.

B.

Baader, Franz Xaver von 213.
Bach, Johann Sebastian 104. 139.
Baer, Karl Ernst von, Naturforscher 208.
Bärwald, Richard 17 Anm.
Barge, Hermann 142 Anm.
Bartholdy, preußischer Konsul in Rom 94.
Bassermann, Friedrich Daniel (1811—1855) 409. 516.
Bauer, Bruno, Philosoph und Theolog 338. 499.
Baur, Ferdinand Christian, Theolog 493 f.
Beaumont, Elie de, Naturforscher 310.
Becher, Johann Joachim 199.
Becker, August, Maler 269.
Becker, Nikolaus, Dichter 379. 509.
Becquerel, Anton César 289.
Beethoven, Ludwig van 9. 19. 103. 105 f. 116. 125 f. 128. 132. 138 f. 142.
Bellini, Vincenzo, Musiker 141.
Bendemann, Eduard, Maler 154.
Beneke, Friedrich Eduard, Philosoph 322 f. 325 f. 501.
Benzenberg, Johann Friedrich 287.
Béranger, Pierre Jean de 512.
Bergk, Theodor, Philolog 344.
Bergmann, Julius, Philosoph 335.
Bernstorff, Christian Günther Graf, Staatsmann 394.
Berthollet, Claude Louis Graf, Chemiker 292 f.
Berzelius, Johann Jakob Freiherr von 292. 294 ff.
Bewick, Thomas, Holzschneider 265.
Beyme, Karl Friedrich 363. 402.
Biefve, Eduard de, Maler, 261.

Bischof, Karl Gustav, Chemiker und Geolog 309.
Bismarck, Otto Eduard Leopold, Fürst von, Realpolitik 440. 459. Antisemitismus 481.
Bitzius, Albert (Jeremias Gotthelf) 184.
Black, Joseph, Chemiker 199. 203.
Blittersdorf, Friedrich Landolin Karl Freiherr von, badischer Staatsmann 409.
Blücher von Wahlstatt, Gebhard Leberecht Fürst 382.
Blumenbach, Johann Friedrich, Naturforscher 208. 212. 215.
Bluntschli, Johann Kaspar 510.
Bodmer, Johann Jakob 239.
Boeckh, August, Philolog 345 f.
Böcklin, Arnold 94 151.
Böhme, Jakob 32. 75.
Börne, Ludwig 473 f. 480. 513.
Boisserée, Melchior 28.
Boisserée, Sulpiz 28. 157.
Bonald, Louis Gabriel Ambroise Vicomte de 468.
Born, Ignaz Edler von, Mineralog 308.
Boyen, Leopold Hermann Ludwig von 363. 402. 404.
Boyle, Robert 203.
Brahms, Johannes 128. 131.
Braun, Alexander, Naturforscher 220.
Brentano, Clemens 25. 64. 74. 161. 248.
Bronn, Heinrich Georg, Zoolog 220.
Brown, John, Arzt 211.
Bruch, Max, Musiker 143.
Buch, Leopold von 306 f. 309 f.
Bürger, Gottfried August 81. 128.
Bürkel, Heinrich, Maler 269 f
Büsching, Anton Friedrich, Geograph 231.
Buffon, George Louis Leclerc Graf von, Naturforscher 226.
Bunsen, Robert Wilhelm, Chemiker 285.
Burckhardt, Jakob, Kunsthistoriker 277.
Burdach, Karl Friedrich 498.
Byron, George Noel Gordon Lord 27. 190. 366. 476.

C.

Calderon de la Barca, Don Pedro 65. 247.
Cambridge, Adolf Friedrich Herzog von, Sohn König Georgs III. von England 405. 408.
Camerarius, Rudolf Jakob, Arzt und Botaniker 214.
Candolle, Augustin Pyrame de 209.
Canning, George, Staatsmann 366. 368.
Canova, Antonio, Bildhauer 155.
Carlos von Bourbon, Infant von Spanien (1788—1855) 375.
Carrière, Moritz 335. 498.
Carstens, Asmus Jakob 87 94. 145.
Cartwright, Edmund, Mechaniker 418.
Cauchy, Augustin Louis 288.
Cavendish, Henry, Chemiker 197. 285.
Cervantes Saavedra, Miguel de 154.
Chamisso, Adalbert von 180. — Peter Schlemihl 265.
Chézy, Helmine von 136. 181.
Chladenius, Johann Martin 231. 244.
Chladni, Ernst Florens Friedrich 199. 304.
Chopin, Frédéric François 141.
Clairaut, Alexis Claude 198.
Claudius, Matthias 56. 486.
Clemens XIV., Papst 92.
Clément, Chemiker 285.
Clüver, Philipp, Geograph 314.
Colding, Ludwig August, Physiker 301.
Comte, August 51. 319. 341.
Constable, John, Maler 276.
Constant, Benjamin 467.
Cook, James 225.
Cordier, Louis, Mineralog 310.
Cornelius, Peter von, Maler 92 f. 144 bis 149. 174. 178. 260. 273. 280.
Cornelius, Peter, Musiker und Dichter 131.
Creuzer, Georg Friedrich 31. 246. 346.
Crisalin siehe Sinclair, Isaak von.
Crompton, Samuel, Mechaniker 417.
Cromwell, Oliver 330.

Cullen, William, Arzt 211.
Cuvier, George Leopold Chrétien Frédéric Dagobert, Baron 209, 308. 310.
Czerny, Karl, Musiker 141.
Czerski, Johannes, Mitbegründer des Deutschkatholizismus 504.

D.

Dahl, Johann Christian Claußen, Maler 276.
Dahlmann, Friedrich Christoph, Geschichtsforscher 408. 469.
Dalton, John, Chemiker 293.
Dana, James Dwight, Naturforscher 310.
Danhauser, Josef, Maler 274.
Dante 154.
Darwin, Charles 222. 311.
Decazes, Elie, Herzog 359.
Dechen, Ernst Heinrich Karl von, Geognost 307 f.
Deger, Ernst, Maler 95.
Descartes, René 8. 33 ff. 37. 51. 208. 257.
De Vries siehe bei Vries.
Dingelstedt, Franz Freiherr von 481. 511 f.
Dove, Heinrich Wilhelm, Physiker 305.
Dreber (Franz-Dreber), Heinrich, Maler 151.
Drobisch, Moritz Wilhem, Philosoph 325.
Droste-Hülshoff, Annette Elisabeth Freiin von 186 f.
Droysen, Johann Gustav 333. 343.
Duccio di Buoninsegna, Maler 93.
Dudevant, Amantine Lucile Aurore, Baronin von (George Sand) 476. 484.
Dürer, Albrecht 7. 90. 96. 116. 145. 264. 266. 280. 282.
Dufay, Charles François, Naturforscher 200.
Duhn, Theolog 494.
Dyce, William 95.

E.

Echtermeyer, Ernst Theodor 499.
Eckhart (Meister Eckhart) 75.
Ehrenberg, Christian Gottfried 309. 312.
Eichendorff, Josef Freiherr von 161. 169. 173. 178. 180 f.
Eichhorn, Johann Gottfried, Theolog 493.
Eichhorn, Karl Friedrich, Jurist 233. 339. 382.
Ennemoser, Josef 213.
Erdmann, Johann Eduard, Philosoph 335.
Ernst August, König von Hannover 407 f.
Eucken, Rudolf, Philosoph 335.
Euler, Leonhard, Mathematiker 199. 305.
Ewald, Georg Heinrich August, Orientalist und Bibelforscher 408.
Eynard, Jean Gabriel, Bankier in Genf 366.
Ezzelino III. (IV.) da Romano 356.

F.

Faraday, Michael, Chemiker 285. 289 ff. 296. 298 f.
Faust, Johann siehe Goethe, Johann Wolfgang von.
Ferdinand I., König beider Sizilien 357 f.
Ferdinand VII., König von Spanien 355. 359 375.
Ferdinand III., Großherzog von Toskana 357.
Feuerbach, Anselm von, Maler 147. 153. 273.
Feuerbach, Ludwig Andreas, Philosoph 481. 497. 500 ff.
Fibonacci, Lionardo (Lionardo Pisano), Mathematiker 286.
Fichte, Immanuel Hermann von 498.
Fichte, Johann Gottlieb 19. 30. 39 bis 47. 50. 52 ff. 56 f. 76. 78. 84. 103. 112. 174. 220 f. 250. 257. 259. 327. 329. 335. 382. 443. 453.
Fickler, Josef 516.
Fischer, Kuno 335.
Flandrin, Hippolyte 95.
Flaugergues, Pierre Paul 287.
Follen, Adolf 390.
Follen, Karl 176. 390.
Follen, Paul 390.

Forster, Georg 225. 227. 312.
Fouqué, siehe Motte Fouqué.
Frankl, Ludwig August 186.
Franklin, Benjamin 200. 287.
Franz, Robert, Musiker 129. 131.
Franz-Treber siehe Dreber, Heinrich.
Franz II., Deutscher Kaiser 400.
Franz I., König beider Sizilien 358.
Franz von Assisi, König von Spanien 376.
Fraunhofer, Joseph von 288.
Freiligrath, Ferdinand 514.
Fresnel, Augustin Jean 287.
Freytag, Gustav 481.
Friedrich, Kaspar David, Maler 86. 276.
Friedrich II., der Große, König von Preußen 265. — Heerwesen unter ihm 418. — Stellung zum Adel 454. — Wissenschaftliche Tätigkeit 235. — Finanzwesen 421.
Friedrich I., König von Württemberg 401.
Friedrich August II., König von Sachsen 405.
Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Hessen 406.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, Stellung zum Adel 454.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, seine Regierungszeit 388 bis 409. — Verhältnis zu Ludwig XVIII. 355. — zu Österreich 388 ff. — Heerwesen unter ihm 418.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, als Kronprinz 403. — seine Regierung 455. 460. — Tätigkeit für die Künste 145 f. 159.
Fröbel, Friedrich, Pädagog 326.
Fröbel, Julius, Publizist und Politiker 326.
Führich, Joseph 96. 265.

G.

Gärth, K. 396.
Gärtner, Joseph, Botaniker 209.
Galilei, Galileo 7. 195 f. 203. 243. 286.
Gallait, Louis, Maler 261.
Galle, Johann Gottfried, Astronom 304.
Gallitzin, Amalie Fürstin 56.
Galvani, Luigi (siehe auch Galvanismus und Galvanometer) 200. 295.
Garrick, David, Schauspieler 67.
Gatterer, Johann Christoph 231. 244. 305.
Gauß, Karl Friedrich 290 f. 306.
Gay-Lussac, Louis Joseph 285.
Geibel, Emanuel 171. 517.
Genelli, Bonaventura 266. 268.
Genfel, Maler 269.
Georg III., König von England und Hannover 368.
Georg IV., König von England und Hannover 368.
Georg, der schwarze, siehe Karadjordje, Fürst von Serbien.
Gérard, François Baron, Maler 272.
Gerlach, Leopold von, preußischer General 455. 457 ff.
Gerlach, Ludwig von, preußischer Jurist 455. 457 ff.
Gerstner, Franz Anton Ritter von 287.
Gervinus, Georg Gottfried 242. 331 f. 408.
Gilly, Friedrich 157.
Giotto di Bondone, Maler 93. 280.
Glaubrecht, hessischer Abgeordneter 515.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig 230.
Gluck, Christoph Willibald 124. 131.
Gneisenau, August Graf Neidhardt von 382. 391.
Görres, Joseph von 28. 145. 158. 187. 246. 248. 389. 468.
Goethe, Johann Wolfgang von 164. 192. 266. 331. 351. 415. — Stellung zur Romantik 19. 28. 45. 64 f. 67 f. 76. 79. 103 bis 116. 169 f. 172 f. 175. 182. 230. 240 f. 248. — zum Christentum 55. — Iphigenie 70. 110. — Tasso 70. 94. 110. — Werthers Leiden 69. 107. — Wahlverwandtschaften 70. 108. — Wilhelm Meister 70 f. 108. 115. 169 f. 172. 259. — Die Braut von Korinth 71. — Weltanschauung

und geschichtliches Denken 240. 472. 474. 516. — Naturforschung 99. 217 bis 223. 310. — Götz von Berlichingen 168. — Faust 109 ff. 115. — Auffassung der Künste 145. 157. 263. — Westöstlicher Divan 178. — Sprüche in Prosa 115. — Interesse für Forschungsreisen 227.
Goethe, Katharina Elisabeth geb. Textor (die Frau Rat) 479.
Göttling, Karl Wilhelm 175.
Gotthelf, Jeremias, siehe Bitzius, Albert.
Gottsched, Johann Christoph 164.
Gozzoli, Benozzo, Maler 93.
Grabbe, Christian Dietrich 161.
Graf, Karl Heinrich, Theolog 494.
Graff, Anton, Maler 272.
Grey, Richard, Naturforscher 200.
Grillparzer, Franz 64. 98. 163 bis 167. 182.
Grimm, Jakob 20. 31. 225. 248. 318. 339 f. 344. 408.
Grimm, Wilhelm 20. 31. 86. 225. 248. 339 f. 344. 408.
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, Simplizissimus 69, 112.
Grolman, Karl Wilhelm Georg von, preußischer General 402.
Grün, Anastasius, siehe Auersperg, Anton Alexander Graf von.
Gruppe, Otto Friedrich 338.
Gryphius, Andreas 161.
Günther, Anton, Philosoph und Theolog 489.
Guffens, Godfried, Maler 148.
Guizot, François Pierre Guillaume 342. 369. 379.
Gumbert, Ferdinand, Musiker 130.
Gutzkow, Karl 474 ff. 482 ff. 490 ff.

H.

Händel, Georg Friedrich 104.
Hafis, persischer Dichter 113.
Hagen, Friedrich Heinrich von der 20.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin 479.
Hahnemann, Samuel 213.
Haller, Albrecht von 207. 209 ff. 214. 390. 442.
Hamann, Johann Georg 56. 244. 486. 490.
Hanfstängl, Franz, Lithograph 264.
Hansteen, Christopher, Physiker 290. 305.
Hardenberg, Friedrich Leopold Freiherr von (Novalis) 19. 52. 72. 75 bis 78. 118. 169. 442 ff. 486.
Hardenberg, Karl August Fürst von 363. 382 ff. 403. 427 ff.
Hargreave, Charles James 417.
Hariri, arabischer Sprachgelehrter 178.
Harms, Claus 487.
Hartley, David, Philosoph 321.
Hasenclever, Johann Peter, Maler 274.
Hauff, Wilhelm 171. 173. 183 f.
Haupt, Moriz, Germanist und klassischer Philolog 344.
Haydn, Joseph 105. 125. 133.
Hebbel, Friedrich 476.
Hebel, Johann Peter 506.
Hecker, Friedrich Karl Franz 409. 516.
Heeren, Arnold Hermann Ludwig 225. 245.
Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 19. 30. 42. 75. 103. 221. 225. 249 bis 259. 312. 329 f. 333 bis 341. 466. 478. 488. 494 bis 500.
Heideloff, Karl Alexander von 158. 160.
Heine, Heinrich 130. 185 bis 191. 473 f. 480. 512. 514 f.
Heinze, Max 42.
Helmholtz, Hermann Ludwig Ferdinand von 287. 299. 303.
Hengstenberg, Ernst Wilhelm 487.
Herbart, Johann Friedrich 323 bis 326. 501.
Herder, Johann Gottfried von 45. 56 f. 101 ff. 192. 217. 219. 222. 226. 231. 314. 465. 481. 491. 493. — Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit 227. 245. 312. — älteste Urkunde des Menschengeschlechts 246.
Herder, Karoline von 247.
Hermann, Gottfried, Philolog 343 f.
Hermes, Georg, Theolog 489.
Herschel, William 197. 200.
Hertz, Heinrich Rudolf, Physiker 299.
Herwegh, Georg 511. 513 f.

Herz, Henriette 479 f.
Hesiod 344.
Heß, Peter von, Maler 269.
Hey, Maler 269.
Heyne, Christian Gottlob, Altertumsforscher 493.
Hiller, Johann Adam, Musiker (1728 bis 1804) 124.
Hisinger, W., Chemiker 295.
Höfel, Blasius 264.
Hölderlin, Friedrich 75 f.
Hölty, Ludwig Heinrich Christoph 82.
Hoensbroech, Paul Graf 17 Anm.
Hoff, Jakobus Henricus van't 286.
Hoff, Karl Ernst Adolf von 310.
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 14. 74. 120. 142. 168. 177.
Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich 511.
Hohenheim, Theophrastus Bombastus Paracelsus von 32. 213. 243.
Holbein, Hans 7.
Homer 237. 344.
Hotho, Heinrich Gustav, Kunsthistoriker 228.
Hülsen, August Ludwig 443.
Hünten, Franz, Musiker 141.
Hüttner, Christian 227.
Hufeland, Christoph Wilhelm 212.
Hugo, Victor 165.
Humboldt, Alexander von 290. 306 f. 311 bis 316.
Humboldt, Wilhelm von 42. 60. 218 Anm. 240 ff. 313. 328 f. 346. 363. 385. 402. 465. 468.
Hume, David 257. 321.
Hutton, James, Geolog 305. 307.
Huyghens, Christian, Mathematiker 195. 199.

I (Vokal).

Ibell, Karl von, nassauischer Regierungspräsident 392.
Ibrahim Pascha, ägyptischer Feldherr 365.
Immermann, Karl Leberecht 64. 161. 163. 169. 172. 190.
Ingenhouß, Johannes 214.
Isabella II., Königin von Spanien 375 f.
Iselin, Isaak 231. 245.
Ittenbach, Franz, Maler 95.

J (Konsonant).

Jacobi, Friedrich Heinrich 25. 56.
Jacobi, Moritz Hermann, Physiker 291.
Jacobs, Paul Emil, Maler 272.
Jahn, Otto, Philolog 346 f.
Jean Paul siehe Richter, Johann Paul Friedrich.
Johann VI., König von Portugal 361.
Jonckbloet, Wilhelm Josef Andreas 341.
Jones, Sir William, Orientalist 227.
Jordan, Rudolf, Maler 274.
Joseph II., deutscher Kaiser. — Tätigkeit für die Künste 164.
Joule, James Prescott, Physiker 301.
Jung (Jungius), Joachim 203.
Jung-Stilling, Johann Heinrich 56.
Jussieu, Antoine Laurent de, Botaniker 209.
Jussieu, Bernhard de, Botaniker 209.

K.

Kalidasa 227.
Kamptz, Karl Albert Christoph Heinrich von, Staatsmann 390.
Kant, Immanuel 36 bis 43. 50. 56. 102. 112. 192. 198. 218 Anm. 220. 231. 241. 245. 256 ff. 314. 318. 321. 323. 327 f. 330. 335. 465 f. 488 f. 493. 497. — Kategorischer Imperativ 25. 466. — Kritik der reinen Vernunft 43. 57.
Kapp, Ernst 315.
Karadjordje, Fürst von Serbien (= der schwarze Georg) 364.
Karl der Große 353.
Karl, Herzog von Braunschweig 406.
Karl X., König von Frankreich 360. 367. 369.
Karl, Prinz von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise von Preußen 401.
Karl Albert, König von Sardinien 358.
Karl August, Großherzog von Sachsen 389. 391. 405.

Karl Friedrich, Großherzog von Baden 400.
Karl Ludwig Friedrich, Großherzog von Baden 400.
Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz und Bayern 199. 305.
Kauffmann, Hermann, Maler 269 f.
Kaulbach, Wilhelm von 29. 147 ff. 162. 178. 265.
Kay, John, Mechaniker 418.
Kayser, August, Theolog 494.
Keller, Gottfried 513. 516.
Kepler, Johann 8. 195.
Kerner, Justinus 183. 213.
Kinkel, Gottfried 504.
Kleist, Heinrich von 175.
Kleuker, Johann Friedrich 246.
Klicfoth, Theodor Friedrich Detlev 487.
Klinger, Friedrich Maximilian von, Dichter 112.
Klinger, Max, Bildhauer und Maler 14.
Klopstock, Friedrich Gottlieb 75. 83. 124.
Knille, Otto, Maler 99.
Koelliker, Albert von 208.
König, Friedrich, Erfinder der Schnellpresse 477.
Körner, Christian Gottfried 328.
Körner, Karl Theodor 129. 133. 164. 175. 182.
Kompert, Leopold 481.
Koppernikus, Nikolaus 8. 38.
Kotzebue, August von 66. 390 f. 474.
Krause, Karl Christian Friedrich, Philosoph 507.
Kreutzer, Konradin 138.
Kriehuber, Joseph, Maler 264. 272.
Krüger, Franz, Maler 269.
Kücken, Friedrich Wilhelm, Musiker 130.
Kühne, Gustav 474. 481 ff. 507.
Kugler, Franz 265. 277.
Kunth, Gottlob Johann Christian 424.
Kupelwieser, Leopold, Maler 95.
Kupffer, Adolf Theodor 208.

L.

Laas, Ernst, Philosoph 502.
Lachmann, Karl 31. 344.
Lachner, Franz 132.
Lagrange, Joseph Louis 195. 198. 285. 305.
L'Allemand, Fritz, Maler 269.
Lambert, Johann Heinrich, Mathematiker 305.
Langer, Peter von, Maler 144. 272 f.
Laplace, Pierre Simon Marquis de 195. 198. 285. 287. 306.
Lappenberg, Johann Martin, Geschichtsforscher 331.
La Tour, Cagnard Baron de, Physiker 287.
Laube, Heinrich 474. 476. 482 ff. 508.
Lavater, Johann Kaspar 56. 213. 486.
Lavoisier, Antoine Laurent 204. 214. 292 f. 300.
Lazarus, Moritz, Philosoph 325.
Lebrun, Charles, Maler 272.
Legendre, Adrien Marie 198.
Lehrs, Karl, Philolog 344.
Leibniz, Gottfried Wilhelm von 4. 8. 35 f. 116. 196. 219. 235. 497.
Lenau, Nikolaus, siehe Niembsch von Strehlenau, Nikolaus.
Lengefeld, Charlotte von, siehe Friedrich von Schiller.
Leo, Heinrich 468. 499.
Leopardi, Giacomo Graf 27.
Leopold, Großherzog von Baden 406.
Leopold I., König von Belgien 373.
Lessing, Gotthold Ephraim 67 f. 111. 164. 230 f. 318. 493.
Lessing, Karl Friedrich, Maler 151. 154. 277. 280.
Leverrier, Urbain Jean Joseph, Astronom 304.
Lewald, Fanny 480.
Lichtenberg, Georg Christoph 13. 197.
Liebig, Justus Freiherr von 31.
Lindner, Friedrich Ludwig 394.
Lindpaintner, Peter Joseph von 132.
Linné, Karl von 207 ff.
Lionardo Pisano siehe Fibonacci, Lionardo.
Lionardo da Vinci 90.

Lippe, Theodor 17 Anm.
List, Friedrich, Nationalökonom 421. 428.
Liszt, Franz, Musiker 128. 131. 142.
Lobeck, Christian August, Philolog 344.
Locke, John 36.
Loebell, Johann Wilhelm, Geschichtschreiber 331.
Löning, Apotheker 392.
Loewe, Karl, Musiker 128 f.
Lortzing, Albert 124. 138.
Luden, Heinrich, Geschichtsforscher 389.
Ludwig, Otto 63. 67.
Ludwig I., König von Bayern, Charakter 509. - Regierung 409. — Tätigkeit für die Künste 145 ff. 273.
Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich 376.
Ludwig XIV., König von Frankreich 330. — Kunst seiner Zeit 67.
Ludwig XVIII., König von Frankreich 354. 360.
Ludwig Philipp, König von Frankreich 369. 373 bis 381.
Lübke, Wilhelm 278.
Luther, Martin 116. 237. — seine Mystik 48. — Stellung zum Absolutismus 451. — Wirkung im 19. Jahrhundert 330.
Lyell, Sir Charles, Geolog 311.

M.

Magnus, Eduard, Maler 272.
Mahmud, türkischer Sultan (1808 bis 1839) 365. 367. 377.
Maistre, Joseph Graf de 442.
Major, Friedrich 226 f.
Malebranche, Nicole 34.
Malpighi, Marcello, Naturforscher 214.
Malus, Etienne Louis, Physiker 287.
Marc Anton siehe Raimondi, Marco Antonio.
Maria da Gloria, Königin von Portugal 375.
Maria Christine, Gattin König Ferdinands VII. von Spanien 375.
Maria Theresia, deutsche Kaiserin 422.
Marlowe, Christopher 111.
Marschner, Heinrich 124. 138. 141.
Marr, Karl 336 f.
Maskelyne, Nevil, Astronom 305.
Maskow, Johann Jakob 235 f. 244.
Massimi, Fürst 94.
Maßmann, Hans Ferdinand 176.
Mathy, Karl 409.
Matthissen, Friedrich von 19. 75.
Maximilian I., König von Bayern 400.
Maxwell, James Clerk 299.
Mayer, Julius Robert von, Naturforscher 31. 300 bis 303.
Mazarin, Jules 472.
Mazzini, Giuseppe 373.
Mehemed Ali, Vizekönig von Ägypten 364 f. 377 ff.
Mendelssohn, Moses 480.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 129. 138 bis 143. 188.
Mengs, Raphael 94. 273.
Menzel, Adolf von 264 f.
Menzel, Wolfgang 474.
Mesmer, Franz (Friedrich Anton) 12. 213.
Metternich-Winneburg, Clemens Wenzel Nepomuk Lothar Fürst von 164. 354 bis 409.
Meyerbeer, Giacomo 188 f.
Meyerheim, Malerfamilie 269. — Eduard 275.
Michelangelo 90. 97. 145 f.
Mignard, Pierre, Maler 272.
Mignet, François Auguste Marie 342.
Mill, John Stuart 341.
Millet, Jean François, Maler 271.
Miloich Obrenowitsch, Fürst von Serbien 364.
Mnioch, Johann Jakob 73.
Mörike, Eduard 183 f.
Möser, Justus 83. 465.
Moll, Physiker 287.
Moltke, Hellmut Graf von 475.
Monroe, James 362.
Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de la Brède et de 232. 462.
Montez, Lola 409.
Montgelas, Maximilian Joseph Graf, bayrischer Staatsmann 400.

Montpensier, Antoine Herzog von 376. — seine Gattin Louise Fernande 376.
Morlacchi, Francesco, Musiker 133.
Mosheim, Johann Lorenz von 239.
Motte Fouqué, Friedrich Heinrich Karl Freiherr de la 72. 74. 173. 177.
Mozart, Wolfgang Amadeus 10. 102. 105. 125. 131 f. 347.
Mühl, Gustav 185.
Mühlbach, Luise, s. Mundt, Luise.
Müller, Adam, Staatsrechtslehrer 442. 450. 468.
Müller, Andreas, Maler 95.
Müller, Friedrich (Maler Müller) 81. 111.
Müller, Johannes, Naturforscher 208.
Müller, Johannes von, Historiker 226. 232. 329.
Müller, Karl, Maler 95.
Müller, Karl Otfried, Philolog 346 f.
Müller, Wilhelm, Dichter 366.
Münster-Ledenburg, Ernst Friedrich Herbert, Reichsgraf zu, englisch-hannöverscher Staatsmann 405.
Mundt, Luise 484.
Mundt, Theodor 474. 475 Anm. 479 f. 483 f. 491.
Murawiew, Alexander 363.
Murawiew, Michael 363.

N.

Nägeli, Hans Georg, Musiker 125.
Napoleon I. 401. 506. — sein Charakter 353. — die hundert Tage 399.
Napoleon III., Weltanschauung 515.
Nasse, Christian Friedrich 213.
Neander, August Wilhelm, Theolog 498.
Nebenius, Karl Friedrich, Staatsmann 428.
Neeff, Christian Ernst 291.
Nettelbladt, Daniel 506.
Neureuther, Eugen 86.
Newton, Isaak 4. 7 f. 195 f. 203. 256. 287. 297. 299 f. 304.
Nicolai, Otto, Tonkünstler 124. 138.
Niebuhr, Barthold Georg 146. 237. 329. 382. 493.
Niembsch von Strehlenau (Lenau), Nikolaus 186 f.
Nietzsche, Friedrich 76.
Nikolaus I., Zar 312. 366. 370. 377.
Nitzsch, Karl Immanuel, Theolog 498.
Novalis siehe Hardenberg, Friedrich Leopold Freiherr von.

O.

Obrenowitsch, Fürstenhaus 364.
Oersted, Hans Christian, Naturforscher 31. 289. 298. 317.
Oeynhausen, C. von, Geognost 307 f.
Offenbach, Jakob, Tonkünstler 269.
Oken, Lorenz 208. 222. 312.
Oranien, Herrscherhaus 372.
Ortlepp, Emilie (Gräfin Reichenbach) 406.
Ossian 75.
Otto I., König von Griechenland 367.
Overbeck, Friedrich, Maler 87. 91 f. 94 ff. 148 f. 162. 260.

P.

Pallas, Peter Simon 226.
Paracelsus siehe Hohenheim.
Paton, Sir Joseph Noel 95.
Pedro I., Kaiser von Brasilien 361.
Pestalozzi, Johann Heinrich 83. 325 f.
Pestel, Paul 363.
Pettenkofen, August Karl von, Maler 264.
Pfannschmidt, Karl Gottfried, Maler 95.
Pforr, Franz, Maler 92.
Piloty, Karl von, Maler 92.
Pindar 344 f.
Pius VI., Papst 92.

Platen-Hallermund, August Graf 163.
Plato 42. 208. 255.
Plautus 344.
Plessing, Friedrich Viktor Leberecht 246.
Plockhorst, Bernhard, Maler 95.
Pötzsch, Albert, 443 Anm.
Preller, Friedrich, der Ältere 151.
Prévost, Pierre, Naturforscher 310.
Priestley, Joseph 204.
Pruz, Robert 510 ff.
Pütter, Johann Stephan 506.

Q.

Quételet, Lambert Adolphe Jacques, Astronom 304.
Quitenz, Physiker 197.

R.

Rabener, Gottlieb Wilhelm 13.
Racine, Jean Baptiste 139.
Raffael 90. 93. 97. 145.
Raimondi, Marco Antonio, Kupferstecher 266.
Raimund, Ferdinand 65. 98. 110. 166 f.
Rainer, Erzherzog von Österreich (1783—1853) 356.
Ranke, Leopold von 171. 240 ff. 328 bis 333. 458.
Rauch, Christian Daniel 155.
Raumer, Friedrich von, Geschichtschreiber 161.
Raumer, Karl Otto von, Staatsmann 326.
Raupach, Ernst Benjamin Salomo 161 f. 474.
Rauschenplat, Johann Ernst Hermann von 396.
Ray, John, Naturforscher 214.
Reichenbach, Emilie Gräfin (Emilie Ortlepp) 406.
Reil, Johann Christian, Arzt 212.
Reinhold, Karl Leonhard 40.
Reisig, Christ. Karl, Philolog 344.
Rembrandt 116.
Rethel, Alfred, Maler 154. 162. 260. 265. 280 ff.
Reuß, Eduard Wilhelm Eugen, Theolog 494.
Reyscher, August Ludwig 233.
Rheinberger, Joseph, Musiker 143.
Richelieu, Armand Emanuel du Plessis, Herzog von (19. Jahrhundert) 360.
Richter, Jeremias Benjamin 204.
Richter, Johann Paul Friedrich (Jean Paul) 14. 19. 69 f. 141. 270. 478.
Richter, Karl August, Maler 269.
Richter, Ludwig 151 ff. 174. 265. 269.
Riedel, August, Maler 270 ff.
Riehl, Alois, Philosoph 502.
Rietschel, Ernst 155.
Rigaud, Geolog 305.
Rigaud, Hyacinthe, Maler 272.
Ritschl, Friedrich, Philolog 344.
Ritter, Karl, Geograph 232. 314 ff.
Robert, John, Mechaniker 417.
Robert, Leopold, Maler 270 f.
Rochau, August Ludwig von 396.
Röder, Friedrich von, preußischer General 388.
Ronge, Johannes, Theolog 504.
Rose, Heinrich, Chemiker 312.
Roß, John 306.
Rossini, Gioachino Antonio 141.
Rothe, Richard, Theolog 498.
Rotteck, Karl Wenzeslaus Rodecker von 468 f. 478.
Rottmann, Karl, Maler 150.
Rousseau, Jean Jacques 327. 353.
Royer-Collard, Pierre Paul 369.
Rubinstein, Anton 131.
Rückert, Friedrich 73. 175. 178. 227. 508.
Rühmkorff, Heinrich Daniel 291.
Ruge, Arnold, Philosoph und Politiker 317. 499. 510.
Rumford, Benjamin Graf 199.
Runge, Philipp Otto 86. 92. 99.

S.

Sachs, Hans 161.
Sand, George, siehe Dudevant, Amantine Lucile Aurore Baronin von.
Sand, Karl Ludwig, der Mörder Kotzebues 391.

Sauſſure, Nicolas Theodor de, Pflanzenphyſiolog 214.
Savart, Felix 287.
Savigny, Friedrich Karl von 339.
Sayn-Wittgenſtein, Wilhelm Ludwig Georg Fürſt, preußiſcher Polizeiminiſter 401.
Schadow, Gottfried 93. 153.
Schadow, Rudolf, Bildhauer 93.
Schadow, Wilhem von, Maler 93. 153 ff. 162. 173. 191. 273. 280 f.
Scharnhorſt, Gerhard Johann David von 382. 404.
Scheele, Karl Wilhelm, Chemiker 204.
Scheffer, Ary 95.
Schele, Georg Freiherr von, hannöverſcher Miniſter 407.
Schelling, Friedrich Wilhelm Joſeph von 19. 30 f. 37. 45 bis 54. 57. 75. 78. 84. 87. 103. 112 f. 146. 153. 221 bis 224. 249 f. 252. 255 f. 327. 329. 335. 338. 346. 453. 500. 504.
Schenkendorf, Max von 75. 175.
Scherer, Wilhelm 330.
Schiller, Friedrich von 164 f. 192. 266. — Stellung zur Romantik 19. 23. 25. 30. 67. 76. 102. 175. 182. 327 f. 474. — zu Sturm und Drang 20. — Weltanſchauung 472. — Stellung zum Chriſtentum 55. — zu den Künſten 157. 263. — Äſthetik 104. 490. — Verhältnis zu Goethe 108. 114. — Die Räuber 168. — Geſchichtswiſſenſchaft 240. — ſeine Gattin Charlotte geb. von Lengefeld 479.
Schimper, Karl, Naturforſcher 220.
Schindler, Emil Jakob, Maler 269.
Schinkel, Karl Friedrich 157 f. 162.
Schirmer, Joh. Wilhelm, Maler 151. 277.
Schlayer, Johannes von, württembergiſcher Miniſter 409.
Schlegel, Auguſt Wilhelm von 75. 78. 87. 90. 175 f. 227 f. 247. 442. 450.
Schlegel, Dorothea von, geſchiedene Veit, geb. Mendelsſohn 479 f.
Schlegel, Friedrich von 19. 25 ff. 39. 48. 52. 54. 75. 78 f. 82 f. 106. 114. 118 f. 121. 127. 169. 175. 224. 227 f. 442 f. 446. 468.
Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernſt 19. 39. 52. 56 bis 62. 78. 318. 391. 453. 488. 493.
Schlözer, Auguſt Ludwig von, Geſchichtsforſcher 244. 465.
Schloſſer, Friedrich Chriſtoph, Geſchichtsforſcher 332.
Schloſſer, Johann Georg, Schriftſteller 157.
Schmalz, Theodor Anton Heinrich, Staatsrechtslehrer 390 f.
Schmidt, Johann Kaſpar (Max Stirner) 502.
Schnaaſe, Karl 154. 275. 277. 279.
Schneckenburger, Max 509.
Schnorr von Carolsfeld, Julius, Maler 96 f. 265.
Schopenhauer, Arthur 338.
Schreyvogel, Joſeph 164.
Schrotzberg, Franz, Maler 272.
Schubert, Franz 122. 126 ff 130 f. 138. 141.
Schultze, Karl Auguſt Siegmund, Anatom 208.
Schulz, Johann Abraham Peter, Muſiker 124.
Schulze, Johannes, Leiter des höheren Unterrichtsweſens in Preußen 404.
Schulze, Gottlob Ernſt, Philoſoph 40.
Schumann, Robert 119 f. 122 f. 129 ff. 136. 140 ff. 186.
Schwab, Guſtav 183.
Schwerd, Friedrich Magnus 288.
Schwilgué, Jean Baptiſte, Mechaniker 197.
Schwind, Moritz von 97 f. 174. 265.
Scott, Walter 171. 476.
Selim III., türkiſcher Sultan 365.
Semler, Johann Salomo 493.
Senebier, Jean, Naturforſcher 197. 214.
Senefelder, Aloys, Lithograph 263 f.
Shakeſpeare, William 65. 110 140. 164. 247.
Signorelli, Luca, Maler 93.
Silcher, Friedrich, Muſiker 125.
Simrock, Karl 185.

Sinclair, Isaak von 181.
Soiron, Alexander von 409.
Sophokles 110. 347.
Spee, Friedrich 33.
Spinoza, Baruch (Benedikt) 34. 48. 54. 56 f. 59.
Spittler, Ludwig Timotheus Freiherr von 244.
Spitzweg, Karl, Maler 270.
Spohr, Ludwig 122. 132.
Springer, Anton 278.
Stahl, Friedrich Julius, Politiker 189. 455. 468.
Stahl, Georg Ernst, Chemiker und Arzt 199. 212.
Steffens, Henrich, Philosoph 498.
Stein, Charlotte von 479.
Stein, Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom 114. 228. 382 ff. 391. 401. 457. 465 f.
Steinle, Eduard 96 f.
Steinthal, Chajim Heymann, Philosoph 325.
Stenzel, Gustav Adolf Harald 331.
Stevin, Simon 195.
Stieglitz, Charlotte 479 f. 484.
Stieglitz, Christian Ludwig 158.
Stieler, Karl Joseph, Maler 272.
Stirner, Max, siehe Schmidt, Johann Kaspar.
Stöber, Adolf 185.
Stöber, August 185.
Stöber, Daniel Ehrenfried 184.
Stolterfoth, Adelheid von 185.
Strauß, David Friedrich 494 ff. 498 f. 502.
Strauß, Johann, Musiker 131.
Strixner, Johann Nepomuk 264.
Strümpell, Ludwig Heinrich, Philosoph 325.
Struve, Gustav von, republikanischer Schriftsteller 516.
Stüber, Maler 272.
Swerts, Jan, Maler (19. Jahrhundert) 148.
Sybel, Heinrich von 319.

T.

Tauler, Johann 75.
Thadden-Trieglaff, Adolf Freiherr von 481.
Thales, Philosoph 201.
Thibaut, Anton Friedrich Justus, Jurist 339.
Thierry, Augustin, Historiker 342.
Thiers, Louis Adolphe 342. 379.
Thomas von Kempen 75. 96.
Thorwaldsen, Bertel 91. 145. 155.
Thurmayr, Geognost 310.
Thurn und Taxis, Fürsten 386.
Tieck, Ludwig, 19. 25. 39. 67. 70. 75. 78 ff. 86. 118. 121. 150. 161. 169 f. 173. 175. 227. 247.
Tiedge, Christoph August 19.
Tizian 282.
Toussenel, Alphons 481.
Treitschke, Heinrich von 316.
Trendelenburg, Friedrich Adolph, Philosoph 337. 498.
Trubetzkoi, Sergij, Fürst 363.
Turgenjew, Nikolaj Iwanowitsch, Staatsmann 363.
Turner, William, Maler 150.
Twesten, August, Theolog 498.
Tyndall, John, Physiker 302.

U.

Überweg, Friedrich 42.
Uhland, Ludwig 179. 182 ff. 401. 515.
Uhlich, Leberecht, Theolog 503.
Ulrici, Hermann, Philosoph 498.
Unger, Johann Georg und Johann Friedrich, Holzschneider 264.

V.

Varenius, Bernhard 314.
Varnhagen, Rahel 484.
Vatke, Wilhelm 494. 499.
Veit, Dorothea, geb. Mendelssohn, siehe Schlegel, Dorothea von.
Veit, Johannes, Maler 93.
Veit, Philipp, Maler 93. 96. 148. 280.
Vico, Giovanni Battista 232.
Viktor Emanuel I., König von Sardinien 357.

Victoria, Königin von England 368. 407.
Villèle, Joseph Graf, französischer Staatsmann 360.
Villemain, Abel François 369.
Vilmar, August Friedrich Christian 487.
Vischer, Friedrich Theodor 279. 335.
Vischer, Peter 7.
Voigt, Johannes, Historiker 331.
Voigtel, Richard, Baumeister des Kölner Doms 159.
Vulpius, Christian August 81.
Volta, Alessandro Graf 200. 289. 291. 295.
Voltaire, François Marie Arouet de 353. 462.
Voß, Johann Heinrich 366.
Vries, Matthias de 341.

W.

Wackenroder, Wilhelm Heinrich 19. 87. 90. 169. — Franz Sternbalds Wanderungen 169 f.
Wächter, Leonhard (pseudon. Veit Weber) 168.
Wagner, Richard 119. 128. 133 bis 137. 142.
Wagner, Rudolf, Physiolog 208.
Waitz, Georg 31. 319.
Waldmüller, Ferdinand Georg, Maler 275.
Walter, Ferdinand 468.
Wangenheim, Karl August Freiherr von, württembergischer Staatsmann 394 f.
Weber, Ernst Heinrich, Physiker 286 f.
Weber, Karl Maria Freiherr von 120. 122 ff. 129. 132 bis 137. 139. 141.
Weber, Veit, siehe Wächter, Leonhard.
Weber, Wilhelm Eduard, Physiker 286 f. 291. 408.
Wegelin, Jakob Daniel 231.
Weiße, Christian Hermann, Philosoph 498.
Welcker, Friedrich Gottlieb, Altertumsforscher 346.
Welcker, Karl Theodor, Staatsrechtslehrer 406. 409. 468 f. 478.
Wellhausen, Julius 494.
Werner, Abraham Gottlob, Geognost 307. 309.
Werner, Zacharias 25. 161.
Wessenberg-Ampringen, Johann Philipp Freiherr von, Staatsmann 385.
Wheatstone, Sir Charles 288.
Wieland, Christoph Martin 389.
Wienbarg, Ludolf 471. 474.
Wilhelm (Meister Wilhelm von Köln), Maler 90. 94.
Wilhelm I., deutscher Kaiser, Zeit der Restauration 395.
Wilhelm, Herzog von Braunschweig 406.
Wilhelm IV., König von England und Hannover 368. 407.
Wilhelm I., Kurfürst von Hessen-Kassel 357.
Wilhelm II., Kurfürst von Hessen-Kassel 405.
Wilhelm I., König der Niederlande 372.
Wilhelm I., König von Württemberg 387. 394. 400 f.
Wilkomm, Ernst Adolf, Romanschriftsteller 484.
Winckelmann, Johann Joachim 87. 92. 159. 230.
Windelband, Wilhelm 14.
Winter, Peter von, Musiker 132.
Winterhalter, Franz Xaver, Maler 272.
Wirth, Johann Georg August, politischer Schriftsteller 396.
Wislicenus, Gustav Adolf, Theolog 503.
Wittgenstein, Wilhelm Ludwig Georg Fürst siehe Sayn-Wittgenstein.
Wolf, Friedrich August, Philolog 237. 345. 493.
Wolf, Hugo 131.
Wolff, Christian Freiherr von 35. 50. 235. 320.
Wolff, Kaspar Friedrich, Naturforscher 215.
Wolfram von Eschenbach 112.
Wrede, Karl Philipp Fürst 384. 396.

Wundt, Wilhelm 41 Anm. 243. 248 Anm.
Wyatt, Mechaniker 417.

Y.

Young, Thomas, Naturforscher 287.
Ypsilanti, Alexander und Nikolaus 365.

Z.

Zeller, Eduard, Philosoph 335.
Zelter, Karl Friedrich, Musiker 125.
Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von 56.
Zöllner, Karl Friedrich, Musiker (1800 bis 1860) 125.
Zumsteeg, Johann Rudolf 128 f.
Zwirner, Ernst Friedrich, Baumeister 159. 162.

Berichtigung.

S. 288 Z. 2 v. u. lies: des eindringenden Verständnisses statt: der eindringenden Verständnisse, sowie Z. 1 v. u. bedurfte, das statt: bedurfte, die.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

HG
L239d

85731

Author Lamprecht, Karl

Title Deutsche Geschichte. Vol.10.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU